Horst

# Geschichte

der

# deutschen Literatur

von der ältesten bis auf die neuere Zeit

mit Beispielen

**aus den besten Werken der Poesie und Prosa.**

Zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht

von

**Klotilde von der Horst.**



**Dritter Theil.**

---

**Detmold.**

Verlag von Clemens Helwing.

(Meyer'sche Hofbuchhandlung.)

1870.

# Uebersicht des Inhalts.

## Sechste und siebente Periode.

## Von 1770—1805 und von 1805—1832.



### Klopstock und seine Anhänger.



### Erste Gruppe. Klopstock's Nachfolger in der Bardenpoesie.

## Zweite Gruppe. Klopſtock's Nachfolger in der Naturdichtung.



## Dritte Gruppe. Klopſtock's Nachfolger in der religiöſen Dichtung.



## Vierte Gruppe. Klopſtock's Nachfolger: Der Hainbund.

Lessing und seine Anhänger.

## Fünfte Gruppe. Leſſing's Anhänger in der dramatiſchen Poeſie.



## Sechste Gruppe. Leſſing's Anhänger in der Proſa.



## Wieland und ſeine Anhänger.



## Siebente Gruppe. Wieland's Nachfolger.

## Achte Gruppe. Dichter und Schriftsteller die keiner der genannten Richtungen folgten.



### Hamann und Herder mit ihren Anhängern.



## Neunte Gruppe. Herder's Nachfolger: Die Originalgenies.

## Zehnte Gruppe. Herder's Nachfolger: Die Humoriſten.



### Goethe und Schiller mit ihren Anhängern.

Elfte Gruppe. Goethe's und Schiller's Anhänger.



Zwölfte Gruppe. Romantiſche Dichterſchule.



a) Die hervorragendſten Dichter der romantiſchen Schule.

b) Die minder bedeutenden Dichter der romantiſchen Schule.



c. Die bedeutendſten ſpätern Anhänger der Romantiker.



d. Die minder bedeutenden ſpätern Anhänger der Romantiker.



e. Die Dichter der Schickſalstragödie als Anhänger der Romantiker.



## Dreizehnte Gruppe. Gegner der Romantiker.

Vierzehnte Gruppe. Die einflußreichsten und bedeutendsten Uebersetzer und Bearbeiter aus den neuern und orientalischen Sprachen.



Fünfzehnte Gruppe. Germanisten und Sprachforscher.



Sechszehnte Gruppe. Die Freiheitssänger aus den Jahren 1813, 1814 und 1815.

## Sechste und siebente Periode.

## Von 1770—1805 und von 1805—1832.

### Einleitung.

Unwillkührlich drängt sich beim Studium der Literaturgeschichte der Gedanke auf, daß die ganze vorige Periode gleichsam eine Vorbereitungsschule für den vorliegenden Zeitraum war, eine Vorbereitung für die glänzenden Erscheinungen, die jetzt am poetischen Himmel zu leuchten begannen, und die die deutsche Poesie zu einer Höhe brachten, vor der sich alle Völker beugen müssen, auch dann beugen müßten, wenn nicht dieselbe schon einmal, im 11. und 12. Jahrhundert, gleich prächtige Früchte gebracht hätte, auch dann, wenn sie niemals mehr aus der Erstarrung erwachte, in welche sie nach dem Tode unserer sechs Heroen der Poesie versunken scheint, immer noch von den Früchten zehrend, die jene ihr hinterlassen. Diese sechs: Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, mit ihren zahlreichen Verehrern, Anhängern und Nachahmern zu besprechen, zu zeigen wie Jeder von ihnen in seiner Besonderheit wohlthätig auf die Entwickelung der Literatur einwirkte, und wie nur das unmittelbare Aufeinanderfolgen solcher eminenten Köpfe einen solchen Erfolg hervorbringen konnte, ist die schwere Aufgabe der Literaturgeschichte im vorliegenden Zeitraume. Nachdem durch die zahlreichen Bemühungen der Dichter der vorigen Periode in den verschiedenen Zweigen der Poesie und Prosa die Gemüther empfänglich geworden waren zur Aufnahme neuer, großer Ideen trat Klopstock auf, noch im jugendlichen Alter, der Poesie neue Stoffe, neue Formen zuführend, an welchen beiden sie Mangel litt. Man war arm an Stoffen, und bisher hatte Keiner es verstanden, mit kühnem Griff andere Quellen dafür nutzbar zu machen, und wenn auch gerade keine Armuth an Formen herrschte, man entlehnte ja schon vor Klopstock Formen der alten und neueren Völker, so war er es doch erst, der diese ausländischen Formen mit deutschem Geist zu beseelen verstand. Deßhalb auch wurde das Erscheinen seiner Werke mit solchem Enthusiasmus begrüßt, und deßhalb wartete man mit fieberhafter Spannung auf die Fortsetzung seines Messias, von dem zuerst nur einige Gesänge erschienen.

Noch hatte sich die Begeisterung für Klopstock nicht gelegt, und man war nahe daran, da man in zu großer Vergötterung seines Genies auch seine Fehler nachgeahmt hatte, der Entwickelung der Poesie neue Hindernisse zu bereiten, da trat Lessing auf, und zeigte mit seiner unvergleichlich klaren, aber strengen Kritik, daß man da nicht stehen bleiben dürfe, wo Klopstock hingetreten war, sondern, wenn auch in seinen Fußstapfen, doch vorwärts streben

müsse. Er zeigte, daß erst auf dem Gebiete der Epik und Lyrik Besserung eingetreten sei, daß aber die dramatische Poesie und die Prosa noch sehr im Argen liege. Und ihm war es vorbehalten, diesen beiden Zweigen der Literatur sowohl durch seine eigenen Werke, wie auch durch die Kritik mit einem Male einen unglaublichen Aufschwung zu geben. Er führte, wie Klopstock der Epik und Lyrik, auch dem Drama neue Stoffe zu, und zeigte durch seine kunstvolle Behandlung desselben, wie man, fremde Stoffe weise benutzend, doch ein ächt deutsches Drama schaffen könne. Seine Verdienste um die deutsche Prosa sind nur denen Luthers an die Seite zu stellen. Man schrieb vor ihm fließend, correct und zierlich, aber mit wenig Ausnahmen breit, weitschweifig und kraftlos, er aber schrieb kurz, kräftig und bündig und dennoch Jedem so verständlich, so gefällig und dem Ohr so wohlklingend, daß man ihn auch da mit Vergnügen liest, wo er Dinge behandelt, welche die Wenigsten interessiren, z. B. in seinem Streit mit Lippert über geschnittene Steine, oder in seinen theologischen Streitigkeiten mit dem Hauptpastor Götze. Seine Prosa erfreut das Ohr wie ein Kunstwerk das Auge, und konnte wohl nach ihm noch Einer Anspruch machen, gelesen zu werden, wenn er sich nicht wenigstens bemühte, an ihm zu lernen und seine Sprache auszubilden?

Lessings Werke fanden, wie natürlich, keine so begeisterte Aufnahme wie die Klopstock'schen, trotzdem auch er in der dramatischen Poesie, wie in der Prosa bedeutende Nachfolger hatte, denn nicht allein daß er durch seine Kritik Manchen von dem Thron seiner eingebildeten Größe herabstürzte, es war auch ein großer Theil der Nation, und zwar die Vornehmsten und Gebildetsten noch nicht fähig, ihn zu verstehen, weil sie, befangen im französischen Geschmack, nur französische Werke lasen, oder solche, die jenen ähnelten.

Wieland war es, der sich durch seine Schriften das Verdienst erwarb, die genannten Kreise empfänglich für deutsche Poesie zu machen. Aehnliche Stoffe auf gleiche Art bearbeitend, wie die französischen Werke, wußte er in Poesie wie Prosa seiner Sprache eine ungemeine Lieblichkeit zu verleihen, was nicht wenig zur Verfeinerung derselben beitrug. Und wenn auch die meisten seiner Werke weniger poetischen Werth wie die Klopstock'schen und Lessing'schen haben, so ist sein Verdienst um die Literatur dennoch nicht gering anzuschlagen. Mit diesen Drei: Klopstock, Lessing und Wieland, die in des Wortes höchster Bedeutung noch zu den Erziehern der deutschen Poesie gehören, kann die durch Forschung und Kritik geleitete Erziehung derselben als beendet betrachtet werden. Es folgt nun die Zeit, wo diese Erziehung ihre herrlichen Früchte trug, die wir den anderen drei Heroen unserer neueren deutschen Literatur: Herder, Goethe und Schiller, zu verdanken haben, die in richtiger Würdigung das Gegebene verfolgten und erweiterten.

Herder führte sowohl das von Lessing begonnene Werk als Kritiker und Forscher weiter, wie er auch den von Klopstock eingeschlagenen Weg verfolgte und erweiterte. Durch die mit seltener Meisterschaft ausgeführten Uebersetzungen und Uebertragungen aus alten und neueren Sprachen führte er

der Literatur, wie Klopstock, neue Stoffe und Formen zu. Dadurch, daß er sich selbst mit der älteren deutschen Literatur beschäftigte, regte er zum Studium dieser ausgezeichneten, damals beinahe vergessenen Werke an, was nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die neuere Poesie war, obwohl dieses Studium erst lange nach Herder seine besten Früchte trug. Auf dem Gebiete der Forschung, Kritik und Sprache war er von ähnlichem Einfluß wie Lessing. Zwar hat seine eigene prosaische Sprache weder die Deutlichkeit, noch die Schönheit wie die Lessing'sche; doch leistete er trotzdem Bedeutendes zu ihrer höheren Entwickelung dadurch, daß er auf die Nothwendigkeit hinwies, mehr Volksthümliches in die Sprache aufzunehmen, das heißt sich in der Schrift mehr der Sprache des Volkes zu bedienen, wodurch dieselbe nicht allein allgemein verständlicher wurde, sondern auch sehr an Beweglichkeit gewann. Ueberhaupt war es Herders vorzügliches Verdienst, gezeigt zu haben, daß die ächte Volkspoesie, von der alles Gekünstelte, Dunkele, Unverständliche fern bleiben muß, eigentlich nur Poesie sei. Wohl fehlte es Herder an schaffendem Dichtertalent, die angebahnte Umgestaltung des poetischen Lebens selbst durchzuführen. Da erschienen Goethe und Schiller, die mit einem Male in ihren Werken Alles zur Wahrheit machten, was man bisher nur gewünscht hatte. Ihre prosaische Darstellung, ihre Dramen, ihre Lyrik, besonders die Goethe'sche, zeigten die poetischen Grundsätze verwirklicht, und mit diesen beiden war die zweite Blüthezeit der Literatur eingetreten.

Freilich konnte sie sich auf ihrer Höhe nicht erhalten, wenn nicht immer wieder solche Dichtergenies auftraten. Daher sehen wir auch bald, schon durch ihre Anhänger und Nachfolger, die Poesie von ihrer Höhe herabsinken. Obwohl noch manche sehr begabte Männer erschienen, die in einzelnen Gattungen viel Bedeutendes leisteten, so war es im Vergleich zu den Meisterwerken Goethe's und Schillers doch schon ein großer Abstand.

Von den einzelnen Gruppen, die sich um die sechs genannten Heroen schaarten, bildeten die Einen mehr diese, Andere mehr jene Seite der Vorbilder aus, daher von Allen mehrere Gruppen zu erwähnen sind. Eben wegen dieser Gruppen kann die bezeichnete Periode von 1770 bis 1805 nicht allein in dem folgenden Abschnitt behandelt werden, es wird daher die nächste Periode, von 1805 bis 1832, von Schillers bis Goethes Tode, mit ersterer im Zusammenhang dargestellt.

Da Keiner unter den Nachfolgern so bedeutendes Talent wie das Vorbild besaß, so ist es naturgemäß, daß bei den Späteren die Fehler der Vorbilder viel greller hervortraten, und daß einzelne kleine Mängel derselben in den Werken der Späteren zur vollsten Ungeheuerlichkeit ausarteten. Eben so, daß man die ausgesprochenen Grundsätze und Ideen theils ungenügend, theils schief auffaßte, wodurch Dichtungen hervorgebracht wurden, die mit der ursprünglichen Idee nur noch im losesten Zusammenhang stehen. Bei den einzelnen Gruppen wird die Wahrheit dieser Behauptung am besten bemerkbar.

Diejenigen Gattungen der Poesie wurden am meisten befördert, in welchen die sechs Begründer derselben am bedeutendsten waren. Klopstocks

Anhänger bearbeiteten mit wenig Ausnahmen nach ihres Meisters hervorragendstem Talente die Lyrik, und zwar meist die höhere Lyrik: Ode, Hymne u. s. w., so wie sie sich auch mit Vorliebe, nach Klopstocks Vorgang, der alten griechischen Versmaße bedienten. Im Drama und in der Prosa finden wir Lessings Verehrer, doch schrieben sie nicht prosaische Unterhaltungsbücher, sondern kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände, Kritiken und allgemein verständliche philosophische Abhandlungen. Daher man auch eine dieser Gruppen unter dem Namen „Popularphilosophen" begreift. Man versteht unter Popularphilosophen Diejenigen, die sich, ohne Philosophen von Fach zu sein, in allgemein faßlicher Darstellung über Gegenstände der Philosophie im weiteren Sinne, d. h. über alles Höhere, was den denkenden Menschen interessirt, verbreiten. Die eigentliche Philosophie gehört nicht in die Literaturgeschichte.

Wielands Anhänger und Nachahmer haben für die Förderung der Literatur am wenigsten Bedeutung. Ohne sein Talent bearbeiteten sie ähnliche frivole Stoffe, und nur Wenige verstanden es, wie er, solche Gegenstände in schickliches, sogar schönes Gewand zu hüllen. Es haben daher die wenigsten Erzeugnisse dieser Richtung poetischen Werth.

Durch Herders großartige Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten einheimischer und ausländischer Literatur sind auch seine Nachfolger in den mannichfaltigsten Richtungen zu finden. Die Romantiker, die Originalgenies, die Humoristen, die Germanisten, die Pfleger der orientalischen Literatur, die Uebersetzer aus fremden Sprachen, Alle traten in seine Fußstapfen, denn auf allen diesen Gebieten ging er voran und bahnte den Weg.

Goethes und Schillers Verehrer bearbeiteten, wie diese Beiden selbst, hauptsächlich Dramatik und Lyrik, die Anhänger des Ersteren, nach seinem Vorgang, auch den Roman.

Neben diesen Gruppen machten sich auch noch andere Elemente bemerkbar, die mit mehr oder weniger Glück selbständig theils die gleichen, theils andere Richtungen verfolgten.

Die Zeitschriften, die in der vorigen Periode eine so große Wichtigkeit erlangten, weil die kritischen Erörterungen hauptsächlich in denselben niedergelegt wurden, bestehen auch in den vorliegenden Perioden in großer Anzahl fort. Neben den kritischen Zeitschriften erschienen vorzüglich zuerst solche, die zur Aufnahme der dichterischen Erzeugnisse der daran betheiligten Mitglieder bestimmt waren. Später gab es Zeitschriften, die, wenn auch nicht alle ausschließlich, doch zum größten Theil die Bestimmung hatten, Romane, Novellen, Erzählungen und dergleichen aufzunehmen, was nicht wenig dazu beitrug, die Thätigkeit auf diesem Gebiete namentlich um die Mitte des Zeitraumes lebhafter zu machen. Die hervorragendsten Zeitschriften sollen am geeigneten Platze angeführt werden.

Es sind also in dieser zweiten Blüthezeit unserer Literatur alle Gattungen: der Poesie, Lyrik, Epik, Dramatik und die Prosa, die gleichmäßig ausgebildet erscheinen, im Gegensatz zu der ersten Blüthe, die das Drama und die prosaische Darstellung gar nicht kannte und nur Epik und Lyrik zur höchsten

Vollkommenheit brachte. In der epischen Poesie sind sowohl die kleineren epischen Dichtungen, wie Ballade, Romanze u. s. w., als das eigentliche Epos in seinen verschiedenen Arten, wie religiöses, romantisches, komisches und idyllisches Epos vertreten; letzteres eine Gattung, die eigentlich erst durch Voß bei den Deutschen eingeführt wurde. Daher bei ihm das Nähere.

Die didaktische Poesie, das heißt das eigentliche Lehrgedicht, wie schon öfter erwähnt, streng genommen gar nicht zur Poesie gehörend, erscheint in diesem Zeitraum sehr wenig, nur einzelne Dichter, wie Tiedge, Neubert, Rückert, Schefer und einige Andere, beschäftigten sich mit Erfolg damit, und auch die Fabel verschwindet in der Art beinahe ganz, daß sie die Hauptbeschäftigung einiger Dichter bildete, wie im vorigen Zeitraum häufig vorkam, doch haben die meisten Dichter einzelne sehr gelungene Fabeln. Statt der Fabel wurde die Parabel häufiger bearbeitet, für die Herder das hervorragendste Beispiel war. Die poetische Erzählung, die in der vorigen Periode stets mit der Fabel zusammen erschien, und bei der es, wie bei der letzteren, meist auf Belehrung abgesehen war, nahm einen ganz anderen Charakter an. Sie erscheint jetzt von der Fabel getrennt, und das belehrende Element verschwindet immer mehr, sie ist von nun an das, was sie sein soll, ein kleines, episches Gedicht, und tritt manchmal zusammen mit Ballade und Romanze auf, doch wählt sie einfachere Stoffe, und wird besonders viel als komische Erzählung bearbeitet.

Philosophie und Geschichte, wie überhaupt die meisten Wissenschaften nahmen in dieser Periode einen außerordentlichen Aufschwung, doch gehören die Bestrebungen auf diesen Gebieten nicht mehr in die Literaturgeschichte. Nur insofern die Philosophie Einfluß auf die Literatur gewinnt, wird man nicht umhin können, die wichtigsten Persönlichkeiten in dieser Beziehung, wenn auch nur kurz, zu erwähnen. Ebenso werden die Geschichts- und andere wissenschaftlichen Werke nur in dem Falle berührt werden können, wenn sie durch kunstreiche Darstellung zur Hebung der Sprache von Einfluß waren. Nur ein geschichtliches Gebiet: die Literaturgeschichte, die zu Ende dieses Zeitraums erst eigentlich zur Wissenschaft erhoben wurde, und zu deren Förderung und Verbreitung die bedeutendsten Männer beitrugen, muß eingehender behandelt werden.

## Klopstock und seine Anhänger.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, war von zehn Geschwistern der älteste. Sein Vater, erst Quedlinburgischer Commissionsrath, pachtete später das preußische Amt Friedeburg in Mansfeldischen, und dort auf dem Lande wuchs der Knabe in der freien Natur kräftig auf, ohne zu große geistige Anstrengungen gab er sich allen körperlichen Uebungen mit Lust hin, für welche er eine außerordentliche Geschicklichkeit und Vorliebe besaß, die er sein ganzes Leben hindurch behielt. Sein Vater war ein origineller Mann, der an Gespenster, Ahnungen und Erscheinungen des Teufels glaubte, und sich viel damit zu

schaffen machte, dabei aber bieder, gerade, herzhaft und trotz jenes mystischen Anstrichs vom gesundesten Verstande. Der frommste Sinn herrschte im Klopstock'schen Hause, und für seine religiöse Denkweise wurde die Erziehung entscheidend. Ganz besonders wirkte in dieser Beziehung seine Großmutter von väterlicher Seite auf ihn. Bezeichnend für letztere, wie für Klopstock selbst ist folgendes kleines Ereigniß, das sich kurz vor dem Tode der Großmutter, im Jahr 1751 zutrug, und welches auch Klopstock später in einer Ode: „Der Segen", besungen hat. Als Klopstock die ersten Gesänge seines Messias bereits geschrieben und sein Name schon in Aller Mund war, besuchte er die Großmutter, die längst krank und elend, ja sogar gelähmt und stumpfsinnig war. Sie beachtete daher ihren Enkel sehr wenig, und gab auf seine vielen zärtlichen Fragen kaum Antwort. Schon wollte er sich traurig entfernen, als sie sich plötzlich erhob, die Hände ihm auf's Haupt legte und ihn mit erhebenden Worten segnete. Dann fiel sie wieder matt zusammen, und starb auch bald danach; es war die letzte geistige Kraft, die sich bei ihr geäußert hatte.

Im dreizehnten Jahre kehrte Klopstock mit seinen Eltern aus Friedeburg nach Quedlinburg zurück, besuchte das Gymnasium daselbst, und war von 1739 bis 1745 in Schulpforta, wo er eine gediegene Vorbildung erhielt, und mit dem klassischen Alterthum vertraut wurde, dessen Meisterwerke er mit lebendiger Seele erfaßte. Auch regte sich damals in ihm der Dichtergenius, und die erste Gelegenheit zur Darstellung fand er in den Versübungen in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, auf welche man in Schulpforta sehr viel hielt. Die Idee zum Messias faßte er auch hier schon. Denn da er mit tiefem Schmerz erkannte, wie weit die Literatur der Deutschen hinter der der Ausländer zurückstehen müsse, so entbrannte er im Gedanken durch Großes des deutschen Namens Ehre zu retten und sich selbst Unsterblichkeit zu erringen. Er suchte daher zu einem großen epischen Gedicht einen vaterländischen Helden und verweilte lange zweifelnd bei Heinrich dem Vogler; da kam ihm plötzlich durch einen Traum die Idee des Messias, und er ergriff kühn diesen großartigen Stoff. Noch in Schulpforta arbeitete er den Plan zum Messias ganz aus, und auf der Universität Jena, die er 1745 bezog, um Theologie zu studieren, schrieb er die drei ersten Gesänge in Prosa, da er über die Wahl der Versart noch nicht im Reinen war; erst später, in Leipzig, entschloß er sich, den Hexameter zu wählen. Im Frühjahr 1746 begab er sich nach Leipzig, da ihm in Jena das rohe Leben der dortigen Studenten nicht zusagte, wohnte hier mit seinem Vetter Schmidt (dem uns als Dichter schon bekannten Konrad Arnold Schmidt) zusammen, und befreundete sich mit den Herausgebern der Bremischen Beiträge, deren Mittelpunkt er bald wurde, besonders als sie ihn nach langem Sträuben endlich dahin brachten, die ersten Gesänge des Messias für die Bremischen Beiträge herzugeben. Klopstock verließ Leipzig 1748 und ging als Hauslehrer nach Langensalza; es lebten dort viele seiner Verwandten, besonders aber zog ihn dahin Schmidts Schwester, Friederike, der er in inniger, jedoch unerwiederter

Liebe anhing. Er besang sie in seinen Gedichten unter dem Namen: „Fanny". Im Laufe der Zeit gestaltete sich sein Verhältniß in Langensalza für ihn sehr unangenehm, besonders durch seine unglückliche Liebe, und so beschloß er endlich, der längst an ihn ergangenen dringenden Einladung Bodmers zu folgen und in die Schweiz zu gehen. Im Mai 1750 führte er seinen Entschluß aus, besuchte zuerst seine Eltern in Quedlinburg, die er in sieben Jahren nicht gesehen hatte, dann Gleim in Halberstadt, und kam im Juli in Zürich an, wo er, obwohl seine persönliche Erscheinung nicht ganz dem Bilde entsprach, was sich Bodmer von dem begeisterten Sänger des Erlösers gemacht hatte, mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde und drei Viertel Jahre lang ein gesegnetes, der Dichtkunst und Freundschaft geweihtes Leben führte. Man dachte auch daran, ihn in der Schweiz festzuhalten, als ein Ruf nach Dänemark seiner Laufbahn eine ganz andere Wendung gab. Auf des Ministers Bernstorf's Verwendung, der seine Gedichte kannte, erhielt Klopstock vom König von Dänemark, Friedrich II., eine Einladung, nach Kopenhagen zu kommen, mit einem Gehalt von vierhundert Thalern, ohne andere Verpflichtung als die der Vollendung seines Gedichtes. Auf seiner Reise nach Kopenhagen 1751 lernte er in Hamburg Meta Moller, seine spätere Gattin, die gefeierte Cidli, kennen, ein geistreiches, schwärmerisches Mädchen, die gleich beim ersten Begegnen einen tiefen Eindruck auf ihn machte, und es entspann sich vorläufig ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen. Indessen war Klopstock in Kopenhagen auf's ehrenvollste aufgenommen worden, und sein Leben, jetzt beinahe ausschließlich der Vollendung des Messias gewidmet, gestaltete sich ganz nach seinen Wünschen, besonders als er im Juni 1754 die geliebte Meta als seine Gattin heimführen konnte. Doch nicht lange erfreute er sich seines Glückes, schon 1756 wurde es gestört durch den Tod seines Vaters, und 1758 verlor er seine Gattin. Es war der härteste Schlag, der ihn treffen konnte, und nur die Religion war seine Trösterin, daher aus dieser Zeit auch die meisten seiner Kirchenlieder stammen. Von 1759 lebte er abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg, Brandenburg und Kopenhagen; bis 1771 der Minister Bernstorf unter Christian VII. aus dem Ministerium entlassen wurde, verließ auch er Kopenhagen, und lebte nun mit seiner Pension als dänischer Legationsrath bis zu seinem Tode in Hamburg, mit Ausnahme des Jahres 1776, welches er in Karlsruhe zubrachte, wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden eingeladen hatte, der ihn ungern wieder entließ und ihm als Zeichen seiner Achtung nebst dem Titel eines Hofraths eine nicht unbeträchtliche Pension sicherte. Unterhandlungen, die der kaiserliche Hof in Wien durch seinen Gesandten; Graf von Wellsperg, mit Klopstock 1768 anknüpfen ließ, um ihn nach Wien zu ziehen, und wozu Klopstock auf Verlangen des Gesandten einen Plan ausarbeitete, nach welchen Grundsätzen und welchen Richtungen die Wissenschaften von oben herab zu unterstützen wären, und auch zugleich dem Kaiser seine „Hermannsschlacht" zueignete, scheiterten wieder.

In seinem höheren Alter (1791) vermählte er sich noch einmal mit seiner

langjährigen Freundin, Johanna von Winthem, geborenen Dimpfel, einer Nichte Meta's, die ihm seine letzten Lebensjahre durch ihre Liebe erheiterte. Er starb in Hamburg den 14. März 1803 und wurde unter den größten Feierlichkeiten in Ottensee neben seiner geliebten Meta begraben.

Was Klopstocks Charakter betrifft, so gehört er zu den ausgezeichnetsten und erhabensten Persönlichkeiten nicht nur der deutschen Literaturgeschichte, sondern der deutschen Geschichte überhaupt, und so groß er auch als Dichter dasteht, als edler Mensch steht er noch höher. Es waren besonders drei Hauptideen, die sein inneres Leben bewegten und die sich als drei verschiedene Richtungen in seiner Poesie offenbarten: die Religion, die Vaterlandsliebe und die Freundschaft. Ebenso war im Leben, wie im Dichten, das Gefühl bei ihm vorherrschend, doch nicht das weiche, sentimentale, obschon auch dies in einzelnen seiner Poesien durchschimmert, sondern männlich, festes und tiefes Gefühl. Es ergibt sich daraus schon, daß sein Charakter als Dichter überwiegend lyrisch war, und das daher in seinen lyrischen Poesien, besonders in seinen Oden, seine eigentliche Klassicität liegt, die zugleich das vollständigste Abbild seiner Persönlichkeit sind, und daher um so mehr interessiren, je mehr man mit den einzelnen Veränderungen in Klopstocks Leben bekannt ist. Er feiert in denselben die Religion, die Freundschaft, die Liebe und das Vaterland, und alle diese Gefühle, namentlich in seinen früheren Oden, mit feurigster Begeisterung, tiefster Innigkeit und mit der lebhaftesten Wärme. Daß er in den Liebesoden an Fanny und Cidli eine wirkliche Herzensneigung besang, geht aus seiner Lebensbeschreibung hervor, und war dies namentlich ein großer Vortheil für die ganze spätere erotische Poesie, deren Dichter ihm auf diesem Wege nachfolgten und nicht, wie es seit Opitz' Zeit gebräuchlich war und sich besonders in der preußischen Schule geoffenbart hatte, nur erdichtete Verhältnisse in künstlicher und unwahrer Darstellung aussprachen. Der Klopstock'schen Lyrik, sowohl seinen Oden, wie auch seinen geistlichen Liedern, deren er eine Menge theils eigene dichtete, theils ältere umgestaltete, fehlt nur Eins, um sie vollkommen zu machen: das volksthümliche Element, und daher kommt es auch, daß sie nicht allgemeiner bekannt und geliebt sind, daher kommt es, daß sie Vielen sogar in jetziger Zeit, wo die Begeisterung für die höchsten Ideen immer mehr abnimmt, unverständlich bleiben. Dieser Mangel des Volksthümlichen in der Klopstock'schen Poesie macht sich weniger in den Oden, die der Ausdruck des Erhabenen sind und sein sollen, als in den Kirchenliedern bemerkbar. Als Kirchenlieder können sie gar nicht gelten, da das Volksthümliche eine unentbehrliche Grundlage desselben ist, und auch als ächte geistliche Lieder kann man sie kaum betrachten, da sie nicht Thatsachen der christlichen Religion, nicht Glaubenszuversicht oder Aehnliches aussprechen, sondern sich nur in Gefühlen und Empfindungen ergehen. Die Form, welche er für die Ode wählte, ist durchaus die antike, das heißt, er gebraucht nur die eigentlich griechischen Versmaße, und gebraucht sie mit einer solch plastischen Meisterschaft und verstand es vor Allem, den griechischen Formen deutschen Geist einzuhauchen, daß die deutsche Poesie durch ihn einen

außerordentlichen Reichthum an Formen gewann, eins seiner Hauptverdienste um die Literatur.

Es waren indeß, trotz ihrer künstlerischen Bedeutsamkeit, nicht seine Oden, die ihn zuerst berühmt machten, sondern jenes größere epische Gedicht, welches er unter dem Namen „Der Messias“ schuf.

Wie bereits erwähnt, war Klopstock's Talent überwiegend lyrisch, und dies schon erklärt es, daß er einen Stoff wählte, der sich zum Epos durchaus nicht, zu einer Reihe erhabener lyrischer Dichtungen bei Weitem besser eignete. Das Epos soll Begebenheiten, einen Wechsel von Handlungen, Schicksalen und Charakteren veranschaulichen, und je größer, mannichfaltiger und bedeutender diese sich durchkreuzenden, einander begegnenden Schicksale sind, desto anziehender ist das epische Gedicht. Klopstock nun wählte zum Gegenstand seines Werkes, zu dem er wohl mittelbar durch Miltons verlorenes Paradies angeregt worden, die Erlösung der Menschen von der Sünde, also eine rein geistige That, und Derjenige, welcher das Werk vollbringt, ist selbst Gott, fleckenlos und untadelhaft und in jeder Beziehung über das Menschliche erhaben. Den Menschen wird aber immer nur Das ansprechen, was er sich menschlich vorstellen kann, eine makellose Vollkommenheit, eine unverbesserliche Schlechtigkeit sind daher Beides keine Motive zu dichterischer Darstellung. Es enthält daher der Messias, als eine geistige That, vielmehr Reden als Handlungen, ein Fehler, der ihm am häufigsten und mit dem größten Recht ist vorgerückt worden, aber ein Fehler, der bei dem gewählten Stoff beinahe unvermeidlich war, wie sich alle Fehler der Messiade aus der verfehlten Wahl des Stoffes herleiten lassen. Es fehlt dem Gedicht die eigentliche Basis, denn es wird eine übermenschliche Handlung, die schon innerlich vollbracht ist, ehe sie äußerlich beginnt, dargestellt, so daß die Handlung des Gedichtes nur die Außenwerke der wirklichen Handlung zeigt. Dies fühlte Klopstock selbst, und um dem Uebel abzuhelfen, schuf er sich eine eigene christliche Mythologie: gute und böse Engel, die am Werk der Erlösung durch sichtbare Handlungen Theil nehmen sollten; doch sind diese mehr Maschinen wie lebende Wesen, und interessiren deßhalb nicht, weil sie mit Ausnahme des gefallenen Abadonna nichts Menschliches haben, sondern entweder, wie der Erlöser selbst, fleckenlose Engel, daher uns unverständliche Wesen sind, oder gefallene Engel, dem Menschen in ihrer bodenlosen Schlechtigkeit eben so unverständlich. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß das Interesse beim Lesen des Gedichtes so bald ermüdet, besonders da es vom eilften Gesang an merklich kühler wird, wohl deßhalb kühler wird, weil dem Dichter zuletzt der Stoff mangelte, da er es aber auf eine bestimmte Anzahl von Gesängen festgesetzt hatte, so verliert er sich zuletzt in lauter lyrische Gefühlsergüsse. Noch kommt dazu, daß vermuthlich Klopstocks eigenes Interesse an dem Werk abnahm, da er volle fünfundzwanzig Jahre, von 1748 bis 1773, daran arbeitete. Doch ob auch der Messias an allen diesen Mängeln leidet, ob er namentlich kein eigentliches Epos ist, es bleibt stets ein erhabenes Gedicht, was nicht nur aus prüfungsunfähiger Begeisterung,

seiner Zeit eine so ungetheilte Bewunderung erregte, sondern sie heute noch verdient. Ein Werk, was durch die reiche Phantasie, durch die kühnen Gedanken, durch die wunderbare Harmonie der Sprache, durch die vollendete antike Form ein bleibendes Denkmal der deutschen Poesie sein wird, das Werk eines wahrhaften Dichters, welches, besonders in den ersten zehn Gesängen, Stellen enthält, die jeden gefühlvollen Menschen beseligen und veredeln, wie: „Die Charakterschilderung der Jünger", „Die Begegnung der Maria und Portia", und andere mehr.

Außer dem Messias, den Oden und Kirchenliedern besitzen wir von Klopstock noch Epigramme, prosaische Schriften und dramatische Poesien; drei biblische Stücke: „Der Tod Adams", „Salomo", und „David", und drei sogenannte Bardiete: „Hermanns Schlacht", „Hermann und die Fürsten", und „Hermanns Tod".

Zur dramatischen Poesie hatte Klopstock am wenigsten Talent, wie aus diesen Dramen deutlich ersichtlich. Es fehlte ihm die Kunst der Gestaltung, welcher Fehler sich schon im Messias zeigte, beim Drama aber noch merklicher hervortrat; daher sind seine biblischen Stücke nichts als religiöse Idyllen, jeder Handlung entbehrend, wenn auch in einzelnen Stellen nicht ohne poetische Schönheiten. Zur Abfassung der Bardiete ward Klopstock hauptsächlich angeregt durch die zu seiner Zeit erschienenen Lieder Ossians, eines alten schottischen Barden. (Ueber diesen Näheres in der Einleitung zu den Bardensängern.) Klopstock war nämlich der Ansicht, auch bei den alten Germanen, wie bei dem keltischen Volksstamme habe es in den ältesten Zeiten eine eigene Sängerkaste, Barden genannt, gegeben, welche die Poesien verfaßten und aufbewahrten. Ausgehend von dieser Idee, die sich später als falsch herausstellte, dichtete Klopstock diese Bardiete, um vor Allem durch Verherrlichung der alten deutschen Helden, besonders Hermanns, Deutschlands Befreier, das ganz erstorbene vaterländische Gefühl wieder beim Volke zu erwecken. Er bediente sich bei denselben, wie er auch schon in vielen seiner Oden gethan hatte, statt der griechischen Mythologie der nordischen, damit, wenn alles Ausländische verbannt wäre, desto eher das nationale Element Boden faßte in dem Herzen des Volkes. Seinen Zweck, die Vaterlandsliebe zu wecken und zu beleben, hat er auch erreicht; das ist ja, von Allen anerkannt, sein größtes Verdienst; doch erreichte er es weniger durch Einführung der nordischen Mythologie, die blieb den Meisten unverständlich, noch auch durch seine Bardenpoesie, die im Ganzen eine verfehlte Richtung war, obgleich Klopstocks Bardiete, als poetische Erzeugnisse betrachtet, manches Schöne enthalten, wenn sie sich auch für die Bühne nicht eignen, sondern durch die in allen seinen Poesien lebende vaterländische Gesinnung.

Klopstocks prosaische Schriften, meist sprachwissenschaftliche, wie: „Die Gelehrtenrepublik", „Die grammatischen Gespräche", „Fragmente über die deutsche Sprache", und „Kleinere Aufsätze über Poesie, Versmaße und dergleichen", wenn auch weder schön, noch elegant geschrieben, da er durch sein Streben nach Gedrungenheit und Kürze oft dunkel und unverständlich bleibt,

und dieselben eben durch diese Dunkelheit nicht allgemein faßlich waren und daher ohne Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Sprache blieben, enthalten doch manches Richtige und Treffende, was der Mühe lohnt, sich durch das Unbedeutende und Ueberflüssige durchzuarbeiten. Unter seinen Epigrammen befinden sich manche recht gelungene, doch leistete er darin nichts Bedeutendes. Wie C. F. Cramer, der eine ausführliche Biographie Klopstocks herausgegeben hat, berichtet, soll Letzterer auch ein geschichtliches Werk: „Ueber den siebenjährigen Krieg", und „Friedrichs Schlachten und Heldenthaten", unter der Feder und theilweise schon fertig gehabt haben, die er aber verbrannte im Unmuth über die Ausartungen der französischen Revolution. Er hatte, gleich vielen bedeutenden Männern, die Revolution als die aufgehende Sonne der Freiheit begrüßt. Als er aber von den Gräuelscenen in Frankreich hörte, wandte er sich mit Abscheu davon ab, und lieh auch seinem Zorn in seinen Gedichten Worte, trotzdem er 1792 von der Nationalversammlung das Diplom als Ehrenbürger erhalten hatte. In diesem Unmuth bereute er es, je über Krieg und kriegerische Heldenthaten geschrieben zu haben, und verbrannte das Manuscript. Ebenso ist ein anderes geschichtliches Werk Klopstocks bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Ob es gleichfalls von ihm vernichtet wurde, oder ob es, wie der Geschichtschreiber Archenholz in seinem Aufsatz: „Die deutsche Literatur in England", angibt, sich in London im German Museum befindet, ist noch nicht ermittelt. Es sind dies: „Denkmale, eine Reihe Schilderungen merkwürdiger Ereignisse und Thaten aus der Revolutionsgeschichte". Ueberhaupt mag wohl manches von Klopstock's Arbeiten nicht mehr vorhanden sein; so soll er auch Idyllen in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache geschrieben haben, die verloren sind, da seine Gedichte sowohl, wie seine prosaischen Aufsätze einzeln in den verschiedenen Zeitschriften gedruckt wurden, wie er sie nach Abfassung derselben seinen Freunden schickte. Erst später erschienen sie gesammelt.

Von Klopstocks Oden sind nur wenige in's Französische und Italienische übersetzt. Desto mehr Uebersetzer hat der Messias gefunden. Es gibt drei französische, eine englische, eine italienische, zwei holländische und eine schwedische Uebersetzung desselben. Auch in's Lateinische suchte man ihn mehrfach zu übertragen. Lessing mit seinem Bruder, Johann Gottlieb, übersetzte mehrere Bruchstücke desselben, Klopstock selbst und manche Andere versuchten sich darin.

### Aus: Klopstocks Oden.

#### Heinrich der Vogler.

Der Feind ist da. Die Schlacht beginnt.
Wohlauf, zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland.

Heut' fühlet er die Krankheit nicht,
Dort tragen sie ihn her.
Heil Heinrich, Heil dir, Held und Mann
Im eisernen Gefild'.

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei,
Schon ist um ihn der Edlen Helm
Mit Feindesblut bespritzt.

Streu' furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorübergeh'!

Willkommen, Tod für's Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offenes Feld,
Und wir nur Todte seh'n
Weit um uns her, dann siegen wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher!
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei,
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preis't mit frohem Ungestüm
Der Bräutigam und die Braut!
Er sieht die hohen Fahnen weh'n
Und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: da kommen sie,
Die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
Auch für uns beide mit!

Uns preis't, der Freudenthränen voll,
Die Mutter und ihr Kind.
Sie drückt den Knaben an ihr Herz
Und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod.

## Wir und Sie.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall?

Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
Wir sind nicht reich und sind nicht stolz,
Das hebt Uns über Sie.

Wir sind gerecht, das sind Sie nicht;
Hoch steh'n Sie, träumen's höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst.

Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius wie Sie,
Das macht uns Ihnen gleich.

Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir thun's und thaten's lang'.

Wen haben Sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel, Zaubereien tönt?
Das hebt Uns über Sie.

Wer ist bei Ihnen, dessen Hand
Die trunk'ne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller*) gaben wir.

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er. Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt;
Wir schlugen da, wie Sie.

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein versteh'n, heran:
Vor Uns entflöhen Sie.

O, säh'n wir Sie in jener Schlacht,
Die wir allein versteh'n, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

Hermanne unsere Fürsten sind,
Cherusker unsere Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall?

## Der Nachahmer.

Schrecket noch and'rer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang: so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibnitz, Jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

Dichter, so bist du kein Deutscher; ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber;
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht;
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie.

---

*) Berühmter deutscher Maler.

## Das Rosenband.

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu,
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

## An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinauf blickst; wenn mein ersungener Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist, oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward;
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheiteres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen; wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied;
Ach, wenn du dann auch einen Beglücktern
Als mich geliebt hast, — laß den Stolz mir,
Einen Beglücktern, doch nicht Edlern, —

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich aufersteh'n!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du aufersteh'n!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Waagschal' in der gehobenen Hand,
Gott, Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Wenn du dann dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen; dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir steh'n, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen. Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns. Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden,
So unaussprechlich als jetzt mein Schmerz ist!

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel.

## Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eu're Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit Euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

## Winterfreuden.

Also muß ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?
Wasserkothurn, du warest der Heilenden Einer: ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen geseh'n!
Manche Rose hat mich erquickt; sie verwelkten! und du liegst,
Auch des Schimmers beraubt, liegest verrostet nun da!
Welche Tage gabest du mir, wie begannen sie, wenn sich
In der Frühe Glanz färbte, noch bleibender Reif!
Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heitere des Himmels
Um der Schönheit Preis siegend stritt und besiegt!
Dann war leichter der Schwung und die Stellung unkünstlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Wein,
Und wie war der Schlaf, der endlich Ermüdeten, eisern,
Wie unerwecklich! Wer schlief jemals am Baume, wie wir?
Aber es kam mit gebot'nem Gepolter der Knecht; und wir sahen
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du so oft mit der labenden Glut der gefühlten Gesundheit
Mich durchströmtest, Quell längeres Lebens mir warst,
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblütheten Ulmen
(Schnee war die Blume) der Bahn warnende Stimme vernahm,
Mit nachhorchendem Ohr, auch wohl hinschwebt' an der Ostsee
Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg;
Oder wenn, den die Flocken zu tausenden in sich verhüllten,
Und den schwindelte, Sturm auf das Gestade mich warf.
Ach, einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen, führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.

Bleich stand da der Gefährt'; mein Schutzgeist gab mir Entschluß ein;
Jener bebte nicht mehr, und die Errettung gelang.
Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch einmal, Beindorf *), daß du mich rettetest! Dir kam
Schon lang' die letzte; mir macht sie die Erde noch schön.

### Drittes Lied aus Wingolf. **)

Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus des Morgens Hand
Der Thau herabträuft: denn dort kommt er,
Fröhlicher heut' und entwölkt, mein Gellert.

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

Auf meinem Schooß, in meinen Umarmungen
Soll einst die Freundin, welche mich lieben wird,
Dein süß Geschwätz mir sanft erzählen
Und es zugleich, an der Hand, als Mutter

Die kleine Zilie lehren. Des Herzens Werth
Zeigt auf dem Schauplatz Keiner mit jenem Reiz,
Den du ihm gabst. Da einst die beiden
Edlern Mädchen mit stiller Großmuth,

Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, da weint' ich, Freund,
Da flossen ungesehene Thränen
Aus dem gerührten, entzückten Auge,

Da schwebte lange freudiger Ernst um mich.
O Tugend, rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!

Der du uns auch liebst, Olde, komm' näher her,
Du Kenner, der du edel und feuervoll,
Unbiegsam Beiden, Beiden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!

Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter,

Viel Zeiten, Kühnert, hast du schon durchgelebt,
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene.
Komm', Freund, komm' wieder zu des Britten
Zeit und zurück zu des Mäoniden!

*) Ein Freund des Dichters, der ihm bei der erwähnten Gelegenheit das Leben rettete.
**) Nach der deutschen Götterlehre bedeutet Wingolf soviel wie Saal der Seligen. Klopstock nannte einen Cyklus von Gedichten so, worin er alle seine Jugendfreunde besang.

Noch zwei erblick' ich. Den hat vereintes Blut,
Mehr noch die Freundschaft zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süße Reizung
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Des Hains Gesängen neben mir auferzieh'n,
Und Rothe, der sich freier Weisheit
Und der vertrautern Freundschaft weihte.

## Der Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach.

Erstaunen, himmelfliegendes Erstaunen
Ueber den, der unendlich ist,
O du, der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele

Mit deinem heiligen Feuer
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann,
Aufflammen in Entzückungen!

Du warst, du bist, wirst sein! du bist! wie soll ich dich denken?
Meine Seele stehet still, erreichet das nicht.
Vater! Vater! so soll meine Seele dich denken,
Dich empfinden mein Herz, meine Lippe dich stammeln.

Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater,
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit der Himmel Bewohnern
Erstaunen werden,
Wandelt forschend in diesem Labyrinth der Wonne,
Denn Jehovah redet!

Zwar durch den rollenden Donner auch,
Durch den fliegenden Sturm und durch sanftes Säuseln;
Aber erforschlicher, dauernder,
Durch die Sprache der Menschen.

Der Donner verhallt, der Sturm braust weg, das Säuseln verweht,
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der Menschen fort
Und verkündigt jeden Augenblick,
Was Jehovah geredet hat.

Bin ich am Grabe noch, oder schon über dem Grabe?
Hab' ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebens!
Also redet Jehovah:

„Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein,
Ich will dein nicht vergessen!"

Preis, Anbetung und Freudenthränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluja im Heiligthume!
Und jenseits des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Halleluja!
Denn so hat Jehovah geredet.

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist,
Genieß', o Seele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehovah geredet.

## Der Messias in 20 Gesängen.

### Inhalt desselben.

1. Gesang beginnt mit der Erhebung des Gemüthes zu Gott, um würdig die Erlösung der Menschen durch Christus besingen zu können. Dann zeigt er uns Christus, wie er sich vom Volke entfernt und nochmals im feierlichen Gebete Gott verspricht, die Erlösung zu übernehmen. Hierauf fangen die Leiden der Erlösung in seiner Seele an. Man sieht dann den Himmel mit den Engeln, die von Gott Befehle erhalten und sie zur Erde bringen. Der erste Gesang beginnt mit Dienstag Abend in der Charwoche.

2. Gesang beginnt mit Mittwoch Morgen. Die Seelen der Väter, die in der Sonne sind, sehen den Messias bei anbrechendem Tage erwachen und begrüßen ihn mit einem heiligen Lied. Jesus erfährt von Raphael, dem Schutzengel Johannes, daß dieser Jünger in den Gräbern am Oelberg einen Besessenen betrachte. Er gehet dahin und befreit diesen vom Satan. Satan kommt zur Hölle, erzählt, was er von Jesus weiß, und beschließt seinen Tod. Die ganze Hölle stimmt Satan bei, und er geht mit Adramelech zur Erde, um ihre Entschließungen auszuführen. Nur Abbadona, einer von den gefallenen Engeln, der seinen Abfall schon oft bereut hat, ist anderer Meinung und sucht Jesus Tod zu verhindern. Er geht auch zur Erde, bejammert seine verlorene Herrlichkeit und verzweifelt, Gnade zu finden. Auf dem Wege zur Erde sieht er Abdiel, einen guten Engel, seinen ehemaligen Freund. Satan und Adramelech lassen sich auf den Oelberg herunter.

3. Gesang beginnt mit Mittwoch Abend. Wie der erste Gesang meist im Himmel und der zweite in der Hölle verweilt hat, so eröffnet der dritte nun näher den Schauplatz auf Erden. Jesus ist noch mit Johannes in den Gräbern; seine inneren Leiden mehren sich. Es wird Abend; er schlummert ein, und seine Jünger suchen ihn. Seraph Selio, von den Vätern aus der Sonne gesandt, sieht die Jünger, und erfährt von deren Schutzengel die Charaktere der einzelnen. Klage Ithuriels über seinen Schutzbefohlenen Judas.

Auch die Jünger entschlummern. Da kommt Satan über Judas im Traume und verwirrt ihn in der Gestalt seines Vaters mit Gedanken der Bosheit. Judas wacht auf und grübelt dem Traume nach. Jesus kommt und weckt die Jünger; sie folgen ihm, nur Judas bleibt seitwärts im Gebüsche und verstrickt sich tiefer in seine finsteren Gedanken.

4. Gesang beginnt mit Donnerstag Morgen und enthält die Verhandlungen und Reden der Priester und Aeltesten über Jesus Tod, Judas Verrath, das Abendmahl und beginnt damit, daß auch Kaiphas einen Traum vom Satan gehabt hat. Auch enthält er die Gespräche einzelner Jünger und Anhänger Jesu.

5. Gesang, Donnerstag Abend. Gott steigt mit dem Engel Eloa auf Tabor hinab, um Gericht zu halten über den Messias. Ein Seraph führt verklärend Seelen von oben verstorbenen Weisen vorüber, an einem Sterne vorbei, worauf die Menschen in ihrer Unschuld verblieben waren. (Leben und Reden derselben.) Gott ist auf Tabar und Eloa ruft den Messias, der die Sünden der Welt auf sich nehmen will, in's Gericht. Das Gericht und das Leiden beginnt. Die erste Stunde in Gegenwart Adramelechs; die zweite in Gegenwart Abbadona's, der ihn lange gesucht hat und sich nun in schmerzliche Klagen ergießt. Die dritte, schwerste nur in Gegenwart der seligen Engel, nachdem zuvor Eloa auf Befehl Gottes ihm ein Triumphlied von der künftigen Herrlichkeit seiner Erlösung gesungen und ihn dadurch gestärkt hat. Das Gericht ist gehalten und Gott steigt wieder zum ewigen Throne auf.

6. Gesang, Donnerstag Nacht. Die Gefangennehmung Jesu und die Meldung derselben an die versammelten Priester. Die Reden derselben und die Verurtheilung Jesus. Portia, die Frau des Pilatus, ist heimlich gekommen, um Jesus zu sehen, und wird so sehr gerührt von seinem Betragen, daß sie sich entfernt, und zu dem ersten ihrer Götter sich wendet, für Christus zu bitten. Petri Verläugnung und Reue.

7. Gesang, Freitag Morgen. Jesus vor Pilatus. Judas' Tod. Maria und Portia. Herodes und sein Verfahren am Kreuz. Rückkehr zu Pilatus. Schwanken und Noth desselben. Philo's, einer der Aeltesten, Rede bei der Vorstellung des Barrabas. Geißelung und Krönung. Uebergebung zum Tode.

8. Gesang. Die Kreuzigung. Eloa verkündigt den Himmeln den großen Sabbath. Er versammelt die Engel der Erde, daß sie in großen Kreisen Golgatha umschweben. Gabriel führt die Seelen der Väter von der Sonne auf den Oelberg. Adam betritt die Erde zuerst. Satan und Adramelech müssen in's todte Meer entfliehen. Jesus ist an Golgatha gekommen, besteigt den Hügel und wird gekreuzigt. Erdbeben. Bekehrung des Schächers. Finsterniß. Die Seelen des zukünftigen Menschengeschlechts werden herzugeführt. Eva's Theilnahme, besonders beim Anblick Maria's.

9. Gesang. Jesus am Kreuz. Johannes und Maria unter dem Kreuze. Petrus und die übrigen Freunde Jesu. Gespräche der Väter, besonders Abrahams, Isaaks und Moses. Abbadona wagt sich wieder hervor und sieht

den Messias am Kreuz; seine Klagen. Er sieht Abdiel und entflieht. Judas Seele wird zum Kreuze geführt, sieht von ferne den Himmel und wird in die Hölle gestürzt.

10. Gesang. Jesus fühlt den nahenden Tod. Er sieht nach dem todten Meere, wo Satan und Adramelech sein Gericht fühlen. Dann blickt er auf die Heiligen und besonders auf die Seelen des künftigen Geschlechts. Aufzählung solcher Seelen und ihre Charakteristik. Miriam und Deborah beklagen in einem Liede den sterbenden Erlöser. Des Lazarus Empfindungen. Der Engel Uriel verkündet den Heiligen, daß der erste der Todesengel gegen die Erde hinkomme, um die Seele des Messias in Empfang zu nehmen; ihre Ergriffenheit. Gebet Adams und der Eva. Der Tod Jesu.

11. Gesang. Die Herrlichkeit Jesu schwebt über seinem Leichnam und erfüllt dann das Allerheiligste des Tempels, dessen Vorhang zerreißt. Alsdann erweckt er die Heiligen vom Tode; Adam und Eva, Abel, Seth u. s. w., eine lange Reihe bis auf Johannes den Täufer, die einzeln aufgezählt werden.

12. Gesang. Das Begräbniß Jesu durch Joseph und Nikodemus. Chöre der Engel und der Auferstandenen dabei. Versammlung der Freunde Jesu im Hause des Johannes. Tod Maria's, der Schwester des Lazarus. Maria's, der Mutter Jesus, und Johannes' Engel unterhalten sich über den Schmerz ihrer Geliebten.

13. Gesang. Gabriel versammelt die Engel und Heiligen an dem Grabe. Das Verhalten Satans, Adramelechs und Abbadona's. Jesus steht von den Todten auf. Triumphgesänge. Nachricht von allen diesen Dingen in der Versammlung der Priester. Philo, der der eifrigste war, Jesus zu verurtheilen, verzweifelt und bringt sich um.

14. Gesang. Die Frauen am Grabe. Jesus erscheint der Maria Magdalena und Anderen. Des Thomas Zweifel. Jesus mit Matthias und Kleophas in Emaus. Thomas am Oelberg klagend und betend. Jesus erscheint der Versammlung der Jünger. Ihr Verhalten dabei.

15. Gesang. Vielfältige Erscheinungen des Auferstandenen vor denen, die dessen würdig sind. Erzählung des Lebens des Märtyrers Stephanus und seiner feurigen Liebe zu seinem Erlöser. Hiobs Tochter begegnet der Portia, als sie zu des Erlösers Grab geht, und verkündet ihr seine Auferstehung; sie eilet beseligt nach Jerusalem. Cidli, Jairus Tochter, und Semida, der Jüngling zu Nain, die sich schon lange lieben, werden zusammen auf Tabor verklärt.

16. Gesang. Jesus offenbart sich auf Tabor vor den versammelten Engeln und Auferstandenen als Herrscher der Welt und als Richter; er hält Gericht über die jüngst Gestorbenen. Dann steigt er zur Hölle und bestraft die gefallenen Geister.

17. Gesang. Jesus erscheint dem Thomas, der nun glaubt. Er entscheidet das Schicksal derer, welche in der Sündfluth umgekommen. Fernere Erscheinungen und Bekehrungen, einzeln geschildert.

18. Gesang. Dieser Gesang enthält Gesichte, die Adam über das Weltgericht hat, über die Christenverfolger, über Religionsverächter, über die gottlosen Könige, neben welchen ein gerechter König sein seliges Auge aufhebt. Auch Maria erscheint beim Weltgerichte, und legt vor dem Sohne ihre Krone nieder.

19. Gesang. Das Gericht nimmt seinen Fortgang; besonders aber wird die Begnadigung Abbadona's erzählt. Fernere Erscheinungen Jesu. Die Zeit der Himmelfahrt naht heran. Jesus führt die Jünger aus Gethsemane auf den Oelberg, dort ist unsichtbar eine große Schaar von Heiligen versammelt. Jesus segnet sie Alle und erhebt sich gen Himmel. Eloa redet mit den Jüngern. Diese kehren nach Jerusalem zurück und erwarten den heiligen Geist.

20. Gesang. Der Triumphzug des Messias gen Himmel. Preisgesänge der begleitenden Heerschaaren, die die Thaten des Messias von Ewigkeit her bis in alle künftigen Zeiten verherrlichen.

### Aus dem vierten Gesang des Messias.

**Verhandlungen und Reden der Hohenpriester und Aeltesten über Jesu.**

Kaiphas aber lag noch, nach Satans dunkel'm Gesichte,
Voller Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe gefloh'n war,
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder und warf sich
Ungestüm und voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesläugner sich wälzt, der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn: er liegt und sinkt mit gespaltetem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten und glaubt zu vergehen;
D'rauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, sterbenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er, und wollt' ihn gerne noch läugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf, und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltesten im Volk schnell zu sich berufen.
Mitten im hohen Palast war ein weiter Saal der Versammlung
Aus des erhabenen Libanons Hain salomonisch erbauet.
Allda kamen die Priester und Aeltesten im Volke zusammen.
Mit den Aeltesten kam Joseph von Arimathia, ein Weiser,
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams,
Von der Zahl der übergebliebenen wenigen Edlen.
Still, wie der friedsame Mond in dämmernden Winternachtwolken
Ueber uns wallt, so ging in diesen Versammlungen Joseph.
Auch kam Nikodemus, ein Freund des Messias und Josephs.
Kaiphas trat jetzt herrisch hervor, ergrimmt' und sagte:
Endlich, ihr Väter Jerusalems, müssen wir etwas beschließen,
Und mit gewaltigem Arm den Widersacher vertilgen,
Oder er führt es hinaus, was er wider uns lange schon aussann;
Und wir halten vielleicht heut' uns're letzte Versammlung.
In dies Priesterthum Gottes, das Gott auf Sinai selber
Durch den größten Propheten der ganzen Nachwelt gesetzt hat,
Das in der langen Gefangenschaft selbst babylonische Thürme,

Das im Sturme der Waffen die schrecklichen sieben Hügel
Nicht zu erschüttern vermochte: das wird ein sterblicher Seher,
Israel, uns, dem Tempel des Herrn zur Schande, vertilgen.
Ist nicht Jerusalem sein? sind nicht die Städte Judäa
Sclavinnen ihres vergötterten Sehers? Entfliehet das Volk nicht
Abergläubisch und blind dem Tempel weiserer Väter,
Seine verführenden Wunder in weitentlegenen Wüsten
Anzustaunen? die Wunder, die Satan durch ihn verrichtet!
Und was blendet wohl mehr? Was ist dem staunenden Pöbel
Wunderbarer, als wenn er sogar Verstorbene vom Tode,
Oder vielmehr ohnmächtige Kranke vom Schlummer erwecket?
Unterdeß sind wir ruhig und warten, wenn uns sein Anhang
Im entsetzlichen Aufruhr vor seinen Augen erwürgt hat,
Daß er uns auch von den Todten erwecke. Ja, Väter, ihr seht mich
Stumm und erstaunungsvoll an! Könnt ihr noch zweifeln? Ja zweifelt,
Zweifelt nur, und schlummert! Nie rief ihn Judäa zum König
Ungestüm aus! Das wißt ihr nicht! Niemals bestreut' es mit Palmen
Jauchzend die Wege! Nie haben sie ihm Hosianna gesungen!
Daß du, statt Hosianna! den Fluch des Ewigen hörtest!
Daß die Stimme des Donners dir im betäubten Ohre
Statt des Triumphtons erschallte! Daß tief im Thore des Todes
Könige dir vom eisernen Stuhl aufständen, die Kronen
Niederlegten, und bitter und spöttisch Hosianna dir riefen!
Ja, unwürdige Väter des Volks! (verzeiht mir die Rede,
Die jetzt ergrimmt im heiligen Zorne mein wüthender Geist that!)
Nicht die Klugheit allein, nein, viel was höher's gebeut uns,
Gott gebeut uns, ihn schnell vom Antlitz der Erde zu tilgen!
Vormals red'te der Herr durch offenbarende Träume
Unsern Vätern. Entscheidet, ob nicht auch Kaiphas Träume,
Die Gott sendet, gehabt hat? Ich lag zur Mitternacht=Stunde
Sorgenvoll auf dem Lager und dachte dem endlichen Ausgang
Dieser neuen Empörung nach. So dachte ich, und schlief jetzt
Unentschlossen und kummervoll ein. Da war ich im Traume
In dem Tempel, und eilte, mit Gott das Volk zu versöhnen.
Schon floß Blut der Opfer vor mir; ich ging anbetend
Schon in's Allerheiligste Gottes; ich hatte den Vorhang
Schon eröffnet; da seh' ich (noch beben mir alle Gebeine!
Noch fällt Gottes Schrecken auf mich, wie tödtend, herunter!)
Aron seh' ich im heiligen Schmuck, mit drohender Stirne
Gegen mich kommen. Sein Auge voll Feuer, vom göttlichen Grimm voll,
Tödtete! Sein Brustbild voll ernster, gewaltiger Strahlen
Blitzte, gleich Horeb, auf mich! Der Cherubim Fittige rauschten
Fürchterlich auf der Lade des Bundes! Auf einmal entfiel mir
Rauschend mein Hohespriester=Gewand, wie Asche zur Erde.
Fleuch! rief Aron mit schreckendem Ton, du des Priesterthums Schande,
Fleuch! Elender, dir sage ich, daß du die heilige Stätte
Künftig nicht mehr, als Priester des Herrn, verwegen entheiligst.
Bist du es nicht? (Hier sah er mich grimmig mit tödtendem Blick an,
Wie man auf einen Todfeind herabblickt lieber ihn würget)
Bist du es nicht? Unwürdiger! du, der jenen verruchten,
Jenen entsetzlichen Mann ungestraft das Heiligthum lästern,
Meinen Bruder, Moses, und mich und Abraham schmähen,

Und die Sabbathe Gottes mit strafbarer Trägheit entweih'n sieht!
Geh', Elender! damit dich nicht schnell, wenn du ferner verweilest,
Dieser Gnadenstuhl Gottes mit heiligem Feuer verzehre!
Also sagte er. Ich floh, und kam mit zerfliegenden Haaren,
Und mit Asch' auf dem Haupte, gewandlos, entstellt und verwildert,
Unter das Volk. Da stürmte das Volk und wollte mich tödten
Darauf erwachte ich. Drei Stunden voll Qual, drei ängstliche Stunden
Hab' ich seitdem, wie sinnlos, im Todesschweiße gelegen.
Und noch beb' ich, noch zittert mein Herz von geheimem Schauer!
Und, der Stimme beraubt, erstarrt mir die Zung' im Munde!
Er muß sterben! Von Euch, versammelte Väter, erwart' ich,
Wie er sterben soll, schleunigen Rath! — Mit starrendem Blicke
Stand er hier sprachlos. Zuletzt erwachte er wieder und sagte:
Besser tödten wir einen, als daß wir Alle verderben!
Aber noch will die vorsichtige Weisheit: die Tage des Festes
Muß er nicht sterben, daß ihn sein sclavischer Pöbel nicht schütze.
Kaiphas schwieg. Kein Laut, noch Geräusch von Redenden wurde
Durch die Versammlung gehört. Sie blieben überall schweigend,
Wie vom Donner gerührt, und starr und unbewegt sitzen.
Joseph sah die herrschende Stille. Da wollt' er für Jesum
Ihn zu vertheidigen, reden; allein ein gefürchteter Priester,
Seine Wuth, mit der er auf einmal zu reden hervortrat,
Hielten ihn ab. Philo war des Priesters Name. Noch hatt' er
Nie von Jesu geredet, zu stolz, vor der Reife der Sache
Unentscheidend zu reden. Ihn hielten alle für weise;
Kaiphas selbst; doch haßt' ihn der pharisäische Philo.
Der stand auf. Sein tiefes und melancholisches Auge
Funkelte, da sprach er mit zornig geflügelter Stimme:
Kaiphas! du wagst es, uns hohe göttliche Träume
Zu erzählen, als wüßtest du nicht, daß der Ewige niemals
Wollüstlingen erscheint, daß heimlichen Saducäern
Wohl kein Geist was verkündigen wird? Entweder du lügst uns,
Oder du sahst das Gesicht; Gott ließ so tief sich herunter!
Ist das erste, so zeigst du dich deiner römischen Staatskunst
Und des erhandelten Priesterthums würdig, und wär' auch das letzte,
Hoherpriester! so wisse, daß Gott, Verbrecher zu strafen,
Sonst auch täuschende Geister zu falschen Propheten gesandt hat.
Daß der Sclave von Jesabels Baal, daß Ahab verderbe,
Daß nicht länger zu Gott das Blut des Getödteten rufe,
Steigt ein Todes-Engel vom Thron und gibt den Propheten
Falsche Prophezeihung. Und siehe, die rollenden Wagen
Trugen den sterbenden Ahab zurück. Er starb und sein Blut floß
In das Feld hin, wo Nabot erwürgt ward; in's Feld hin, wo Gott stand,
Und wo der Todesengel vor Gott hin des Sünders Blut goß.
Zwar es gebietet dein Traum, den Widersacher zu strafen;
Du hast keinen gehabt, doch hast du mit Weisheit erfunden.
Aber zitterst du nicht, da dir der furchtbare Namen
Eines Todesengels genannt wird? Vielleicht, daß ein solcher
Schon dein bald zu vergießendes Blut vor des Ewigen Thron wägt!
Nicht, als wenn ich den schuldigen Jesu für schuldlos erkannte!
Gegen den aus Nazareth bist du ein kleiner Verbrecher!
Du entehrst nur das Priesterthum Gottes. Er will es vernichten!

Ihm ist in der richtenden Waage, die oft schon Verbrecher,
Oft schon aufgethürmte Bezwinger der Völker zu leicht fand,
Eh' er wurde, sein Blut zum gewissen Tode gewogen!
Er soll sterben! Und ich, ich will es mit meinen Augen
Sehen, wenn er erblaßt! Vom Hügel, wo er erwürgt wird,
Will ich Erde, mit Blut bedeckt, in's Heiligthum tragen;
Oder, von ihm noch rauchende Steine beim hohen Altare
Niederlegen, den Israeliten ein ewiges Denkmal!
Niedrige Furcht, die uns beugt, den wankenden Pöbel zu scheuen!
Kleinmuth, die keine Väter uns lehrten! Wofern wir dem Donner,
Gottes rächendem Donner, zuvor zu kommen nicht eilen,
Wird uns mit ihm Gott auch zerschmettern! Mit brechenden Augen
Werden wir's sehen, wenn er stirbt, und unrein neben ihm sterben!
Fürchtete der aus Thisbe, den Pöbel, die Priester zu würgen,
Als der schlafende Baal zu keinem Wetter erwachte?
Oder vertraut' er ihm mehr, der Feuer vom Himmel her sandte?
Steh'n auch keine Wetter bei uns, so will ich allein mich
Unter das Volk hinstellen! Und weh' dem unter dem Volke,
Der sich wider mich auflehnt und sagt, der Leichnam des Träumers
Blute nicht Gott zu Ehren! Ihn soll die ganze Gemeine
Steinigen, sobald ihn mein um sich schauender Blick winkt.
Vor den Augen des ganzen Judäa, vorm Antlitz der Römer
Soll der Empörer sterben! Dann wollen wir stolz im Gerichte
Sitzen und lautfeiernd zu Gottes Heiligthum einzieh'n.
Philo sprach dies, und ging mit aufgehobenem Arme
Vorwärts in die Versammlung, und stand und rief von neuem:
Seliger Geist, wo du itzo auch bist, wenn du himmlisch bekleidet
Neben Abraham sitzest und um dich Propheten versammelst,
Oder, wenn du vielleicht in deiner Kinder Versammlung
Würdigst, einzukehren und unter Sterblichen wandelst,
Moses Geist! dir schwör' ich, bei jenem ewigen Bunde,
Den du, gelehrt von Gott, aus Donnerwettern uns brachtest:
Ich will eher nicht ruh'n, als bis dein Hasser erwürgt ist,
Als bis ich von des Nazaräers vergossenem Blute
Volle Hände zum hohen Altare der Dankenden bringe
Und sie über mein Haupt, das lange schon grau war, erhebe!
Also sagte er, und feuerte sich an, zu wähnen, die Gottheit
Decke getünchte Gräber nicht auf. Doch nannte sein Herz ihn
Heuchler. Er fühlt' es und stand mit unverrathenem Auge
Vor der Versammlung. Von Grimm und übermannender Wuth voll
Lehnt' an seinem goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebt'. Ihm glühte sein Antlitz. Er schaut' auf den Boden
Sprachlos und starr. Ihn sah'n die Sadducäer und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf. Wie tief in der Feldschlacht
Kriegerische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daher bebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie zogen, den Tod trägt und unter sie ihn blutathmend
Stürzt. Sie wiehern empor, und droh'n mit funkelnden Augen,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem Sturmwind entgegen.
Jetzo hätte voll Wuth sich schnell die Versammlung getrennet,
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.
Heit're Vernunft erfüllte sein Antlitz. Der Weisere sprach so:

Wenn in diesem Sturme des grimmigen Zorns die Vernunft noch
Etwas vermag, wenn Weisheit euch lieb ist, so höret mich, Väter.
Wenn der ewige Zwist stets wieder unter euch aufwacht;
Wenn Pharisäer und Sadducäer, wenn diese Namen
Ewig euch trennen, wie werdet ihr dann den Propheten vertilgen?
Zwar Gott sendet vielleicht die eifersüchtige Zanksucht
Unter euch, Väter, weil er es seinen hohen Gerichten
Vorbehalten, dem Nazaräer ein Urtheil zu sprechen.
Lasset, Väter, Gott sein Gericht! Ihr möchtet zu schwach sein,
Seinen Donner zu nehmen, und unter den mächtigen Waffen,
Denen die Himmeln erzittern, in niedrigen Staub hinsinken.
Schweigt ihr vor Gott, und hört der Stimme des kommenden Richters
Still entgegen! Er wird bald reden und seine Stimme
Wird der Erdkreis erstaunt vom Aufgang und Untergang hören.
Spricht Gott zu dem Gewitter: Zerschmett're ihn! und zu dem Sturmwind:
Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub in alle vier Winde!
Oder zum blinkenden Schwert: Auf, waffne rächende Hände,
Trinke das Blut des Sünders! Gebeut er den Tiefen der Erde:
Thut euch auf und verschlingt ihn: so ist er der schuldige Träumer!
Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Mächtig fortfährt; wenn durch ihn der Blinde sein Antlitz zur Sonne
Freudig erhebt und mit sehenden Augen den leitenden Vater
Staunend anblickt (verzeiht mir, wofern ich, entflammt von der Größe
Seiner Thaten, vielleicht nach eu'rem Sinn zu erhaben
Von ihm rede!); wenn Tauben das Ohr der Stimme des Menschen
Wieder sich öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feiernde Chor, und die Hallelujagesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergeh'n, und gegen uns zeugen,
Und mit wiederlebendem Auge gen Himmel hin weinen,
Und dann göttlich zürnend auf uns seh'n, ihr Grabmal uns zeigen,
Und mit jenem Gericht uns droh'n, vor dem sie schon waren;
Wenn er, welches noch göttlicher ist, untadelhaft fortfährt,
Vor uns zu leben; wenn er mit seiner mächtigen Tugend
Wunder thut, und Gott gleich: ach, so beschwör' ich euch, Väter,
Beim lebendigen Gott; sprecht, sollen wir ihn verdammen?
Also sagt' er. Jetzt strahlt' die erhabene Mittagssonne
Ueber Jerusalem nieder. Um die Zeit nahte sich Judas,
In der Priester Versammlung zu gehen. Vor ihm wandelte Satan
Und Ithuriel unsichtbar her und standen im Saale
Neben den Priestern und sah'n ungeseh'n in die tiefe Versammlung.
Aber Nikodemus saß und betrachtete schweigend
Aller Antlitz. So wie ein Mann, der ein Sünder ist, zitternd
Steht und erbleicht, wenn über ihm der Olympus donnert;
Also war die Versammlung. Selbst Philo und Kaiphas schienen
Vor Gamaliels Weisheit zu zittern. Mit Furcht und Verachtung
Sah sie Nikodemus, stand auf und wagt' es, zu reden.
Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Anseh'n,
Stand er. Wehmuth und Ernst erfüllte sein Antlitz, und
Adel eines empfindenden, unbefleckten Gewissens
Sprach sein ganzes Gesicht. Sein treuer Zeuge, das Auge,
Weint' und verbarg nicht die Thränen. Er glaubt', er spräche vor Menschen.

Also sagte er: Gesegnet sei mir, Gamaliel ewig
Unter den Männern! Gesegnet sei, du Theu'rer, die Rede
Deines Mundes! Es hat dich der Herr zum Helden gesetzet,
Und ein schneidendes Schwert in deinen Mund dir gegeben!
Noch bebt unser Gebein, das deine Rede getheilt hat!
Noch sinkt unser ohnmächtiges Knie! Noch decket Dunkel
Unser Auge! Noch seh'n wir Gott in strafenden Wettern,
Deß die Empörer wider sein Thun des Staub's sich erinnern,
Der sie gebar! Der Gott, der diese Weisheit dich lehrte,
Der dir ein mehr als königliches Herz und männlichen Muth gab,
Schütze, Gamaliel, dich! — der gottgesandte Messias
Sei auch dein Messias und deines Stammes Messias!
Aber euch kann ich nicht segnen, die Gottes erhabenen Propheten
Also verfolgen! Philo dich nicht! dich Kaiphas auch nicht!
Weinen kann ich vor euch, wenn anders die Stimme des Weinens
Euern Herzen hörbar noch ist, und wenn für die Unschuld
Menschlich vergossene Thränen noch eu're Seele bewegen!
Jetzo klagt noch die Stimme der Thränen, die Unschuld zu retten.
Hört sie, Väter. Ist erst ihr heiliges Blut vergossen:
Alsdann ruft, gleich Gottes Wettern, erhab'ner die Stimme
Ihres vergossenen Bluts! sie ruft und steigt in den Himmel
Zu des Ewigen Ohr. Der wird sie hören und kommen,
Und ein Gericht ohn' Erbarmen um seinen Getödteten rechten:
Juda, Juda! wo ist dein Messias? und wenn er nicht da ist,
Wird er vom Anfang herauf bis hin zum Niedergang tödten
Alle Männer des Bluts, die seinen Heiligen würgten.
Also trat er zurück. Noch saß mit drohendem Auge
Philo da, und erbebte vor Wuth und grimmigem Zorne
In sich selber, und zwang sich aus Stolz, den Zorn zu verbergen.
Aber er zwang sich umsonst. Sein Auge ward dunkel, und Nacht lag
Dicht um ihn her, und Finsterniß deckte vor ihm die Versammlung.
Jetzo muß er entweder ohnmächtig niedersinken,
Oder sein starrendes Blut auf einmal feuriger werden
Und ihn wieder gewaltig beleben. Es hub sich, und wurde
Feuriger, und goß sich von hoch aufschwellenden Herzen
In die Mienen empor. Die Mienen verkündigten Philo
Und er sprang auf, und riß sich aus seiner Ruh' und ergrimmte.
So, wenn auf unerstiegenen Gebirgen ein nahes Gewitter
Furchtbar sich lagert, so reißt sich eine der nächtlichsten Wolken,
Mit den meisten Donnern bewaffnet, entflammt zum Verderben,
Einsam hervor. Wenn and're den Wipfel der Felder nur fassen,
Wird sie von einem Olympus zum andern, waldigte Berge
Und hochthürmende Königstädte, die meilenlang liegen,
Tausendfach donnernd, entzünden und in Ruinen begraben.
Philo riß sich hervor. Ihn sah'st du, Satan, und sagtest
Bei dir selber: O sei mir zu deiner Rede geweihet!
Wie wir unten im Abgrund weih'n, so weih' ich dich, Philo!
Gleich der Hölle gefürchteten Wassern ströme sie wild hin!
Stark wie das flammende Meer! Wie vom Hauche der Donner geflügelt,
Die mein Mund spricht, wenn er gebeut! Wie jemals im Abgrund
Menschenfeindlich und zornig an seinen unendlichen Bergen
Von den Göttern hinuntergeredet ward, daß es die Ströme

Horchend lernten, und um sich herum den Strömen erzählten,
So sprich, Philo! so führe dies Volk im Triumph gebunden!
Also denke: so fließe dein Herz von Empfindungen über,
Derer sich, wär' er ein Mensch, selbst Adramelech nicht schämte!
Sprich dem Nazaräer den Tod! Ich will dich belohnen,
Und dein Herz mit Freuden der Hölle, sobald du sein Blut siehst,
Ganz erfüllen, und, kommst du zu uns, dein Führer werden,
Und zu den Seelen dich führen, die Helden waren und würgten!
So sprach Satan für sich, und Seraph Ithuriel hört' ihn.
Aber Philo stand da, sah ernst gen Himmel und sagte:
Altar des Bluts, wo Gott das Lamm der Versöhnung gebracht wird,
Und ihr übrigen hohen Altäre, wo vormals die Opfer,
Gott ein süßer Geruch, sich unentheiligt erhuben!
Und du Allerheiligstes selbst! du Lade des Bundes!
Und ihr Cherubim, Todesengel! du Gnadenstuhl Gottes,
Wo, von Menschen unangefeindet, der Ewige vormals
Saß und über die Sünder aus heiligem Dunkel Gericht hielt!
Tempel des Herrn, den Gott mit seiner Herrlichkeit füllte!
Und du, Hörer der göttlichen Stimme, Moria! Moria!
Wenn euch der Nazaräer verwüstet, und diese Männer,
Diese Männer der Bosheit euch, unter seiner Beschützung,
Mit verwüsten: so bin ich an eu'rer Verwüstung nicht schuldig!
Bin unschuldig, wenn uns're Kinder mit ängstlichen Blicken,
Und mit bebendem Knie, mit bang' zerrungenen Händen
Geh'n und den Gott der Väter in seinem Heiligthum suchen,
Ihn nicht finden! der Nazaräer sich Throne gesetzt hat,
Wo Gott über den Cherubim saß! wenn vor aller Antlitz
Götzensclaven dem Sünder entweihende Räuchwerke bringen,
Wo der Vorhang hing, wo sonst nur der Hohepriester
Mit verhülltem Gesicht und betend zum Gnadenstuhl hintrat!
Laß mich den Jammer nicht seh'n! Laß, Gott, mein sterbendes Auge
Eher brechen, als dieser Gräu'l der Verwüstung dein Volk trifft.
Aber was ich noch thun kann, dem nahen Verderben zu wehren,
Dieses thu' ich vor Gott! Hier steh' ich vor deinem Antlitz!
Hör', Gott Israel, mich; wenn du jemals im Himmel gehört hast,
Was von dir auf Erden ein Mensch im Staube gefleht hat!
Traf, auf Elias Gebet, die gesandten Mörder des Königs
Feuer vom Himmel, und fraß es hinweg vom Gipfel des Carmel;
Riß der Abgrund, da Moses dich bat, in seine Tiefen
Corah, und Dathan und Abiramiden lebend hinunter:
O so hör', Gott Israel, mich! Ich fluche den Männern,
Die dich schmäh'n, und den Sünder, der Moses Feind ist, beschützen.
Nikodemus! dein Ende sei, wie das Ende des Träumers!
Und dein Grab, wie das Grab des Empörers unter den Mördern,
Welche, fern von dem Tempel und Altar, gesteiniget werden!
Hart sei dein Herz, wenn du stirbst, und ununterwürfig der Gottheit!
Thränenlos sei dein Auge! das Weinen müss' ihm versagt sein;
Willst du zu Gott dich sterbend bekehren! Weil du geweint hast,
Einen Verruchten zu schützen, und weil dein dienstbares Auge
Wider den Ewigen stritt, unheilige Thränen herabgoß!
Auch du schützest den Träumer, Gamaliel! Finsterniß decke
Und entsetzliches Dunkel dein Auge! Dann sitz' und warte

Auf die Hülfe des Nazaräers, und schmachte vergebens!
Taubheit schließe dein Ohr! Ein schreckliches Ende dein Leben!
Lieg' dann und harre, bis dich der Nazaräer erwecke!
Lieg' und verwes' und harre vergebens! Und, wenn du dem Pöbel,
Der ihn anstaunt wie du, wenn du dem Pöbel noch sagtest,
Merket darauf, er wird mich erwecken: So trete der Pöbel
Auf dein Grab hin und spotte daselbst des Propheten und deiner;
Vor Gerichte stehe dein Geist dann und höre sein Urtheil!
Hebe deinen gefürchteten Arm auf, und schlage den Sünder,
Schlage Nikodemum, Gott, und vollende die Flüche,
Die ich zu Ehren dir that! den andern, der nebst ihm sein Knie bog,
Leg' auch ihn in den Staub, Gamaliel, hin, wo der Tod wohnt!
Aber deinen grimmigen Zorn, worunter die Hölle,
Gehst du daher, worunter die Berge der Erde erzittern;
Deine Donner, die rings um dich her, Unendlicher, donnern,
Nimm, und schlage den noch größeren Sünder, den Nazaräer!
Ich bin jung gewesen, und bin zum Greise geworden,
Habe dir stets nach der Weise der Väter gedient und geopfert:
Doch, Gott, läßt du mein sterbendes Auge den Jammer erblicken,
Daß der Europäer von Nazareth siegt, dein ewiger Bund nichts,
Daß nichts mehr dein Heiligthum gilt, und dein Eid und dein Segen,
Den du Abraham schwurst, und nach ihm den Abrahamiden:
So entsag' ich hiermit vor dem Antlitz des ganzen Judäa
Deinem Recht und Gesetz! So will ich ohne dich leben!
Ohne dich soll mein sinkendes Haupt in's Grab hin sich legen!
Ja, wenn du vom Antlitz der Erde den Träumer nicht wegtilgst,
So bist du nicht Moses erschienen! So war es ein Blendwerk,
Was er im heiligen Busch am Fuße des Horeb erblickte!
So stiegst du zur Spitze des Sinai nicht wunderbar nieder!
So klang keine Posaune! kein Donner! So bebte der Berg nicht!
So sind unsere Väter und wir seit undenkbaren Zeiten
Unter den Völkern der Welt die beweinenswürdigsten Menschen!
So ist kein himmlisch Gesetz! So bist du Israels Gott nicht!
Philo spricht's, tritt grimmig zurück. Und Nikodemus
Stand mit niederschauendem Angesicht; so, wie ein Mann steht,
Welcher den Unterdrücker erduldet und in sich den Vorzug
Und die Erhabenheit seiner Tugend und Unschuld empfindet.
Ernst ist sein Gesicht; tief in der Seele der Himmel.
Jetzo dachte der göttliche Mann voll Gedanken der Ehrfurcht
An die heilige Nacht, wo allein mit ihm der Messias
Von der Ewigkeit sprach und von den Geheimnissen Gottes;
Wo er im Tiefsinn, mit Mienen voll Seele, mit himmlischem Lächeln
Neben ihm stand und sprach. Er sah sein Antlitz voll Gnade,
Und den mehr als menschlichen Geist der göttlichen Augen,
Sah die Enthüllung der paradiesischen Unschuld, erhab'ne,
Lichthelle Züge des ewigen Bildes, den Sohn des Vaters!
Also stand er still anbetend, zu selig, vor Menschen
Sich noch zu fürchten. Ein mächtiges Feuer, ein Schauer vom Himmel
Hub ihn empor. Es war ihm, als ob er vorm Anschau'n der Gottheit
Vor der Versammlung des Menschengeschlechts und dem Weltgericht stünde.
Auf ihn schau'te die ganze Versammlung. Sein Auge voll Ruhe,
Voll des unwiderstehlichen Feuers der furchtbaren Tugend,

Schreckte die Sünder. Sie fühlten ihn grimmvoll. Er zwang sie; sie hörten.
Heil mir, daß ich mit meinen Augen dich, Göttlicher, schaute!
Heil mir, daß ich, die Hoffnung der Väter, den Retter erblickte,
Welchen zu seh'n, im Haine zu Mamre schon Abraham oftmals
Einsam seufzte! den David, der Mann zum Beten geschaffen,
Gern aus den Armen des Vaters herunter gebetet hätte!
Den im Staube gebückt, Propheten mit Thränen verlangten,
Die Gott sammelt' und zählte! den uns Unwürdigen Gott gab!
Ja, du zerrissest die Himmel umher, du eiltest hernieder
Unter dein Volk, es zu segnen, du Erstgeborener des Vaters!
Oder, wie diese Männer dich nennen, du Träumer und Sünder!
Ach, unschuldiger Mann, wer sind sie, die also dich nennen?
Und wenn hast du Lügen geträumt? Wenn hast du gesündigt?
Stand er nicht vor dem Gesicht der versammelten Israeliten?
Standest du nicht, Philo, dabei? Und rief er nicht also und sagte:
Wer kann einer Sünde mich überzeugen? Wo war da,
Philo, der grimmige Zorn auf diesen Lippen der Lästerung?
Warum stand'st du, und um dich herum dein Haufen, so sprachlos?
Erst war überall herrschendes Schweigen und wartende Blicke,
Wilde Gesichte voll Freude, Gesichte von sorgender Furcht voll;
Still und verstummend stand die Versammlung und wartete, bis sich
Einer erhub und wider ihn zeugte. Da aber nicht einer
Unter dieser dichten Versammlung unzählbarer Menschen
Wider den Göttlichen aufstand und zeugte, da hub sich die Stimme
Vom zusehenden Volk von allen Seiten gen Himmel,
Daß Moria davon, des Oelbergs waldigte Gipfel
Von der Stimme des Rufens erbebte. Da drangen die Blinden
Und die vormals Tauben hinzu, und dankten, jauchzten;
Da kam ein unzählbares Volk, das er wunderbar vormals
Speist' in den Wüsten, es eilt' und dankte dem Menschenfreunde;
Da rief unter dem Volk mit lauter Stimme der Jüngling,
Den er vor Nains Thoren erweckte, der rief und sagte:
Du bist mehr als ein Mensch! Du bist kein Sünder geboren!
Gottes Sohn, der bist du! Die Hand, die ich gegen dich strecke,
War mir erstarrt! Dies Auge, das weint, dir, Göttlicher, zuweint,
War mir geschlossen! Auch sie, die jauchzend dir betet, die Seele
War nicht bei mir! Sie trugen mich hin zum Grabe der Todten.
Aber du gabest der starrenden Hand, du gabest dem Auge
Leben und Feuer! Ich sah von neuem die Erd' und den Himmel,
Und die zitternde Mutter bei mir! Du riefest die Seele
Wieder zurück! Sie trugen nicht mehr zum Grabe den Jüngling!
Du bist mehr, als ein Mensch! Du bist kein Sünder geboren!
Heil mir, du bist des Ewigen Sohn! der Verheißene, die Wonne
Deiner Mutter, die Wonne der Erde, die durch dich erlöst wird!
Also rief er. Doch du stand'st still, und sah'st zur Erde.
Warum verstummtest du so vorm Antlitz des ganzen Judäa?
Philo! Zwar was erzähl' ich dies hier? Ihr wißt es ja alle!
Hätt'st du Augen zu seh'n, und Ohren zu hören, und wäre
Nicht dein Verstand mit Dunkel umhüllt, dein Herz voll Bosheit:
O, so hätt'st du in ihm den Sohn des ewigen Vaters
Lang' erkannt! Und wär'st du hierzu zu niedrig gewesen;
Hätt'st du Gott doch gescheut, und tief im Staube gewartet,

Bis ihn der Richter der Welt vom Himmel gerechtfertigt hätte,
Oder über sein Haupt dem Untergange gerufen.
Religion der Gottheit! Du heilige Menschenfreundin!
Tochter Gottes, der Tugend erhabendste Lehrerin, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön wie der Seligen einer! und süß wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedanken! der Frömmigkeit seligster Urquell!
Oder wie sonst ein Seraph dich noch Unaussprechliche, nennet;
Wenn dein lichtheller Strahl in edlere Seelen sich senket!
Aber ein Schwert in des Rasenden Hand! des Bluts und des Würgens
Priesterin! Tochter des ersten Empörers! nicht Religion mehr!
Schwarz, wie die ewige Nacht! furchtbar, wie das Blut der Erwürgten,
Die du schlachtest, und über Altären auf Todten daher gehst!
Räuberin jenes Donners, den sich des Richtenden Arm nur
Vorbehalten, dein Fuß steht auf der Hölle, dein Haupt droht
Gegen den Himmel empor; wenn dich die Seele des Sünders
Ungestalt macht, wenn ein Menschenfeind dich zur Abscheulichen umschafft!
Religion der Gottheit! du also lehr'st den würgen,
Ohne den du nicht wär'st, dem deine göttlichsten Kinder
Sangen, eh' du zu Menschen noch kamst, entheiligt zu werden,
Deinen Stifter zugleich und deinen göttlichen Inhalt;
Religion! den lehrtest du würgen? Das lehrest du uns nicht,
Das sei ferne von dir, die du des Ewigen Kind bist,
Friedensstifterin! Heil! Bund Gottes! ewiges Leben!
Meine Seele bewegt sich in mir, mein bebendes Knie sinkt;
Schwermuth, und Mitleid, und Angst erschüttern meine Gebeine,
Wenn ich dies alles in ernsten Betrachtungen überdenke,
Und ein Abscheu vor Menschen, ein Schauer vor denen, die Gott schuf,
Ueberfällt mich, so oft ich es denke, wie wenig ihr dieses
Bei euch empfindet, wie niedrig ihr seid, nur menschlich zu fühlen;
Wie ohnmächtig, die Religion und die Mordsucht zu sondern,
Und wie pöbelhaft klein, die lichten Strahlen der schönen
Und der liebenswürdigen Unschuld nur dunkel zu sehen!
Zwar was sorget die Unschuld, von euch gesehen zu werden;
Gott sieht sie, der Himmel mit Gott! Sie wird nicht erzittern,
Wenn sie der niedrige Sünder verdammt! Wenn Seraphim dasteh'n
Und sie bewundern, ihr hoch vom Himmel der Ewige lächelt;
Wenn wir alsdann in unserm einheimischen, niedrigen Staube
Steh'n und wider sie zeugen: wie klein und verachtungswürdig
Werden wir steh'n und wider sie zeugen! Und wann im Gericht einst,
Wann einst vor der ganzen Versammlung erwachende Todten,
Seraphim einhergeh'n und da steh'n und wider uns zeugen;
Wenn die Stimme der Cherubim ruft und, auf uns donnernd,
Gottes Heilige nennt; Gott spricht und seine Gerechten
Zu sich im hohen Triumph zu seiner Herrlichkeit einführt!
O, wie werden wir da den Hügeln fleh'n: bedeckt uns!
Und den Bergen: fallt über uns her! den Meeren: verschlingt uns!
Und, vernichte uns! dem Verderben, daß die uns nicht seh'n,
Die wir verdammten; daß sie uns nicht seh'n die schrecklichen Frommen;
Daß uns der Vater so furchtbarer Kinder im Grimme nicht anschau'.
Stärke mich, großer Gedanke, Gedanke vom Weltgerichte!
Sei mir ein Berg Gottes, zu dem ich entfliehe, wenn nun mich,

Sterbender Messias! dein letzter Anblick erschüttert.
Ach, ich fühle es zu sehr, wie meine Seele bewegt wird,
Welch zweischneidiges Schwert auf meinen Scheitel daherblinkt,
Wenn ich deinen nahenden Gott von ferne betrachte!
Ach vergebens, erhab'ner Gedanke, vergebens erhöh'st du
Meine Seele! Dem fühlenden Herzen, dem Herzen voll Mitleids,
Voll von Jammer, voll Angst, sind deine Donner nicht hörbar.
Du sollst sterben, du göttlicher Jüngling! du, welchen mein Arm hielt,
Als du ein Knabe noch warst; umschlossen hielt dich mein Arm da,
Drückte dich an mein Herz mit freudigem, stillen Erstaunen!
Um dich standen die Weisen herum, und hörten dich lehren,
Und bewunderten dich! O damals stand auch der Himmel,
Aus den ewigen Pforten zu Legionen gegossen,
Um dich herum, und hörten dich lehren, und jauchzten dir Lieder!
Siehe, du wecktest die Todten! Dein Auge gebot den Gewittern,
Und die Gewitter gehorchten dir gern. Da ruhte der Sturmwind.
Du erhubst dich, und gingst daher, da sanken die Wasser
Wie Gebirge vor dir und wurden Eb'nen. Da gingst du
Auf der Stille des Wassers. Die Himmel sahen dich wandeln!
Du sollst sterben? — — So stirb denn! Ist's deines erhab'nen Vaters
Heiliger Rathschluß, — so stirb! Ich aber will gehen und weinen
An dein Grab hin; zum heiligen Quell der Bethlehemiten,
Wo dich Maria gebar, da will ich weinen und sterben,
Bester unter den Menschen! du Gottessohn! Engel des Bundes!
Theu'rer Jüngling! — Mein Ende sei wie dein Ende! Mein Grab sei
Bei dem Grabe dieses Gerechten! Nah' bei den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruh'n, zum ewigen Leben erwachen!
Doch was säumet mein Fuß, aus dieser Versammlung zu gehen?
Heilig und rein, so geh' ich hinaus! Gott hat mich gehöret,
Rein des gerechten, unschuldigen Bluts! Nun rufe zu dir mich,
Richter der Welt! denn ich habe kein Theil am Rathe der Sünder!
Also spricht er, und bleibt noch steh'n, fällt nieder und betet:
Der du vor Abraham war'st, Messias, sei du mein Zeuge,
An dem Tage des großen Gerichts! Dich bet' ich, als Gott, an!
Und er stand auf, und red'te zu Philo. Sein Antlitz war heiter,
Wie der Seraphim Angesicht ist. Du hast mir gefluchet,
Aber ich segne dich, Philo! Der hat's mich also gelehret,
Den ich als Gott, anbetete. Philo, vernimm mich, und kenn' ihn!
Wenn du nun sterben willst, Philo; wenn jetzt des Unschuldigen Blut dich
Schreckt und auf dich wie ein Weltmeer herabstürzt; deinem Ohre,
Wie ein Wetter des Herrn, der Rache Stimmen ertönen;
Wenn du dann wirst hören um dich durch's Dunkle, dahergeh'n
Gottes Fußtritt, den eisernen Gang des wandelnden Richters,
Und der Panzer Kriegsklang um ihn, des blinkenden Schwert's Schlag,
Welches er wetzt, sein Geschoß, vom Blute der Grausamen trunken;
Wenn von Gottes Angesicht her die Todesangst ausgeht,
Dich erschüttert, und nun ganz and're Gedanken die Seele
Ueberströmen, und um dein starres, sterbendes Auge
Lauter Gericht ist, du dich alsdann vor dem tödtenden Richter
Windest und krümmst, mit bebender Angst laut weinend zu Gott flehst
Um Erbarmung: so höre dich Gott, und erbarme sich deiner!
Also sagt er und geht durch sie hin.

## Aus dem siebenten Gesang.

### Maria und Portia.

Unterdeß kam die Mutter des Liebsten unter den Söhnen,
Nach durchwachter, einsamer Nacht, mit den Schauern der Dämmerung
Nach Jerusalem. Doch sie fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in ängstliches Staunen,
Hört sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes,
Tief aufsteigend Getöse. Sie ging dem Getös' entgegen,
Ohne daran zu gedenken, woher es entstünde? Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Eilte. Beklommen, doch wegen des Aufruhrs Ursach' noch ruhig,
Nahte sie sich dem Richtstuhl. Hier sah sie von ferne Lebbäum.
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er. Ach, flieht er?
Warum wendet er sich? So dachte Maria. Sie dacht' es.
Mit dem Gedanken zuckte die Vorsicht das Schwert, so bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu geh'n. Maria erhob sich, und sahe
Jesum. Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wend't er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hinauf, und sah noch einmal den Sohn steh'n,
Sah die mächtigen Kläger um ihn, und den richtenden Römer;
Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wüthen vom Tode
Wiederhallte. Was sollte sie thun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehen? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer;
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter.
Jetzo bebet ihr blutendes Herz: O, der durch Engel
Mir ihn verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Thal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen!
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altar
Stand, und weint' und betet', erhör', Erbarmer, den Jammer
Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr mich erschüttert,
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen
Gabst du mir, und den besten der Söhne, den besten vor allen
Erdengebor'nen! Ach, laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf, und der Thräne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!
Hier verstummt' ihr Herz. Der Strom der kommenden Menge
Trieb sie seitwärts und nahm ihr den Anblick des Sohns. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge; sie stand, sie ging, sie suchte, sie fand nicht,
Nicht die Jünger; zuletzt verhüllte sie sich und weinte
Stumm. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich am Seitenpalaste des Römers. Vielleicht, daß hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daß selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es Mutterliebe zu fühlen
Nicht zu klein ist. O, wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast.
O ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt sang't,
Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf und geht in den schweigenden Sälen;

Doch nicht lange, so kommt aus einem fernen Gewölbe,
In des Palastes Seite, die zu dem Richtstuhl sich hinzog,
Eine Römerin her und sieht Maria. Die junge,
Bleiche Römerin bleibt so, wie ihr aufgelöst Haar fließt,
Und ihr leichtes Gewand die bebenden Glieder herunter,
Bleibt sie bewundernd steh'n. Denn die Mutter des Unerschaff'nen
Zeigt, wiewohl der Schmerz sie verhüllt, in ihren Geberden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die sie am meisten verstanden,
Selbst bewundert, vom Schmerze bedeckt, dann stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden.
Endlich red'te die Römerin: Sag', o sage, wer bist du?
Wer du auch seist, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz; jetzt unterbrach sie Maria:
Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch im Herzen empfindest, so komm', o Römerin, führe
Mich zu Portia! Mehr noch erstaunt, erwiedert mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: Ich bin Portia; — du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen;
Wünschte mir Portia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber? O Römerin! zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt, doch Israelitinnen selber, sie sagen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei. Der Mann, den Pilatus
Richtet, er hat kein Unrecht gethan, den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter. Maria hat es gesprochen.
Portia blieb vor ihr stehen, und sah sie mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzückungen an. Denn über den Kummer des Mitleids
Siegte der höhere Gedanke. Sie konnte jetzt nur bewundern;
Endlich rief sie: Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? Du bist Maria? Dann wendet'
Sie sich von ihr, und richtet' gen Himmel ihr staunendes Auge.
Sie ist seine Mutter, ihr Götter! euch mein' ich, ihr edlern,
Bessern Götter, die mir in dem Traume voll Ernst sich entdeckten.
Jupiter heißt ihr nicht, ihr heißt nicht Phöbus Apollo;
Aber wie euer Name auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des größten der Menschen, wenn er ein Mensch ist.
Und mich bittet sie? mich? Nein, bitte nicht, o führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhab'nen Sohne,
Daß er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiße, von fern nur
Auf mich herseh' und mir die Lehre der Gottheit entfalte.
Portia hatte sich wieder gewandt. Mit Augen voll Liebe
Suchte Maria der Römerin Auge; sie fand es und sagte:
Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt mich.
Portia! o ich war's auch, ich war der glücklichen Mütter
Glücklichste! So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe!
Aber, bei deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen!
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Rathschluß,
Daß er sterbe, beschlossen hat? Aber es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,
Freudiger vor dem Gericht des Gottes der Götter erscheinen.
Portia schaut' auf sie hin und fing an leise zu reden:

Ach, was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sei dieses dein Trost, ist's anders ein Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Theu're! denn wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bess're Götter, zu denen hab' ich gebetet.
O, ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ein erschreckender, himmlischer Traum! ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.
Da erwacht' ich, und fand mich in kaltem Schweiße. Ich eilte,
Gleich den erhab'nen Verklagten zu seh'n. Da hatten die Götter
Mir des Verklagten Mutter gesandt. Hier schwieg sie und winkte
Einer Sclavin, die ferne von ihr, in der Tiefe des Gangs stand.
Denn sie gab den Befehl, als sie aus ihren Gemächern
Eilte: es sollte von fern sie nur eine Sclavin begleiten.
Diese war jetzt gekommen, empfing die neuen Befehle;
Geh' zu Pilatus und sag' ihm: Er ist ein großer, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! Verdamme du nicht den Gerechten;
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut' im Schlafe geschreckt! So still' denn, liebende Mutter,
Deine Schmerzen, und komm', daß ich unter die Blumen dich führe,
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören;
Ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat.
Portia sprach's, und sie stiegen hinab. Die edle Heidin
Sieht mit ernstem Angesicht nieder. Noch schweigt sie, voll Wunderns
Ueber den Traum und vertieft in neue Gedanken. Ihr Engel
Hatt' in ihre Seele den Traum gegossen, und immer
Aus den Lieblingsgedanken, die sie am feurigsten dachte,
Neue Gedanken entwickelt, in ihrem Herzen die feinsten,
Zartesten Saiten gewisser zu treffen und ganz sie zu rühren.
Jetzt entreißt sie sich ihren Betrachtungen, sagt zu Maria:
Sokrates, zwar du kennst ihn nicht; aber ich schau're vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne: das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dieß Leben erhöhte!
Sokrates; immer hab' ich den Weisen bewundert, sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nannt' er
Seinen unsterblichen Namen. Ich, Sokrates, den du bewunderst,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne,
Mich zu bewundern; die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten;
Ich im Schatten der strengern Weisheit; ihr an den Altären.
Ganz die Gottheit dir zu enthüllen, ist mir nicht geboten.
Sieh', ich führe dich nur den ersten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, daß in diesen Tagen der Wunder,
Da die erhabenste That der Erde geschieht, daß ein bess'rer,
Höherer Geist kommt und dich in's Heiligthum tiefer hineinführt.
So viel darf ich dir sagen, und dies verdiente dein Herz dir;
Sokrates leidet nicht mehr von den Bösen! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Flusse. Das waren nur Bilder
Schwacher und irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten and're Sonnen, als die in Elysiums Thale!
Zahl und Maß und Wagschaal', sie zählen und messen, und wägen

Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in's Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten! dein schreckendes Rom ist ein höherer Haufen
Voll Ameisen; und eine mitleidige, redliche Thräne
Einer Welt gleich! Verdien' du, sie weinen zu lernen! Was diese
Heilige Welt der Geister vor allen jetzt feiert, und was mir
Selbst nicht aufgedeckt ward, was ich von fern nur bewund're,
Ist: der Größte der Menschen, wofern er ein Mensch ist, er leidet,
Leidet mehr, als ein Sterblicher litt, wird am tiefsten gehorsam
Gegen die Gottheit; vollendet dadurch der Tugenden größte!
Und dieß alles geschieht um der Menschen willen, und jetzo,
Sieh', ihn sahe dein Auge! Pilatus richtet den Thäter
Dieser Thaten! Und fließt sein Blut, so hatte noch niemals
Lauter das Blut der Unschuld gerufen! Hier schwieg die Erscheinung.
Aber, indem er verschwand, rief er aus dem Fernen herüber:
Schau'! Ich schaute. Da waren um mich aufbebende Gräber;
Hingen dicht an die Gräber von allen Himmeln herunter
Schwere Wolken, die rissen sich auf bis zur obersten Höhe.
Und ein Mann mit Blute bedeckt ging hinein in die Wolken,
Wo sie sich öffneten. Mengen unzählbarer Menschen zerstreuten
Sich auf den Gräbern, und schauten mit off'nen, verlangenden Armen
Jenem Blutenden nach, der in die Wolken hineinging.
Viele von ihnen bluteten auch. Die weiten Gefilde
Tranken ihr Blut und bebten. Ich sah die Leidenden leiden;
Aber sie litten mit Hoheit und waren bessere Menschen,
Als die Menschen um uns. Jetzt kam ein Sturmwind herüber,
Schreckend schwebt' er einher, und hüllte die Felder in Nacht ein.
Da erwacht' ich. Sie schwieg. So stutzt ein letzter Gedanke,
Wenn er, der Vorsicht Tiefen zu nah', auf einmal zurückbebt.
So blieb Portia steh'n. Maria wandte gen Himmel
Ihr vieldenkendes Auge: Was soll ich, Portia, sagen?
Zwar ich versteh' es selber nicht ganz, was dein Traum dich gelehrt hat;
Aber ich schaue dich an, und verehre dich. Höhere Geister
Werden kommen, und dich in's Heiligthum führen! doch darf ich
Dieß dir sagen, so gern' ich, wenn jene reden, verstumme;
Er, der diese wandelnden Himmel so leicht, als den Sprößling,
Der dort aufkeimt, erschuf, der hier dem Menschen ein Leben
Voller Müh', voll fliehender Freuden, voll fliehender Schmerzen
Gab, damit sie der höheren Seele Werth nicht vergäßen,
Und es fühlten, daß über den Gräbern Unsterbliche wohnen:
Er, Er ist nur einer! Er heißt Jehovah, der Schöpfer
Und der Richter der Welt! des ersten unter den Menschen,
Adams, Gott; dann vieler von Adams Söhnen, dann Abrahams,
Unseres Vaters. Allein die Art, womit wir ihm dienen,
Ist den Frommen bei uns, so sehr die Stolzen sich aufbläh'n,
Dennoch dunkel. Doch hat sie der Ewige selber geboten!
Und er weiß sie, er wird sie enthüllen; enthüllt sie schon jetzo.
Jesus, der große Prophet, der Wunderthäter, der Redner
Gottes! Mit namenloser Freude, mit Schauer, mit Ehrfurcht und Staunen

Nenn' ich ihn Sohn! Er kam, es zu thun! Ich sollt' ihn gebären.
Jesus sollt' er heißen, er sollte die Menschen erlösen!
Kündigte mir ein Unsterblicher an. Wir nennen sie Engel,
Aber sie sind geschaffen wie wir. Doch die Götter der Griechen
Und des furchtbar'n Roms, wofern sie wären, sie wären
Gegen die Engel Sterbliche nur. Als ich in der Hütte
Jesum, den Knaben der Wunder, gebar, da sangen ihm Heere
Dieser Unsterblichen! — Portia war bei ihr niedergesunken,
Hielt die gefalteten Hände gen Himmel empor, und erstaunte,
Wollte beten; wollte mit leiser Stimme Jehovah
Nennen. Allein sie fühlt' es, sie durfte den größten der Namen
Noch nicht nennen! Sie hub sich empor, und schaute mit Wehmuth
Auf die Mutter und sprach: Er soll nicht sterben. Das wird er!
Ach, schon lang' hat mir der Kummer mein Leben belastet;
Denn er sagt' es, Portia, selbst. Was mir und den Frommen,
Die ihm folgen, vor allem Geheimnißvollen am schwersten
Und unerforschlichsten ist: Er hat zu sterben beschlossen.
Ach, nun reißt sie von neuem mir auf die Wund' in der Seele.
Deine Gespräche von Gott bedeckten sie leise. Nun reißt sie
Wieder auf und blutet, die tiefe Wunde. Dich segne
Gott. Ja Abrahams Gott, er segne dich! Aber, o wende
Dieß dein weinendes Auge von mir! Es tröstet umsonst mich,
Denn er beschloß zu sterben, und stirbt! Hier verließ sie die Stimme,
Lange standen sie beide mit weggewendetem Antlitz.
Endlich, wie ein Sterbender sich noch einmal zum Freunde
Kehrt, sprach Portia noch: O du, du Theuerste der Mütter,
Mutter, ich geh', und weine mit dir bei dem Grabe des Todten.

## Erste Gruppe.

## Klopstocks Nachfolger in der Bardenpoesie.

### Einleitung.

Begeistert durch Klopstocks vaterländische Bardiete, fingen eine Menge Dichter jener Zeit an, ihren Patriotismus in epischen, lyrischen und dramatischen Bardengesängen auszudrücken, in denen sie nach den Ansichten, die sie sich von den untergegangenen Gesängen der alten Barden gebildet hatten, sowohl die alten deutschen Helden, wie Hermann und Andere, als auch noch lebende, um Deutschland besonders verdiente Personen, Herrscher wie Dichter, feierten und, gleichfalls nach Klopstocks Vorgang, die nordische Mythologie statt der griechischen gebrauchten. Man hat später in der Literaturgeschichte den poetischen Erzeugnissen dieser Dichter den Spottnamen „Bardengebrüll" beigelegt, und bedeutende Männer, wie Herder und Wieland, sprachen sich bald heftig gegen dieses Unwesen aus. Durch den Mangel an wirklicher Unterlage, durch die in Nebel verschwimmenden, weil zu wenig bekannten historischen Beziehungen, durch die empfindsamen Naturschilderungen und den sentimentalen Charakter, der in dieser Art von Poesie vorherrschend war und dem Klopstock durch sein Talent, wenigstens noch einiges Leben einzuhauchen ver-

stand, wurde die Bardenpoesie bei vielen seiner talentlosen Nachahmer zur wahren Caricatur. Doch darf man nur den kleinsten Theil dieser Ausartung Klopstock zur Last legen, vielmehr den talentlosen Dichtern nach ihm, die in jeder Art von Poesie Unbedeutendes geleistet hätten, und der ganzen Richtung der Zeit, welche das Verschwommene, Nebelhafte, Sentimentale mit Begeisterung aufnahm. Diese Richtung wurde noch vermehrt durch die zu jener Zeit erschienenen Lieder Ossians, des Hauptvertreters der schottischen Bardenpoesie, in welchen dieselbe Verschwommenheit und sentimentale Schwärmerei herrscht, wie in den deutschen Bardengesängen der damaligen Zeit, und die nicht ohne Einfluß auf Klopstock und seine Anhänger blieben. Wie schon erwähnt, gab es die von Klopstock geträumten Barden niemals bei den alten Germanen, aber bei den Iren, Schotten und anderen keltischen Völkern gab es eine solche Sängerkaste, welche die Thaten der Götter und Helden beim Cultus und bei Festlichkeiten besangen, dem Heere im Kampfe vorausschritten und es durch Lieder zur Tapferkeit entflammten. Zu jener Zeit erschien die erste deutsche Uebersetzung der Lieder Ossians.

Ob diese Lieder wirklich von Ossian herrührten, war eine Frage, die später Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden. Ossian soll nach alten Sagen der schottischen Hochländer ein berühmter Barde des 3. Jahrhunderts, blind wie Homer, und der Sohn Fingals, eines irischen Helden, gewesen sein. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es bekannt, daß noch viele alte Lieder und Balladen im Munde der Hochländer seien. Einzelne Bruchstücke derselben wurden 1755 herausgegeben. Andere wurden 1760 von einem Schotten, Macpherson, übersetzt und herausgegeben. Der große Beifall, den diese Dichtungen fanden, veranlaßte Macpherson, eine Reise durch's Hochland zu unternehmen, die so ergiebig war, daß 1762 das Heldengedicht „Fingal" nebst sechszehn kleinern und 1763 das Heldengedicht „Tenora" nebst fünf kleinern Gedichten erscheinen konnten, die 1765 gesammelt als „Ossians Werke" herausgegeben wurden. Kaum waren diese Gedichte erschienen, so erhob sich auch der Streit über die Echtheit derselben, der erst in der neuesten Zeit, nach vielem Hin- und Herschreiben, so weit zur Entscheidung gebracht ist, daß die von Macpherson für Ossians Lieder herausgegebenen Gedichte nichts sind, als Ueberarbeitungen älterer Lieder, aber keinenfalls aus dem 3. Jahrhundert herrührender. Ob im 3. Jahrhundert ein Dichter Ossian existirte, wird wohl nie mit Bestimmtheit ermittelt werden, aber Gedichte von ihm sind bis jetzt noch nicht bekannt. Der Macpherson'sche Ossian ist vielfach in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. In's Deutsche unter andern von Denis, Stolberg und Böttger.

Die Hauptvertreter dieser neuern deutschen Barden, die nicht ohne poetische Anlagen waren und sich meist auch noch als Verfasser anderer Poesien bekannt machten, sind: Johann Michael Kosmas Denis, Karl Mastalier, Karl Friedrich Kretschmann und Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, die daher eingehender besprochen werden. Die ganz talentlosen Bardensänger können füglich mit Stillschweigen übergangen werden.

Wenn auch nicht zu den eigentlichen Bardendichtern gehörend, können doch diejenigen, die sich als Verfasser größerer Epen bekannt machten, worin sie die gleichen Stoffe wie die Bardendichter bearbeiteten, das heißt alte Helden aus der deutschen Vorzeit, oder neuere berühmte deutsche Männer besangen, mit hierher gezählt werden, um so mehr, als sie auch in der Sprache Klopstocks Vorgang folgten, keiner derselben ihn aber erreichte. Es sind dieß: Joseph von Hinsberg (1764 bis 1836), der ein Gedicht: „Armin, der Cheruskerfürst", verfaßte, was ebenso wie Christian Brauns (1785 bis 1835) „Hermann, der Cheruskerfürst", und Daniel Jenisch's „Borussias" ohne besondern Werth ist. In der „Borussias" versuchte Jenisch, Friedrich den Großen zu verherrlichen. — Braun machte sich außerdem noch als Verfasser idyllischer Epen: „Die Rheinfahrt", und: „Das Rheinthal", und als Dramendichter, Jenisch als Prosaiker durch die „Theorie der Lebensbeschreibung" bekannt.

Johann Michael Kosmas Denis, geboren den 27. September 1729 in Schärding, einer damals bairischen, jetzt österreichischen Stadt am Inn. Im zehnten Jahre kam Denis auf das Jesuiten-Gymnasium zu Passau, machte hier in Sprachen und allen Wissenschaften bedeutende Fortschritte, und bildete auch seine Anlagen zur Dichtkunst glücklich aus, so daß die Jesuiten, denen der talentvolle Zögling gefiel, ihn zu bewegen suchten, sich ihnen ganz anzuschließen. Er trat auch 1747 zu Wien in den Jesuitenorden ein, und wurde in die verschiedenen österreichischen Provinzen als Lehrer und Prediger ausgesandt. Da er aber wegen seiner schwächlichen Gesundheit die Anstrengungen dieses Berufes nicht vertragen konnte, wurde er 1759 als Professor der schönen Wissenschaften und später der Literaturgeschichte und Bücherkunde am Collegium Theresianum in Wien angestellt, deren Leitung den Jesuiten anvertraut war. Er entwickelte daselbst eine so segensreiche Wirksamkeit, daß ihm nicht allein seine Stelle bei Aufhebung des Jesuitenordens verblieb, sondern man ihn noch als Bibliothekar der mit dem Theresianum verbundenen Garell'schen Bibliothek anstellte. Diese Stelle sagte ihm ganz besonders zu, da er von Jugend auf ein großer Bücherfreund war, und hier die beste Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse in der Bibliographie zu bereichern. Als 1784 das Theresianum aufgehoben wurde, ernannte ihn Kaiser Joseph zum zweiten Custos an der kaiserlich-königlichen Hofbibliothek, und 1791 machte ihn Leopold II. zum ersten Custos und wirklichen Hofrath. Er starb als solcher in Wien den 29. September 1800.

Denis, der sich mit Umstellung seines Namens den Barden „Sined" nannte, war nicht ohne bedeutende poetische Anlagen. Wäre nicht die Bardenpoesie und alle Dichter, die sich je mit ihr beschäftigten, in Verruf gerathen durch den Unfug, der zur Zeit damit getrieben wurde, und durch die dem jetzigen Leser zu fern liegenden Stoffe, so würden manche von Denis Bardenliedern noch heute bekannt und beliebt sein. Denn selbst der strengste Richter vermag vielen seiner Bardengesänge, unter andern aus Sineds Klagen:

„Klage über Gellerts Tod“, poetische Schönheiten nicht abzusprechen, wenn auch dabei die Art des Bardengesanges störend einwirkt. Auch unter seinen übrigen Dichtungen: geistliche Oden, Lieder und Elegien, befindet sich manches Gelungene; wogegen sein Drama: „Comella“, ganz den Klopstock'schen Dramen nachgebildet, wozu er den Stoff dem Ossian entlehnte, werthlos ist.

Seine Bardengesänge sind ebensowohl Nachahmungen Klopstock'scher wie Ossianischer Lieder. Zur Verbreitung der letzteren trug er namentlich Vieles bei, da er der erste deutsche Uebersetzer derselben war. Als einer Derjenigen, der geistige Aufklärung besonders auf dem Gebiete der Poesie, in Oesterreich zu fördern suchte, ward Denis noch bedeutender für die Literatur, wie durch seine eigenen dichterischen Erzeugnisse. Er machte sein Vaterland mit den nordischen Dichtern, wie Gellert, Klopstock und Andern, wie auch mit den neuen poetischen Grundsätzen bekannt, besonders durch sein Werk: „Grundriß der Literaturgeschichte“; zwar noch, wie beinahe alle die Literaturgeschichte betreffenden Schriften, in lateinischer Sprache abgefaßt, blieb sie doch aber nicht ohne Wirkung.

### Aus: Sineds Klagen.

**Erste Klage, über Gellerts Tod.**

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb' ist der Tag. In dem entblätterten Haine
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder, sitz' ich, einsam
Auf mein Saitenspiel gelehnt,
Da kommst du, Lüftchen! schwirrest mir
So kläglich, so kläglich die Saiten hindurch.
Ist es nicht Hauch des Grabes?
Ist es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, hat uns ein Barde verlassen?
Schauerndes Lüftchen! woher?

Von dem Gestade der düstern Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir; dort hab' ich geflattert
Um Gellerts Grab.
In Blumen konnt' ich nicht seufzen;
Noch öde steht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab' in blätterlosen Sträuchern
Umhergeseufzt.

Lüftchen genug! Kein stürmender Nord
Soll dich verschlingen, zärtlicher Trauerbote!
Und ihr hinab, Saiten, hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er ist hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er ist hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Lust.
In der Pleiße Rauschen
Quollen seine Lieder.

Ach, die Pleiße rauschet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein.
Seufzet, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!
Vom Tannenberge wälzet sich manch trüber Gießbach,
Und nun entspringt am Fuße des Berges
Ein lauterer, himmelheller Quell.
Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach und trinken den Quell:
So zogst du die dürstenden Völker an dich. —
Die Bienenkönigin sammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wiesen voll Frühlings,
Und jede vom Heere
Kommt honigbeladen zurück!
So setztest du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzens in Bardenlehren vor! —
Und dieses Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker, trauert, ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt, der Frühling erstorben!

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
Lag noch in meiner Brust in zweifelndem Schlummer.
Ich hörte dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlummer.
Und horchet mir jetzo mein Vaterland
Und thun mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und schändet meine Scheitel
Der heilige Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied und Thränen! —

Aber hinauf, Saiten, hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchstrahlet das Wintergewölk.
Erblickt ihn, den satten Lebensgast,
Unter den Barden der Vorwelt,
Ein großes Ersteh'n
Von allen Wolkensitzern:
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbesserer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der mütterlichen Flur,
So schwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Gesichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger.
(Ach, nicht ewig für uns! die neidige Zeit

Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied,
Ihr Lied in freien Eichenhainen,
Ihr Lied im Mahle tapferer Fürsten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Und bemaleten Schilden
Hervorgebraust!)

Aus den Umarmungen dieser Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf sein geliebtes erdenwallendes Geschlecht;
Und sieht sich von Enkel zu Enkel
In seinen Gesängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen seine Lehren wiederholen,
Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

Also mein Lied zur traurigen Wintergegend!
Aber du, Lüftchen! bist du noch hier
Im blätterlosen Ahorngange,
So nimm dir die besten Töne daraus;
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann seufze sie nach in jene Blume,
Die am Haupte des Hügels
Schwerer und gesenkter ist.

## Aus: Denis geistlichen Liedern.

### Am Sterbetage Jesu.

Tief aus seinem Eingeweide
Bebt der Erde Grund empor,
Und in schwarzem Wolkenkleide
Klagt der Himmelslichter Chor.
Mit gesenktem, schwerem Flügel
Schweben Engel, hochbedrängt,
Um den blutbenetzten Hügel,
Wo ein Gottmensch sterbend hängt.

Leidet er so große Peinen
Für der Elemente Wohl?
Hängt er für der Engel einen,
Todtenbleich und wundenvoll?
Nein! o wenn in deinem Herzen
Noch ein Funke Mitleids glimmt,
Weck' ihn, Mensch! denn seine Schmerzen
Und sein Tod sind dir bestimmt.

Gestern fiel er in dem Garten
Auf sein heilig Angesicht,
Sah auf sich die Schmerzen warten
Und auf dich ein Strafgericht.
Tropfen Bluts, die ihm entflossen,
Zeugten, was er da empfand;
Doch er trank den Kelch entschlossen,
Mensch! aus deines Richters Hand.

Heute noch von Henkersknechten
Kühn verspottet und verhöhnt;
Mit dem Moosrohr in der Rechten
Und mit Dornen frech gekrönt;
Wund von Geißeln, schwer von Ketten,
Daß er kaum noch Menschen glich,
Sucht er doch nur dich zu retten,
Dacht' er dennoch nur an dich.

Ach, des Wegs, den er gegangen,
Bis er diesen Platz betrat!
Sieh', o Mensch, o sieh' ihn hangen!
Siehe, wie sein Tod sich naht!
Aber fühle, selbst im Sterben
Fleht er seinen Vater an,
Dir Verzeihung zu erwerben,
Fühle, was die Liebe kann.

Ja, mein Jesus! diese Liebe,
Die mich noch im Tode sucht,
Wecket meine Gegentriebe;
Ja, mein Kaltsinn sei verflucht.
Feurig eil' ich hin zum Kreuze,
Nichts verhindert meinen Lauf,
Küsse dort mit frommem Geize
Jeden Tropfen Blutes auf.

Theu'res Blut, das für die Sünden
Armer Adamskinder fließt!
Kann ich deinen Werth ergründen,
Der sich auch auf mich ergießt?
Nein, ich kann nur staunen, beben,
Reuig klopfen an die Brust,
Dann mein Aug' zum Himmel heben,
Fühlen der Erlösung Lust.

Mann der Schmerzen! deine Leiden
Schweben künftig stets vor mir.
Reizen mich verbot'ne Freuden,
Wend' ich gläubig mich zu dir,
Ich versiegle mit dem Zeichen
Deines Kreuzes meinen Sinn,
Satans arge Lüste weichen,
Schwinden überwunden hin.

Heiland! hab' ich bis zum Ende
Meiner Pflicht getreu gelebt,
Strecke deine Mittlerhände,
Die der Nagel jetzt durchgräbt;
Strecke sie nach meinem Geiste,
Nimm dich des Erlösten an,
Daß er dir dort singend leiste,
Was er hier nur stammeln kann.

Karl Mastalier, geboren den 16. November 1731 in Wien, erhielt, wie sein Freund Denis, seine Bildung bei den Jesuiten, in deren Orden er auch trat. Nach dessen Aufhebung wurde er zum Professor der schönen Wissenschaften an der Universität in Wien ernannt; auch war er Mitglied der Akademie der bildenden Künste daselbst. Er starb als solcher den 6. Oktober 1795 in Wien.

Mastaliers eigene Dichtungen sind nur von untergeordnetem Werthe, denn es fehlte ihm an selbständig schaffender Kraft. Doch suchte er so viel wie möglich seinen Geschmack auszubilden. Er las daher mit Vorliebe die besseren deutschen Dichter, wie auch die Griechen und Römer, deren Einfluß auf seine Dichtungen, was namentlich die Form betrifft, nicht zu verkennen ist; wie er denn auch als glücklicher Uebersetzer mehrerer horazischen Oden sich bekannt machte.

In seinen Bardengesängen, die in der Form den Alten nachgebildet sind, feiert er meist Maria Theresia, deren Feldherrn, und das ganze kaiserliche Haus. Mit Denis war er thätig, durch Bekanntmachung der besseren deutschen Dichter Aufklärung und Bildung zu befördern.

### Aus: Mastaliers Poesien.

#### Auf den Tod Theresiens, der einzigen Tochter des Kaisers Joseph.

Schwer, wie ein kummervolles Jahrhundert auf
Des Greises müdem Nacken liegt, liegest du,
Du Todesschmerz des besten Kaisers,
Mir auf der Seele. Zerschmilz in Thränen,

Und dann ström' aus in Lieder! Ach! hingesenkt
Welkt sie, die schönste Blume Germaniens!
Die erste Enkelin Theresens,
Noch mehr: dein einziger Sprosse, Kaiser!

Und du verbirgst uns dennoch die Wunden, die
Dir auf der weichsten Seite dein Vaterherz
Durchgraben? Ach! des Schmerzes Farbe
Trübt dein Angesicht; und im Auge,

Das himmelheiter vorher dem Volk erschien,
Hängt die Betrübniß, wie vor der Sonne Bild
Sich Wolken zieh'n, und ganze Tage
Neidisch ihr Antlitz der Erde rauben.

Mit einem Blick voll Zärtlichkeit suchest du
Jetzt in den gold'nen Hallen des Kaiserhofs;
Jetzt forderst du vom Chor der Schwestern,
Jetzt von dem Volk, jetzt von dir selber

Die einzige beste Tochter, Elisens Bild.
Umsonst! denn ihre Kammern hüllt Schrecken ein
Und Wehmuth hemmet dort die Antwort
Ihrer Gespielinnen. Deutschland weinet.

Ach! nimmer wecket sie in der Seele dir
Die immer größere Hoffnung, für Kronen sie
Bald reif zu sehen, voll des Vaters,
Würdig der Ahnfrau und aller Ahnen.

Nicht mehr belohnt ihr Eifer zur Weisheit dich
Mit hundertfachen Früchten. Wer eilte so
Wie du den Jahren vor? Ach! Niemand,
Niemand als deine Therese, Kaiser!

Weit ist die Bahn vom äußersten Dacien
Zum Capitol hin, deiner Bewunderung Ziel;
Noch weiter reichet deines Ruhmes
Steigende Bahn, und sie faßte dennoch

In ihrem Geiste diesen unendlichen
Raum. Kein Gebirg, kein Winkel des Oceans;
Kein Strom verbarg sich ihren Blicken,
Braust' er auch jenseits der Säulen Herkuls.

Wo ist sie nun? Ach, suche die Tochter nicht
Hier unten! Hier ist Nebel, der, sitzest du
Gleich auf der Cäsare Thron, dich einschließt;
Aber sieh'! über dir lacht der Himmel.

Dort glänzet sie im Schooße der Ewigkeit,
Ein neuer Engel, Oesterreichs Schutzgeist, prangt
Ganz mit Unsterblichkeit gekrönet:
Sieht, und bittet zu trocknen die Thränen.

O! daß doch dieser Anblick dir Lind'rung
In deine Wunde gösse! den zweiten Trost
Des tiefen Schmerzes such' beim Volke,
Tausenden heißest du jetzt noch Vater.

Karl Friedrich Kretschmann, geboren den 4. Dezember 1738 zu Zittau in der Oberlausitz. Er wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unterrichtet, und bezog 1757 die Universität Wittenberg, um die Rechte zu studieren. In demselben Jahre verlor sein Vater durch das Bombardement Zittau's sein g anzes Vermögen, er war daher genöthigt, sich während seiner Studienzeit auf's Aeußerste einzuschränken. Nachdem er durch eine glänzende Dissertation sich die Würde eines Doktors der Rechte erworben hatte, verließ er 1762 die Universität, und erhielt 1764 das Amt seines Vaters, der unterdeß als Oberamtsadvokat gestorben war, und 1774 wurde er Gerichtsaktuarius daselbst. Nachdem er volle dreiundzwanzig Jahre als solcher zur Zufriedenheit gewirkt hatte, wurde er plötzlich, noch rüstig, auf verletzende Weise als Ausgedienter in den Ruhestand versetzt. Den Rest seines Lebens brachte er in Zittau, ausschließlich mit der Poesie, seinem Lieblingsstudium, beschäftigt zu, und starb dort den 15. Januar 1809.

Kretschmann, oder wie er sich selbst nannte: Ringulph der Barde, war zu seiner Zeit wegen seiner Bardengesänge sehr beliebt, ja berühmt, und unstreitig gehören dieselben auch zu den besseren der Gattung. Sie sind in einer kernhaften Sprache abgefaßt, auch phantasie- und gemüthvoll, aber oft zu überschwänglich, und durch ihre Länge ermüdend. Die glückliche Behandlung des Reims, die er im Bardiet im Gegensatz zu Klopstock und den andern Barden anwendete, trägt nicht wenig zum Wohllaut derselben bei. Seine Bardiete stehen zwischen epischer und lyrischer Poesie mitten inne, da sie Begebenheiten in lyrischer Weise vortragen. Die gelungensten derselben sind: „Der Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen war, in fünf Liedern", „Die Klage Ringulphs über Hermanns Tod, in vier Liedern", und: „Kleist's Ehrengedächtniß, in drei Liedern". Ein anderes seiner Gedichte: „Die Jägerin", ist deßhalb merkwürdig, weil es in der Sprache des Bardiets zartere Gefühlsregungen darstellt. Es ist reich an schönen, wenn auch hier und da seltsamen Einzelheiten und kecken Wendungen.

Außer den Bardengesängen, die bei ihm aus wahrer vaterländischer Begeisterung entsprangen, verfaßte er Oden, Hymnen, Elegien, Fabeln, scherzhafte Lieder und Sinngedichte, unter denen die beiden letzteren die gelungensten sind. Auch machte er sich als gewandter Novellenschreiber und dramatischer Dichter bekannt. Zuerst versuchte er sich als solcher mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen, und nahm später die Italiener, vor Allem Goldoni, in seinen eigenen Lustspielen, die in manchen Theilen, wie in der Charakterzeichnung gelungen sind, sich aber für die Bühne nicht eignen, zum Vorbild.

Aus: Kretschmanns

**Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen war.**

Fünftes Lied.

Wie wenn der letzte Wintersturm
Noch eine Nacht mit Sausen,
Mit Schnee und Hagel fürchterlich
Durchwüthete'; dann schnell entwich
Auf fernem Gebirge zu brausen:
Der erste gold'ne Frühlingstag,

Der lauschend hinter Wolken lag,
Steigt freundlich nun hernieder;
Sein Athem, balsamirt und lau,
Sein Morgenglanz, sein Abendthau,
Belebt die Fluren wieder:
So weicht von uns des Krieges Wuth,
Verronnen ist das Römerblut,
Und froher als der Lenz,
Mit seinem Reiz und seiner Sonne,
Erquicket uns des Sieges Wonne.

Nun kehrt die Freude wieder,
Nun steigt der Ruhm hernieder
Und jauchzt durch alle Welt;
Nun eilt, gesandt von Teuts und Manas Thronen,
Die Freiheit, um zu wohnen,
Wo man sie heilig hält;
Ruhe folgt dem Streite;
Nehmt die Schwerter der Beute,
Heftet die Klingen den Pflügen an,
Und spannt die gefangenen Rosse daran,
Bis satter Ueberfluß
Von allen Feldern winkt;
Indeß aus rein gebleichten Schädeln
Ihr diesen feuervollen, edlen
Erbeuteten Falerner trinkt.

So müssen sie alle verderben,
Die unserer Freiheit droh'n;
So müssen sie fallen, so sterben,
So schlage Tod und Hohn
Ihre stolzen Schädel zu Scherben!
Triumph, die Schmach ist gerochen,
Errungen ist der Sieg;
Die Kette, Triumph! zerbrochen,
Das war ein göttlicher Krieg!
Triumph, Triumph! so donnere
Der Ruf, ihr kaum Entronn'ne,
Auf euerer Flucht euch nach.
Triumph, Triumph! verkündet's;
Wir kommen bald mit Hernoa,
Dem Schrecklichen, euch nach!
Und theilen, endlich am Ziel,
Dort im Orangenschatten,
Durch's Loos, eu're Kinder und Gatten,
Und eu're Städt' im Spiel;
Jetzt aber, matt vom Streite,
Gesättiget von Beute,
Läßt euch der Sieger ziehn.
Der Falk', im ersten Hunger,
Zerriß vom Rabenneste
Nur drei und ließ die andern flieh'n.
So fliehet nur, doch saget's an,
Dieß, Römer, haben wir gethan!
Wir sahen euer Kriegesglück.
Es kam, da riefen wir: zurück! —
O welche Schmach von Ketten schwer!
Ha, welche Knechtschaft rings umher!
Noch dampft Karthagos letzte Glut,
Schon lernt Iberiens Heldenmuth
Sich zahm an euer Joch gewöhnen;
Selbst der in kluger Flucht
Furchtbare Parther sucht
Euch wieder zu versöhnen.
Auch läßt der falsche Gallier,
Zwar Nachbar, aber Freund nicht mehr,
Die euch bekannte Keule fallen;
Wir aber, von ihm verrathen, von allen
Verlassen, wir zerbrachen doch
Dieß uns schon angelegte Joch:
Wir streuten Römerblut auf's Feld,
Und Römerschande durch die Welt.
Triumph! noch eins, ihr Brüder,
Triumph sei unser Ruf.
Schlagt Hand in Hand, ihr Brüder,
Denn, Heil uns! wir sind wieder
Frei, wie uns Thuisko schuf.
Singt Lobgesänge den Göttern,
Bringt Opfer und Dank den Rettern,
Betet die Geber des Sieges an:
Dieß Heil ist ihre Sache;
Held Hermann hat die Rache
Aus ihrer Hand empfah'n.
Kommt, ihr frommen Druiden,
Theilt mit uns den Gewinn!
Kommt doch, heil'ge Mädchen,
Nehmt die Gefangenen hin,
Ihr Runnen, des Sieges Bürgen,
Vergießt ihr Herzensblut,
Eh' die Opfer sich würgen
Mit ihren Ketten in ihrer Schande Wuth
In des Eichwalds Mitte
Prange dieses Adlerpaar.
Ha, daß uns der gold'ne dritte
So verschwunden war!
Schwingt er sich nicht bald
Aus dem Sumpf hervor,
O, so fliegt er wahrlich
Jenen Schatten vor,
Die vor unserm Grimm dahin
Im Gedräng' zur Hütte flieh'n.

Ha, nun tanze, Veleda*), tanze
Göttliche Siegesbürgin
In meinen Jubelgesang.
Horch, wie feiert die Harfe,
Wie tönt in ihre Saiten
Dir alles Volkes Dank!
O sing' uns deiner Weisheit Lieder
Noch oft so glückverkündend wieder;
Bis Rom der Wahrheit Werth ermißt,
Daß dein Geschlecht den Göttern heilig ist.
Aber nächst den Göttern haben
Helden ihren Rang,
Nächst den Göttern sagen
Wir dem Helden Hermann Dank.
Heil des fürstlichen Mannes Tagen
Und steter Ruhm, und ewiger Barden-
gesang!
Ein Gott ist's, der dem Sieger
Das Leben gab;
D'rum stürmt sein Ruhm in die Himmel
Und überhüpft das Grab.
Mit allgewalt'gem Flügel
Bahnt seinen Weg Unsterblichkeit,
Sie trägt vor seinem Fluge
Den Schild der Ehre, hoch und breit;
Wie schimmern da die Namen
Der Brüdervölker, die so schön
Mit dunkelrothem Römerblute
In diesem Schild gezeichnet steh'n;
Heil euch, Cherusker! Hehr und theuer
Ist euer Nam' im Lobgedicht,
Hermann, Hermann ist euer,
Mehr Ruhm's bedarf es nicht.
Heil dir, du starker Schildzerbrecher,
An Menge nicht, an Muth furchtbarer
Longobard,
Der, seiner eig'nen Freiheit Rächer,
Auch uns'rer Freiheit Retter ward.
Dich möge Thuiskan ehren,
Dich Heldenstamm vermehren,
Daß er, wie sich ein Strom ergießt,
Dereinst das Römerland durchfließt.
Wie jauchzt nun voller Freuden
Der Katte mit dem kühnen Herz.
Des Vaterlandes Leiden,
Segnet ihn, ihr Götter,
War sein größter Schmerz;
Trug einen Ring von Eisen
Zum Zeichen bitterer Scham;
Ließ traurig sich das Hauptshaar,
Den Bart sich traurig wachsen,
Bis daß er Rach' nahm.
Triumph, er ist gerochen!
Er hat den Ring zerbrochen,
Er schneidet ab das wilde Haar,
Worin sein Antlitz schrecklich war.
Berüchtigt ist der Tenkter,
Berühmt das Roß, auf dem er ficht;
Denn kriegerischer und schneller
Sind diese Fremdlingsrosse nicht.
Vergebens, daß ihr Römer
Geschwind wie Schwalben floh't;
Er rannte mit den Schnellsten
Blutwettend um den Tod;
Warf ab die Sclavenkette,
Gelangt' an's Ziel voll Muth;
Und da gewann er die Wette,
Bezahlt' mit eu'rem Blut.
Auch kam gereizt und racheschnaubend
Der edle Chauken herzu.
Zwar, wie der satte Bär im Winter,
Lag er schon längst in süßer Ruh';
Doch ist dem Schlummer nicht zu trauen,
Weh' dem, der ihn unehrerbietig weckt!
Bald fühlt' er seine Klauen
Hin in den blut'gen Schnee gestreckt.
Dann kehrt der Ueberwinder wieder,
Und sinkt zu süßer'm Schlummer nieder,
Und wirft des siegenden Zorns Gewinn,
Dem heißen Rachen der Wölfe,
Den hungerbellenden Füchsen hin.
Doch wie mit buntem Fell gezieret
Der schöne Luchs einherstolzieret,
Trotz seiner Sanftheit eitel List
Und grausam und unbändig ist:
So zog heran der tapfere Sueve,
Geputzt zu Treffen und Gefahr,
Mit seinen buntgemalten Waffen
Und künstlich aufgeknüpftem Haar,
Und ward vom Feinde fast verachtet,
Weil er kein Schrecken droht;
Doch in der Asche lag Feuer
Und unter Blumen war Tod.
Aber fürchterlich, traun,
Waren die Arier anzuschau'n,**)
Hinter geschwärzten Schilden

*) Veleda hieß eine priesterliche Jungfrau bei den Germanen; der Sage nach übte sie auf Weissagung gegründete weitreichende politische Macht, und genoß, gleich den Druiden und Runnen, fast göttliche Verehrung. Ihr Ansehen war begründet worden, als ihre Weissagung eintraf, die dem Aufstand gegen die Römer Glück verhieß.

**) Die hier genannten Völker sind alle mit den Germanen verwandte Stämme.

Brüllen sie her, die Wilden;
Die nackten Leiber mit Farben gefleckt,
Die Schultern mit wilden Häuten bedeckt,
Im Schauer kommender Nächte
Erheben sie gern ihr Gefechte;
Wenn der Mond dann helle
All' ihr Schrecken bescheint,
O so flieht der Feind,
Sie, wie die Geister der Hölle;
Doch schlägt ihr Herz bei aller Furchtbarkeit
Der Freiheit und dem Vaterlande,
Und echter, deutscher Redlichkeit.
Unsterblichkeit! wie strahlt dein Schild
Mit all' den großen deutschen Namen
Ganz überfüllt!
Wie hold schmückt unser Eichenkranz
Der falben wehenden Locken Glanz!
So flieg' denn glorreich auf,
Und wende dein Gesicht
Auf niedrige Segeste nicht.
Sprach ich Segest? Wie ist mir dann?
War nicht Segest einmal ein Mann? —
Segest! — ach, daß ich dich muß nennen,
Ach, daß dich wird die Nachwelt kennen!
Thusneldens Vater war Segest;
Sein Eidam, Hermann der Sieger;
Er selber aber fröhnte Rom,
Und ward ein Knecht und ein Betrüger. —
Unseliger von Sohn zu Sohn
Ruft dieß Gerücht, und spricht dir Hohn.
Du aber trotz' auf Sclavensinn
Stirb einst in Königstolz dahin;
Wärst du nicht deines Sohnes Trauer,
Mög' dein Grab wüst sein, und dein
Gedächtniß Schauer.
So flieg', Unsterblichkeit, gen Himmel;
Dein breiter, strahlender Schild
Ist ja mit bessern Namen ganz überfüllt.
Ihr nach, ihr nach, ihr Sieger; hebt,
Hebt eu'ren Barden auf einen Hügel
Von Römerleichen! Es bebt mein Herz
Von neuen Dingen!
Der Begeisterung Schauer schwebt
Mit mir auf mächtigen Schwingen!
Schon murrt der Sturm tief unter mir
Wohin, wohin? in welch Revier?
Ha! welch ein Blick in weiten,
Noch ungebor'nen Zeiten!
Ich höre fremde Waffen streiten,
Und, Götter! habe Rom erblickt,
Von eig'ner Last zu Boden gedrückt! —
So sinke, stürze, liege da!
Welch Getümmel! deutsche Keulen
Zerschmettern dir den Schädel. Hah!
Wie umher die Schwerter eilen;
Uns'rer Enkel Schwerter! Hah! —
Nun seh' ich auf den großen Trümmern
Stolze Priester sitzen.
Schrecklich ist der Opfermesser Schimmern,
Furchtbar nicken ihre Mützen,
Grausam wüthet ihr Wahrsagerstab,
Denn ganz Rom ist seiner Größe Grab,
Ist ein Nest der Ottern und der Eulen;
Zerstört von deutschen Keulen,
Verheert von deutschen Schwertern! Hah!
Denn du verlachst, o Rath der Götter,
Den sterblichen Stolz aus deinen Höh'n.
Er saust dahin, wie Wirbelwinde
Den Staub aufblasen und vergeh'n.

Heinrich Wilhem von Gerstenberg, geboren den 3. Januar 1737 zu Tondern in Schleswig, dort stand sein Vater als Rittmeister in dänischen Diensten. Er besuchte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Schulen in Altona, dann die Universität Jena, um die Rechte zu studieren. Seine Liebe zur Poesie eröffnete ihm die dortige deutsche Gesellschaft, durch deren Verbindungen er auch mit Gellert und den Leipzigern bekannt wurde. Als nach seiner Rückkehr von der Universität Dänemark mit Rußland in Krieg gerieth, trat er in's Heer und wohnte dem Feldzuge von 1763 bei; 1766 verließ er als Rittmeister den Kriegsdienst, und kam durch den Staatsminister von Bernstorf 1768 in die deutsche Kanzlei in Kopenhagen; 1775 wurde er Resident und Consul bei der freien Stadt Lübeck, in welchem Amte er bis 1783 blieb. Niedergedrückt durch den Tod seiner Gattin, die in dem genannten Jahre starb, sehnte er sich nach Ruhe, quittirte den Dienst, und brachte zwei Jahre in Eutin bei seinem Freunde Voß zu. Doch 1785

trat er wieder in den Staatsdienst ein, und wurde Direktor des Lottojustizwesens in Altona, welche Stelle er 1812 Altershalber niederlegte. Er lebte nun, nachdem er sich 1796 zum zweiten Male mit einer Engländerin verheirathet hatte, still und zurückgezogen in Altona bis zu seinem Tode, den 1. November 1823.

Gerstenberg gehört wohl durch seine „Lieder eines Skalden" mit zu den Bardensängern, und zwar zu den besseren, weßhalb er auch hier erwähnt wurde, doch liegt seine Hauptwirksamkeit außerhalb dieses Kreises.

Durch seine kritischen Schriften, die Holsteiner Wochenschrift: „Der Hypochondrist", und die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur", in denen er die bedeutendsten alten und neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur besprach, blieb er nicht ohne Einfluß, und trug besonders zur richtigeren Würdigung des Volksliedes und zum besseren Verständniß Shakspeare's vieles bei, mit dessen eingehenderem Studium man sich noch nicht so gar lange in Deutschland beschäftigte und der später für die Entwickelung des deutschen Drama's von so außerordentlicher Bedeutung wurde. Der Einfluß Shakspeare's ist auch in Gerstenbergs eigenen dramatischen Arbeiten, besonders in seinem berühmtesten Trauerspiel: „Ugolino Gherardeska", wozu er den Stoff aus Dantes „Göttlicher Komödie" entnahm, nicht zu verkennen. Es überragte durch freie Bewegung, geniale Haltung und energische Sprache nicht blos die übrigen Dichtungen Gerstenbergs, sondern auch die meisten Dramen jener Zeit, und kann, obschon bis zum Grassen und Ungeheueren gesteigert, noch jetzt als eine nicht geringe Erscheinung angesehen werden. Gerstenberg betrat, ausgehend von Shakspeare's genialischen Dichtungen, mit diesem Drama die Bahn der späteren Kraftgenies, die alle Regeln der Kunst als Hindernisse für das Genie betrachteten, und ist in dieser Beziehung ein Vorläufer Herders, auf dessen Grundsätze sich die Kraftgenies stützten. Gerstenbergs übrige Poesien: „Heitere Lieder", „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers", die schon erwähnten „Lieder eines Skalden", „Cantaten", „Prosaische Gedichte", das Trauerspiel: „Die Braut", das Melodrama: „Menona oder die Angelsachsen", stehen an poetischem Werthe dem Ugolino nach, obschon auch sie sein poetisches Talent bekunden. Die meisten seiner lyrischen Gedichte zeichnen sich aus durch Wohllaut und Melodie der Sprache, und eignen sich daher vorzüglich zum Gesange, weßhalb auch seine Cantaten und besonders „Ariadne auf Naxos", die zu ihrer Zeit unzählige Male aufgeführt wurde, zu den gelungensten Dichtungen der Art gehört; nur ist sie etwas zu überschwänglich und sentimental gehalten. Noch ist eine Reihe von neun zusammenhängenden Idyllen Gerstenbergs zu erwähnen, denen die Fabel von Herkules und den Hesperiden zu Grunde lag. Sie gingen aber auf einer Seereise verloren, und es gelang ihm nur die erste nothdürftig wieder herzustellen. Wenn man von dieser einen auf das Ganze schließen darf, so gehörten sie jedenfalls zu den besseren Idyllen. Auch einige Idyllen in Prosa in Geßners Manier verfaßte er. In seinen späteren Jahren beschäftigte sich Gerstenberg mehr mit Philosophie, besonders mit der Kantischen, und gab mehrere philosophische Schriften heraus.

## Aus: Gerstenbergs Dichtungen.

### Ariadne*) auf Naxos. (Cantate.)

Ariadne (erwachend).

Sei mir gegrüßt auf Naxos Höh'n,
Aurorens gold'ner Wagen!
Sei mir gegrüßt! Seit drei vergnügten Tagen
Hat deine Göttin mich in Theseus Arm geseh'n!
Erröthend sah sie mich, und nie so schön;
Aurora, nie so schön
Hab' ich, Erröthende, dein Antlitz glühen seh'n.
Sei mir gegrüßt auf Naxos Höh'n,
Aurorens gold'ner Wagen!
Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnenheiterer Tag,
Wie in den kretischen dädal'schen Gängen,
Wo uns die Lieb' im Schatten, ach!
So reizend zu verbergen pflag;
Wo Silberquellen sich um sanfte Myrten schlangen,
Und süß umduftete Westwinde sich
Um Florens Busen eifersüchtig drangen.
Wie ist dieß Meer so wild! der Fels so fürchterlich!
O du, mein Theseus, komm', umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, du irrst vielleicht im Thale,
Jagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, deiner muntern Jagd.
Sieh' auf, dein Mädchen ist erwacht!
Mein Theseus! Theseus! erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit welcher Angst beweinet;
Umsonst streckt' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüstenei'n hinaus,
Wo außer mir kein menschliches Geschöpf erscheinet.
Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für dein Heldenleben.
Es gibt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um dich schweben!
Es können Hydern sich um deine Schenkel weben!
Wer, Götter, wer errettet dich?
Sieh' Ariadnen weinen!
Mich, die du liebst, sieh' um dich weinen,
Dein Mädchen, mich!
O du, für den ich lebe! leb' um dich
Und Nichts, als dich zu lieben,
Mein Wunsch, mein Gott, mein Alles, kannst du mich

*) Ariadne war die Tochter des Minos, Königs von Kreta. Als Theseus, einer der größten Heroen der griechischen Sagenzeit, der Sohn des Aegeus, Königs von Athen, mit den Opfern für den Minotaurus in Kreta landete, empfand Ariadne Mitleid mit dem schönen Fremdling, und machte es ihm möglich, indem sie ihm einen Garnknäuel gab, um sich aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herauszufinden, den Minotaurus zu tödten. So hatte sie dem Theseus das Leben gerettet und dankbar versprach er ihr die Ehe. Ariadne flüchtete nun mit ihm auf die Insel Naxos, Theseus verließ sie aber dort. Minotaurus war nach der Sage ein Geschöpf, halb Stier, halb Mensch, welches der König Minos auf Kreta im Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, fütterte, bis endlich Theseus mit Hülfe der Ariadne das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite.

Einsame so betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich,
Wo find' ich dich?

Oreade des Felsens.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon;
Er ist auf ewig dir entfloh'n!

Ariadne.

Entfloh'n? wer donnerte mich nieder?

Oreade.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab' ihn im Sturme dir entfliehen seh'n.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge, nur den Sturm der Wogen nicht.
Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Frevelthat!
Doch der betrog'nen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke wagen
Sie nicht, die Feigen, zu ertragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die That.

Ariadne.

Ist's wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Bin ich verlassen? hier allein am Fels? am Meer?
Verlassen? Götter! Götter! Und kann er,
Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels, am Meer
Verlassen? Die ihr seinen Schwur gehört, gerechte
Beleidigte, Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Warum trifft mich, nicht ihn, der Donner eu'rer Rechte?
Warum? O alle Götter, rettet mich! da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungestüm
Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,
Der über dieses Herz gesiegt,
Das er also, also betrügt.
Kannst du, mein Herz!
Unter diesem stechenden Schmerz
Fühllos, und wund und dumpf erliegen?
Brich! brich! o brich!
Warum, verfolgt ihr mich?
Götter! laßt mein wundes Herz
Unter diesem stechenden Schmerz,
Laßt, o laßt's erliegen!
Was für ein Grau'n
Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!
Ist der Kozyt so furchtbar anzuschau'n
Wie dieses Meer? Gleicht diesem Sitz der Oreade
Das Flammenreich des Dis, des Erebus?*)
Und bin ich hier? und muß,
Die einst gefeierte Kretenserin,

*) Erebus ist ein mythisches, finsteres Wesen in der griechischen Götterwelt.

Die Hoffnung und die Lust der stolzen Krete,
Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,
Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe
Auf diesem Felsen irren? Hier, allein,
Die Hände ringend und verlassen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere sein?
Minos Tochter, und Theseus Liebe,
Wie war ich zu beneiden! Ha,
Stolzes Mädchen, du thronteſt im Olympus!
Schienst Juno und Paphia!
Stolzes Mädchen, wie tief gefallen!
Schweifst, gejagt von allen Wiederhallen,
Unter den reißenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher.
O Schmach! Unseliger! und Schand' und Grauen!
Mich, die ihn liebte, die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entriß,
Mich, mich verließ der Undankbare; ließ
Mich hier zurück, die so voll Zärtlichkeit
Ihn aus dem Labyrinth des Untergangs befreit!
Mein eig'nes Leben
Für ihn gewagt,
Um es den Thieren dieser Felsen hinzugeben!
Weh' mir! warum mußt' ich ihn seh'n:
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männlich schön!
Er, der Gefährt' Alcids, so tapfer, so vollkommen!
Ach, weiches, weibliches Herz, wie warst du eingenommen!
Sein Haar so lockig, so voll edlen Ernst's sein Blick!
Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In seinem Gange, seinen Mienen!
So traurig jetzt sein Loos,
Und doch er ganz in stiller Ruh' so groß!
Welch Mitleid schien er zu verdienen.
Wenn man nur mit Bewund'rung von ihm sprach:
Wie weint ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob sich meine Brust,
Wie wallte sie, wie bebte sie von süßer Lust
Und Lieb' und Mitleid! nun bezwang ich mich nicht mehr,
Floh wie ein Strahl vom Himmel seinen Armen zu,
Schlang mich um seinen Hals, und weint': „Erstauneſt du,
O Theseus? Liebe führt mich her!
Ein zärtlich Mitleid! Fleuch, und rette mir dein Leben!
Sieh' hier den Ausgang, sieh' den Minotaurus beben!
Die Liebe hat ihn dir in deine Hand gegeben.
Und er erschlug das Ungeheuer, halb Mensch, halb Thier,
Nahm mich in seinen Arm; da flohen wir.
Wohin? O Erd' und Himmel! und nun bin ich hier,
Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, sah die Erde
Je einen Frevler, der sein Herz gestählt gleich dir?
Bin ich denn hier verlassen?
Am öden Fels verlassen,

Ich, die ihn so geliebt?
Und konnt' er so mich hassen?
Mich armes Mädchen hassen?
Ach, die ihn so geliebt!
An dem mein Leben hing, für den ich unbetrübt
Geschwister, Vater und Mutter verlassen!
Hat er ein Herz, mich so zu hassen?
Und konnte mich verlassen?
Am öden Fels verlassen!
Mich, die ihn so geliebt!
Einst war ich schuldlos; meine Frühlingstage
Floh'n sanft, floh'n ohne Thräne, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe, hin.
Der holden Maja gleich, der Blumenkönigin,
Umtanzten mich die rosenfarb'nen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Mit Krokus und Jasmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden.
An meiner Mutter Busen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr süßes Mädchen, still bethränt
Von ihren Freudenthränen, sanft umschlungen
Von ihren Mutterarmen, tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit,
So, so entflossest du mir, gold'ne Zeit!
Ach, werd' ich dich nie wieder sehen?
Mir dich nie mehr zurückerfleh'n?
Folgt dem Vergehen so schnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenstand der Schmach?
O laß mich noch einmal zu deinen Füßen sinken,
O meine Mutter! In den Staub gebeugt,
Mich, deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal reuig deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen groß? Es war's! Ich kann bereuen!
Bereuen ist edel; edler ist verzeih'n.

Oreade.

Schweig' und erzitt're!
Elende, du mußt sterben!
Zitt're!
Die Löwen brüllen Verderben,
Die Schlünde bersten Verderben,
Die Felsen stürzen Verderben,
Verderben trägt das Meer
Auf dich her!
Schweig', und erzitt're!
Elende, du mußt sterben!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh' ich hin? rings um mich Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod;
Von jeder Seite verfolgt, von allen Mächten bedroht!
Wehe! wehe mir!
Mit fliegendem Haare, wohin?

Irr' ich am Ufer und bin
Das Spiel der Winde?
Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um dich verdient, o Theseus! nicht dieß Grab
In diesen Wellen! Sieh' denn einst herab
Von deinen Ufern, wenn einst die beglücktere Braut
In deinem Arm mit Schaudern hier herunter schaut!
Sieh' denn herab auf mich und sage:
Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage;
Sie war einst glücklich, hier fand sie ihr Grab.

## Zweite Gruppe.

## Klopstocks Nachfolger in der Naturdichtung.

### Einleitung.

Bei aller männlichen Kraft und Festigkeit ist in Klopstocks Charakter eine gewisse Weichheit des Gefühls, ein Hang zur Schwärmerei und Empfindsamkeit nicht zu verkennen, der sich auch in seinen Dichtungen ausspricht. Diese Seite seiner Poesie, die Weichheit und Schwärmerei, die in jener Zeit der Empfindsamkeit besonderen Anklang fand, wurde durch mehrere Gruppen von Dichtern nach ihm ausschließlich gepflegt und dargestellt. Namentlich war Klopstocks Vorgang in dieser Beziehung in der religiösen und der Naturdichtung für lange Zeit entscheidend, und so wie seine vaterländische Begeisterung bei den Bardendichtern in Unnatur ausartete, ebenso geschah es durch seine Nachfolger auf diesen beiden Gebieten der Poesie. In vielen der späteren Dichtungen fehlt Klopstocks männliche Kraft ganz, die seiner Weichheit Halt gab, und man hört in den Naturdichtungen, die hier ihre Besprechung finden, nichts wie Seufzen und Klagen, man sieht nichts wie Thränen, entweder des Schmerzes, der Freude oder der Rührung.

Mit dieser süßlichen Naturbetrachtung und Naturmalerei beinahe Eins ist die Idylle, daher die Idyllendichter ebenfalls hierher gehören. Idylle heißt eigentlich Bildchen, ist, wie der Name besagt, der Malerei verwandt und befaßt sich ausschließlich mit der Schilderung der ländlichen Natur und einer dort lebenden idealen Bevölkerung voll kindlicher Unschuld und Einfachheit.

Diese Art von Poesie, die wie Alles nur beschreibende, nicht eigentliche Poesie ist, was schon bei Kleists Idyllen angedeutet wurde, konnte nur in einer Zeit wie die damalige Anklang finden.

Jede Poesie soll das Leben der Menschen nach seiner höheren Auffassung zur Darstellung bringen. Sie soll aber nicht durch Schilderung einer idealen Welt, die nicht existirt und nicht existiren kann, das wirkliche Leben verleiden, sondern sie soll es verschönern und Jeden fähig machen, auch im Alltäglichen die verborgene Poesie zu finden.

In jener Zeit nun, wo das wirkliche Leben durch Unsittlichkeit, Verzerrtheit und Leerheit aller Formen unerträglich geworden war, gefielen sich die

Menschen, des Contrastes wegen, in einer von den Dichtern geschaffenen idealen Welt voll Unschuld und Reinheit. Zur Staffage dieser neuen Welt wählten die Poeten vornehmlich Schäfer, Hirten, Fischer u. s. w. Abgesehen von dem geringen poetischen Werth, den diese Dichtungen haben, da eine solche Schilderei gar nicht mehr in's Bereich der Poesie gehört, so sind sie auch trotz ihres lauteren Inhalts von verderblichem Einfluß auf die sittliche Entwickelung. Wer Wohlgefallen an einem solch' thatenlosen, träumenden Leben hat, wünscht sich selbst dorthin, und verliert dadurch so Lust wie Kraft seinen eigenen Zustand zu verbessern oder zu verschönern. Er weint und klagt, daß es ihm nicht wird wie jenen Schäfern, aber weinen und klagen hilft nichts, sondern thatkräftiges Handeln; daher ist es immer ein Zeichen von der Sittenverderbniß eines Volkes, wenn solche Poesie Anklang findet. Mit Recht trat man denn auch dieser sentimentalen Poesie bald kräftig entgegen.

Die hervorragendsten Vertreter der Schäferpoesie, die eingehender besprochen werden, sind: Salomon Geßner und Franz Xaver Bronner.

Außer diesen Beiden bearbeiteten nach Geßners Vorgang, der als Muster für diese Gattung galt, noch mehrere Dichter die Idylle. Obgleich auch diese nicht ohne poetische Anlagen waren, genügt es doch, die Hauptvertreter der Gattung eingehender zu besprechen, die Anderen nur einfach zu nennen. Es sind dies: Joachim Christian Blum und Johann Rudolph Wyß.

Blum gebraucht in seinen Idyllen, abweichend von Geßner, die metrische Form, wodurch dieselben mehr an die Kleist'schen erinnern; auch sind sie weniger süßlich wie die Geßner'schen. Außer als Idyllendichter machte sich Blum auch bekannt als Verfasser lyrischer Gedichte, Epigramme, Dramen, als Prosaschriftsteller und als Herausgeber einer Sprichwörtersammlung.

Johann Rudolph Wyß, geboren 1781 in Bern, woselbst er 1830 starb, gab 1815 Idyllen, Volkssagen, Legenden aus der Schweiz und später Gedichte in schweizerischer Mundart heraus. Alle seine Dichtungen bekunden sein poetisches Talent; letztere sind jedoch die bedeutendsten, und manche dieser Lieder, z. B. „Herz, mein Herz, warum so traurig?", sind noch bis heute im Munde des Volkes.

Die hervorragendsten der Naturdichter sind: Friedrich von Matthison, Johann Gaudenz von Salis-Seewis und Christoph August Tiedge; denen sich die minder bedeutenden: Friedricke Sophie Christiane Brun geborene Münter, Samuel Gottlieb Bürde, Karl Ludwig August, Freiherr von Münchhausen und Gotthelf Wilhelm Christoph Starke, anschließen.

Friedricke Sophie Christiane Brun geborene Münter, Tochter des als geistlicher Liederdichter bekannten Superintendenten Münter, war 1765 zu Gräfentonna geboren, vermählte sich in Kopenhagen mit dem Geheimen Conferenzrath Brun und starb 1835.

Sie war eine Freundin Matthisons und bildete auch ihr hübsches Dichtertalent ganz nach diesem, sowohl nach Form wie Inhalt; doch sind nur wenige ihrer Gedichte bloße Naturschilderung, wie häufig bei Matthison, sondern stets mit Beziehung auf menschliche Empfindungen und Charaktere abgefaßt. Die

meisten ihrer Dichtungen erschienen zuerst in Zeitschriften, sowohl in dem vom Göttinger Dichterbund herausgegebenen Musenalmanach, wie später auch in dem Schiller'schen. Außer Gedichten, lyrischen, didaktischen und epischen (Balladen) und einzelnen prosaischen Aufsätzen gab sie heraus Beschreibungen ihrer mannichfaltigen Reisen, in Tagebuchform, unter den Titeln: „Episoden“, „München und Heidelberg“, „Römisches Leben“ und „Wahrheit aus Morgenträumen, Ida's ästhetische Entwickelung“. Letzteres ist theilweise eine Beschreibung ihres Jugendlebens.

Samuel Gottlieb Bürde, geboren 1753 zu Breslau, starb 1831 als preußischer Kammerdirektor zu Berlin, dessen zarte, sinnige, sowohl geistliche wie weltliche Lieder von innigem Gefühle zeugen.

Karl Ludwig August, Freiherr von Münchhausen, geboren 1759 zu Oldendorf, starb als kurhessischer Oberstlieutenant zu Swedesdorp am Steinhudersee. Seine lyrischen Gedichte sind von geringem Werthe, bedeutender seine Jägerlieder.

Gotthelf Wilhelm Christoph Starke, geboren 1762 zu Bernburg, starb 1830 als Oberhofprediger zu Ballenstedt. Er machte sich als prosaischer Schriftsteller durch seine „Gemälde aus dem häuslichen Leben“, eine Art poetischer Genrebilder, bekannt, die, obgleich der belehrende Zweck zu viel hervortritt, doch liebliche Bilder beschränkten Familienlebens sind. Seine lyrischen Gedichte, sowohl geistliche Lieder wie andere, haben etwas zu Weiches und Sentimentales.

## Idyllendichter.

### Salomon Geßner, Xaver Bronner.

Salomon Geßner, geboren den 1. April 1730 in Zürich. Sein Vater, der dort Buchhändler und Mitglied des Großen Rathes war, bemühte sich, ihm eine sehr sorgfältige Erziehung zu geben; doch erregte der Knabe sehr geringe Erwartungen, man hielt ihn allgemein für dumm und geistlos, da er in der Schule gar keine Fortschritte machte; nur für's Zeichnen zeigte er Begabung. Ebenso wenig lernte er in zwei Jahren bei einem Prediger auf dem Lande, wohin man ihn 1747 gebracht hatte. Um ihn doch aber für irgend einen Beruf brauchbar zu machen, schickte ihn 1749 sein Vater nach Berlin in die Nicolai'sche Buchhandlung, damit er dieses Geschäft erlerne. Aber die mercantile Richtung gefiel Geßner noch weniger. Er ging daher ohne Wissen seiner Eltern aus der Buchhandlung fort und beschäftigte sich, eingeschlossen auf seiner Stube, mit Zeichnen, das Einzige, worin er es zu etwas gebracht hatte. Als ihn seine Eltern, durch Entziehung der nöthigen Mittel zur Rückkehr zwingen wollten, erwarb er sich durch Landschaftsmalerei längere Zeit seinen Unterhalt, bis diese nachgaben und ihm gestatteten, in Berlin zu bleiben und den Aufenthalt nach seinem Willen zu benutzen. Wie Geßner bis dahin Widerwillen gegen alle Kenntnisse gezeigt hatte, so erwachte jetzt plötzlich sein Geist, und indem er bald darauf mit Ramler bekannt

wurde, der seinen poetischen Sinn zu wecken verstand, ging ihm ein höheres Leben auf.

Er suchte sich Kenntnisse aller Art anzueignen, und wagte sich auch unter Ramlers Leitung an die Poesie, wofür ihm Begabung nicht fehlte.

Im Jahre 1751 kehrte er über Hamburg, wo er mit Hagedorn bekannt wurde, nach Hause zurück, und beschäftigte sich mit Poesie und Malerei; von 1760 an, in welchem Jahre er sich verheirathet hatte, mehr mit der letzteren, um sich und seiner Familie ein anständiges Auskommen zu sichern, was ihm auch in hohem Grade gelang, da seine Landschaften allgemein gesucht wurden. Später übernahm er die Buchhandlung seines Vaters; doch überließ er die eigentliche Geschäftsführung dem anderen Theilhaber der Handlung, und blieb der Malerei und Dichtkunst bis an sein Ende treu. Auch war er, wie Gleim in seinem Kreise, Förderer und Pfleger junger Talente. Er starb in Zürich den 2. März 1787. Seine Mitbürger errichteten ihm an der Limmat, wo er gewöhnlich in seinem Landhause den Sommer zubrachte, ein Denkmal, als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung, die er durch seinen reinen und wohlwollenden Charakter und seine heitere Zufriedenheit, die Jeden zu beglücken suchte, sich erworben hatte.

Wenn auch, wie in der Einleitung gesagt wurde, die beschreibende Poesie eigentlich keine oder doch nur die unterste Stufe der Poesie ist; wenn auch diese süßlichen Idyllen, deren Hauptvertreter Geßner war, als eine Abirrung vom Wege der wahren Dichtkunst betrachtet werden mußten, so gehören immerhin poetische Anlagen dazu, diese Anmuth und Weichheit, Flüssigkeit und Milde der Sprache, die so ganz zu dem Inhalt paßt, diese Fülle von Melodie seinen Schriften einzuhauchen, wie es Geßner gethan hat. Auf poetischen Werth können freilich diese süßlich-sentimentalen, jeder Handlung, Wahrheit und Natürlichkeit entbehrenden landschaftlichen Gemälde keinen Anspruch machen, trotzdem sie in Deutschland und noch mehr in Frankreich den ungetheiltesten Beifall fanden, und man Geßner nicht nur als den Schöpfer der deutschen Idylle, sondern auch als unerreichbares Muster derselben pries. In kürzester Zeit wurde die in Paris besorgte Uebersetzung dreimal aufgelegt.

Geßner schrieb seine Idyllen zuerst in Versen, da ihm aber die Behandlung des Verses viele Schwierigkeiten machte, so rieth ihm Ramler, dieselben in poetisirender Prosa zu schreiben, welchem Rathe er folgte.

Von den größeren Idyllen ist „Der erste Schiffer", in zwei Gesängen, die gelungenste. Einzelne seiner Poesien nennt er epische Gedichte, wie: „Der Tod Abels", „Daphnis" und andere; doch sind es ebenfalls nichts wie Idyllen, nur noch süßlicher und sentimentaler.

Seine Schäferspiele: „Evander und Alcimna", und „Erast", sind in derselben Art gehalten und nicht von Bedeutung.

## Aus: Geßners Idyllen.

### Mycon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollo unser Opfer zu bringen. Schon sahen wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht; und weiter hinaus flimmerte dem Auge endlos die Aussicht in's Meer. Mittag war's, und der Sand brannte unsere Sohlen, und die Sonne den Scheitel; so gerade stand sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunter warfen. Die Eidechse schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter in gesengtem Grase. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen und saß auf den gedörrten Lippen. So gingen wir schmachtend, aber nun verlängerten wir die Schritte, denn vor uns sahen wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß. Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinste, die kühlste Quelle sich ergoß. Die Aeste hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren und die Erbselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmals hervor, das Geisblatt und die schlanke Winde und schleichender Epheu umwanden. „Götter," so rief ich, „wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung. Heilig und gesegnet sei mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier." „Hier," sprach Milon, „hier, an der Vorderseite des Grabmals, sehe ich unter den Ranken von Geisblatt eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt."

Und jetzt hob er die Ranken mit seinem Stabe und las: „Hier ruhet die Asche des Mycon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hierher und pflanzte diese Bäume."

„Gesegnet sei deine Asche, du Redlicher," so sprach ich, „gesegnet die Deinen, die du zurückließest," und da kam Jemand unter den Bäumen hervor: ein schönes Weib war's von schlanker Gestalt und edlem Ansehen. Einen Wasserkrug trug sie am Arm und so kam sie zu der Quelle.

„Seid mir gesegnet in diesen Schatten," so redete sie mit holder Freundlichkeit, „ihr seid Fremde, vielleicht hat ein zu weiter Weg bei der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu euerer Erfrischung noch Etwas euch dienen, als was ihr hier findet?"

„Sei uns gesegnet," so erwiederten wir, „gutthätiges Weib, wir bedürfen keiner anderen Erfrischung, süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruht, der so für die Bedürfnisse des Wanderers sorgte. Du bist von

dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indeß dieser heilige Schatten uns kühlt, sag' uns, wer er war."

Jetzt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmals, lehnte sich darauf und sprach mit freundlichem Lächeln: „Mycon, so hieß er, der die Götter ehrte, dessen süßeste Wollust war, Andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt sein, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken segnet; keiner, der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daß ich das glücklichste Weib bin, — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohnes. Mein Vater war gestorben, in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille von unserer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genährt, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichthum. Zwei Ziegen gaben uns ihre Milch und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater, wie mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit und meine aufmerksame Sorge, meines Glückes werth zu sein; er sah es, und liebte mich, und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehen. O Damon, Damon, vergiß deine Liebe! ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu sein. So flehte ich ihn immer an; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten, da trat Mycon herein und setzte sich neben mich an die Morgensonne. Lange sah er mit freundlichem Lächeln mich an. „Kind," so sprach er jetzt, „deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen, ich will dich glücklich sehen." „Könnt' ich, mein bester Herr, könnt' ich glücklicher sein, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin?" So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. „Kind," sprach er, „ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möchte in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehen. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich sein?" Jetzt entsank die Arbeit meiner Hand, zitternd, erröthend stand ich vor ihm. Er nahm meine Hand: „und kannst du," so sagt' er, „kannst du durch seine Liebe glücklich sein?" Ich fiel vor ihm nieder, drückte in stummem Entzücken seine Hand an mein bethräntes Gesicht, und von selbigem Tage an bin ich das glücklichste Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. „Das war der Mann, der hier ruht", so fuhr sie fort. „Aber wie er diese Quelle hierher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen. Gegen das Ende seines Lebens ging er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wanderer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen

hier pflanzte und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten, so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden und den, der an der Sonnenhitze schmachtet. So sprach er, und ließ vom Felde her die kühlste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet und jetzt ging er zum Tempel des Apollo, opferte und bat: „„„Laß, was ich pflanze, gedeihen, so kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, am kühlen Schatten sich erfrischen.'''

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwachte er frühe und sah aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hoch aufgewachsene Bäume. „„„Götter!''' so rief er, „„„was seh' ich, Kinder, sagt's mir, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern geflanzt, zu Bäumen empor gewachsen.''' Voll heiligen Erstaunens gingen wir jetzt unter die Schatten; im vollsten Wuchse standen die Bäume da und streckten die starken Aeste weit umher, die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigen Gras. „„„O Wunder,''' rief der Greis, „„„ich Alter soll selbst noch in diesem Schatten wandeln.''' Und wir dankten und opferten dem Gott, der so gnädig noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber ach! er wandelte nicht lange mehr in diesem Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesem Schatten ruht, dankbar seine Asche segne."

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. „Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber noch mehr, was du uns so freundlich erzähltest. Sei uns gesegnet." So sprachen wir und gingen voll frommer Empfindungen zum Tempel des Apollo.

Franz Xaver Bronner, geboren den 23. Dezember 1758 zu Höchstädt an der Donau, wurde, nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht genossen hatte, in das Jesuitenkollegium zu Dillingen aufgenommen, und trat dann, schon 1780 zu Donauwörth in den Benediktinerorden. Hier betrieb er mit rastlosem Eifer die mannichfaltigsten Studien, namentlich Philosophie, Poesie und Musik, und bald wurde ihm der geisttödtende Zwang des Klosterlebens so verhaßt, daß er sich demselben 1784 durch die Flucht entzog und sich nach der Schweiz wandte, wo er durch Geßner und dessen Freunde die liebevollste Aufnahme fand. Zwar ließ er sich nach kurzer Zeit durch mancherlei Versprechungen bewegen, in ein Kloster nach Augsburg zurückzukehren; doch sah er bald, daß man ihn mit falschen Hoffnungen getäuscht habe, und entfloh abermals in die Schweiz, wo er nach Gründung der helvetischen Republik Sekretär beim Ministerium der Künste und Wissenschaften, nach Auflösung der Republik Professor der Naturwissenschaften an der Cantonsschule in Aarau und später Professor der Mathematik daselbst wurde. Außer einem Aufenthalt von sieben Jahren, von 1810 bis 1817, die er als Professor in Kasan zubrachte, wohin ihn die russische Regierung berufen hatte, blieb er bis zu seinem Tode, der den 12. August 1850 erfolgte, in Aarau und bekleidete dort noch mehrere Stellen.

1820 trat er zum Protestantismus über, 1827 wurde er Cantonsbibliothekar und 1829 Stadtarchivar.

Bronner gehört den Jahren nach erst in eine spätere Zeit, denn er trat mit seinen Poesien nicht vor Ende des 18. Jahrhunderts vor das Publikum; doch schließen sich diese nach Stoff und Form so eng an die hier besprochene Richtung, namentlich an Geßners Poesien an, die in jeder Beziehung seine Vorbilder waren, daß er am schicklichsten hier seinen Platz findet. Er schrieb ganz in Geßners süßlich-gefühlvollem Tone Schäferspiele und Idyllen in Prosa, nur wählte er meist Fischer statt der Geßner'schen Hirten und Schäfer zur Staffage seiner ländlichen Gemälde.

Die Idyllen Bronners verdienen vor den Geßner'schen deßhalb den Vorzug, weil in der Schilderung seiner Fischer mehr Wahrheit der Natur und hin und wieder auch wirkliche Handlung enthalten ist. Außer den Idyllen gab Bronner seine Biographie unter dem Titel: „F. X. Bronners Leben von ihm selbst beschrieben" heraus, welche, obgleich etwas breit gehalten, doch durch die einfach anschauliche Schilderung seiner mannichfaltigen Erlebnisse interessirt.

## Aus: Bronners Idyllen.

### Lamon und Elise.

Unter dem Schatten eines wilden Rosenstrauches, am rieselnden Waldbache, lag im hohen Grase Elise und schlummerte, neben ihr ein kleines Handbeil und eine Bürde von frischen Weidenschossen, die sie eben im nahen Werder gesammelt hatte. Ihr Vater wollte zu Hause Fischreusen daraus flechten.

Lamon, der Fischerjunge, fand das Mädchen am Busche. Leise schlich er näher, nahm die Bürde hinweg und trug sie hurtig nach ihrer Hütte. Er kam bald wieder; das Mädchen aber schlummerte noch. Da pflückt' er sich den Strohhut voll Veilchen, und goß sie alle über die holde Schläferin hin, und wischt' in's Gebüsche. Sie erwachte, staunte die Veilchen an und blickte blinzelnd rings nach dem Thäter umher. Aber er war weg. Auch ihre Weidenruthen waren weg. „Ei der Lose," sprach sie und rieb sich die schönen Augen, „wer war jetzt der? Da begrüßt mich der Schalk mit einem Heere von Blumen und nimmt mir die Bürde fort. Nun flechte mir Reusen wer da will! Mein Vater wird mich wunderlich anschauen, wenn ich keine Ruthen nach Hause bringe, und er wartet doch darauf. Aber horch! Was ist dort? Ha! dort rauscht es im Busche." Sie lief hin, und Lamon kam ihr entgegen. „Hab' ich dich, du kleiner Dieb! Hab' ich dich?" rief sie und hielt ihn lächelnd beim Arme fest. „Wo hast du meine Weidenschosse?"

Lamon. „Ich, deine Weiden? Schönes Mädchen, ich habe sie nicht; doch aber den Thäter, den Thäter könnt' ich vielleicht errathen."

Elise. „Weissest du ihn? Bist du's nicht selbst?"

Lamon. „Ich weiß den Thäter, Mädchen! Aber"

Elise. „Ja mit deinem Aber da! Sage nur, wer war es denn?"

Lamon. „Es war. Ja, wenn du mir das Sträußchen an deinem Busen gibst, dann will ich's gestehen."

Elise. „Das Sträußchen kann ich dir nicht geben."

Lamon. „So gib mir das rothe Schnürchen, das auf deinem Hute spielt."

Elise. „Auch das nicht."

Lamon. „Hm! so kann ich schweigen."

Elise. „Ach, Lamon, sage mir's doch. Ich will dir das Schnürchen geben." Sie gab's ihm, und er band's um seinen Hut. „Nun, Mädchen! ich bin's," sagte er.

Elise. „Du bist's? So! Du kleiner Dieb du! Und meine Weidenschosse?"

Lamon. „Sie sind dem süßen Mädchen zu schwer, so dacht' ich und trug sie nach deiner Hütte."

Elise lächelte. „Magst du das Sträußchen, hübscher Jüngling?" fragte sie liebreich, und ward roth. Und Lamon langte mit zitternder Hand das Sträußchen von ihrem steigenden Busen.

## Naturdichter.

### Friedrich von Matthison, Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Christoph August Tiedge.

Friedrich von Matthison, den 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, kurz nach dem Tode seines Vaters, der Feldprediger gewesen, geboren, wurde bis in sein vierzehntes Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen, und besuchte von 1775 die Schule zu Klosterbergen. Von da bezog er wohlvorbereitet die Universität Halle, um Theologie zu studieren, welches Studium er jedoch bald verließ, um Philosophie, Naturwissenschaften und Literatur zu betreiben. Nachdem er 1784 die Universität verlassen, erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Basedow'schen Philanthropinum in Dessau, die er aber nach kurzer Zeit mit der Stelle eines Hofmeisters beim liefländischen Grafen Sievers vertauschte, weil sich ihm dadurch Gelegenheit bot, größere Reisen zu machen. Er hielt sich mit dem Grafen abwechselnd in Altona, Heidelberg und Mannheim auf, und lebte dann, als der Graf eines Hofmeisters nicht mehr bedurfte, von 1788 bis 1790 in Nyon am Genfersee bei seinem Freunde Karl Victor von Bonstetten (der sich als prosaischer Schriftsteller bekannt machte). 1790 ging er als Erzieher nach Lyon, mußte aber 1794 Familienverhältnisse wegen in die Heimath zurückkehren, und wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er Italien, die Schweiz und Tyrol bereiste. Nach deren Tode trat er 1812 in Dienste des Königs von Württemberg, der ihn zum Geheimen Legationsrath, zum Oberintendanten des Hoftheaters und zum Oberbibliothekar ernannte, und ihm schon früher (1809) den Adel verliehen hatte. Im Jahre 1819 bereiste er noch einmal Italien mit der Familie des Herzogs Wilhelm von Württemberg. Nach dem Tode seiner Gattin, 1824, nahm Matthison seine Entlassung aus dem Dienste, und zog sich nach Wörlitz

bei Dessau zurück, um die übrigen Tage seines Lebens in Muße zuzubringen. Er starb dort den 12. Dezember 1831.

Auf einer noch niedrigeren Stufe als die Idylle steht die Art von Poesie, mit der Matthison sich ausschließlich beschäftigte und deren Hauptvertreter er war.

Die Idylle schildert die Natur; doch schildert sie dieselbe in Beziehung auf die Menschen, und es ist ein Fehler des Dichters, wenn sie nicht auch menschliche Charaktere und Handlungen darstellt. Matthison aber und seine Genossen bedürfen nicht einmal des Menschen, sie sind schon zufrieden, den Sonnenuntergang, die Abendröthe und dergleichen mit schwunghaften Worten in einer Reihe prächtiger Bilder, ohne jede Beziehung auf den Menschen, darzustellen, und das sind doch Motive der Landschaftsmalerei, nicht der Poesie. Daß aber die Poesie nicht redende Malerei sei, wie die Schweizer Bodmer und Breitinger ihrer Zeit behaupteten, sondern ganz andere Felder der Thätigkeit habe, unterliegt keinem Zweifel mehr, seit Lessings „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ erschienen, worin er mit Geschmack und Scharfsinn, gestützt auf die Muster der Alten, die Grenzen dieser beiden Künste festsetzt.

Klopstock, der, besonders in seinem Messias, oft an Stelle der Handlung prächtige Schilderungen setzt, obgleich er sie immer in Beziehung zu der eigentlichen Handlung zu bringen versteht, ist eben dadurch der Vertreter dieser Naturmalerei geworden, wie er auch das Vorbild war zu der schwärmerisch-elegischen Anschauung der Natur, welche in diesen Poesien herrscht. Aber freilich wurde sein Ernst bei seinen Nachfolgern schon zur Schwermuth, seine Begeisterung zur Schwärmerei. Besonders macht sich diese schwärmerische Schwermuth in Matthisons Gedichten bemerkbar; sowohl die reinen Naturschilderungen, wie auch diejenigen, in denen er menschliche Gefühle, an Naturschilderung sich anlehnend, beschreibt, sind alle voll weinerlicher Schwermuth und süßlicher Schwärmerei.

Woher kam es nun, wenn diese Art Poesie einen so geringen Werth hat, wenn Matthisons Gedichte, außer den Gattungsfehlern, noch besondere ihm eigenthümliche Fehler besaßen, daß seine Gedichte zu jener Zeit so ungetheilten Beifall fanden? Daß sogar Schiller in der Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1794 ein so günstiges Urtheil über sie fällte? Und daß sie noch heute bei Manchen sehr beliebt sind?

Vor Allem war der Beifall, den sie ihrer Zeit fanden und noch jetzt bei manchen schwärmerischen Gemüthern erregen, dem weichen, träumerischen, sentimentalen Zuge zuzuschreiben, der alle Gedichte Matthisons kennzeichnet, sowohl die Oden, weltliche wie geistliche Lieder, Elegien, Epigramme, als auch die eine Ballade: „Das Fräulein im Thurme“, welcher Zug, wie schon mehrfach erwähnt wurde, gerade Dasjenige war, was jene Zeit vorzüglich charakterisirt, und der auch zu jeder Zeit bei Einzelnen besonderen Anklang findet. Dann aber auch ist Form und Sprache der Matthison'schen Gedichte so unübertrefflich schön und wohllautend, so einschmeichelnd, sich ganz dem

Stoff anschmiegend, daß jedes feine Ohr dadurch erfreut wird. Dieß mag wohl auch der Hauptgrund gewesen sein, weßhalb Schiller mit seinem feinen Gefühle für schöne Darstellung sich so anerkennend in der genannten Kritik über Matthisons Gedichte äußert; und mit veranlaßt wird ihn dazu die Wahrheit und Anschaulichkeit der Naturschilderungen haben, die allerdings den Matthison'schen Poesien nicht abzusprechen sind, und die in den meisten Fällen beim Leser dieselben Empfindungen erregt, welche der Anblick der geschilderten Landschaft hervorruft. Noch ein wichtiger Umstand kommt dazu, der auf Schillers Lob unbedingt von großem Einfluß war. Es ist dieß die reine Gesinnung, die aus allen Matthison'schen Gedichten spricht, und worauf Schiller mit Recht großen Werth legte, wie ganz besonders aus seiner Kritik über Bürgers Gedichte (Allgemeine Literatur-Zeitung von 1791) hervorgeht, dem er vor allem den Mangel sittlicher Reinheit in seinen Dichtungen vorwirft: Er sagt in dieser Beziehung von Matthison: „Eine geläuterte, heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Maximum von Schönheit."

Schiller erkannte unstreitig die Fehler der Matthison'schen Poesien sowohl, als den untergeordneten Rang, den die ganze Gattung einnimmt, was Jedem, der die Kritik mit Aufmerksamkeit liest, klar wird, ob er freilich diese Fehler nur eben andeutet, wie den Mangel des künstlerischen Zusammenhangs in vielen Gedichten, und die übergroße Sentimentalität, die in Allem, auch im Erhabensten, Stoff zu Thränen und zur Schwermuth findet.

Daß Schiller den untergeordneten Rang der Gattung sehr wohl kannte, geht aus dem Schluß der Kritik hervor, die lautet: „Schon Vieles hat er (Matthison) geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tieferen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschen aufzutragen."

Doch rechtfertigte Matthison Schillers Voraussetzung in dieser Beziehung nicht; er ging nicht weiter, und konnte nicht weiter gehen, weil sein beschränktes Talent ihn nur zu dieser schildernden Poesie befähigte, was auch das eine von ihm verfaßte Schauspiel: „Die glückliche Familie", bezeigt, da es poetisch ganz werthlos ist.

Nur wenige seiner Gedichte erwecken daher eigentliches Interesse, und zwar nur diejenigen, in denen sich die Schilderungen an Menschen anlehnen. Das kleine Gedicht „Adelaide" ist durch Beethovens Musik besonders berühmt geworden.

Auch als Prosaiker machte sich Matthison bekannt durch seine „Erinne-

rungen", eine Art Reisebeschreibung, die in einer freilich oft gesuchten Sprache manche interessante Nachrichten über Personen und Orte, die er auf seinen verschiedenen Reisen hatte kennen lernen, enthalten. Eben so sind seine Briefe an seine Freunde Seewis, Bonstetten, Friedericke Brun und Andere nur durch den mannichfaltigen Inhalt unterhaltend, sonst auch süßlich und tändelnd geschrieben.

Noch ist zu erwähnen, daß sich Matthison durch die Herausgabe einer „Lyrischen Anthologie" (20 Theile) verdient machte, durch welche viele treffliche Gedichte unbekannter oder vergessener Dichter wieder zu größerer Verbreitung gelangten. Er hat in der Auswahl reiche Literaturkenntniß und geläuterten Geschmack an den Tag gelegt, sich aber auch manche Veränderungen an dem Texte erlaubt.

## Aus: Matthisons Gedichten.

### Elegie.

#### In den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.

I.

Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur, daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt;
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam zieh'n die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu.

II.

Hier, auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren;
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht.

III.

Dort, wo um des Pfeilers dunk'le Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den Edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

IV.

Zieh' in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sei des Namens deiner Väter werth!

Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte,
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain,
In der Morgenröthe Purpurschein.

V.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht.
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen
Kehrt' er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick
In des lieben Mädchens Arm zurück.

VI.

Ach, mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad!
Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte nah't!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend,
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

VII.

Fröhlich hallte der Pocale Läuten
Dort, wo wildverschlung'ne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererkämpfter Siege
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinn'rung schauerlicher Lust.

VIII.

O der Wandlung! Grau'n und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreu't!
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Kriegstrompete Ruf erklang
Und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

IX.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum daß halb versunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruh'n.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt' die Wolke der Vergessenheit.

X.

So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entflieht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeer'n, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

XI.

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

XII.

Süße Liebe! deine Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel,
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

**Adelaide.**

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert.
Adelaide.

In der spiegelnden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildniß:
Adelaide.

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mai's im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide.

Einst, o Wunder! erblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide.

## Opferlied.

Die Flamme lodert, milder Schein
Durchglüht den düstern Eichenhain,
Und Weihrauchdüfte wallen.
O neig' ein gnädig Ohr zu mir,
Und laß des Jünglings Opfer dir,
Du Höchster, wohlgefallen.

Sei stets der Freiheit Wehr und Schild!
Dein Lebensgeist durchathme mild
Luft, Erde, Feuer und Fluten!
Gib mir als Jüngling und als Greis
Am väterlichen Herd, o Zeus,
Das Schöne zu dem Guten.

## Lebenslied.

Kommen und Scheiden,
Suchen und Meiden,
Fürchten und Sehnen,
Zweifeln und Wähnen,
Armuth und Fülle, Verödung und Pracht,
Wechseln auf Erden wie Dämm'rung und Nacht!

Fruchtlos hienieden
Ringst du nach Frieden;
Täuschende Schimmer
Winken dir immer;
Doch wie die Furchen des gleitenden Kahns
Schwinden die Zaubergebilde des Wahns.

Auf zu der Sterne
Leuchtender Ferne
Blicke vom Staube
Muthig der Glaube,
Dort nur verknüpft ein unsterbliches Band
Wahrheit und Frieden, Verein und Bestand.

Günstige Fluten
Tragen die Guten,
Fördern die Braven
Sicher zum Hafen;
Und, ein harmonisch verklingendes Lied,
Schließt sich das Leben dem edlen Gemüth.

Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Kühn zu verachten
Bleib' unser Trachten,
Bleib' unser Kämpfen in eherner Brust
Uns des unsträflichen Willens bewußt.

## Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschen kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Pappeln weh'n
Auf den Höh'n;
Eichen glüh'n, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.

Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geboren den 26. Dezember 1762 zu Seewis, einem kleinen Flecken bei Malans in Graubünden, stammte aus einem der ältesten und einflußreichsten Geschlechter dieses Landes. Er erhielt seine erste Bildung im elterlichen Hause, unter Leitung deutscher Lehrer; dann war er einige Jahre in der von Pfeffel gegründeten Kriegsschule in Colmar. Er wählte nach vollendeten Studien die militärische Laufbahn, trat nach der Sitte der adeligen Geschlechter seines Vaterlandes 1780 in die Schweizergarde des Königs von Frankreich, und avancirte noch vor Anfang der Revolution zum Hauptmann. Doch bei Beginn der Revolution bat er um seinen Abschied, lebte während der ganzen Zeit einsam in Paris, eifrig den Studien, und besonders der Beschäftigung mit der Poesie ergeben, die schon von Jugend an seine liebste Unterhaltung gewesen, durch Pfeffels Anregung in Colmar Nahrung erhalten, und später durch die Bekanntschaft Wielands, Herders, Göthes, Schillers und Matthissons, die er im Jahr 1788 auf einer Reise nach Deutschland gemacht, noch bedeutend vermehrt wurde. Besonders mit Matthisson, der einen nicht geringen Einfluß auf seine Poesien übte, schloß er die vertrauteste Freundschaft. Im Jahr 1792 trat Salis wieder in die Armee ein, betheiligte sich unter Montesquiou an dem Feldzug in Savoyen. Als aber von der französischen Armee die Schweiz bedroht wurde, nahm er wieder seinen Abschied, kehrte in sein Vaterland zurück, vermählte sich 1793 mit Fräulein von Pestalozzi und lebte als Privatmann in Chur. Als er durch die politischen Unruhen in der Schweiz 1799 aus Chur flüchten mußte, wandte er sich nach Zürich, wo er während der Kämpfe der Schweizer mit den Oesterreichern zum Generalinspektor der helvetischen Truppen und zum Adjutanten beim Generalstabe ernannt wurde. Später zog er nach Bern und war dort, bis zur Räumung der Schweiz von fremden Truppen, Mitglied des helvetischen Kassationsgerichts; kehrte dann 1803 nach Malans zurück, und bekleidete bis 1820 mit dem segensreichsten Erfolge mehrere wichtige Stellen. In dem genannten Jahre gab er seine Aemter auf, nur die Stelle als Mitglied der städtischen Schulbehörde behielt er, und genoß bis zu seinem Tode das früher oft vergeblich ersehnte stille Familienglück. Er starb in Malans den 29. Januar 1834.

Die beiden Freunde Salis und Matthisson zeigen sowohl als Menschen, wie als Dichter bedeutende Aehnlichkeit, und die eine mag wohl aus der andern entsprungen sein. Beide waren gefühlvolle, für Freundschaft, Liebe und alle sanfteren Regungen begeisterte Menschen; beide zeigen in ihren Dichtungen den Hang zu Schwermuth und Schwärmerei und die Vorliebe zu Naturschilderungen. Doch hat Salis, der weniger bekannt und berühmt war, als Dichter einige bedeutende Vorzüge vor Matthisson. Vor Allem verliert sich seine wehmüthige Schwärmerei niemals in das Nebelhafte, Gehaltlose wie bei Matthisson; und dann ist diese Wehmuth bei Salis auch natürlicher und wahrer. Sie entsprang aus wirklicher Sehnsucht, entweder nach dem Vaterlande, von dem er entfernt leben mußte, oder nach stillem, häuslichem Glück, was er durch die politischen Unruhen in der Schweiz nicht recht genießen konnte. Während Matthissons Schwärmerei nur aus einem empfindsamen Gemüth entsprang, daher keine Unterlage hatte, wodurch sie natürlicher und wahrer erschienen wäre. Auch verliert sich Salis nur selten in die bloße Naturschilderung, er hat meist menschliche Handlungen oder Gefühle zum Hauptmotiv seiner Gedichte und die Naturschilderung als Schmuck derselben. Daher verdienen seine Poesien bei gleich schöner Form unbedingt vor den Matthisson'schen den Vorzug, wie denn auch einige seiner besten Lieder in den Volksgesang übergegangen sind; ob sie freilich, ebenso wie jene, die Mängel der Gattung nicht verläugnen können.

Er verfaßte weltliche und geistliche Lieder, Elegien, Oden und Epigramme.

## Aus: Salis Gedichten.

### Ermunterung.

Seht, wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land,
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel!
Tugend wird selber zur Freude uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude!
Horch! ihr ertönet des Hänflings Gesang;
Athmet! sie duftet im Rosengestäude;
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang;
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl;
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht in's blumige Thal.

Freunde! was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die glühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weibische Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan.

Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigner Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelass'ne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Schlusse doch gut

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr.
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe,
Weiht nur der Unschuld die heilige Glut;
Aber dann liebt auch mit weiser Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit!
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nutzen, so viel als ein Jeder vermag,
O, das erfüllet mit stillem Entzücken!
O, das entwölket den düstersten Tag!

Muthig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au:
Gräber, von Trauercypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde! wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

### Das Grab.

I.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

II.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schooß,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

III.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

IV.

Doch sonst an keinem Orte,
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

V.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

## Das Mitleid.

I.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust wie Balsam milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären
Blickt die Noth zu dir empor.

II.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

III.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heit're Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tief beschneiten Damm,
Und verpflegst in sich'rer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

IV.

Sorglich streust du vor die Scheuer,
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

V.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

VI.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Tröſten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

VII.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu';
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenslagers Streu;
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken,
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoss'nen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

VIII.

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Mutterarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

## An die edlen Unterdrückten.

I.

Getrost, ihr edlen Unterdrückten,
Wenn auch kein Strahl der Hoffnung blinkt,
Der Tugend Opferkränze schmückten
Euch, eh' ihr am Altare sinkt.
Des Ruhmes Flitterkrone werde
Hier des beglückten Frevlers Preis,
Entkeimt aus eurer Gräber Erde,
Grünt spät erst euer Eichenreis.

II.

Ihr, die verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt;
Wenn ihr mit kräftigem Erkühnen
Euch dem Verfall entgegen stemmt,
Verklärt ihr glorreich die Ruinen,
Die keine Macht im Sturze hemmt.

III.

Dann fühlt ihr zwar des Schicksals
Schwere,
Wenn es der Läst'rung Plan gelingt,
Daß euer letztes Gut, die Ehre,
Ihr Klapperschlangen-Hauch verschlingt;
Schaut ernst der Uebermacht Triumphe,
Wenn höhnend euch ihr Troß umzischt!
Wißt, daß ihr Irrlicht aus dem Sumpfe
Nur trüglich aufglänzt, und erlischt.

IV.

Die Wahrheit hat mit sich'rer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit
Verweht die Spreu gedung'ner Sage
Und huldigt der Gerechtigkeit.
Vernunft folgt ewigen Gesetzen,
Die Pöbelswuth, die ein Tyrann
Ein Menschenalter durch verletzen,
Doch ewig nicht vertilgen kann.

V.

Denkt, wenn im Kampf für Menschen-
rechte
Ihr des Erfolges Glanz entbehrt,
Daß durch des Mißgeschickes Nächte
Der Unschuld Haupt sich still verklärt.
Schaut fest nach eurem hohen Ziele,
Verschmäht das nahe Hinderniß,
Und stürzt, gedrängt vom Pflichtgefühle
In des entflammten Abgrunds Riß.

VI.

Wenn, vom Verhängniß losgerissen,
Der Hoffnung letzte Trümmer stürzt,
Sollt ihr den Kelch zu kosten wissen,
Der jedes Erdenweh verkürzt.
Das Recht verbannt, verschmäht, erwürget,
Erlegen im gerechten Streit,
Fleht um Vergeltung, und verbürget
Den Geistern die Unsterblichkeit.

VII.

Dem Staub entfloh'n wirkt eure Seele
Begeisternd auf der Edlen Bund;
Verwandelt erst, thut Philomele
Die Unthat ihres Drängers kund;
Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit:
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit.

### Letzter Wunsch.

I.

Wann, o Schicksal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und sie! da seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

II.

Wenn ich nur ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand,
Statt geschorener Boskette
Und der Hagebuttenwand,
Dämmert uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief im Silbertannenschatten
Vor des Neides Blick versteckt.

III.

Statt Kanäl' und Gartenteiche
Nur ein Röhrenbrunnentrog;
Statt Alleen und Taxussträuche,
Früchte, die ich selbst erzog;
Durch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof eng und klein,
Eilt ich, statt nach Marmorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

IV.

Bei des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser im Gebüsche,
Nachtigallen Melodei'n.
Auch begänne sie Gesänge,
Wäre Philomel' entfloh'n,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

V.

Unter'm Strauch von Hagerosen
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir so traulich kosen
Wie auf seid'nem Kanapee.
In den Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln hoch und schlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Bretterbank.

VI.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab entfloß,
Kräuter, die vom Beet' sie pflückte,
Milch, die sie in Schalen goß;
Ha! bei solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

VII.

Mit den holden Dörferinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gält uns mehr, denn Maskenball.
Lieber als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen,
Mir, an meines Mädchens Arm.

VIII.

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendsterne
Höb ich den entzückten Blick,
Oefter senkt ich ihn, wie gerne,
Auf ihr blaues Aug' zurück.

IX.

Vieles wünscht' ich sonst vergebens,
Jetzo nur zum letztenmal,
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal!
Edle Mus' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das der Treue zur Belohnung
Auf mein Grab ein Veilchen streut.

Christoph August Tiedge, geboren den 14. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark. Sein Vater war damals Rektor daselbst und wurde später Conrektor am Gymnasium zu Magdeburg. Der junge Tiedge, der von Kindheit an blöde und kränklich war (in Folge der Pocken war sein rechter Fuß gelähmt), wurde von seinem Vater und seinen Lehrern für dumm und unfähig gehalten, weßhalb ihn sein Vater nicht lange die Schule besuchen ließ, sondern ihn zu Hause zum Abschreiben gebrauchte. Erst nachdem er sich 1764 durch ein kleines Gedicht, was der Knabe verfertigt, überzeugt hatte, daß er so unfähig nicht sei, wie man ihn gehalten, durfte er die Schule wieder besuchen, und zeichnete sich durch Fleiß und rasche Fortschritte aus. Als er 1769 die Universität beziehen sollte, starb sein Vater, wodurch die Familie in sehr dürftige Umstände versetzt wurde. Doch ging er trotzdem auf ein Familienstipendium nach Halle, um die Rechte zu studieren. Nach vollendeten Studien wurde er Sekretär beim Landrathskollegium zu Magdeburg, da aber diese Stelle so gering besoldet war, daß er an Unterstützung seiner Familie gar nicht denken konnte, und sie zudem ihm wenig zusagte, da er keine Zeit hatte seine poetischen Anlagen auszubilden, gab er die juristische Laufbahn 1781 ganz auf und übernahm die Stelle eines Hauslehrers bei dem Kammerdirektor von Arnstedt in Ellrich, wo er den Dichter Göckingk und Elisa von der Recke kennen lernte und durch Ersteren auch mit Gleim be-

kannt wurde, der für sein Dichtertalent und ferneres Geschick von entscheidendem Einfluß war. Gleim lud ihn zu sich nach Halberstadt, und Tiedge verlebte dort von 1788 bis 1789 glückliche Tage, auch wurde er auf Gleims Verwendung 1793 Domkommissär und erhielt eine Vikariatspräbende. Schon vorher (1792) hatte er den Antrag des Domherrn von Stedern angenommen, dessen Gesellschafter und Reisebegleiter zu werden. Herr von Stedern starb bald, doch blieb Tiedge als Erzieher der beiden Töchter in dessen Familie, mit der er 1797 nach Magdeburg und 1798 nach Quedlinburg zog. Als auch Frau von Stedern 1799 starb, die ihm eine kleine Pension ausgesetzt hatte, lebte er abwechselnd in Halle, Dresden und Berlin, wo er die Bekanntschaft mit Frau von der Recke erneuerte, und von da an deren unzertrennlicher Freund und Begleiter blieb. Sie machten zusammen von 1805 bis 1808 mehrere Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien, wohnten bis 1819 in Berlin und zogen von da nach Dresden. Nach dem Tode der Frau von der Recke 1833 lebte Tiedge, der durch ihren letzten Willen gegen häusliche Sorgen geschützt war, in deren Hause bis zu seinem Tode den 8. März 1841.

Tiedge's Poesien, die seiner Zeit bei allen sentimentalen Schwärmern, namentlich beim weiblichen Geschlechte, die sich durch hohle Phrasen und Wortgepränge blenden ließen, ganz ungemeinen Beifall fanden, sind von einer spätern unparteischen Kritik nach ihrem wahren Werthe gewürdigt worden. Er war nur ein mittelmäßiges Talent, dem Tiefe und Kraft der Empfindung mangelte. Er verstand es, durch leichte und blühende Darstellung, durch sanfte, elegische Gefühle, durch die hohe sittliche Tendenz seiner Poesien zu fesseln und in diesen drei Dingen verdient er auch alles das Lob, was man ihm gespendet hat; aber damit wird man allein kein großer Dichter.

Seine ersten Poesien, meist kleine lyrische Gedichte und Episteln, mit denen er sich sichtlich an Gleim anlehnte, sind noch ganz in dessen Sinn und Geist, tändelnd, spielend, doch in der Form vollendeter. Später wurde Matthisson einflußreich auf ihn und namentlich zeigt sich in seinen Liedern, Oden und Elegien aus dieser Zeit vorherrschend die sentimentale Schwärmerei, die elegische Schilderung des Natur- und Seelenlebens, die ihm verbunden mit den rhetorischen Schönheiten seiner Gedichte, beim Publikum so großen Beifall verschafften. Berühmter, aber mit noch weniger Recht berühmter als seine lyrischen Poesien wurde sein lyrisch-didaktisches Gedicht: „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit in sechs Gesängen". Theilweise mag der Anklang, den das Gedicht fand, den Stoffen zuzuschreiben sein, die es behandelt. Denn welchen denkenden Menschen ziehen diese Gegenstände nicht an, namentlich wenn sie in so lieblichem Gewande vorgetragen werden? Theils, und zwar zumeist, lag es aber auch an der Art und Weise, diese Dinge zu behandeln, die, ohne in die Tiefe zu dringen, dem Leser schmeichelt, er beschäftige sich mit den wichtigsten Fragen der Menschheit, und der dabei sanft über Gott, Liebe, Freundschaft, Tugend, Unsterblichkeit und Freiheit schwärmen kann, ohne seinen Kopf zu sehr anzustrengen. Es

möchte auf solche Schriftsteller und solche Leser der Ausspruch Lessings im Nathan passen:

— — — „Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur, ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen.“

Eine Art Fortsetzung der „Urania“ bildet das spätere Werk: „Wanderungen durch den Markt des Lebens“. Ein anderes didaktisches Gedicht Tiedges: „Der Frauenspiegel“, fand weniger Beifall.

Außer diesen drei Lehrgedichten und der ersten Sammlung: „Elegien und vermischte Gedichte“, gab er noch heraus idyllenartige Dichtungen: „Das Echo oder Alexis und Ida, ein Cyclus von Liedern“, „Aennchen und Robert oder der singende Baum“. Ferner: „Denkmale der Zeit“, eine Sammlung Gedichte aus den Jahren 1806 bis 1814, welche den Schmerz über das unterjochte Vaterland und die Freude über dessen Befreiung ausdrücken; und eine Lebensbeschreibung von: „Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland.“

## Aus: Tiedges Poesien.

### Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald, von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft.
Hier an dieses Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geisterwandel banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schädelstätten überschau'n.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt an Feindesbrust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhen, sie ruh'n Hand an Hand!

Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe gibt und Lieb' erhält,
Nur der Sinn der Menschen noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt.

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer
Wie ein weites, weiches Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen,
Seine Väter sah'n die grause Schlacht.
O sie schlafen ruhig und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln;
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese dunkle Fichte,
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch, das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren,

Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann.

Hier der See und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferherd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge halbgeschlossen
Nach der Heimath Gegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgrau'n deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub;
Diese Stelle will ich heilig feiern,
Ach! und kann sie nur bestreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen sanften Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Nach dem Sänger Lalages ihr Lied.

Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeist'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume
Wie ein sanft gehalt'ner Wellenfall.
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der sanften Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heil'ger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick:
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht, ein stilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseins so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt!
Hier steh'n wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme,
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und gibt dem Wurme,
Gibt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Lustig spielt das Laub des Ulmenbaumes,
An den frischen Aesten um den Stamm,
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nähret sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;

Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer!
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein.
Hier schau' her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Grau'n!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verschmäh'n, ist edel!
Mehr als Heldenthum ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Er verhallte lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bess're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt,
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz verdeckt."

## Anfang des vierten Gesanges der „Urania."

### Unsterblichkeit.

Es sei gegrüßt das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöh'n,
Die Felsen, wie Erinnerungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, steh'n!
Laß noch einmal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dies Gotteshaus umfing,
Dies Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlass'nen Fluren,
Der Mond, wie eine Hoffnung stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle,
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten,
Nichts war um uns als Gott und die Natur,
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist in's Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhab'nen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen rief?

Sieh' dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit,
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden?
Du sprichst: „mich hat die Huld gesandt,"
Willkommen, Lichtaufgang! die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft mit tausend Stimmen
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!“
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie gibt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hinbegleiten
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er uns're Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt er mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmal ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und beide haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dies liebste Pflegekind der Horen.

Halb fliehend und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feiert sie, und auf geschmückten Höh'n
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Lust die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist in leisem Weh'n
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen sich dreh'n,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung d'rauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst,
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange;
Denn werth des Himmels sein, ist halb der Himmel selbst.

## Dritte Gruppe.

## Klopstocks Nachfolger in der religiösen Dichtung.

### Einleitung.

Der in Klopstock's Dichtungen leise anklingende Ton der Wehmuth und Schwärmerei wurde einerseits durch die Naturdichter ausgebildet, andrerseits fand sie in den hier zu besprechenden religiösen Dichtungen ihren Höhepunkt.

Es ist der gleiche Geist der weichen Schwärmerei, der die Dichtungen aller dieser Nachfolger Klopstock's durchweht; sie mögen nun, wie die Barden für das deutsche Vaterland, wie die Naturdichter für ein idyllisches Leben, wie die hier erwähnten religiösen Dichter für Religion oder wie der spätere Hainbund für Freundschaft, Liebe und Freiheit schwärmen. Es ist derselbe Geist, er mag sich nun in lyrischen und epischen Dichtungen oder in Prosa aussprechen. Daher wird man bei den Werken der verschiedenen um Klopstock geschaarten Dichtergruppen viel Aehnlichkeit finden, so verschieden sie auch beim ersten Anblick erscheinen mögen. Aehnlichkeit, die aus der Verwandtschaft der Geister entspringt, Verschiedenheit, je nach der Richtung und dem individuellen Charakter des Einzelnen.

Die bedeutendsten dieser religiösen Dichter, die weiter unten näher besprochen werden, sind: Johann Heinrich Jung, genannt Stilling und Johann Kaspar Lavater. Die minder hervorragenden, die in Klopstock's Geist entweder geistliche Lieder oder religiöse Epen verfaßten, sind: Franz Freiherr von Sonnenberg, August Hermann Niemeyer, Johann Friedrich von Meyer und Gerhard Anton von Halem.

Franz Freiherr von Sonnenberg, geboren 1779 zu Münster, endigte den 22. November 1805 freiwillig sein Leben, indem er sich in Jena aus dem Fenster seiner Wohnung stürzte.

Schon als Schüler entwarf er den Plan zu einem großartigen Epos nach Klopstock's Messias: „Das Weltende", wovon der erste Band 1801 in Wien erschien; später benutzte er die fertigen Gesänge desselben zu einem andern, noch ausgedehnter angelegten Epos: „Donatoa", ebenfalls eine Beschreibung des Weltuntergangs.

Sein Freund und Biograph: Johann Gottfried Gruber (der sich auch sonst als philosophischer und ästhetischer Schriftsteller bekannt machte) gab nach Sonnenberg's Tode das Epos „Donatoa" 1806, mit einer Biographie des Verfassers begleitet, heraus, in der er unter Anderm sagte: „Sonnenberg wäre bei harmonischer Ausbildung seiner gewaltigen Eigenschaften einer der bedeutendsten Dichter Deutschlands geworden." Und seine Gedichte rechtfertigen dieses Urtheil vollkommen, denn bei allen Mängeln in Plan und Anlage enthält das Epos so viele Stellen voll Kraft und Tiefe, daß seine großen poetischen Gaben nicht zu verkennen sind. Ebenso ist es mit seinen lyrischen Dichtungen, unter denen sich manche sehr gelungene, namentlich vaterländische befinden, da bei ihm, wie bei Klopstock, Vaterland und Religion der Mittelpunkt seines dichterischen Strebens war.

August Hermann Niemeyer, geboren 1754 in Halle, starb daselbst 1828 als Professor der Theologie und Kanzler der Universität.

Als theologischer und pädagogischer Schriftsteller erwarb er sich die größten Verdienste, namentlich sind unter seinen religiösen Werken vortreffliche Erbauungsschriften. Aber auch als geistlicher Liederdichter machte er sich rühmlichst bekannt. Unter seinen geistlichen Oden, Liedern und Cantaten befinden sich viele ausgezeichnete, von der tiefsten Frömmigkeit durchdrungen. Nur hält er sich manchmal zu ängstlich an Klopstock's Vorgang.

In seinen „Beobachtungen auf Reisen" schildert er anmuthig und lehrreich die Erlebnisse seiner mannichfachen Reisen, z. B. nach England, nach Westphalen, Holland und Frankreich.

Johann Friedrich von Meyer, geboren 1772 in Frankfurt am Main. Sein Vater, ein bedeutender Kaufmann, wurde von Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhoben. Der Sohn starb in Frankfurt 1849, nachdem er verschiedene ehrenvolle Aemter in seiner Vaterstadt bekleidet hatte, auch zu wiederholten Malen erster Burgemeister gewesen.

Er machte sich als Schriftsteller, hauptsächlich auf religiösem Gebiete bekannt; zuerst durch sein Hauptwerk: „Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen", dann durch die Erbauungsschriften: „Blätter für höhere Wahrheit", „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre", und andere mehr. Als Dichter durch eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel: „Hesperiden", und durch biblische Epen: „Tobias", (mit Zeichnungen von Schnorr) und das „Buch Jezira". Alle seine Schriften, sowohl prosaische wie poetische, sind von tiefer Frömmigkeit durchdrungen, doch nicht ohne mystisch-pietistischen Anstrich. Besonderen poetischen Werth haben seine Poesien nicht.

Gerhard Anton von Halem, geboren 1752 zu Oldenburg, starb 1819 als Regierungsdirektor zu Eutin. Sein religiöses Epos: „Jesus der Stifter des Gottesreiches", ist, wenn auch von wahrer Frömmigkeit durchweht, doch ohne besonderen poetischen Werth; gelungener sind dagegen seine lyrischen Dichtungen, sowohl weltliche, besonders vaterländische, wie geistliche Lieder und Epigramme. Die meisten derselben erschienen in den Göttinger Musenalmanachen. Auch ein historisches Drama: „Wallenstein", verfaßte er, was aber poetisch werthlos ist. Außerdem machte er sich als Geschichtschreiber bekannt durch: „Geschichte des Herzogthums Oldenburg", „Biographie Peters des Großen", „Geschichte des russischen Feldmarschalls Grafen von Münnich" und andere. Seine „Selbstbiographie" wurde nach seinem Tode herausgegeben.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, geboren den 12. Dezember 1740 zu Imgrund im Nassauischen. Sein Großvater war Kohlenbrenner, sein Vater Schneider und Schulmeister, und Alles im väterlichen Hause hatte das Ansehn der Armuth, zugleich aber auch der zufriedenen Frömmigkeit, und beides war von dem größten Einfluß auf die innere Entwickelung des jugendlichen Gemüthes. Die drückenden Verhältnisse lenkten

schon früh seinen Geist auf beschauliche Abgezogenheit, zu der er von Natur neigte, und die tiefe Frömmigkeit ließ ihn die vielen Unannehmlichkeiten seines Lebens zufrieden und heiter ertragen.

Er sollte, gleich seinem Vater, Schneider werden, aber sein lebhafter Geist und seine Lernbegierde, genährt durch einige mystische Bücher, die er schon in frühester Jugend gelesen, drängten ihn dazu, so viel wie möglich sich geistig zu fördern. Er besuchte daher die lateinische Schule eines nahegelegenen Ortes, wo er sowohl durch eifriges Lernen, als auch durch Lesen alter Volksbücher und Lieder seinen Geist ausbildete. Doch mußte er diese Schule wieder verlassen, da die Armuth seines Vaters ihm nicht erlaubte, seine Studien fortzusetzen. Er erlernte nun doch das Schneiderhandwerk, und versah dabei die Stelle als Schulmeister, anstatt seines Vaters, der unterdeß alt geworden. Aus diesen gedrückten Verhältnissen wurde er zu seinem Glück bald herausgerissen durch das Anerbieten eines Kaufmanns, bei ihm eine Hauslehrerstelle anzunehmen, in welcher Stellung er auch Zeit und Gelegenheit fand, sich selbst wissenschaftlich weiter auszubilden; so erlernte er nicht nur in kurzer Zeit die griechische Sprache, sondern machte sich auch mit den bedeutendsten philosophischen und poetischen Schriftstellern bekannt. Auf den Rath seines Prinzipals ging er, da er sich im Verlauf mehrerer Jahre etwas erspart hatte, 1770, also im dreißigsten Lebensjahre, nach Straßburg auf die Universität, um Medicin zu studieren. In Straßburg lernte er Goethe und Herder, die sich zur selben Zeit dort aufhielten, so wie noch manche andere bedeutende Männer kennen, die ihm zu seiner Ausbildung von großem Nutzen waren. Im Frühling 1772 ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder, und erwarb sich bald durch seine ungemeine Geschicklichkeit in der Operation des Staars einen bedeutenden Ruf als Augenarzt. Da er aber die Armen unentgeltlich heilte, und sich dadurch bei den anderen Aerzten der Stadt viele Feinde gemacht, auch mit Ausnahme der Augenkranken und Armen keine große, Praxis und daher nur sehr geringe Einnahmen hatte, nahm er 1778 eine Stelle als Lehrer an der Cameralakademie zu Kaiserslautern in der Pfalz an, und bei Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg wurde er als Professor der Landwirthschaft mit dahin versetzt; 1787 folgte er einem Ruf als Professor der Oekonomie, Finanz- und Cameralwissenschaft nach Marburg. Auch hier, wie in der vorigen Stellung, setzte er seine Augenoperationen mit dem nämlichen Glück fort, und es strömten nicht nur aus der ganzen Umgebung alle Augenkranken zu ihm, sondern er wurde auch oft bis in die entferntesten Gegenden gerufen, so daß allein im Jahre 1803 die Zahl der von ihm Geheilten sich auf 1900 belief. Durch seine religiösen Schriften veranlaßt, berief ihn der Fürst von Baden 1803 mit dem Titel eines Hofraths und einem Gehalt von 1200 Gulden nach Heidelberg, ohne etwas Anderes von ihm zu verlangen, als daß er durch Wort und Schrift Religion und praktisches Christenthum beförderе. Doch lehrte er daneben noch an der Cameralschule zu Heidelberg und setzte auch seine Augenoperationen fort. Später wurde er zum Geheimen Hofrath er=

nannt, und zog 1806 nach Karlsruhe, wo er ohne öffentliche Anstellung, nur mit gelehrten Arbeiten beschäftigt, lebte. Er starb daselbst den 2. April 1817.

Wider alle Gewohnheit begann Stilling seine schriftstellerische Laufbahn mit seiner Biographie, und diese ist es auch, welche ihm unter den deutschen Prosaikern einen hohen Namen erworben hat. Er erzählt in dem Werk nur die einfache Geschichte seines Lebens, nicht einmal in einem klassisch schönen Styl, und dennoch ist es ein so einziges, ein in jeder Beziehung so charakteristisches Buch, daß es von Niemand sollte unbeachtet bleiben. Vor Allem muß man sich, um das Werk in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können, mit Stilling's persönlichem Charakter bekannt machen. Er hatte ein weiches Gemüth und empfängliches Herz, und war oft durch manche wunderbare Wege aus den drückendsten Lagen befreit worden. Dies, verbunden mit seiner kindlichen Frömmigkeit, die durch Schriften wie Klopstock's „Messias", Miltons „Verlorenes Paradies" und andere noch genährt worden, erzeugte in ihm die Idee, an die er mit unerschütterlicher Festigkeit glaubte, daß Gott den Menschen, der sich ihm vertrauend ergibt, unmittelbar durch das Leben führe; und dies ist die leitende Idee des Buches, die ihm ein so eigenthümliches Gepräge gibt. Doch wäre das wohl eher der sittliche, als der poetische Werth des Werkes, denn es möchte mancher in unserem modernen Zeitalter diese Idee für eine Schwachheit und nicht für eine Schönheit halten, aber auch bei dem, der entgegengesetzter Ansicht ist, kann dieser kindliche Glaube, mit solcher Naivetät vorgetragen, nur Wohlgefallen erwecken. Doch beruht der künstlerische Werth des Buches noch auf etwas Anderem. Diese einfachen Leute, die uns der Verfasser vorführt: Bauern, Handwerker, Schulmeister und Pfarrer, sind so wahr und treu, jeder mit seinem besonderen Charakter gezeichnet, daß wir lebende Menschen vor uns zu sehen glauben, und so ganz dazu passend die einfache Darstellung, die natürliche, manchmal noch etwas ungefüge Sprache. Was das Buch dabei noch besonders anziehend macht, sind die in dasselbe aufgenommenen Volkslieder und Volksmährchen, sowie seine eigenen Poesien religiösen Inhalts, die hineingewebt sind und die das Herz recht eigentlich gebildet zu haben scheint. Der poetisch vollendetste Theil ist der erste: „Heinrich Stillings Jugend", woran Goethe, der ihm in Wahrheit und Dichtung ein schönes Denkmal setzte, einige Verbesserungen gemacht, und es zuerst ohne sein Vorwissen herausgegeben habe, wie Stilling selbst berichtet. Durch die günstige Aufnahme, die dem Buch zu Theil ward, ermuthigt, setzte Jung die Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte fort, und es erschienen nach und nach: „Heinrich Stillings Jünglingsjahre", „Wanderschaft", „Häusliches Leben" und „Alter", welches letztere nebst einer Erzählung seines Lebensendes von seinem Enkel Schwarz herausgegeben wurde.

Seine übrigen, hierher gehörigen Werke: Romane und Erzählungen, denen dieselbe religiöse Idee und meist auch eigene Erlebnisse zu Grunde liegen, stehen an poetischem Werth weit hinter seiner Lebensgeschichte zurück, nicht allein weil darin das Vertrauen zu Gott weniger unbefangen und

kindlich sich ausspricht, sondern noch mehr, weil er meist damit einen belehrenden Zweck verband. So soll der Roman: „Theobald und die Schwärmer", zeigen, bis zu welchen Uebertreibungen der Pietismus führen kann. Die Geschichte des Herrn von Morgenthau warnt die Pietisten, zu denen er im besten Sinne des Wortes auch gehört, vor der Absonderung von den übrigen Menschen, was sie so gerne thun, da sie dadurch dem innersten Wesen des Christenthums untreu würden. Aehnliche Zwecke haben auch die übrigen, wie: „Geschichte Florentins von Fahlendorn", „Leben der Theodore von der Linden", und das „Heimweh".

Stillings cameralistische und religiöse Schriften können füglich in einer Literaturgeschichte übergangen werden. In letzteren, wie: „Scenen aus dem Geisterreich", „Theorie der Geisterkunde", „Apologie der Geisterkunde", und andern neigt er sehr zum Mysticismus. Sie erregten zu ihrer Zeit großes Aufsehen, erweckten ihm aber auch manchen heftigen Gegner und sind jetzt gleich seinen Romanen beinahe vergessen.

## Aus: „Heinrich Stillings Jugend."

### Der Tod des Großvaters.

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? Nichts, sagte er. Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab' ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als ob etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Henrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Dachfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frauen und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich vom Dach zu bleiben, selbst Henrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollendes mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baum gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun vor diese Zeit in die Höhe, es mag kosten, was

es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen und warf Henrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb' mich ein wenig Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf, Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte, das heißt recht verjüngt werden wie die Adler. Da saßen beide ehrliche, alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaums, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend: besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab, und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde danach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Hacken um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben an's Ende des Hof's an den Wald; Henrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Henrichen, sah ganz ernsthaft aus, und sagte: Sieh', welch' eine Schlafkappe! — Henrich fuhr ineinander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Henrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz wie die Nacht. — Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch in starkem Frost. Henrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe trabte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgends, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte heiße Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Henrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr,

aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergossen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein auf's Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf und Henrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Henrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zu Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre. — Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens, Donnerstags, zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings um's Bette, waren still, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher um's Bett zusammen, Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkel; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Henrich saß zu den Füßen des Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Kathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem stille stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bett, schluchzten und weinten. Henrich stand da, ergriff seinem Großvater beide Beine und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minute tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum anderen war der Odem ganz stille; an seinem Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; so bald sie aber Kathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging an's Bett, und sah ihrem sterbenden Manne in's Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter, sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze

Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Mann seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder! So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr. —

Die Nachbarn kamen indeß, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

### Die Sündfluth.

Mit tief empfundenem Sehnen
Blick ich hinauf zu dir!
O Vater! nimm die Thränen
Zum Opfer an von mir!
Die Sündengräuel steigen
Zum Himmel fürchterlich,
Und deine Kinder neigen
Gebeugt zum Staube sich.

So wie vor alten Zeiten
Die erste Menschenschaar
Im Taumel wilder Freuden
Und Lust versunken war:
So sind auch wir versunken.
Den Taumelbecher hat
Europa ausgetrunken
Und wird doch nimmer satt.

Man aß und trank und freite
Und fragte dann nach nichts.
Es lachten diese Leute
Des drohenden Gerichts,
Ganz unerwartet hüllte
Die Luft in Dunkel sich
Und schwarzer Donner brüllte
Von ferne fürchterlich.

Das war schon oft geschehen,
Man schmauste sicher fort;
Des Sturmwind's heulend Wehen,
Erschütt'rung hier und dort,
Das waren lauter Sachen
Der wirkenden Natur,
Des kann der Starke lachen:
Der Feige fürchtet nur.

Die Arche Noahs blicken
Sie jetzt noch spottend an,
Die Wolkenberge rücken
Indessen schnell heran.
In unerhörten Güssen
Stürzt ab ein Wolkenmeer;
Man sieht an Seen und Flüssen
Jetzt keine Grenzen mehr.

Das hat noch nichts zu sagen,
Man flieht, man rettet sich.
Denn seht, in wenig Tagen
Verläuft das Wasser sich.
Allein es nimmt kein Ende,
Schon jedes Thal ist See,
Sie spielt am Berggelände
Nun hört man Angst und Weh.

Man flieht auf Berg und Hügel,
Man klimmt auf Bäumen auf,
Das girrende Geflügel,
Das Wild im vollen Lauf,
Und Löwen, Tiger, Schlangen
Gesell'n zu Menschen sich,
Es tönt die Luft vom bangen
Geheule fürchterlich.

Die letzten Seufzer steigen
Zu dir, o Gott! empor.
Und nun herrscht tiefes Schweigen,
Die Sonne bricht hervor.
Die Arche Noahs schwebet
Auf dieser wilden Flut,
Ein Hoffnungsstrahl belebet
Den fast gesunk'nen Muth.

Merkt auf, ihr Zeitgenossen,
Noch weilt die Gnadenfrist,
Bald ist die Zeit verflossen,
Wo noch Erbarmen ist.
Eilt, fallt ihm in die Ruthe,
Dem hocherzürnten Gott,
Und treibt mit Christi Blute
Und Tod nicht länger Spott.

Ach, Vater! Vater schone,
Erbarm' dich unser doch
In Jesu, deinem Sohne;
Es gibt doch viele noch,

Die so wie Noah lieben
Von ganzem Herzen dich,
Und Millionen üben
In Lieb' und Demuth sich.

### Hingabe an Gott.

Herr, zeig' mir stets die rechte Spur!
Wenn die Vernunft sucht eig'ne Pfade
Und widerstrebet deiner Gnade,
So folg' ich deinem Willen nur.

Gebeut, o Herr, und lehre mich
Nur immer dein Gebot recht kennen;
Laß mich von heil'gem Eifer brennen,
Für nichts zu leben, als für dich.

Verkünd'gen will ich nur dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht brüsten;
Dein Kreuz zu tragen stets mich rüsten,
Dir treulich folgen fort und fort.

Und ruhen will ich, wenn du ruhst,
Nur wirken, wenn dein hoher Wille
Mich winkt aus meiner dunkeln Stille:
Nur gut ist, was du willst und thust.

Johann Kaspar Lavater, geboren den 15. November 1741 zu Zürich. Blöde, ungelehrig, stillen Träumereien nachhängend, nahm sein Sinn früh die Richtung zur religiösen Beschaulichkeit, und er entschied sich daher im zehnten Jahre schon für den geistlichen Stand. Nachdem er die unteren Schulen durchgemacht hatte, trat er 1757 in das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, und erst dort, wo er nicht nur junge, talentvolle Männer kennen lernte, und sich mit ihnen befreundete, sondern auch Bodmers und Breitingers Bekanntschaft machte, entfalteten sich seine verborgenen Talente schnell und überraschend. Er las jetzt viel, studierte mit dem größten Eifer nebst der Theologie auch Philosophie und versuchte sich, besonders von Bodmer angeregt, in poetischen Darstellungen. Nach beendigten Studien, 1762, wurde er in's Ministerium aufgenommen, und erwarb sich durch sein Rednertalent und seine außerordentliche Unerschrockenheit, wo es galt, verborgene Mißstände aufzudecken, bald Beifall und Anerkennung. Mit einem seiner Jugendfreunde, Felix Heß, unternahm er 1763 eine Reise zu seiner weiteren Ausbildung, auf der sie in Berlin Mendelssohn, in Pommern den Pastor Spalding, in Quedlinburg Klopstock, und überhaupt an allen Orten, wo sie hinkamen, die bedeutendsten Männer kennen lernten, und allenthalben ihre Studien fortsetzten. Im Frühling des Jahres 1764 kehrten sie in die Heimath zurück und Lavater entwickelte nun eine große schriftstellerische Thätigkeit, die er auch da noch fortsetzte, als er 1768 zum Diakon an der Waisenhauskirche, 1775 zum Pfarrer an derselben Kirche ernannt, und 1786, nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, zum ersten Pfarrer an der Peterskirche in Zürich befördert wurde. Als solcher wirkte er ungemein segensreich für seine Gemeinde; besonders entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit, um sowohl Regierung wie Unterthanen zur Mäßigung und Eintracht zu bewegen, als der Einfluß der französischen Revolution, die auch ihn wie viele Andere zuerst mit großen Hoffnungen, nach der Epoche des Königsmordes aber nur mit Abscheu erfüllte, sich auch in der Schweiz bemerkbar machte. Als nun trotz seiner Abmahnungen auch in der Schweiz Staatsumwälzungen eintraten, und die Franzosen einen Theil der Schweiz,

so auch Zürich besetzten, hörte Lavater nicht auf, mit beispielloser Unerschrockenheit in Predigten wie in Schriften gegen die Gewaltthaten der Franzosen sowohl wie der schweizerischen Parteihäupter aufzutreten, in Folge dessen er 1799 nach Basel deportirt wurde. Nach einigen Monaten entlassen, setzte er in Zürich seine Amtsthätigkeit mit dem gewohnten Eifer wieder fort, bis die Franzosen, die unterdessen von den Oesterreichern verdrängt worden waren, diese Stadt wieder eroberten. Bei ihrem Einzug den 26. September 1799 wurde Lavater, auf der Straße beschäftigt Verwundeten beizustehen, von einem unbekannt gebliebenen Soldaten durch einen Flintenschuß verwundet. Nachdem er unter den heftigsten Schmerzen noch über ein Jahr fortwährend als Schriftsteller und Seelsorger seiner Gemeinde thätig gelebt hatte, starb er in Zürich den 2. Januar 1801.

Obwohl Lavaters prosaische Schriften, die seinen Namen am berühmtesten machten, ihn nicht gleich als einen Nachfolger Klopstocks kennzeichnen, da er damit ganz andere Gebiete wie jener betrat, so entsprangen sie doch aus denselben Quellen, und man wird bei näherer Betrachtung viele Beziehungen auch zwischen den prosaischen Werken Lavaters mit Klopstock finden. Lavater war wie Klopstock ein Gefühlsmensch, aber mehr zur Schwärmerei und zum Mysticismus hinneigend, so glaubte er an Wunderthaten, Visionen und Erscheinungen; und was immer für einem Gegenstand er seine Thätigkeit zuwandte, er bearbeitete denselben mit einem an Uebertreibung grenzenden Enthusiasmus. Daher kam es denn auch, daß ihn Viele, denen dieser Enthusiasmus unbegreiflich war, für einen mystischen Schwärmer, wo nicht gar für einen Betrüger hielten.

Mit seinen geistlichen Liedern und religiösen Epen trat er, ebenso wie mit dem religiösen Drama: „Abraham und Isaak“, unverkennbar in Klopstocks Fußstapfen. Erstere 700 an der Zahl zeigen, trotz unläugbarer poetischer Begabung, trotzdem sie aus tiefer und wahrer Frömmigkeit entsprungen sind, bei allen einzelnen Schönheiten, bei aller Gefühlsinnigkeit doch oft mehr äußeren Prunk, mehr Schmuck der Worte als innere Wahrheit, und lassen daher mit wenig Ausnahmen den Leser kalt. Noch auffallender treten diese Fehler hervor bei den biblischen Epen: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn“, „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte“, und: „Joseph von Arimathia“, die wie auch das religiöse Drama aller Handlung entbehren.

Aehnlich wie die geistlichen sind seine Schweizerlieder, in denen er, von wahrer Begeisterung erfüllt, die Heldenzeiten seines Vaterlandes besingt; doch auch hier wie dort sich oft in äußeren Prunk verliert.

Seine prosaischen Schriften, bestehend aus dem Hauptwerk: „Die Physiognomischen Fragmente“, aus mystisch-religiösen Schriften, wie: „Aussichten in die Ewigkeit“, „Pontius Pilatus“, und „Betrachtungen der wichtigsten Stellen der Evangelisten“; ferner aus: Predigten, Correspondenzen, Reisebüchern, politischen Schriften, „Dem geheimen Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“, und der „Handbibliothek für Freunde“, fanden zu

ihrer Zeit ebenso viele Bewunderer, die Lavater für einen Propheten und Heiligen verehrten, als strenge und scharfe Gegner.

Zuerst ist keines seiner Werke von künstlerischem Werthe, es fehlt ihnen allen an vollendeter Gestaltung und innerer Einheit. Wie seine Gedanken von einem Gegenstand zum anderen sprangen, so auch seine Darstellung. In kurzen, fragenden oder ausrufenden Sätzen, oft kräftig und klar, öfter noch unverständlich und dunkel, bewegt er sich. Dann aber auch enthalten alle seine Schriften, neben manchem Schönen, Wahren und Treffenden, viel Abenteuerliches, Schwärmerisches und Mystisches, was eben so wohl ihm Anhänger wie Gegner zu verschaffen im Stande war.

Vor Allem gilt dies von den religiösen Schriften, auf die wir hier nicht näher einzugehen haben, nur „Pontius Pilatus" verdient deßhalb eine genauere Besprechung, weil er darin, anknüpfend an religiöse Gegenstände, sich über alles nur Denkbare verbreitet, über Kunst, Bücher, Natur, Menschen, kurz über Alles auf, über und unter der Erde. Unter diesen Bemerkungen sind allerdings manche geistreich und wahr, allein sie verlieren durch den Zusammenhang, ja sie werden oft lächerlich und komisch dadurch. Aehnlicher Art, doch ansprechender ist die „Handbibliothek für Freunde", eine Sammlung von Sentenzen und Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft, Leben, Menschen u. s. w. Sein „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst", dessen erster Theil ohne sein Vorwissen von einem Freunde veröffentlicht, der zweite aber von ihm selbst herausgegeben wurde, ist von besonderem Werthe für die Beurtheilung des Verfassers. Seine „Briefe", von denen nur freilich ein sehr geringer Theil in den: „Beiträgen zur näheren Kenntniß Lavaters", herausgegeben von Ulrich Hegener, 1836 veröffentlicht wurde, sind unter seinen Schriften die gelungensten. Sie sind nicht allein schöner in der Form wie die meisten andern, sondern auch von bedeutendem Inhalt, da er mit beinahe allen hervorragenden Persönlichkeiten befreundet war, und in brieflichem Verkehr stand. Ebenso sind seine „Predigten" originell, dabei geistreich und ansprechend. In seinen politischen Schriften verdient vor Allem die innige Vaterlandsliebe und der edle Freimuth, den Unterdrückern gegenüber, Hochachtung und Verehrung. Doch wie viele Bewunderer und gelegentlich auch Gegner ihm alle die genannten Schriften erwarben, so erregte doch keine das Aufsehen wie die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe", die in vier Bänden 1775 bis 1778 erschienen; in welchem er die Physiognomik, das heißt den Charakter eines Menschen aus der Bildung des Kopfes und Gesichtes zu erkennen, zu einer Wissenschaft erheben wollte. Gestützt auf seine große Beobachtungsgabe sind viele seiner physiognomischen Schilderungen in dem genannten Buche vortrefflich; doch war es immer ein gewagtes Unternehmen, auf die Gesichtsbildung, welche durch mancherlei unberechenbare Einflüsse verändert wird, eine allgemein wissenschaftliche Lehre bauen zu wollen. So viele Anhänger, auch unter den bedeutendsten Persönlichkeiten, Lavater mit seiner „Physiognomik" daher fand, so ließen sich doch auch eine Menge gewichtiger Stimmen dagegen hören,

die nächst Lavater dessen Anhänger angriffen, welche mit der neuen Lehre großen Unfug trieben. So traten nicht nur Goethe und Schiller in den Xenien dagegen auf, auch Musäus, Lichtenberg, Knigge (die später als prosaische Schriftsteller noch Besprechung finden) erhoben laut ihre Stimmen dagegen. Der Satyriker Lichtenberg in seinem Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen", verspottet hauptsächlich den Orakelton und die hochtrabende Sprache Lavaters dadurch, daß er dessen feierliche physiognomische Urtheile an Hunden und Sauschwänzen anwendet. Noch ein anderes Werk Lichtenbergs: „Timorus", geißelt Lavater wegen seiner Proselytenmacherei, die ihn verleitete, Moses Mendelssohn, mit dem er befreundet war, öffentlich aufzufordern, entweder die Beweise der Wahrheit von der christlichen Religion zu widerlegen, oder zum Christenthum überzutreten.

Musäus persiflirt in dem Roman: „Physiognomische Reisen", ebenfalls Lavaters „Physiognomik", noch mehr dessen Anhänger. Knigge hingegen verspottet namentlich Lavaters empfindsame Schwärmerei, die sich in allen seinen Werken, besonders aber in den Reisebüchern zeigte, in dem Roman: „Reise nach Fritzlar im Sommer 1794", die beinahe eine wörtliche Parodie von Lavaters: „Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793", ist. Auch Wieland, obgleich zu Lavaters Freunden gehörend, verspottete dennoch dessen Uebertriebenheiten, namentlich sein Tagebuch, in seinem „Endymion."

## Aus Lavaters geistlichen Liedern.

### Christus Liebesblick.

Will sich der Sünde Täuschung nah'n,
O Blick der Liebe, sieh' mich an!
Und wend' ich mich, o Herr! von dir,
Dein Blick voll Huld begegne mir!
Floh ich zum Bösen; ach dein Blick
Voll Liebe rufe mich zurück!

Wenn Trägheit mich und Schwachheit drückt
So werd' ich von dir angeblickt!
Vergaß ich, lieber Jesus, dein,
Dein Blick soll mir Erinnerer sein!
Bin untreu ich, du treu'ster, dir,
So wende sich dein Blick zu mir.

### Winterlied.

Von ihrer Arbeit ruht die Erde,
Sie schläft von Gottes Hand bedeckt;
Daß ihre Kraft erneuet werde,
Bis sie der Frühling wieder weckt!
Vertraut hat in des Schöpfers Namen
Der Landmann ihr den späten Samen;
Der Schöpfer wacht auch über ihn.
Todt liegt er da, ihm wird das Leben
Der Sonne Rückkunft wiedergeben,
Und reich an Hoffnung wird er blüh'n.

So werden wir auch einst ermüden
Und ruhen in des Grabes Nacht;
Wir werden schlummern ganz in Frieden,
Von ihm, der nimmer schläft, bewacht;
Daß unser Staub geläutert werde,
Gibt er ihn abgezählt der Erde,
Und fordert einst ihn wieder ab;
Sein ew'ger Frühlingstag wird kommen,
Dann, dann verlassen seine Frommen
Voll neuer Lebenskraft ihr Grab.

O Tag des Lebens, Tag der Wonne,
Wie sehnet sich mein Geist nach dir;
O du, der Auferstehung Sonne,
Wann wirst du aufgeh'n über mir?
Erst muß ich die Verwesung sehen,
Erst das Vergängliche vergehen,
Die Saat muß sterben und dann blühen.
Kann ich, ein Mensch, den Tod noch scheuen?
Nein, göttlich wird er mich erfreuen.

### Wir haben den Messias gefunden.

Nach Leben, Kraft und Wahrheit sehnte
Sich oft das Herz mit Angst und Lust.
Ein heiliges Bedürfniß dehnte
Sich täglich aus in meiner Brust.

Ich sah zur Rechten, sah zur Linken —
Es ward des Suchens Zeit mir lang.
Oft stand ich, wankte, wollte sinken,
Was stillte meiner Seele Drang?

Nur Ein Erlöser, Christus lebte,
Ward mir gesagt, der alles liebt,
Ihn fand ein jeder, welcher strebte
Nach ihm, der Alles hat und gibt.

Er war, wird ewig sein, und rettet,
Wo keine Macht erretten kann!
Beseligt Jeden, der ihn betet
In Glauben, Lieb' und Demuth an.

Ich nahte mich der Heilgeschichte. —
Ich las und dacht', empfand und sprach:
Nein! Lüg' ist dies nicht! nicht Gedichte!
Hier ist für meine Nächte Tag.

Ein Mann für mich! O suchend finden
Laß Unentbehrlichster mich dich!
Du bist! Ach tiefer stets empfinden
Laß, daß du bist, Erbarmer mich.

### Christus.

O Jesus Christus! wachs' in mir,
Und alles Andere schwinde;
Mein Herz sei täglich näher dir
Und ferner von der Sünde.

Laß täglich deine Huld und Macht
Um meine Schwachheit schweben;
Dein Licht verschlinge meine Nacht
Und meinen Tod dein Leben.

Beim Sonnenstrahle deines Lichts
Laß jeden Wahn verschwinden;
Dein Alles, Christus, und mein Nichts
Laß täglich mich empfinden.

Sei nahe mir, werf' ich mich hin,
Wein' ich vor dir im Stillen:
Dein reiner, gottergeb'ner Sinn
Beherrsche meinen Willen.

Blick' immer herrlicher aus mir,
Voll Weisheit, Huld und Freude;
Ich sei ein lebend Bild von dir
Im Glück, und wenn ich leide.

Mach' Alles in mir froh und gut,
Daß stets ich minder fehle!
Herr, deiner großen Liebe Glut
Durchglühe meine Seele.

Es weiche Stolz und Trägheit weich,
Und jeder Leichtsinn fliehe,
Wenn Herr, nach dir und deinem Reich
Ich redlich mich bemühe.

Mein eignes eitles, leeres Ich
Sei jeden Tag geringer;
O würd' ich jeden Tag durch dich
Dein würdigerer Jünger.

Von dir erfüllter jeden Tag
Und jeden von mir leerer!
O du, der über Fleh'n vermag,
Sei meines Fleh'ns Erhörer.

Der Glaub' an dich und deine Kraft
Sei Trieb von jedem Triebe;
Sei du nur meine Leidenschaft,
Du meine Freud' und Liebe.

## Aus den „Schweizerliedern."

### Der Schweizer.

Wer Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut;
In seinem Schooße friedlich ruht,
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falschheit haßt und arge List,
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwist,
Und was ihm Gott gibt, froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod Anderer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ.

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie Andere lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und Treu' hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth.

Wen vieler Glück und Sicherheit
Mehr als sein eigen Glück erfreut,
Wen keine schöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtschaft als ein Laster scheut:
Der, der hat Schweizerredlichkeit.

Wer immer wo er steh'n soll, steht,
Sich niemals über and're bläht,
Den graden Weg in Allem geht,
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht,
Da erntet, wo er selber sät:
Ist über Könige erhöht.

O Schweiz, du Heldenvaterland,
Sei niemals deiner Väter Schand';
Und halt' das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

## Aus den „Physiognomischen Fragmenten."

### Friedrich der Zweite, König von Preußen zu Pferde.

(In Lavaters Schriften ist hierzu ein Bild des Königs.)

Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, den Schrecken und das Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Portraits von ihm in Eins zusammengeschmolzen standen vor mir, bis auf den Moment, wo der Große, Er selber vorbeiritt. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auf einmal alle Bilder von ihm! Damals wußte ich noch nicht, was Physiognomie war; aber den Schauder vergesse ich nicht, der durch mich herabfuhr, als ich ihn selber sah. So war er (wie er da vor uns sitzt, sofern es Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag) und nicht wie Wille ihn herrlich metallisirte, Kilian verblaßte, Nilson vernürnbergerte, Reklam verteufelte, Hedlinger vergötterte. Nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön; aber dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Anschuß an, zum großen Mann, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menschengesichtern ist noch keins vor mein Auge gekommen, das so ganz eigentlich zum Königsgesicht geschaffen zu sein schien. Alle Neider, doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als seine Neben-Erdenkönige? Alle Neider und alle Antiphysiognomisten müssen beim Anblick dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden: Ein großer Mann. Ich rede jetzt nur von der Hauptform des Gesichts, wovon uns leider das Beste durch den Hut bedeckt, doch aus dem sichtbaren Profil der Nase leicht vermuthbar ist. Aus dieser Knochenform, was mußte daraus werden? Des Monarchen Augen sind allberühmt. Bald heißt es:

Der Gnad' und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt. Gleim.

Bald: Leute, die es verstehen, sagen, daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge, des Königs aber in seinen Gesichtszügen trage.

Lichtenberg.

Ich habe diese Augen lange und nahe angesehen. Mehr treffend als blendend; durchdringend als blitzend. Man sieht mehr vom Weißen, der

Stern scheint daher so groß nicht, dafür koncentrirter. Gewiß kann so eine Form keinen schlechten Blick haben. Uebrigens habe ich diesen berühmten Blick, wenn ich so sagen darf, nicht in seinem Brennpunkte gesehen.

Aber man decke das Auge, man verbinde dem Physiognomisten die Augen, man erlaube ihm mit dem bloßen Gefühl der äußersten Fingerspitzen von der Höhe der Stirn bis an's Ende der Nase sanft herabzuglitschen, neun tausend, neun hundert und neun und neunzig vor ihm werden ihm vorgeführt, Friedrich sei der Zehntausendste, und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen: „Ein prädestinirter König oder Welterschütterer", ohne Thaten lebt der nicht, so wenig als ohne Odem. Vordrang, hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seines Gleichen nicht finden kann und die Nächsten bei ihm vielleicht gerade die kleinsten sind.

Ja Menschenverachtung! Siehe aus dieser mit der Nase lineal gerade fortgehenden Stirne muß sie auf Wange und Lippe fließen.

Faltenreich und kleingeadert ist des Königs Gesicht, voller Entwürfe, und durcheinander sich furchender Anschläge. Eine genaue Silhouette von diesem in seiner Klasse einzigen Individuum würde das Auge sehr wenig von dieser Verachtung sehen und den Verstand sehr viel davon vermuthen lassen; daher in der Natur, und zum Theil auch in diesem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmüthigkeit, daher die Möglichkeit, daß die Einen in diesem Gesichte den Himmel, die Andern die Hölle zu sehen glaubten.

Die Stellung ist nicht des muthigen Helden; Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen. Ich glaube die Taille ist etwas zu lang, und diese Länge contrastirt mit der wenn ich so sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichts. Der spornlose Stiefel ist insofern physiognomisch als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung ansehen kann; wenigstens harmonirt er mit der Non chalance des Ganzen.

Das Pferd hat eine Königsphysiognomie, obgleich der Hals obenherum etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz, sanft mit gehobenem Muthe.

## Vierte Gruppe.

## Klopstocks Nachfolger: Der Hainbund.

### Einleitung.

Unter allen Gruppen von Klopstocks Anhängern war für die Literaturgeschichte keine so einflußreich als der Göttinger Dichterbund, gewöhnlich der Hainbund genannt; wie auch die einzelnen Mitglieder desselben weitaus die bedeutendsten Talente der Klopstock'schen Richtung waren; es ist daher nothwendig, den Bund und seine Stiftung eingehender zu besprechen.

Im Jahr 1765 erschien in Paris eine Zeitschrift für poetische Erzeugnisse, „Almanac des Muses," genannt, die auch in Deutschland den größten

Beifall fand. — Heinrich Christian Boie, der sich seit 1765 in Göttingen, erst als Student, später als Hofmeister aufhielt, ein junger Mann von gebildetem Geschmack und poetischer Begabung, gereizt durch diesen Beifall, versuchte Aehnliches für Deutschland zu unternehmen. Er verband sich zu diesem Zweck mit Friedrich Wilhelm Gotter, gleichfalls eine poetisch begabte Persönlichkeit, der nicht lange nach ihm die Göttinger Universität besuchte, und ihren, von einigen Gelehrten freundlich unterstützten Bemühungen gelang es, den ersten deutschen Musenalmanach, auch „poetische Blumenlese“ genannt, 1768 erscheinen zu lassen, der trotz mannichfaltiger Anfeindungen großen Beifall fand. Als aber im Jahr 1769 Gotter Göttingen verließ, und 1770 in Leipzig eine ähnliche Zeitschrift: „Almanach der deutschen Musen“, erschien, offenbar mit der Absicht, den Göttinger Musenalmanach zu unterdrücken, mußte sich Boie, der nun alleiniger Herausgeber des Blattes war, nach neuen und bedeutenden Kräften umsehen, um jenem die Spitze bieten zu können. Zum Glück für ihn studierten in denselben Jahren auf der Göttinger Universität eine Menge junger Dichter: Bürger, Hölty, Miller, Voß, Hahn, Cramer, die sich sehr gerne zu Beiträgen für den Musenalmanach verflichteten. Ohne noch einen eigentlichen Verein gegründet zu haben, kamen diese jungen Leute doch wöchentlich zusammen, um sich unter Boie's Vorsitz ihre Dichtungen mitzutheilen und zu verbessern.

Diese freie Vereinigung gestaltete sich bald zu einem festen Verein, der sich nach dem Hainberge bei Göttingen Hainbund nannte; wie Voß darüber an einen seiner Freunde schrieb, geschah dies den 12. September 1772, der zuerst ein bloßer Freundschaftsbund war, aber in kurzer Zeit eine poetische Genossenschaft mit ganz entschiedenem Charakter wurde, und zwar mit ausgesprochener Hinneigung zu Klopstock; da sowohl die Charaktereigenschaften der einzelnen Mitglieder, wie auch äußere Verhältnisse sie dahinzogen. Noch vermehrt wurde die Annäherung an Klopstock, als im Herbst 1772 die beiden Brüder Stolberg, Christian und Friedrich Leopold, dem Bunde beitraten, die, persönlich mit Klopstock befreundet, auch den Bund in ein näheres Verhältniß zu ihm brachten.

Die mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten der Klopstock'schen Sinnes- und Dichtungsweise wurden von diesen verschiedenen Persönlichkeiten repräsentirt. Die Einen bearbeiteten nach seinem Vorgang mehr die vaterländische, Andere die religiöse Dichtung, wieder Andere besangen vorzüglich die Freundschaft und die Natur. Doch in allen diesen Poesien, oder wenigstens den meisten derselben, sie mögen nun einen Inhalt haben, welchen sie wollen, herrscht die schwärmerische, etwas sentimentale Gefühlsrichtung, zu der in Klopstocks eigenen Dichtungen der Keim liegt, vor. Auch rücksichtlich der Form wurde Klopstocks Vorgang nachgeahmt. Man gebrauchte mit wenig Ausnahmen nur griechische Strophenformen. Besonders war es Voß, der hierin allen Andern voranging. Diese unbedingte Hinneigung zu Klopstock mußte nothwendig bald Abneigung gegen andere, nicht gleichartige Bestrebungen hervorbringen; namentlich aber zeigte sich die Abneigung gegen Wieland, der in

Stoff wie Form ein ganz Anderer war, so daß die Göttinger in ihm nicht nur den Nachahmer der Franzosen, die sie haßten, sondern auch den Sittenverderber sahen und verachteten, und um ihrer Verachtung Ausdruck zu geben, wurde bei der Klopstock-Feier den 2. Juni 1773 Wielands Bildniß und mehrere seiner Werke verbrannt. Friedrich Wilhelm Gotter, der sich vorzüglich an den feinen Formen der Franzosen gebildet hatte, zog sich in Folge dieser Abneigung gegen die Franzosen und Wieland ganz von den Göttingern und dem Musenalmanach zurück, und verfolgte von da an seinen eigenen Weg in der Poesie, er ist daher, obgleich Mitstifter des Bundes, hier nicht zu erwähnen.

Außer Klopstock war keine der damaligen Richtungen der Poesie von Einfluß auf die eigentlichen Mitglieder des Bundes. Nur Herders Gedanken über Volkspoesie hatten bei einigen der Dichter, vor Allen bei Bürger, tiefen Eindruck gemacht, und er ergriff den Gedanken, ein Volksdichter zu werden, wie sich bei seiner Betrachtung ergeben wird, mit Glück und mit solchem Feuer, daß er darüber mit seinen jüngeren Freunden beinahe in heftigen Streit gerieth. Auch Voß blieb davon nicht unberührt, doch seine wenig poetische Natur erfaßte von der Volkspoesie nur die äußere Seite und daher schuf er meist, statt ächt poetischer Volkslieder, triviale Lieder für das Volk. Trotzdem fand er, speziell mit dieser Art von Poesie, eine Menge Anhänger.

Aus jugendlicher Begeisterung hervorgegangen, war die Bedeutung des eigentlichen Bundes so groß nicht, auch überdauerte er nicht die Universitätsjahre der Verbündeten. Er währte von 1772 bis höchstens 1778, da im Frühjahr dieses Jahres kein Einziger mehr in Göttingen weilte. Aber die Anregung, welche von demselben, sowohl für die Mitglieder, wie für die Poesie ausging, war von großer Wichtigkeit. Die Mitglieder des Bundes waren die Träger der Klopstock'schen Ideen und pflanzten dieselben weiter fort, und der Samen, je nach der Beschaffenheit des Bodens, trug die mannichfaltigsten Blüthen und Früchte. Den unmittelbarsten Einfluß hatte der Bund durch den Musenalmanach, der als der eigentlichste Mittelpunkt seiner Wirksamkeit angesehen werden muß, da die Aufnahme der eingesandten Gedichte so lange als Sache des Bundes angesehen wurde, als die Mitglieder vereinigt blieben. Nach Auflösung des Bundes, das heißt, nachdem alle Mitglieder Göttingen verlassen hatten, bestand zwar der Musenalmanach noch fort, doch mehr nur als Privatunternehmung, nicht mehr als Organ des Bundes.

Als 1775 Boie Göttingen verließ, trat er die Herausgabe des Musenalmanachs an Voß ab; weil dieser aber auch bald darauf von Göttingen schied, und den Almanach in einem anderen Verlag erscheinen ließ, setzte der bisherige Göttinger Verleger den seinigen ebenfalls fort. Der durch Voß besorgte, den er von 1779 bis 1786 mit Günther von Göcking zusammen herausgab, und von da bis 1800, in welchem Jahre er einging, allein redigirte, erschien zuerst 1776 in Lauenburg, von 1777 bis 1800 in Hamburg und Neustrelitz. Der in Göttingen erschienene stand von 1776 bis 1778

unter Bürgers und Göckings Leitung, von 1779 bis 1794 wurde er von Bürger allein, von 1795 bis 1801 von Karl von Reinhard, dann von Sophie Mereau und von 1804 bis 1805, wo er aufhörte zu erscheinen, wieder von Reinhard besorgt.

Die poetisch Begabtesten des eigentlichen Hainbundes, die eingehendere Besprechung finden, sind: Gottfried August Bürger, Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Christian Graf von Stolberg, Friedrich Leopold Graf von Stolberg, Johann Heinrich Voß, Johann Martin Miller und Johann Anton Leisewitz, der noch kurz vor Auflösung des Bundes aufgenommen wurde.

Die weniger bedeutenden sind: der Stifter: Heinrich Christoph Boie, Karl Friedrich Cramer, Johann Friedrich Hahn, Anton Matthias Sprickmann und noch mehrere, deren dichterische Erzeugnisse aber jetzt völlig vergessen sind, daher sie füglich mit Stillschweigen übergangen werden können. —

Heinrich Christoph Boie, geboren 1744 zu Welsdorf im Holstein'schen, starb daselbst 1806 als Justiz- und Etatsrath. Sein eignes, poetisches Talent war nicht bedeutend, daher er auch nur eine kleine Sammlung eigner Dichtungen, enthaltend lyrische Gedichte, darunter auch Sonette, Epigramme und Balladen, herausgab. Aber als Kritiker von dem gebildetsten Geschmack und treffendsten Urtheil, blieb er nicht ohne günstigen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur. Schon bei der Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs, von dem in den ersten Jahren bis auf 5000 Exemplare abgesetzt wurden, machte sich seine umsichtige Leitung sehr bemerkbar. Noch deutlicher tritt sein kritisches Talent in der Zeitschrift: „Das deutsche Museum", hervor, die er von 1776 bis 1791 herausgab. Diese Zeitschrift erwarb sich große Anerkennung durch vielseitige interessante Mittheilungen, namentlich über ältere deutsche Literatur. Auch der Briefwechsel Boie's mit seinen Freunden ist von literar-historischem Interesse.

Karl Friedrich Cramer, Sohn von Johann Andreas Cramer, war 1752 in Quedlinburg geboren, und starb 1807 in Paris, wohin er sich zurückgezogen hatte, als er durch seine Sympathien für die französische Revolution seiner Professur in Kiel entsetzt ward.

Seine lyrischen Dichtungen, vor Allem vaterländische und religiöse Oden, sind unbedeutend, meist nur Copien Klopstocks, wogegen sein prosaisches Werk: „Klopstock, er und über ihn", 5 Bände, noch immer von Interesse ist.

Johann Friedrich Hahn, geboren 1751, dichtete meist vaterländische Oden, die aus inniger Liebe zu Freiheit und Vaterland hervorgegangen sind, trotzdem ohne besondern Werth, weil sie sich zu sehr, theils in schwärmerische Begeisterung, theils in weinerliche Sentimentalität verlieren.

Anton Matthias Sprickmann, geboren 1749 in Münster, starb 1833. Seine lyrischen Dichtungen sind unbedeutend, wogegen seine dramatischen Arbeiten: Trauerspiele, Lustspiele und Opern, von poetischer Begabung zeugen. Als dramatischer Dichter folgt er Lessings Vorgang, besonders in seinem Drama: „Eulalia", die man damals für die beste Nachahmung von Lessings: „Emilia Galotti" hielt.

Die hervorragendsten Dichter, welche, ohne eigentlich zum Hainbund zu gehören, eifrige Mitarbeiter an dem Musenalmanach waren und überhaupt in ihren Poesien ähnliche Richtungen wie der Bund einschlugen, sind: Matthias Claudius, Leopold Friedrich Günther von Göcking, Christian Adolph Overbeck und Georg Philipp Schmidt, die daher ausführlicher besprochen werden müssen.

Die weniger bedeutenden, von denen manche nur einzelne Gedichte für den Musenalmanach einsandten, und die beinahe Alle vergessen sind, daher sie hier nur namentlich angeführt werden, sind: Heinrich Wilhelm von Stamford 1742 bis 1807, Johann Heinrich Thomson 1749 bis 1777, Heinrich Ludwig Senf, Hermann Wilhelm Franz Uelzen 1759 bis 1808, Friedrich Andreas Gallisch 1754 bis 1783, Gerhard Anton von Gramberg 1744 bis 1816, Friedrich von Köpken 1737 bis 1811, Isaschar Falkensohn Behr 1745 bis 1781, Friedrich Schmit aus Nürnberg 1744 bis 1813, Ernst Theodor Joseph Brückner 1746 bis 1805, Karl von Reinhard 1769 bis 1840 und Sartorius Freiherr von Waltershausen 1765 bis 1828.

Brückner machte sich außer als lyrischer auch als Dramendichter bekannt, und steht als solcher höher wie als Lyriker.

Karl von Reinhard ist deßhalb merkwürdig, weil er der letzte kaiserlich gekrönte Dichter war. Auch verdient er als Herausgeber der Jahrgänge 1795 bis 1804 des Göttinger Musenalmanachs und einer anderen Zeitschrift: „Romanbibliothek", Erwähnung, wie auch als Herausgeber der Bürger'schen Gedichte.

Sartorius von Waltershausen machte sich, außer als lyrischer Dichter als Historiker und national-ökonomischer Schriftsteller bekannt. — Auch eine Menge Frauen lieferten Beiträge zum Göttinger Musenalmanach, wie überhaupt durch die mannichfaltigen Zeitschriften angeregt die Frauen in dieser Periode am literarischen Leben regen Antheil nahmen.

Folgende betheiligten sich mit lyrischen, wie kleineren epischen Dichtungen am Göttinger Musenalmanach: Karoline Rudolphi 1750 bis 1811, auch als Schriftstellerin über Erziehung bekannt; Magdalene Philippine Engelhard, geborne Gatterer 1756 bis 1831; Sophie Albrecht, geborne Baumer 1757, die sowohl als Schauspielerin wie als lyrische und dramatische Dichterin und Romanschriftstellerin auftrat. Henriette Ernestine Christiane von Gilten, geborne von Hagen, 1765 bis 1793. Dorothea Charlotte Christine Spangenberg, geborne Wehers 1755 bis 1808. Christine Westphalen, geborne von Axen 1758 bis 1841, außer lyrischen Gedichten schrieb sie auch historische Dramen, wie „Charlotte Corday" und „Petrarca", und endlich die Fürstin Marie Luise Wilhelmine von Wied-Neuwied, geborne Fürstin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg 1747 bis 1823. —

Die speziellen Nachfolger Voßens, die nach ihrer ganzen Geistesrichtung gleichfalls hierher gehören und von denen auch die meisten einzelne Beiträge zum Göttinger Musenalmanach lieferten, sind: Johann Martin Usteri,

Johann Peter Hebel, Christian August Gottlieb Eberhard, Ludwig Theobul Kosegarten, Christian Ludwig Neuffer und Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Gleich Voß, der durch Herders Schriften über Volkspoesie dazu angeregt worden, waren diese Dichter bemüht, in ihren Poesien den Volkston zu treffen, was jedoch nur einigen derselben gelang. Besonders aber waren sie Voßens Nachfolger im idyllischen Epos, eine Gattung der Poesie, die der neueren Zeit eigenthümlich ist, und die erst von Voß eigentlich geschaffen wurde. Das idyllische Epos aus der Idylle entstanden, die auch seit der Zeit keine Bearbeitung mehr fand, hat wie diese die Darstellung beschränkter Verhältnisse, jedoch nicht erdichteter, sondern wirklich existirender, meist aus der Gegenwart genommener, zum Gegenstand. Voß, der durch seine: „Luise" und andere der erste Bearbeiter derselben war, galt lange Zeit als das unerreichbare Muster in dieser Gattung, so daß man sogar Goethe's: „Hermann und Dorothea", die höchste Vollendung des idyllischen Epos, zuerst nur als eine Nachahmung von Voßens „Luise" betrachtete. Die bedeutendsten Nachfolger Voßens auf diesem Gebiete, die in der Idylle ihm gleich, wenn nicht höher stehen, und auf dem Gebiete des Volksthümlichen oft die Meisterschaft erreichten, die Voß umsonst erstrebte, daher nähere Erwähnung verdienen, sind: Usteri, Hebel und Eberhard. Für die drei Andern: Neuffer, Kosegarten und Schmidt, genügt eine kurze Schilderung.

Christian Ludwig Neuffer, geboren 1769 in Stuttgart, starb 1839 in Ulm als Stadtpfarrer. In seinen idyllischen Epen ist er eigentlich nur Nachahmer Voßens, so daß sein Gedicht: „Der Tag auf dem Lande", die gelungenste seiner Poesien, für Voßens Erzeugniß gehalten wurde. Die übrigen seiner Idyllen, wie: „Günther oder Schicksal und Gemüth", „Die Tageszeiten", und die: „Herbstfeier", sind noch unbedeutender wie das erstere. Auch als lyrischer Dichter machte er sich bekannt durch Oden, Elegien und Lieder. Letztere, worin er seine früh verstorbene Braut besang, gab er unter dem Titel: „Erato", heraus. Alle seine lyrischen Poesien sind voll gesuchter Sentimentalität und von sehr geringem Werthe, obgleich in der Form tadellos, besonders die Oden, in denen er Horaz zum Muster nahm. Seine metrische Uebersetzung von Virgils: „Aeneide", die sogar Voßens Uebersetzung übertrifft, zeugt ebenfalls von großer Formgewandtheit.

Seine gesammelten Predigten verdienen die rühmlichste Erwähnung.

Ludwig Theobul Kosegarten, geboren 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg, starb 1818 zu Greifswald als Professor der Theologie und Pastor an der Jakobskirche. Er machte sich als epischer, wie lyrischer, als Romanschriftsteller und Uebersetzer bekannt. Seine lyrischen Poesien, weltliche und geistliche Lieder, Oden, Hymnen, Elegien und Heroiden, alle von geringer Bedeutung, erinnern an Matthisson, in dessen Manier sie sind, doch überbieten sie diesen noch an Sentimentalität. Seine epischen Dichtungen, Legenden und idyllische Epen sind, obwohl gelungener wie die lyrischen, auch von geringem Werthe. In der Legende folgt er Herders Vorgang, der diese Art von Poesie in der neueren Zeit erst wieder in ihre Rechte einsetzte, doch bleibt

er weit hinter seinem Vorbild zurück. In den idyllischen Epen, die für seine gelungensten Poesien galten, namentlich: „Jukunde, eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen", ist er Nachahmer Voßens. Weniger gelungen ist die andere Idylle: „Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes, ländliche Dichtung in sechs Eklogen." Unter seinen Romanen sind die ersten, wie: „Ewald's Rosenmonde von ihm selbst beschrieben", noch ganz in der Manier der Romandichter der vorigen Zeit, deren Vorbild der Engländer Richardson war; während die späteren, z. B.: „Ida von Plessen", „Adele Cameron", einen bedeutenden Fortschritt zeigen, doch aber das weiche, träumerische Element nicht verloren haben. Seine Uebersetzungen, namentlich aus dem Englischen, verschafften ihm weitverbreiteten Ruf, so besonders das: „Brittische Odeon, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten brittischen Dichter."

Friedrich Wilhelm August Schmidt, gewöhnlich Schmidt von Werneuchen genannt, geboren 1764 in Fahrland bei Potsdam, starb 1838 als Prediger zu Werneuchen in der Mittelmark. Schmidt's Andenken lebt eigentlich nur im Gedächtniß als das Muster eines platten und trivialen Poeten, der durch Goethes treffliches Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark", die verdiente Züchtigung erhielt, daß er es wagte, mit solchen Dichtungen, in welchen er die gewöhnlichste Natur ohne jede Poesie abschrieb, vor das Publikum zu treten. Er schrieb als phantasieloser Nachahmer Voßens lyrische Gedichte, idyllische Epen und Balladen, alles gleich werthlos. In der ersten Zeit lieferte er Beiträge für den Göttinger Musenalmanach, später gab er selbst ähnliche Sammlungen heraus, wie: „Neuer Berliner Musenalmanach von 1793 bis 1797", und „Kalender der Musen und Grazien", von 1797 bis 1802. Auf letztere Sammlung bezieht sich der Titel des genannten Goethe'schen Gedichtes.

Außer den bis jetzt Erwähnten und noch einigen, wie Goethe, Baggesen, welche die Idylle ganz selbständig behandelten, daher nicht hierher gehören, machten sich als Idyllendichter in Voßens Geist, bis auf die Jetztzeit bekannt: Karl Vogel durch den: „Verlobungstag", Johann Friedrich Dietrich durch: „Die Vorjagd oder des Amtmanns Geburtstag", Friedrich Wilhelm Krampitz durch: „Die Entstehung der Blumen", Paul Wigand, der sich als Dichter Doktor Wilhelm Hesse nannte, durch den: „Besuch in der Mühle" und „Stadt und Land", und August Kahlert, 1807 zu Breslau geboren, wo er gegenwärtig noch lebt, durch die Idylle: „Ewald und Bertha." Die beiden Letztgenannten sind auch in anderen Gebieten der Poesie und Prosa heimisch: Wiegand, 1786 bis 1866, als lyrischer Dichter, besonders aber als geschichtlicher und juristischer Schriftsteller und Kahlert als Verfasser von Romanen und Novellen.

a) Die bedeutendsten Dichter des eigentlichen Hainbundes: Gottfried August Bürger, Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Christian Graf von Stolberg, Friedrich Leopold Graf von Stolberg, Johann Heinrich Voß, Johann Martin Miller, Johann Anton Leisewitz.

Gottfried August Bürger, geboren den 1. Januar 1748 zu Molmerswende im Halberstädtischen, erhielt seinen ersten Unterricht theils von seinem Vater, dem Pfarrer dieses Ortes, theils von dem Hauslehrer eines benachbarten Predigers, die aber Beide, ungeachtet der Mühe, welche sie sich mit ihm gaben, ihn nur wenig geistig förderten, da er, nach seiner eigenen Erzählung, sowohl an Geist wie Körper von der Natur vernachlässigt zu sein schien, so daß er erst im zehnten Jahre lesen und schreiben lernte, von Fortschritten in anderen Fächern, zum Beispiel im Lateinischen, war gar keine Rede. Dieser geistigen Passivität widersprachen dagegen andere Eigenschaften seines Charakters; daß er Alles sehr leicht behielt, was er hörte oder las, besonders aber Gedichte, und schon ehe er noch ordentlich schreiben konnte, selbst Gedichte verfertigte. Im Jahr 1760 kam er nach Aschersleben auf die Schule und wohnte dort bei seinem Großvater. Aber auch hier fand er mehr Wohlgefallen am Lesen von Gedichten und Verfertigen eigner Poesien als an den Gegenständen des Schulunterrichts, besonders nahm damals seine dichterische Laune eine satyrische Richtung, wie denn ein Epigramm, welches er 1762 auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners machte, ihm eine so derbe Züchtigung zuzog, daß ihn sein Vater aus der Schule nahm, und ihn auf das Pädagogium nach Halle brachte, wo er Göcking kennen lernte, mit dem er auch 1764 die Universität dort bezog, nachdem er, trotz seiner vielen muthwilligen Streiche, mit einem sehr lobenden Zeugnisse vom Pädagogium entlassen worden. Er studierte in Halle, ganz gegen seine Neigung, Theologie, aber sein Großvater, von dem er, da sein Vater 1763 gestorben war, ganz abhing, wünschte es, und er fügte sich dem. Doch gerieth er bald in Halle in Gesellschaft von zwar begabten, jedoch leichtsinnigen jungen Leuten, wodurch er nicht nur sein Studium ganz vernachlässigte, sondern auch zu mancherlei Excessen und zum Schuldenmachen verleitet wurde, so daß sein Großvater, als er davon hörte, ihn 1767 voller Entrüstung zurückberief, und ihm erst auf sein anhaltendes Bitten erlaubte, 1768 die Göttinger Universität zu besuchen, um die Rechte zu studieren. Eine Zeit lang lag er mit lobenswerthem Fleiße den Studien ob. Dies dauerte aber nicht lange und bald war er wieder in dem alten leichtsinnigen Leben mitten drin, so daß, als sein Großvater, da er ihn für einen verlornen Menschen hielt, die Hand von ihm abzog, er sich durch Schulden in der äußersten Verlegenheit befand, und vom inneren und äußeren Verderben nur durch den wohlthätigen Einfluß und die Unterstützung seiner Universitätsgenossen Boie und Anderer gerettet wurde, mit denen er nun eifrig die Literatur der alten und neuen Völker studierte, und durch seine Poesien im Musenalmanach auch in weiteren Kreisen als Dichter bekannt wurde. Den Bemühungen Boies hatte er es endlich auch zu danken, daß er 1772 die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen erhielt, wodurch der Großvater sich auch mit ihm aussöhnte, die in Göttingen gemachten Schulden bezahlte, und die erforderliche Cautionssumme erlegte. Jetzt hätte Bürger, frei von allen, ihn bis dahin beengenden Verhältnissen, ein ruhiges, zufriedenes, wenn auch beschränktes Leben auf dem Lande führen können,

aber er verstand es nicht, sein Leben auf harmonische Weise zu gestalten. Statt bei seinem geringen Einkommen erst auf Verbesserung seiner Verhältnisse bedacht zu sein, verheirathete er sich schon 1774 mit der älteren Tochter des Justizamtmanns Leonhart in Niedeck, und da er bei der Hochzeit, wo er deren erst fünfzehnjährige Schwester Molly zum ersten Mal sah, von einer glühenden Leidenschaft für dieselbe erfüllt wurde, so war seine Ehe von Anfang an eine äußerst unglückliche. Dazu kam noch der Verlust des größten Theils der Cautionssumme, die nicht sicher angelegt war. Um wenigstens seine drückenden Verhältnisse zu verbessern, übernahm er 1776 die Redaktion des Musenalmanachs und gab die erste Sammlung seiner Gedichte heraus, die ihm aber wenig Gewinn brachte. Zwar erhielt er durch den Tod seines Schwiegervaters 1778 ein nicht unbedeutendes Vermögen, mit dem er sich eine unabhängige Stellung gründen wollte, und deßhalb die Pachtung eines großen Gutes in Appenrode übernahm. Da aber weder er noch seine Frau die nöthigen Kenntnisse hatten, mußte er sie nach drei Jahren, mit Aufopferung des größten Theiles seiner Erbschaft, wieder aufgeben. Damit nicht genug, verlor er auch 1784 in Folge vieler halb wahrer, halb erdichteter Beschuldigungen, sein Amt, und befand sich nun mit seinen beiden Kindern, seine Frau starb, von Kummer und Gram gebeugt im selben Jahre, von allen Mitteln entblößt, in der verzweiflungsvollsten Lage. Er ging deßhalb wieder nach Göttingen, und hielt als Privatdocent Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil, auch gab er einzelnen Studierenden Stunde, einzig darauf bedacht, sich in die Lage zu setzen, da er nun frei war, mit der geliebten Molly verbunden zu werden. In ihrem Besitz schienen ihm alle Leiden leichter zu ertragen. Im Oktober 1785 vermählte er sich mit ihr und war so glücklich, wie es in seinen beschränkten Verhältnissen nur irgend möglich war. Doch schon im folgenden Jahre starb sie in Folge ihrer Entbindung. Mit ihrem Tode verlor Bürger alle Geistesheiterkeit und Lebenslust, er war an Körper und Geist gebrochen, und nur die Sorge für seine Kinder veranlaßte ihn sowohl die Vorlesungen fortzusetzen, als auch eine zweite Sammlung seiner Gedichte herauszugeben. Zwar wurde ihm 1787 bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität Göttingen von der philosophischen Fakultät die Doktorwürde ertheilt, und zwei Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, aber beides hatte keinen Einfluß auf seine Verhältnisse, da kein Gehalt damit verbunden war. Der Wunsch, seinen drei noch kleinen Kindern eine Mutter zu geben, bewog ihn, sich 1790 mit Marie Christine Elise Hahn zu verbinden, welche von seinen Gedichten entzückt, sich ihm in einem Gedicht zur Frau angetragen hatte. Nur wenige Wochen war er in dieser sonderbar geknüpften Verbindung glücklich. Seine Frau war leichtsinnig, zerstreuungssüchtig und ohne Sinn für das häusliche Leben, und da sich Bürger zuletzt auch von ihrer Untreue überzeugte, ließ er sich 1792 von ihr scheiden. Zu all' diesem Unglück kam nun noch eigne Kränklichkeit hinzu, bald entwickelte sich ein Brustleiden, das ihn ganz unfähig zur Arbeit machte, und endlich seinen Tod herbeiführte. Er starb

in Göttingen den 8. Juni 1794, nachdem seine letzten Tage noch durch ein unerwartetes Geschenk der hannoverschen Regierung erheitert worden waren.

Da Bürgers Leben und Charakter so Vieles enthält, was einem reinen Herzen nicht zusagen kann, so sei auch, um nicht einseitig über ihn zu urtheilen, hier eines schönen Zuges seines Gemüthes gedacht, der nicht vereinzelt in seinem Leben steht. Wie aus seiner Biographie hervorgeht, befand sich Bürger oft in drückender Geldverlegenheit, ganz besonders war dies aber in seinen letzten Lebensjahren der Fall, wo er für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen hatte, und durch Kränklichkeit verhindert war, wie früher durch Vorträge und dichterische Arbeiten die nöthigen Mittel zu schaffen. Eines Tages kam zur Mittagsstunde seine Dienerin und sagte ihm, daß nichts zur Mahlzeit vorhanden sei. Bürger antwortete, sie solle trotzdem den Tisch wie immer decken; als dies geschehen war, verrichtete er wie gewöhnlich mit lauter Stimme sein Tischgebet, und kaum hatte er ausgebetet, so erschien in der Thüre ein Mädchen und brachte ihm von einem seiner Bekannten einen Rehbraten, da ja diese Speise sein Lieblingsgericht sei. Dankerfüllt gegen Gott, der sein Vertrauen nicht zu Schanden werden ließ, labte er sich daran.

Ueber Bürgers dichterische Begabung und über den wohlthätigen Einfluß, den er auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, herrscht wohl auch bei der schärfsten Kritik kein Zweifel mehr. Er war es, der Herders Ideen über die Volkspoesie zuerst durch die That in's Leben rief, er war es, der mit allen Kräften die in Schulzwang gebundene Poesie zur Wahrheit und Natur zurückzuführen strebte, er war es endlich, der das Sonett, welches seit Gottsched ganz vergessen schien, durch seine meisterhafte Behandlung wieder erweckte. Er wird daher für die Literaturgeschichte stets wichtig bleiben, sowohl durch den Einfluß, den er mit seinen volksmäßigen Dichtungen auf Andere übte, als auch durch diese Dichtungen selbst, die, namentlich die Balladen und Sonette, zu dem Bedeutendsten gehören, was die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Erstere, einzelne weniger gelungene ausgenommen, sind bis jetzt an Klang und Wohllaut noch nicht, nicht einmal von Schiller, an wahrer Volksmäßigkeit der Behandlung und des Ausdrucks nur von Goethe übertroffen. Aber wenn auch Bürger ein Dichter in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist, so weht doch in seinen Poesien, auch den gelungensten, von den in's Frivole und Lüsterne fallenden gar nicht zu reden, etwas, was unangenehm berührt, ein Hauch des Unedlen, um es gelinde auszudrücken. Das schöne Wort, welches Goethe über Schiller sagte:

> Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine

könnte man auf Bürger umgekehrt anwenden, ihn beherrschte das Gemeine mehr wie Andere. Dies Unedle in seinen Dichtungen lag ebensowohl in seinen Charaktereigenschaften, die unläugbar neben der größten Biederkeit und Herzensgüte, Leichtsinn und Sinnlichkeit waren, als auch in seiner einseitigen Auffassung der Herder'schen Ideen über Volkspoesie. Herder sagt ganz richtig,

daß keine Poesie echt und innerlich gesund sei, die nicht aus dem Leben und dem Ideenkreise des Volkes hervorgegangen ist, aber der Volksdichter soll nicht, wie Bürger diesen Ausspruch auffaßte und in manchen seiner Poesien verwirklichte, nur für die Fassungskraft der Masse des Volkes schreiben, sondern den Abstand, der nach und nach durch Kenntnisse und Cultur zwischen den Gebildeten und dem Volke entstanden ist, durch seine Kunst aufheben, und ebensowohl für den gebildeten Geschmack des Kenners, wie für den natürlichen des Volkes schreiben. Eine der schwierigsten Aufgaben der Poesie, die zu jeder Zeit nur dem größten Genius zu lösen gelingen wird.

Das aus den berührten Gründen entstandene Unedle in Bürgers Poesien war es auch, was Schiller in der berühmten Recension der Bürger'schen Gedichte tadelt (Allgemeine Literaturzeitung von 1791). Diese Recension, deren Grundgedanke war, daß kein noch so großes Talent dem einzelnen Kunstwerke verleiht, was dem Schöpfer desselben an sittlichem Werthe gebricht, und daß Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, selbst die Feile nicht wegnehmen kann, war für Bürger, der, als sie erschien, von Unglück gebeugt und von Krankheit geschwächt daniederlag, ein harter Schlag, da sie ihn weniger als Dichter, denn poetisches Genie spricht ihm Schiller darin nicht ab, wie als Mensch angreift; aber Recht hatte Schiller damit, und man kann dieser Recension nur beipflichten, wie Jeder selbst finden wird, der die Gedichte und die Recension mit Aufmerksamkeit liest, obgleich manche spätere Kritiker Schiller zu widerlegen suchten.

Das angeführte Urtheil gilt von allen Bürger'schen Gedichten, sowohl den Liedern, die Liebeslieder an Molly mit eingerechnet, als den Episteln, Epigrammen, Balladen und Romanzen, ernsten wie scherzhaften Inhalts. Am freiesten davon sind die Sonette und die Balladen: „Lenore", „Der wilde Jäger", „Robert", „Das Lied vom braven Mann", „Das Lied von Treue", „Der Kaiser und der Abt", sowie die Allegorie: „Das Blümchen Wunderhold", die Legende: „St. Stephan" und noch einige.

Bevor wir in Bürgers Charakteristik weitergehen, wäre es wohl am Platze, da von jetzt an sehr häufig in der Poesie Balladen und Romanzen erscheinen, den Begriff beider Worte näher zu bestimmen.

Ballade, ein aus dem Italienischen entnommenes Wort, bedeutete ursprünglich ein kleines, lyrisches Gedicht, in der Form mit dem Sonett oder dem Madrigal verwandt, welches gewöhnlich Liebesklagen zum Gegenstand hatte. Jetzt versteht man darunter eine episch-lyrische Erzählung.

Romanze, ein aus dem Spanischen entnommenes Wort, bedeutete ursprünglich das epische Volkslied ohne lyrische Färbung, welches dem eigentlichen Epos gleich, gedrängte Darstellung und naive Einfachheit erforderte. In Deutschland hat man häufig Ballade und Romanze für dieselbe Gattung der Poesie gebraucht, so daß der Unterschied beider nicht genau anzugeben ist, doch hat der Sprachgebrauch in neuerer Zeit ziemlich allgemein festgesetzt, daß man Balladen diejenigen lyrisch-epischen Erzählungen nennt, welche einen märchenhaften Hintergrund haben, Romanze dagegen eine Erzählung, die jenes

phantastischen Hintergrunds entbehrend, rein innerliche Erlebnisse und Conflicte darstellt. Nach dieser Eintheilung gehören die Bürger'schen Gedichte mehr der Gattung der Ballade an, während die späteren Dichter auf diesem Gebiete mehr die Romanze bearbeiten. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebrauchte man in Deutschland die Benennungen Ballade und Romanze für die episch-lyrische Erzählung, während man früher diese lyrischen Bearbeitungen epischer Begebenheiten einfach Volkslieder nannte. Und zwar kamen zu jener Zeit diese Benennungen aus England zu uns herüber mit einer Sammlung altenglischer Balladen und Romanzen, welche unter dem Titel: „Relieks of english ancien Poetry“, erschienen, die Bürger eifrig studierte, und aus der er manchen Stoff zu seinen Balladen entnahm. Unter andern: „Die Entführung“, und den „Bruder Graurock“. Auch andere ausländische Erzählungen benutzte er, wie „Lenardo und Blandine“ aus dem Italienischen entnommen ist. Doch am meisten bearbeitete er deutsche Volkslieder und Sagen, und machte sie durch Auffassung und Behandlung zu seinem innersten Eigenthum. Solcher Art sind: „Lenore“, „Der wilde Jäger“, „Die Weiber von Weinsberg“, „Der Kaiser und der Abt“ und noch manche andere. Letztere Erzählung erscheint sehr oft in der deutschen Poesie, namentlich in den älteren Zeiten, auch einmal als Fastnachtsspiel. Die tiefste Idee unter allen Bürger'schen Balladen enthalten wohl „Lenore“ und „Der wilde Jäger“. Die Idee in der „Lenore“, der bekanntesten und beliebtesten unter allen, die eben so wohl in den Volkskreisen, wie in den Kreisen der Gebildetsten gelesen und gesungen wird, ist die: daß die irdische Liebe, wenn sie von der göttlichen sich lossagt, den Menschen in den Abgrund des Verderbens stürzt. Dieser Zwiespalt in dem Innern des Herzens zeigt sich mit den brennendsten Farben in dem Gedicht dargestellt. Alle Stürme der Leidenschaften in einem von Gott verlassenen und Gott verlassenden Gemüthe werden auf eine furchtbar hinreißende Art vor Augen geführt, immer das Interesse steigernd, bis man am Schluß, wo Alles in Trümmer zusammenstürzt, erschüttert steht. Aehnlich ist die Idee im „Wilden Jäger“, der den Kampf zwischen dem guten und bösen Princip in der Seele des Menschen und das endliche Strafgericht, was über den Frevler hereinbricht, darstellt.

Außer als Dichter machte sich Bürger auch als Uebersetzer und prosaischer Schriftsteller auf ästhetischem Gebiete bekannt. Er übersetzte Bruchstücke von Homers „Ilias“ in Jamben und in Hexametern, sowie noch einige Bruchstücke aus griechischen und lateinischen Dichtern, die ihn, hätte er eine der Uebersetzungen vollendet, wohl den besten Uebersetzern der Alten gleichstellten. Auch aus dem Englischen übersetzte er Shakspeare's: „Macbeth“, und einzelne Proben Ossianischer Gedichte in Prosa.

Seine prosaischen Aufsätze über Volkspoesie, deutsche Sprache, Reim u. s. w. enthalten manches recht gelungene.

Ueber Bürgers Verhältniß zum Hainbund darf nicht unerwähnt bleiben, daß, trotzdem er wirkliches Mitglied des Bundes war, seine Dichtungen doch

in einem merklichen Gegensatz zu denen der übrigen Mitglieder stehen. Der Bund war, seinem ganzen Wesen nach, auf Klopstock gegründet, dessen Ideen und Formen man sich aneignete und nachahmte. Doch Bürger schrieb kein einziges Gedicht in den alten Silbenmaßen, wie auch in seinen Poesien nichts von der Wehmuth und Schwärmerei der übrigen Göttinger zu finden ist. Nur als Uebersetzer des Homer zeigt sich Bürger als Klopstocks Anhänger. Sonst würde er seiner Geistesrichtung nach eher zu den Herder'schen Gruppen gehören. Doch als Mitglied des Hainbundes wurde er hier erwähnt.

Auch Bürgers dritte Frau, Elise Hahn, geboren 1769 in Stuttgart, gestorben 1833, machte sich als lyrische wie dramatische Dichterin bekannt. Doch sind ihre Poesien, wenn auch in leichter, gewandter Darstellung sich bewegend, ohne poetischen Werth. Später, 25 Jahre nach Bürgers Tode, den sie doch größtentheils mit verschuldet hatte, zog sie in der Welt umher und declamirte mit vielem Pathos die Bürger'schen Gedichte.

## Aus Bürgers Poesien.

### Lyrische Gedichte.

#### Himmel und Erde.

I.

In dem Himmel quillt die Fülle
Der vollkomm'nen Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieser Fülle
Labsal für der Erde Leid.

II.

Für das Leid, das meiner Tage
Schöne Rosenfarbe bleicht,
Das ich tief im Busen trage,
Das ich Arzt und Priester klage,
Welches keinem Balsam weicht.

III.

Längst sind über Thal und Hügel
Alle Freuden mir entfloh'n;
Lahm sind meiner Hoffnung Flügel,
Rauher Hindernisse Hügel
Sprechen selbst den Wünschen Hohn.

IV.

Dennoch setzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerstab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beschwerden
Noch den längsten Pfad hinab.

#### Auch ein Lied an den lieben Mond.

I.

Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!
Man freuet sich, ihn noch fein wohl zu seh'n.
Willkommen mir, vor allem Sterngewimmel!
Vor allem Sterngewimmel lieb und schön! —

II.

Was lächelst du so bittlich her, mein Theurer?
Willst du vielleicht so was von Sing und Sang?
Ganz recht, wofür auch wär' ich sonst der Leirer,
Deß Saitenspiel bisher so so erklang?

III.

Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihen,
Das muß ich selbst treuherzig eingesteh'n,
Da alle Dichter dir ein Scherflein weihen,
Wollt' ich allein dir stumm vorübergeh'n.

IV.

Auch bist du's werth, mein sanfter, holder, lieber,
Ich weiß nicht recht, wie ich dich nennen soll!
Mann oder Weib. Schon lange war ich über
Und über deines warmen Lobes voll.

V.

So wissen's denn die Jungen und die Alten,
Was immerdar auch meine Wenigkeit
Vom schönen lieben Monde hat gehalten,
Und halten wird in alle Ewigkeit.

VI.

Die Sonn' ist zwar die Königin der Erden,
Das sei hiermit höchst feierlich erklärt!
Ich wäre ja, von ihr beglänzt zu werden,
Verneint ich dies, nicht eine Stunde werth.

VII.

Wer aber kann, wenn sie im Strahlenwagen
Einher an blauer Himmelsstraße zieht,
Die Glorie in seinem Aug' ertragen,
Die ihre königliche Stirn umglüht?

VIII.

Du lieber Mond bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid nur recht und schlecht, bekleidet dich;
Allein du bist so mehr wie Unsereiner,
Und dieses gerade ist recht für mich.

IX.

Ich würde mich fürwahr nicht unterstehen,
Mit ihrer hocherhabnen Majestät
So brüderlich und traulich umzugehen,
Wie man noch wohl mit dir sich untersteht.

X.

Die Sonne mag uns tausend Segen schenken,
Das wissen wir und danken's herzlich ihr.
Doch weiß sie auch es wieder einzutränken,
Und sengt und brennt oft desto baß dafür.

XI.

Du aber, aller Creaturen Freude,
Den jeder Mund so treu und froh begrüßt,
Bist immer gut, thust nimmer was zu Leide,
Kein Biedermann hat je durch dich gebüßt.

XII.

Wär' ohne sie die Welt nur hell und heiter,
Und frör es nur nicht lauter Eis und Stein,
Und Wein und Korn und Obst gediehe weiter,
Wer weiß? so ließ ich Sonne Sonne sein.

XIII.

Dich ließ ich mir in Ewigkeit nicht nehmen,
Wofern mein armes Nein was gelten kann,
Ich würde bis zum Kranken mich zergrämen,
Verlör' ich dich, du trauter Nachtkumpan.

XIV.

Wen hätt' ich sonst, wenn um die Zeit der Rosen,
Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit dir gekoset wird?

XV.

Wen hätt' ich sonst, wenn über lange Nächte
Entschlummern mich, du weißt wohl was nicht läßt,
Dem ich es so vertrauen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

## Das Blümchen Wunderhold.

I.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es Blümchen Wunderhold
Mit gutem Fug genannt.

II.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft;
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun, mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

III.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön;
Das hab' ich inniglich bewegt,
An Mann und Weib geseh'n.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

IV.

Auf steifem Hals, ein Strotzenhaupt,
Das über alle Höh'n
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

V.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte reichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

VI.

Der Laute gleicht das Menschenherz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen flieh'n,
Und Lust, wenn sie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen zieh'n.

VII.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt;
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt.
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht
Und drängt sich nicht voran.

VIII.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt;
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt;
Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

IX.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

X.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war.
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar,
Dann würdest du es ganz versteh'n,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit seh'n,
Wie in den hellen Tag.

XI.

Wohl hundert mal verdankt ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir,
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst, wenn ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

XII.

O, was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth,
Ihr, meiner Heldin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's Blümchen Wunderhold,
Sonst heißt's Bescheidenheit.

## Sonette.

### Die Eine.

Nicht selten hüpft, dem Funken gleich im Haine,
Der Flattersinn mir keck vor's Angesicht:
Warum, o Thor, warum ist denn nur Eine,
Dein einziges, dein ewiges Gedicht?

Ha! glaubst du denn, weil diese dir gebricht,
Daß Liebe dich mit keiner mehr vereine?
Der Gram um sie umflort dein Augenlicht;
Und freilich glänzt durch diesen Flor dir Keine.

Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blüh'n schön und süß viel Mädchen noch und Frauen,
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.

Ach, Alles wahr, vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?

### An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jeder meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten=Allgewalt,
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Thitons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt.

## Balladen.

### Lenore.

I.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

II.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

III.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
Willkommen manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

IV.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen:
Doch Keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthender Geberde.

V.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!"

VI.

„Hilf Gott, hilf! Sieh' uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Gott, Gott erbarmt sich unser!"
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten,
Nun ist's nicht mehr vonnöthen."

VII.

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern."
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!"

VIII.

„Hör' Kind! wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wenn Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen."

IX.

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!"

X.

„Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde;
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht,
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach Kind! vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen."

XI.

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden."

XII.

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

XIII.

Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Rosseshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

XIV.

„Holla! Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt
Und weinst du, oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? So spät bei Nacht,
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten;
Wo kommst du hergeritten?"

XV.

„Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen."
„Ach Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen."

XVI.

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen."

XVII.

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen."
„Sieh' hin, sieh her, der Mond scheint hell,
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Wette
Noch heut' in's Hochzeitbette."

XVIII.

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen."
„Hat's Raum für mich?" „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen!"

XIX.

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop, hop, hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

XX.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? der Mond scheint hell;
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein! doch laß die Todten!"

XXI.

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch, Glockenklang! horch, Todtensang!
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

XXII.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit mir zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen.“

XXIII.

Still Klang und Sang, die Bahre schwand,
Gehorsam seinem Rufen
Kam's hurre, hurre nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

XXIV.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“
„Ach! laß sie ruh'n, die Todten.“

XXV.

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel.
„Sasa! Gesindel hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen.“

XXVI.

Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

XXVII.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“
„O weh! laß ruh'n die Todten.“

XXVIII.

„Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft,
Bald wird der Sand verrinnen. —
Rapp'! Rapp'! ich witt're Morgenluft; —
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“

XXIX.

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf,
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

XXX.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

XXXI.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

XXXII.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:

„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht;
Mit Gott im Himmel had're nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

## Der Kaiser und der Abt.

1. Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei,
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha!" dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir däucht, wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

9. Zum zweiten: Sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid drauf ist Euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten.
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen,
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand."

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen,
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'versitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden, schon kam der Termin;
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretner Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt," sprach Hans Bendix, was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph, wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! es muß Euch was angethan sein."

17. „Ach guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum dritten, ich Aermster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen:
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand."

22. „Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendix mit Lachen;
„Herr, gebt Euch zufrieden! Das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen,
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?"

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein."

27. „Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst Du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist Dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?"

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan."

30. „Ha!" lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nehmt Euch zusammen!
Sonst muß ich Euch dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? das bringet heraus!
Nur bleibt mir mit Wenn und mit Aber zu Haus."

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen."
„Ganz Recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen!"
„Sein Diener, Herr Kaiser. Euch trügt Euer Sinn,
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?'
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst Du von nun an es sein!

34. Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe
Und lerne fortan erst quid juris versteh'n!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n."

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen, noch schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein.“

36. „Ach guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach Dir eine andere Gnade:
Sehr hat mich ergötzet Dein lustiger Schwank;
Drum soll Dich auch wieder ergötzen mein Dank.“

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig,
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herrn Pardon.“

38. „Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein Dir ein Panis=Brief bescheert.

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten;
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot:
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geboren den 21. Dezember 1748 zu Mariensee bei Hannover, wo sein Vater Prediger war. Von frühester Jugend auf kränklich, aber begabt und mit unersättlicher Wißbegierde erfüllt, forschte er schon als Knabe mit rastlosem Fleiße in allen Gebieten des Wissens, namentlich war er durch seinen Vater mit den alten Sprachen bekannt. Auch sein poetisches Talent regte sich schon früh und entwickelte sich ruhig und leidenschaftslos in ihm. Sein erstes Gedicht war auf das A. B. C.

Im Jahr 1765 kam er auf das Gymnasium nach Celle und 1769 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, und während er auf's gewissenhafteste und sorgfältigste in das innerste Wesen der Theologie einzudringen suchte, blieb er auch seiner poetischen Beschäftigung getreu, wurde Mitstifter des Hainbundes und einer der eifrigsten Mitarbeiter am Musenalmanach, in welchem die meisten seiner Gedichte veröffentlicht wurden. Ungeachtet seiner Kränklichkeit und der wenig glänzenden Verhältnisse, in denen er lebte, er mußte, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, Privatunterricht ertheilen und übersetzen, fühlte er sich glücklich, wenn er im Verein mit seinen Freunden dichten konnte. Nächst seinen Freunden fesselte ihn an Göttingen noch eine stille, jedoch nie gestandene Liebe zu einem Mädchen, als sich diese aber später verheirathete, verließ er 1775 Göttingen und ging nach Leipzig. Diese unglückliche Liebe, so wie der Tod seines geliebten Vaters und seine eigne, immer zunehmende Kränklichkeit vermehrten seine natürliche Schwermuth. Im Herbst des Jahres 1775 ging er nach Hannover, um sich der Leitung eines berühmten Arztes anzuvertrauen; doch alle Kunst konnte ihn nicht mehr retten, und er starb in Hannover den 1. September 1776 an der Schwindsucht. —

Unwillkührlich drängt sich bei Betrachtung von Höltys Leben und Poesien der Vergleich zwischen ihm und Bürger auf wegen des entschiedenen Gegensatzes, den Beide zu einander bilden. Während bei Bürger sich Alles stürmisch, leidenschaftlich, im Kampf mit den Umständen entwickelte, so in Höltys Leben Alles auf eine friedliche, milde und ruhige Weise. Dieser Unterschied lag ebensowohl in der Verschiedenheit ihrer Charaktere, als auch in der ihrer dichterischen Begabung. Bürger war ein Genie, originell, selbstschaffend und leidenschaftlich; daß er sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ, war seine Charakterschwäche Schuld. Hölty war kein Genie, sondern ein Mensch mit schönen poetischen Anlagen, die er mit Mühe und Fleiß zu dem Höchsten ausbildete, wozu man Talente ausbilden kann. Daher sind seine Dichtungen, die alle als natürliche Blüthen seiner Seele erscheinen, voll Gefühl, mild und ruhig, in der Form äußerst gelungen, und zeigen überall jene Jungfräulichkeit und Reinheit des Gemüthes, die auch sein Leben auszeichnete. Ihm gelingt am Besten die Darstellung sanfter, wehmüthiger Gefühle, die Beschreibung der Natur, des Landlebens, der sanften, geselligen Freuden und dergleichen, und hat er in dieser Beziehung mit der früher erwähnten Dichterin Sibylla Schwarz, mit Matthisson und Salis viel Aehnlichkeit. Doch ist seine Wehmuth von der Matthisson'schen darin verschieden, daß die Höltys aus seinem von Natur zur Schwermuth neigenden Charakter entsprang, die durch mancherlei Umstände noch vermehrt wurde, während die Matthisson'sche oft gemacht war.

Durch diesen Hauch der wehmüthigen Schwärmerei, der in allen seinen Dichtungen weht, war er mit Miller der hauptsächlichste Vertreter der sentimentalen Richtung des Hainbundes.

Er verfaßte, außer geistlichen und weltlichen Liedern und Elegien, auch Oden in antiken Versmaßen nach Klopstocks Vorgang, gleich den meisten Mitgliedern des Bundes, doch sind diese weniger ansprechend wie erstere. In manchen seiner Lieder, wie: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", „Rosen auf den Weg gestreut", und noch einigen traf auch er glücklich den Volkston, daher sie noch jetzt viel gesungen werden.

Zu ihrer Zeit waren am berühmtesten: „Die Traumbilder", in welchen er, hierin ganz an Klopstock angeschlossen, die künftige Geliebte besang. Ohne Werth dagegen sind seine Balladen und Romanzen (z. B.: „Adelstan und Röschen"), die noch in dem bänkelsängerischen Ton der früheren Dichter gehalten sind, den Bürger so glücklich verdrängte, daher sie neben den Bürger'schen keinen Eindruck machten und bald vergessen wurden.

Höltys Gedichte erschienen erst nach seinem Tode, 1783, von Voß und Stolberg gesammelt. Ein späterer Dichter, Friedrich von Voigts, besorgte 1858 eine neue Ausgabe derselben mit biographisch-literarisch-kritischen Nachrichten; auch verherrlichte er den früh Verschiedenen in einem Roman: „Hölty."

## Aus Hölty's Poesien.

### Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.

Dann muß er in der Geisterstund'
Aus seinem Grabe geh'n;
Und oft als schwarzer Kettenhund
Vor seiner Hausthür steh'n.
Die Spinnerinnen, die, das Rad
Im Arm, nach Hause geh'n,
Erzittern wie ein Espenblatt,
Wenn sie ihn liegen seh'n.

Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abenteu'r,
Und wünscht den todten Bösewicht
In's tiefste Höllenfeu'r.
Der alte Kunz war bis an's Grab
Ein rechter Höllenbrand;
Er pflügte seinem Nachbar ab
Und stahl ihm vieles Land.

Nun pflügt er, als ein Feuermann,
Auf seines Nachbarn Flur,
Und mißt das Feld hinab, hinan
Mit einer glüh'nden Schnur,
Er brennet wie ein Schober Stroh
Dem glüh'nden Pfluge nach,
Und pflügt und brennet lichterloh
Bis an den hellen Tag.

Der Amtmann, der die Bauern schund,
Und trank und Hirsche schoß,
Trabt Nachts mit einem schwarzen Hund
Im Wald auf feur'gem Roß.
Oft geht er auch am Knotenstock
Als rauher Brummbär um,
Und meckert oft als Ziegenbock
Im ganzen Dorf herum.

Der Pfarrer, der auf's Tanzen schalt
Und Filz und Wuchrer war,
Steht Nachts als schwarze Spukgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
Die Kanzel, daß es gellt,
Und zählet in der Sacristei
Sein Beicht- und Opfergeld.

Der Junker, der bei Spiel und Ball
Der Wittwen Habe fraß,
Kutschiert, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas;
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutschenbock,
Zwei Teufel hinten auf.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

### Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden,
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

### Todtengräberlied.

Grabe, Spaten, grabe!
Alles, was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir.
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir.

Weiland groß und edel,
Nickte dieser Schädel
Keinem Gruße Dank.
Dieses Beingerippe
Ohne Wang' und Lippe
Hatte Gold und Rang.

Jener Kopf mit Haaren
War vor wenig Jahren
Schön, wie Engel sind.
Tausend junge Fäntchen
Leckten ihm das Händchen,
Guckten sich halbblind.

Grabe, Spaten, grabe!
Alles, was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir.
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir.

### Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich steh'n.

Wohnt' ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt in eurem Freudenhimmel!
Theure Seelen! kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron.

**Elegie beim Grabe des Vaters.**

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen —
Und du gingst in Gottes Ruh';

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehovahs Throne
Und Jehovah höret dich.

Schwebe, wenn der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wenn mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab!

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume
Hingesäetes Gebein.

Christian Graf zu Stolberg, geboren den 15. Oktober 1748 zu Hamburg, stammt aus dem alten Grafengeschlechte der Stolberge. Sein Vater war Geheimrath und Oberhofmeister der Königin Sophie Magdalene von Dänemark. Christian erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause, und bezog 1769 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren. Er blieb bis 1774 in Göttingen, und als 1772 sein Bruder, Friedrich Leopold, ebenfalls die dortige Universität besuchte, wurden bald Beide, da auch sie voll Anlage und Begeisterung für Poesie waren, mit den Dichtern des Hainbundes bekannt und Mitglieder desselben. Nach Beendigung

ihrer Studien gingen die beiden Brüder zusammen nach Kopenhagen an den Hof des Königs von Dänemark, der sie zu seinen Kammerjunkern ernannte. Doch Beide blieben nicht lange dort, denn schon im folgenden Jahre unternahmen sie gemeinschaftlich eine längere Reise in die Schweiz. Bei dieser Gelegenheit machten sie in Frankfurt Goethes Bekanntschaft, und beredeten ihn, die Reise mit ihnen zu machen. Als sie im Jahre 1777 zurückkehrten, wurde Christian Stolberg Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten Luise, Gräfin von Reventlow, verwittweten Hofjägermeisterin von Gramm. Nachdem er 1800 sein Amt niedergelegt hatte, lebte er auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde in Schleswig und starb dort den 18. Januar 1821.

Christian Stolberg, der während seiner ganzen Jugendzeit, und so lange er unverheirathet war, mit seinem zärtlich geliebten Bruder Friedrich Leopold zusammenlebte, erscheint fortwährend, obgleich älter, diesem untergeordnet. Es fehlte ihm nicht an dichterischer Begabung, aber er hätte sie wahrscheinlich nicht ausgebildet, oder wenigstens seine Dichtungen nicht veröffentlicht, wenn er nicht durch das Beispiel seines Bruders dazu angeregt worden wäre. Daher bewegen sich seine Gedichte auch in denselben Kreisen wie die seines Bruders. Doch während dieser das Brausende und Stürmische liebte, bearbeitete Christian mit Vorliebe die Elegie oder die wehmüthige Ode, die ihm daher auch, nebst dem geistlichen Liede, am besten gelangen. Er studierte, wieder dem Beispiel seines Bruders folgend, später Griechisch mit besonderem Eifer und wir verdanken ihm manches als Uebersetzer aus dieser Sprache. So eine sehr gelungene Uebersetzung des: „Sophokles", und „Gedichte aus dem Griechischen", welche Hymnen des Homer, Idyllen des Theokrit und Lieder des Anakreon enthalten. Beiden Brüdern gemeinsam sind ebenfalls die vaterländischen Poesien, durch welche sie in den Kriegsjahren von 1813 bis 1815 in die Reihe der damaligen Vaterlandssänger traten. Doch stehen Beide in diesen Gedichten hinter den meisten Dichtern der Freiheitskriege zurück, auch fanden sie in der Zeit, wo die übrigen Lieder dieser Gattung das Volk zum Kampfe gegen die Unterdrücker entflammten, gar keinen Anklang, weil jedes volksthümliche Element ihnen abging, und weil sie noch dazu in antiken Versmaßen abgefaßt waren. Ueberhaupt sind die beiden Brüder Stolberg, nächst Voß, im Hainbund die Hauptvertreter der Klopstock'schen Richtungen, was die antiken Formen und die Vaterlandsbegeisterung betraf; wie sie denn auch gemeinschaftlich antike Dramen mit Chören verfaßten, die aber, trotz des meist gut gewählten Stoffes, als dramatische Poesien und Nachbildungen der Alten, gänzlich verfehlt sind. Von Christian sind: „Belsazar" und „Otanes", von Friedrich Leopold: „Teseus", „Timoleon" und „Servius Tullius".

Boie gab 1779 die gesammelten Werke der Brüder Stolberg in 22 Bänden heraus.

## Aus Christian Stolbergs Poesien.

### Sterbelied.

I.

Lieg' ich einst an jener Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt,
Sinkt des Pulses Abschiedswelle,
Schweigt der Odem und entschwebt;
Send' erbarmend Fried' und Ruh'
Aus dem Himmel dann mir zu,
Daß an dich, Versöhner, hefte,
Sterbend ich die letzten Kräfte.

II.

Eh' an ihres Kampfes Ende
Nun der Seele Band zerreißt,
Gib, daß ich in deine Hände,
Herr, befehle meinen Geist.
Trübt sich schwüler mir die Luft
In des Todesthales Gruft,
Laß in Liebe, Glauben, Hoffen,
Dann mich schau'n den Himmel offen.

III.

Nicht im Tod erst; weil mein Leben
Noch in regen Stunden kreist,
Will ich weihend übergeben
Deinen Händen meinen Geist;
Ihm dem Funken deines Lichts,
G'nüge nicht der Erde Nichts;
Ach, schon hier auf Sehnsuchtsschwingen
Mög' empor er heimwärts dringen.

**An meinen Bruder.** Zum Geburtstag den 7. November 1778.

Auf! mit des Adlers Schwingen, fleuch
Hin zu ihm, mein Gesang, und mit dir
Mein frohlockender Morgengruß!
Hin zu ihm, der mir ist,
Was kein Sterblicher je Sterblichen war.
Röthliche Schimmer erwachen schon;
Sie verkündigen den Tag,
Ach, den entzückenden,
Der dich, Lieber, in's Leben rief!
Seht, wie er pranget im herbstlichen Schmuck!
Feiernd naht er und stolz, umtanzt
Von der Stunden Reigen, und begrüßt
Von der Sonne, dem Mond und dem weilenden Stern!
Eile, der du mir schwebst
Auf der lechzenden Lippe,
Bruderkuß!
Schnell gleit' auf dem ersten Strahl,
Feuervoll und erquickend, wie er,
Hin zu ihm, der mir ist
Was kein Sterblicher je Sterblichen war!

Lagre behend auf seine Lippe dich,
Scheuche nicht den Morgentraum,
Der mit duftenden Kränzen,
Der mit windenden Epheuranken
Fesselt den Schlummernden!
Träufle deinen Honig, und laß das Bild,
Ach, mein Bild!
Vor seiner ahnenden
Seele schweben, und mit ihm
Schmachtende Sehnsucht, ach, nach mir.

Dann erweck' ihn ungestüm, mit dem Fittichschlag'
Der Lieb' und ruf' es laut
Mit Flammenwort ihm zu:
Daß er mir sei,
Was kein Sterblicher je Sterblichen war!

Mein Bruder! Siehe, wie sie bebt
Der Freude Zähre,
Daß du's bist, und daß du
Mehr denn Bruder und Freund,
Daß du bist
Meines Herzens Vertrautester!

Sage, keimte dir je,
Sproßte mir je ein Gedank',
Dessen Hülle nicht du
Hobest, nicht ich?

Wie durch der heiligen Natur
Tief verborgne Wunderkraft
Der unberührten Leier Saite bebt,
Wenn des Sängers Stimme den Ton
Der bebenden hallt:
O, so stimmte Mutter Natur
Unsrer Zwillingsseelen
Immer tönende Harmonie;
Tönend, wenn das Feuerblut
Lodert in der Jünglinge Brust,
Tönend, wenn der Rührung Zähre sanft
Ueber die blässere Wange rinnt.
Bruder! uns ist gefallen das Loos
Lieblich, unser Erb' ist schön!

Ach, aber warum träuft
In des Jubels Becher die Thräne?
Ach, warum sind wir getrennt?
Heute getrennt?

Wie nach dem Thau das Sommergefild,
Wie die Sonnne lechzt nach des Meeres Schooß,
Wie der Weinstock nach der beschattenden
Ulme strebet:
O, so streb' ich, so lechz' ich nach dir,
Der du mir bist,
Was kein Sterblicher je Sterblichen war!

Kehre wieder, du der Freude Tag,
Segentragend und triefend
Deine Tritte von Milch,
Von Honig
Und von der Rebe Blut!

Immer komm', die Schläfe bekränzt
Mit herbstlichem Schmuck!
Und mit Früchten, o! mit Früchten,
Mit unvergänglichen,

Reich beschwert!
Nimmer find' uns dann, schöner Tag,
Wie heute getrennt!

O, Erfüllung, Erfüllung,
Des sehnlichsten Wunsches Erfüllung!
Hell blickt mein Aug'
In der Zukunft Fern', es späh't
Goldne Tage am Ende der Bahn!

Endlich kommt der Winter einher,
Ein sanfter, freundlicher Greis,
Beut uns Beiden die Hand, und führt,
O der Wonn'! uns ungetrennt
Dorthin, wo unter Lebensbäumen,
Wo, in Lauben der Himmlischen,
Ach, unter eurem fruchtbelasteten,
Ruhe gewährenden
Feigenbaume,
Dorthin, ach! wo unter eurem
Freud' und Schatten
Bietenden Weinstock,
Bester Vater! und du,
Die uns gebar, beste Mutter!
Wechsellos blühet
Ewiger Lenz.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, jüngerer Bruder des Vorigen, war geboren den 7. November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt. Auch er genoß wie sein Bruder im väterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung, und bezog dann 1772 gleich diesem die Universität Göttingen, um ebenfalls die Rechte zu studieren. Hier war es besonders sein poetisches Talent und sein Eifer für antike und moderne Literatur, der die Brüder mit den Mitgliedern des Hainbundes zusammenführte, wodurch sie denn bald in den Bund aufgenommen wurden. Als die beiden Brüder 1777 von ihrer gemeinschaftlichen Schweizerreise zurückkehrten, trennten sie sich, bis dahin waren sie mit kurzen Unterbrechungen stets zusammen gewesen, und Friedrich Leopold wurde vom Fürstbischof von Lübeck (Herzog von Oldenburg) zum bevollmächtigten Minister in Kopenhagen ernannt. Die Stellung gewährte ihm Muße genug, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, mit Eifer hinzugeben und auch den vom Hainbund her mit ihm befreundeten, durch seinen Einfluß nach Eutin berufenen Voß dort häufig zu besuchen, und mit ihm seine poetischen Erzeugnisse zu besprechen. In Eutin war es auch, wo er sich 1782 mit Agnes von Witzleben verband, einem liebenswürdigen, milden, ächt weiblichen Wesen, deren vermittelnde Sanftmuth am meisten dazu beitrug, das freundschaftliche Verhältniß zwischen Voß und Stolberg, zwei ganz verschiedenen Charakteren, so lange zu erhalten. Als 1788 Stolbergs Gattin starb, er darauf 1789 zum dänischen Gesandten in Berlin ernannt wurde, und nachdem er sich dort zum zweitenmale mit Gräfin

Sophie von Redern vermählt hatte, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien unternahm, davon zurückgekehrt 1793 als Regierungspräsident nach Eutin kam, war diese Freundschaft mit Voß schon sehr gelockert, sie wurde vollends zerstört, nicht nur durch den Glanz, den Stolberg in seinem Hauswesen jetzt entfaltete, und der dem einfach, bürgerlich gesinnten Voß zuwider war, sondern noch vielmehr durch die immer deutlicher hervortretende Neigung Stolbergs zum Katholicismus, was Voß, der strenge Protestant, als einen Abfall vom Geiste der Freiheit betrachtete. Einflußreich in dieser Beziehung auf Stolberg war der Besuch der Fürstin Gallizin, die er auf seiner Reise nebst ihrem Beichtvater Overberg in Münster hatte kennen lernen, und die ihn wahrscheinlich auch vermochte, sich vorerst heimlich der katholischen Kirche anzuschließen. Im Jahr 1800 legte Stolberg sein Amt nieder, und zog nach Münster, wo er auch bald darauf in der Hauskapelle der Fürstin mit seiner ganzen Familie, seine älteste Tochter Agnes ausgenommen, öffentlich zur katholischen Kirche übertrat, was ihm von allen seinen früheren Freunden sehr verargt wurde; den bittersten Tadel jedoch erfuhr er deßhalb von Voß durch die Schrift desselben: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Von 1812 an lebte er zu Tatenfeld bei Bielefeld, und zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, wo er den 5. Dezember 1819 starb.

Weit talentvoller wie sein Bruder ist Friedrich Leopold auch von ungleich höherer Bedeutung für die Literatur. Schon im Göttinger Dichterbunde nahm er eine hervorragende Stellung ein, wenn dies auch freilich nicht allein seinem poetischen Talente zugeschrieben werden kann. Denn war es in der damaligen Zeit, wo bei den höheren Ständen nur allein die französische Literatur in Achtung stand, und man das Studium der Alten ausschließlich den Gelehrten überließ, schon selten, daß ein Graf sich mit Poesie beschäftigte, so war es geradezu wunderbar, daß er sich so brüderlich und liebenswürdig den bürgerlichen, meist sogar armen Mitgliedern des Bundes anschloß, wie Stolberg that. Dies mag wohl zu der Stellung, die er beim Hainbund einnahm, vieles beigetragen haben; doch fehlte es ihm auch nicht an angeborenem poetischen Talente, was in denjenigen seiner Poesien, in welchen er sich nicht von seiner zügellosen Phantasie beherrschen läßt, ansprechend zu Tage tritt. Andere dagegen, namentlich seine Freiheitsgesänge, haben etwas Wildes und doch zugleich Unfertiges und Verschwommenes, wie auch manche nur gemachte Begeisterung athmen und daher unangenehm berühren. Seine dichterische Thätigkeit war sehr groß. Er verfaßte nicht allein lyrische Dichtungen, bestehend in Liedern aller Art (geistlichen, wie weltlichen), Oden, Hymnen, Elegien und Cantaten, sondern auch Romanzen, Episteln, Satyren und Epigramme, ferner dramatische und prosaische Werke. Unter seinen lyrischen Dichtungen sind Oden und Hymnen, so wie einzelne Lieder am gelungensten, wie unter den epischen manche seiner Romanzen, z. B.: „Ritter Rudolph und der schwäbische Ritter an seinen Sohn", zart und innig gehalten sind; während seine Episteln, Epigramme und Satyren keinen poetischen

Werth besitzen. Letztere, in denen er mit Freimuth und tiefem, sittlichen Gefühl gegen die Verdorbenheit, namentlich der höheren Stände eifert, wurden von Schiller in den Xenien mit Recht scharf mitgenommen:

**Jamben.** (Aus den Xenien.)

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

Wie auch eine andere der Xenien Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus bespricht:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse, dafür gehst du in's Himmelreich ein.

Von Stolbergs dramatischen Arbeiten und von den vaterländischen Gedichten gilt dasselbe wie von denen seines Bruders. — Unter seinen prosaischen Werken ist die: „Reise durch Deutschland, die Schweiz und Sicilien", interessant wegen des mannichfaltigen Inhalts und Neuheit der Beobachtungen. Die übrigen: 1) „Die Insel", welche in Form eines Gesprächs das Ideal eines Staates darstellt; der, von wenig Gesetzen regiert, vorzüglich auf Reinheit der Sitten beruht; 2) „Das Leben Alfreds des Großen"; 3) „Das Buch der Liebe", sind poetisch werthlos und jetzt ganz vergessen. Seine: „Geschichte der Religion Jesu", in der er sich die Verherrlichung der katholischen Kirche zur Aufgabe machte, zeugt von geistiger Befangenheit.

Als Uebersetzer erwarb er sich die meisten Verdienste, denn wenn auch seine Uebersetzungen aus dem Griechischen später vielfach übertroffen wurden, da von dieser Zeit an die Liebe zur Literatur der Griechen immer mehr zunahm, so waren sie doch nicht ohne wohlthätigen Einfluß, sowohl auf seine eignen poetischen Arbeiten, als auf die Literatur überhaupt. Er übersetzte: „Die Iliade", den „Aeschilus" und „Platon" aus dem Griechischen, und den: „Macpherson'schen Ossian" aus dem Englischen.

## Aus Friedrich Stolbergs Poesien.

### Gottes Liebe.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke.

Ich seh's an jeder dunkeln Nacht,
Wo auch kein Stern mir leuchtet;
Am Mond, wenn er in stiller Pracht
Mir meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glüh'n,
Und Berg und Wald bewegen;
Ich seh's, wenn sie vorüberflieh'n,
Am fruchtbar, sanften Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte weh'n,
Durch Laub und junge Blüthe,
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh' ich des Schöpfers Güte;

Ich seh' sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und brausend von des Himmels Höh'
Der Sturm den Wandrer schrecket.

Ja, wie sie sich in der Natur
Alliebend meinem Blicke
Entdeckt, so seh' ich ihre Spur
Beim wechselnden Geschicke.

Ich sehe sie nicht nur im Glück,
Bei dieses Lebens Freuden,
Ich seh' sie mit bethräntem Blick
Auch in des Lebens Leiden.

Einst seh' ich ohne Thränen sie,
Noch heit'rer als die Sonne,
Und singe frei von aller Müh'
Ihr Lob in ew'ger Wonne.

## Das Grab.

Des Lebens Tag ist schwer und schwül,
Des Todes Odem leicht und kühl:
Er wehet freundlich uns hinab
Wie welkes Laub in's stille Grab.

Es scheint der Mond, es fällt der Thau
Auf's Grab, wie auf die Blumenau;
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhellt von sanfter Hoffnung Schein.

Uns sammelt alle, klein und groß,
Die Mutter Erd' in ihren Schooß,
O säh'n wir ihr in's Angesicht,
Wir scheuten ihren Busen nicht.

## Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr,
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht,
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht!

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth.

## Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskerland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes
Denn das blache Gefild umher.

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir.

Im antwortenden Thale wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinen erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt.

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir gibt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit, Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzen zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Liederklang.

## Graf Rudolph.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall,
Zwischen moosbewachs'nen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Widerhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht, mit der offnen Stirne,
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe, Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht, nimm! zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß,
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank wie Albrecht und erblich.

Bang' von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd,
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied in stummem Harm.

Johann Heinrich Voß, geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater Zollverwalter war, der aber durch den Krieg verarmt, 1771 eine Stelle als Schulmeister in Prenzlin annahm. Der junge Heinrich zeigte früh bedeutende Anlagen und Wißbegierde, und deßhalb ließ ihn sein Vater, so schwer es ihm auch wurde, von 1766 an das Gymnasium zu Neubrandenburg besuchen. Nachdem er unter den größten Entbehrungen, doch mit unermüdlichem Fleiße seine Studien auf dem Gymnasium beendigt, die alten Sprachen, die deutsche Literatur, vor Allem Klopstock und Ramler mit besonderem Eifer studiert, und sich selbst schon in eigenen Dichtungen versucht, sowie horazische Oden übersetzt hatte, fehlten ihm alle Mittel zu seiner weiteren Ausbildung auf der Universität. Um sich diese zu erwerben, nahm er 1769 eine Hauslehrerstelle bei Herrn von Oerzen in Ankershagen an, in dessen Hause er drei Jahre blieb, und wo er den in der Nachbarschaft lebenden Pastor Brückner kennen lernte, mit dem er gemeinschaftlich dichtete und Shakspeare studierte. Im Jahr 1772 schickte er einige seiner Gedichte nach Göttingen zur Aufnahme in den Musenalmanach. Boie, der durch diese Gedichte große Achtung für Voßens Talent gewann, machte es ihm möglich nach Göttingen zu kommen, indem er ihm Privatunterricht, einen Freitisch und eine Stelle im Seminar verschaffte. Im Herbst des Jahres 1772 bezog Voß die Göttinger Universität, um Philologie und die neueren Sprachen zu studieren, und wurde bald Mitstifter des Hainbundes, und nächst Boie der geistige Mittelpunkt desselben, besonders aber derjenige, der die Haupttriebfeder zum Studium der römischen und griechischen Literatur war.

Um den vom Bund so hochverehrten Klopstock selbst zu sehen, ging Voß 1774 nach Hamburg, und besuchte auf dieser Reise auch Boie's Eltern in Flensburg, wo er dessen Schwester Erneſtine, seine spätere Gattin, kennen lernte, zu der er sich gleich in Liebe hingezogen fühlte. Voß verließ Göttingen 1775, und ging nach Wandsbeck (wo er die Bekanntschaft von Claudius machte), um die ihm von Boie übertragene Redaktion des Musenalmanachs zu besorgen,

dessen Ertrag ihm die Möglichkeit gab, sich den 15. Juli 1777 mit Ernestine Boie zu verheirathen. Eine so glückliche Zeit er auch hier verlebte, nahm er doch gerne 1778 die ihm angetragene Stelle als Rektor der Schule zu Otterndorf in Lauenburg an, weil er dadurch, wenn auch eine kärgliche, doch feste Besoldung erhielt, und die damit verknüpfte Thätigkeit mit seinen Wünschen übereinstimmte. Vier Jahre später, 1782, wurde er als Rektor nach Eutin berufen, wo er zwanzig Jahre hindurch segensreich wirkte, die er zu den glücklichsten seines Lebens rechnete, da er in Haus und Amt volle Befriedigung fand, die durch den Umgang mit seinem Jugendfreund Stolberg und dessen erster Gattin noch erhöht wurde. Später freilich, als die Sinnesänderung Stolbergs immer mehr hervortrat, wurde ihr Verhältniß täglich gespannter und unerquicklicher. Im Jahr 1802 legte Voß wegen geschwächter Gesundheit sein Amt nieder, doch wurde ihm der volle Gehalt belassen, und die Erlaubniß gewährt, sich einen beliebigen Wohnort zu wählen. Er zog nach Jena, wo seine beiden Söhne damals studierten, bis er 1805 einer Einladung des Großherzogs von Baden folgte, der ihm einen Ehrensold von tausend Gulden aussetzte, um in Heidelberg seiner Muße leben zu können. Dort brachte er in sehr angenehmen Verhältnissen, und bis zu seinem Tode geistig thätig den Rest seines Lebens zu, und starb nach kurzer Krankheit den 29. März 1826.

Seine Gattin, geboren zu Meldorf den 31. Januar 1756, starb zu Heidelberg den 10. März 1834, eine edle Frau und seine treue Gefährtin, nahm an allen seinen Arbeiten den regsten Antheil und gab nach seinem Tode: „Mittheilungen aus dem Leben J. H. Voßens", heraus. Auch seine Söhne, Heinrich und Abraham Voß, die in Verbindung mit ihrem Vater den Shakspeare übersetzten, waren nicht ohne Begabung. Der ältere, Heinrich, war 1779 zu Otterndorf geboren und starb 1822 als Professor der Philologie in Heidelberg. Der jüngere, Abraham, geboren 1785 zu Eutin, starb 1847 als Professor am Gymnasium zu Kreuznach, gab außer den Briefen seines Vaters an dessen Freunde und die von Voß begonnene Selbstbiographie, die für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit sind, noch eine Sammlung Gedichte heraus: „Deutschlands Dichterinnen von 1500 bis 1846.

Unter all den hier genannten Mitgliedern des Hainbundes poetisch wohl am wenigsten begabt, war J. H. Voß doch, sowohl durch seine Persönlichkeit wie durch seine Werke von außerordentlichem Einfluß, nicht nur auf die meisten seiner Zeitgenossen, sondern auch noch auf manche späteren Dichter, wie man, um nur Goethe anzuführen, in dessen Werken vieles vollendet findet, was Voß anbahnte oder unvollkommen ausführte. Eben so schließen sich alle die Dialektdichter mittelbar an Voß an, da er der Erste war, der die Mundarten in der Poesie wieder einführte. Demnach ist Voß, außer den Heroen der Literatur, einer der einflußreichsten Persönlichkeiten, dessen Charakter und Bestrebungen nach den verschiedensten Richtungen einer genauen Würdigung bedürfen, um festsetzen zu können, auf welchen Gebieten er vortheilhaft, auf welchen er schädlich einwirkte. —

Voßens persönlicher Charakter war treu, bieder, ehrenhaft, fest und energisch, so daß er leicht Andere lenken und leiten konnte. Hingegen war das weiche und milde Element, was die meisten Nachfolger Klopstocks in zu hohem Grade besaßen, zu wenig bei ihm ausgebildet, er war ernst und streng, fast herb, während die Uebrigen ernst und wehmüthig waren. Damit hängt seine Richtung nach dem Brauchbaren, Nützlichen und Lehrhaften zusammen, wie er denn überhaupt mehr Verstand als Geist und Phantasie besaß. Daher er auch bis in sein hohes Alter jede Art von Schwärmerei und Fanatismus mit unerbittlicher Strenge bekämpfte, wie die jeder Schonung entbehrende Schrift gegen Stolberg: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?", wie sein späterer hartnäckiger Kampf gegen die Romantiker, wie endlich seine mythologischen Streitschriften beweisen, welche, die eine: „Mythologische Briefe", gegen den Professor Ch. G. Heyne in Göttingen gerichtet waren, die andere: „Antisymbolik", gegen seinen Collegen, den Professor G. F. Creuzer.

Den höchsten und wohlthätigsten Einfluß auf die Poesie gewann Voß durch seine Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter, durch die er mehr als alle Werke der Philologen den Sinn für Alterthumskunde weckte, was für die Nationalbildung von höchster Wirkung war. Er war es, der nächst Ramler, mit dem er in manchen Beziehungen viel Aehnlichkeit hat, den Deutschen die Kunst des Uebersetzens aus Poesie in Poesie lehrte. Dies gilt besonders von seiner Uebersetzung des Homer, die, wenn auch nicht frei von mancherlei Mängeln, welche von späteren Uebersetzern theilweise vermieden wurden, aber nur vermieden werden konnten dadurch, daß sie in Voßens Fußstapfen traten, doch unserer poetischen Sprache ein neues, kräftiges Leben verlieh, da er darin zuerst nächst dem Geist des Originals auch die fremde Form zur Anschauung zu bringen suchte. Außer dem Homer übersetzte er aus dem Griechischen: Schriften des Aeschilus, Aristophanes, Theokrit, Hesiod, Bion und Moschus; aus dem Lateinischen: Virgil, Horaz, Ovid, Tibull und Properz, unter denen die Uebersetzung des Virgil nur allein gelungen ist, während die übrigen, sowie auch die aus dem Griechischen, außer Theokrit und Hesiod, deßhalb als mißlungen zu betrachten sind, weil er sich darin zu sklavisch am Original hielt, und der deutschen Sprache dadurch Gewalt anthat. Ebenso ist die Uebersetzung Shakspeare's aus dem Englischen und die Mährchensammlung: „Tausend und eine Nacht", aus dem Orientalischen ganz verfehlt.

Ein anderes, nicht unbedeutendes Verdienst erwarb er sich um die deutsche Dichtkunst durch sein Werk über Prosodie: „Zeitmessung der deutschen Sprache", durch welche er feste Grundsätze über Metrik und Rhythmus, die bis dahin fehlten, aufstellte, und besonders den Hexameter bilden lehrte, den Klopstock nur eingeleitet hatte, durch den eine neue Fülle in die deutsche Sprache zurückkehrte.

Einen schädlichen Einfluß auf die deutsche Poesie hatte dagegen seine verkehrte Auffassung der Herder'schen Ideen über Volkspoesie. Er sah darin

nur das Nüchterne, Platte, ja Triviale, was Jedem ohne Ausnahme gleich verständlich ist, dem aber daher alles höhere Geistige, alle wahre Poesie abgeht. Mit dieser Art von Poesie, die nichts weniger wie volksthümlich, in der echten Bedeutung des Wortes ist, die aber Jeder leicht schaffen kann, betrat er zuerst den unseligen Weg, auf dem ihm nachher so Viele folgten (den Höhepunkt dieser Abart der Poesie erreichte Schmidt von Werneuchen), mit plattverständig oder kindisch spielenden Gedichten das Volk unterhalten zu wollen. Seine eigenen lyrischen Dichtungen dieser Art, worin er die Natur und das Landleben, die Arbeiten und Freuden des Landmannes verherrlicht, sind daher auch beinahe alle werthlos. Auch seine übrigen, nicht volksmäßig sein sollenden Gedichte: Geistliche Lieder, Vaterlands- und Freiheitsgesänge, Oden, Dithyramben, Elegien und Epigramme, sind mit Ausnahme einiger ansprechenden nur schwach.

Einzelne seiner Balladen und Romanzen, z. B.: „Die drei Diebe" und „Der Flaußrock", sind recht gelungen, namentlich trifft er in diesen beiden den scherzhaften Ton gut, ohne dabei, wie es ihm sonst leicht passirt, in's Gemeine zu verfallen.

Von seinen idyllischen Epen, durch die er seiner Zeit die größte Berühmtheit erlangte, und in welcher Gattung, da er eigentlich der Schöpfer derselben ist, er zahlreiche Nachahmer und Nachfolger fand, gilt in vielen Hinsichten dasselbe wie von seinen lyrischen Gedichten, ob sie gleich mehr volksthümliche Züge enthalten wie jene. Doch aber werden diese Idyllen, unter denen „Luise" und „Der siebzigste Geburtstag" die berühmtesten sind, wegen der gewählten Form, dem griechischen Hexameter, nie Eigenthum des Volkes werden. Der antike Hexameter, den Voß streng beibehielt, während sich die meisten anderen Dichter Freiheiten mit demselben erlaubten, der zu dem einfachen, ja beschränkten Inhalt der Voßischen Idyllen gar nicht paßt, indem er viel zu schwer ausschreitend, zu ernst sich bewegend ist, wird dem deutschen Volk immer fremd bleiben. Aber außer diesem Mißstand zwischen Form und Inhalt leiden seine Idyllen noch an mancherlei Fehlern. Vor Allem berührt ihre innere Gehaltlosigkeit unangenehm; sowohl die spärlichen Handlungen der Gedichte, als auch die Wechselreden der einzelnen Personen bewegen sich nur um das Allergewöhnlichste, es ist kein tieferer Gehalt und Sinn darin. Für's Andere sind in allen seinen Idyllen die Charaktere der Personen gleich, es ist überall ein Pfarrer, eine Pfarrerin, eine Pfarrerstochter, Knechte, Mägde, Schnitter, Schnitterinnen, Liebhaber oder Bräutigam, Alles ohne ausgesprochene Individualität, wodurch die Gedichte äußerst ermüdend, wenn nicht langweilig werden. Doch aber waren Voßens idyllische Epen schon ein Fortschritt gegen die frühere Idylle, und als Schöpfer dieser neuen poetischen Gattung verdient er alle Anerkennung, doppelt, da durch ihn angeregt mehrere bedeutende Dichter, dieser Gattung ihre Aufmerksamkeit zuwandten und Vorzügliches darin leisteten, vor allen Goethe mit „Hermann und Dorothea."

Unter Voßens Idyllen befinden sich auch zwei, zu den besseren gehörende: „De Winterawend", und „De Geldhapers", welche in niederdeutscher

Mundart abgefaßt sind, wodurch er den Gebrauch der Dialekte für poetische Zwecke einzuführen begonnen hat. Ob der Gebrauch der Dialekte der Poesie zum besondern Vortheil gereicht, ist eine Frage, über die einige Erläuterungen hier wohl am Platze sind.

Die verschiedenen Dialekte der deutschen Sprache sind nicht eine Verschlechterung des Hochdeutschen, als welche man sie zu Gottscheds Zeiten ansah und deßhalb verabscheute. Sie sind vielmehr die Stämme unseres jetzigen Hochdeutschen und immer noch frisch sprudelnde Quellen, woraus die Schriftsprache naturgemäß neue Worte und Wendungen schöpft. Als solche werden die Dialekte nicht nur stets ehrwürdig bleiben, sondern auch immer wichtig und unentbehrlich zur Fortbildung der Sprache sein. Daher ist es, vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, ein großer Gewinnst, wenn die Mundarten gepflegt werden, und die deutsche Schriftsprache würde viel an Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit verlieren, wenn man die Dialekte aussterben ließe.

Ein anderes aber ist die Sprache, ein anderes die Poesie, ob sie gleich innig zusammenhängen. Daher entsteht die Frage, ob die Anwendung der Mundart auch künstlerisch berechtigt sei? Sie ist es doch nur in dem Falle, wenn etwas poetisch dargestellt werden soll, was sich durch das Hochdeutsche gar nicht, oder nur mangelhaft ausdrücken läßt, wie denn immer der Dialekt da von besonderer Wirkung sein wird, wo die speziellen Lebensverhältnisse eines Menschen oder eines Volkes, dessen Eigenthümlichkeit sich nur in der ihnen eigenen Mundart äußert, vor Augen geführt werden sollen. Ferner kann der Dialekt mit Glück angewendet werden, um eine komische Wirkung hervorzubringen. Diese Art von Poesie gehörte dann aber der Gattung der Satyre und Travestie an, die künstlerisch betrachtet nur einen sehr untergeordneten Werth haben, da dadurch ein Volksstamm in seiner Mundart travestirt wird. In allen übrigen Fällen dagegen erscheint die Anwendung des Dialekts als Unnatur und nicht gerechtfertigt. Daß dadurch das Volksthümliche vermehrt werde, wie manche behaupten, ist nicht der Fall. Denn, wie bei Bürger näher ausgeführt wurde, ist das ächt Volksthümliche dasjenige, was Hohe und Niedere gleich anzieht und fesselt. Ist dies nun in dem Gedicht beobachtet, so stört der Dialekt den Höherstehenden, da er denselben nicht versteht. Zum Beweis für das Gesagte braucht man nur an die Poesien von Hebel, Usteri und mancher anderen Dialektdichter zu erinnern, die bald nach ihrem Erscheinen in's Hochdeutsche übertragen wurden. Aber auch dem Volk, welches sich des angewandten Dialekts selbst bedient, ist er gedruckt kaum geläufiger wie das Hochdeutsche, und ist deshalb auch nach dieser Seite hin der Zweck verfehlt.

## Aus Voßens Poesien.

### Die drei Diebe. (Romanze.)

Merkt auf, wer Freund von Mährchen ist,
Und plaudert nicht, ihr Weiber!
Ich meld' euch mehr als Weiberlist,
Die List drei junger Räuber.

Zwei hießen Veit und Jürgen Ring,
Ein Paar verschmitzter Brüder,
Des Vaters würdig, der schon hing;
Der dritte Steffen Schmieder.

Nie lechzten sie nach Menschenblut;
Sie pflegten nur zu holen,
Und theilten sich dann kurz und gut
Bald Batzen, bald Pistolen.

Seht, sprach einst Veit, das Elsternnest
Dort auf der hohen Eiche;
Die Mutter sitzt und brütet fest,
Wer wagt sich zu dem Streiche?

Wer nimmt der Mutter säuberlich
Und unvermerkt die Eier?
Ei, sagte Jürgen, hole dich
Mit deinem Streich der Geier!

Wohlan! sprach jener, aufgeschaut!
Er schmiegt sich durch die Aeste,
Und lauscht und bohrt, ohn' einen Laut
Ein kleines Loch am Neste;

Und läßt die Eier, Stück für Stück,
In seine Hand sich gleiten;
Dann schleicht er leise sich zurück
Und triumphirt von weiten.

Brav! sagte Jürgen, Neid erregt
Dein Eierfang nicht wenig,
Doch, wer so gut sie unterlegt,
Den halten wir für König.

Veit klimmt zurück in froher Hast,
Doch rasch, mit schlauem Witze,
Folgt Bruder Jürgen Ast auf Ast
Bis zu des Baumes Spitze.

Und während Veit behend in's Nest
Die Eier unterleget,
Das Auge starr, den Athem preßt,
Und kaum die Hand beweget:

So löst er ihm den Gürtel schlau,
Und eilet mit der Hose
Vom Baum herab, wie hoch von Tau
Der fertigste Matrose.

Veit kommt und zeigt die Hände leer,
Und heischt mit stolzem Blicke
Bewunderung. Her, ruft Jürgen, her!
Du trägst sie in der Ficke!

Hinlangend ruft mit Lachen Veit!
Gar meisterlich geprellet!
Ein braver Dieb, der so gescheit
Den andern Dieb beschnellet!

Ja, seufzet Steffen, allzu brav!
Euch wird man niemals fangen!
Ich aber muß, ich armes Schaf,
Für eure Sünden hangen!

Gleich geh' ich aus Verzweifelung,
Und werde wieder ehrlich!
Die Arbeit find' ich, frisch und jung,
Weit weniger beschwerlich! —

Geh, lacht man, nied're Seele du!
Wer Ehr' im Leibe heget,
Arbeitet nie; der langt nur zu,
Wie Pfaff' und Junker pfleget;

Geh, Hamster, grüß' die junge Frau,
Wonach dich lüstert, Fäunchen! —
Er geht, ist fleißig, lebt genau,
Und kauft sich bald ein Schweinchen.

Mit Schrot gemästet wird das Schwein,
Und als der Winter dränget,
Geschlachtet, abgebrüht und rein
An eine Wand gehänget.

Mit Axt und Strick geht Steffen aus,
Sich Holz im Busch zu spellen,
Sie spinnt. Da treten gleich in's Haus
Die beiden Spießgesellen.

Gott grüß euch, Weibchen! — Schönen Dank! —
Hier wohnt doch Steffen Schmieder? —
Jawohl, er ging nur einen Gang
Und kommt heut' Abend wieder.

Ein andermal denn; grüßt. Sie geh'n. —
Ho ho! ein Schwein geschlachtet,
Ohn' uns zu bitten? Laß doch seh'n,
Ob's hier wohl übernachtet!

Im nahen Busche rathschlagt man,
Und freut sich schon zum Schmause,
Am Abend kehret Steffen dann
Mit Holz bepackt zu Hause. —

Ach Mann, es sind zwei Leute hier,
Auf Kundschaft wohl gewesen;
Ihr düst'res Auge, voller Gier
Ließ Rad und Galgen lesen!

Wie? sollten's Veit und Jürgen sein!
Ach, ruft er, ohne Zweifel!
O weh! verkauft ich doch das Schwein!
Nun fährt's gewiß zum Teufel!

Ei Männchen, wenn du's nun die Nacht
Im Kämmerchen versteckteſt,
Und, bis man morgen Anſtalt macht,
Den Backtrog drüber deckteſt! —

Er holt das Schwein, legt's hin, und deckt
Den großen Backtrog drüber.
In Kleidern dann auf's Bett geſtreckt,
Ruht Steffen wie im Fieber.

Still herrſcht die Nacht. Die Brüder nahn,
Veit ſtehet auf der Lauer;
Und Jürgen, wo das Schwein ſie ſahn,
Durchbohrt geheim die Mauer;

Und findet jetzt den Haken leer:
O Veit, wir ſind betrogen;
So ruft er leiſe, ſieh' doch her,
Der Vogel iſt entflogen. —

Marie, ſagt Steffen, hör', es pickt! —
Er krabbelt nach dem Schweine!
Dann geht er mit der Axt, und blickt
Umher um Stall und Scheune.

Ihn höret Jürgen, dieterich
Alsbald des Hauſes Pforte,
Tritt leiſe vor das Bett, und ſpricht
Mit Steffens Laut die Worte:

Marie, das Schwein hängt nicht mehr da!
Wo blieb' es? Ei, mein Lieber,
Antwortet ſie, du deckteſt ja
Den Backtrog ſelbſt darüber.

Ja ſo! Doch beſſer, wenn ich noch
Ein Laken drüber breite.
Er eilt zum Schwein, nimmt ab den Trog,
Hockt's auf, und fort in's Weite.

Jetzt kehret Steffen. Armer Wicht!
Sagt jene; Furcht vor Dieben
Verrückt dein Hirn! Du wußteſt nicht,
Wo unſer Schwein geblieben? —

O Jemini! ſchreit Steffen auf,
Nun iſt es doch geſtohlen!
Er eilt hinaus, in vollem Lauf,
Die Räuber einzuholen.

Sie flieh'n zum Walde querfeldein:
Beim matten Glanz der Sterne
Späht Veit den Weg, und mit dem Schwein
Folgt Jürgen ihm von Ferne.

Nachahmend jetzt des ält'ſten Ton,
Naht Steffen ihm verſchlagen:
Du Armer, biſt wohl müde ſchon;
Laß mich's ein wenig tragen. —

Da nimm's, ſagt Jürgen, Bruder Veit:
Ich will voraus und lauſchen.
Er geht kaum zwanzig Schritte weit,
So hört er etwas rauſchen.

Wer da? Dein Bruder Veit. Potz Welt!
So bin ich angeführet!
Wohlan, laß ſehen, welchem Held
Zuletzt der Preis gebühret!

Er zieht das Hemd auswendig an,
Und ſchnürt mit einer Litze
Sein Tuch um's Haupt, ſo gut er kann
Gleich einer Weibermütze.

Dann läuft er ſporenſtreichs voraus
Den Nebenweg vor Steffen,
Und lau'rt, kommt jener nah' an's Haus,
Ihn als Marie zu äffen.

Nun keucht's daher. O Männchen, o!
Bringſt du das Schweinchen wieder?
Gib mir! Es lärmt im Stalle ſo,
Gewiß ſind da die Brüder!

Die Schulter her, Marie! Sacht, ſacht'!
Ihr ſeid mir raſche Diebe!
Doch mauſt ihr auch die ganze Nacht,
Ihr mauſt nicht eine Rübe!

Er macht die Rund', und geht hinein.
Mariechen, alles richtig!
Das war ein Tanz um unſer Schwein,
Die Preller prellt ich tüchtig!

Doch Mann, du bringſt das Schwein ja nicht,
Haſt du es nicht bekommen?
Wer? ich? So hat's der Böſewicht
Mir wieder abgenommen!

Wurſt wider Wurſt! Ein Mann, ein Wort!
Her ſoll's, wo ſich's auch findet!
Er eilt zum Wald und ſiehet dort
Ein Feuer angezündet.

Die Räuber lachten, daß ihr Streich
So meiſterhaft gerathen,
Und wollten zur Erquickung gleich
Ein Rippenſtück ſich braten.

Das Holz war grün und rauchte ſehr,
Da ging man, unter Buchen
Sich abgeſtorb'ne Zweig' umher
Und dürres Laub zu ſuchen.

Sobald nun Steffen sie erkannt
Entblößt er schnell die Glieder,
Und schwebt vom Baum an einer Hand,
Als ein Gehenkter nieder.

Und weil man schmähend auf den Rauch,
Am Holzstoß hingestrecket,
Zuschüret, und mit manchem Hauch
Die matte Flamme wecket;

So ruft er dumpf vom Baum herab,
Als wär's des Vaters Seele:
Weh euch, bald bricht man euch den Stab,
Und schnürt auch euch die Kehle!

Sie starren auf, und wild durchs Holz
Enflieh'n sie hulter pulter.
Er zieht sich an, und kehret stolz
Das Schwein auf seiner Schulter.

Schau hier, Marie! Ha! das macht heiß!
Ein Küßchen, liebe Dirne!
Sie fragt ihn aus, und wischt den Schweiß
Ihm schmeichelnd von der Stirne.

Gleich, spricht er, Feuer angemacht,
Daß wir's mit Haut und Knochen
Zerhau'n, weil's da ist, und zur Nacht
Uns noch Schwarzsauer kochen.

Sie pflegt des Herdes, er haut zu;
Und als der Kessel siedet:
Mann, sagt sie, lege dich zur Ruh',
Du bist wohl sehr ermüdet.

Gewiß auch jene schlafen aus,
Und denken nicht an Rache;
Und rühret sich nur eine Maus,
So halt' ich hier ja Wache.

Sie stellt die Ruhbank her, und bald
Schnarcht Steffen. Jene munter,
Schäumt ab den Kessel, wann er wallt,
Und nährt die Glut darunter.

Doch Schlaf und Wärme wirkt gemach
So nah' der Feuerstelle:
Sie nicket hin und her und ach
Der Hand entsinkt die Kelle.

Stracks traten vor das Mauerloch
Die beiden Dieb', und spähen
Im trüben Feuerglanz, was doch
Dem guten Schwein geschehen.

Schlaft wohl! so flüstert Veit, und spitzt
Sich eine Hopfenstange,
Besteigt das Dach und fordert itzt
Das Jürgen ihm sie lange.

Dann durch den Schornstein spießt er fest
Ein Kochstück nach dem andern,
Verzehret dieses selbst, und läßt
Zu Jürgen jenes wandern.

Erwachend sieht es Steffen nun,
Und ruft mit Lachen: Brüder,
Was habt ihr auf dem Dach zu thun?
Ihr tretet mir's ja nieder!

Wenn euch von meiner Kost beliebt;
So kommt und seid nicht blöde.
Wir schmausen, wie's der Kessel gibt
Und enden alle Fehde.

Er nöthigt sie zur Thür herein:
Man drückt die Hand sich friedlich,
Man deckt den Tisch und thut am Schwein
Nach so viel Angst sich gütlich.

Man lärmt und lacht aus voller Brust
Der wackern Heldenthaten.
Und Frau Marie erhöht die Lust
Durch Wurst und Mürbebraten.

**Der siebzigste Geburtstag.** (Idylle.)

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm, in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare, geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster;
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich

Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Hauptaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel geprediget, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tobak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nännten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflöf' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgeht, der kommt an!"
Feu'riger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr, und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt*) und mit feinem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoy' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinken gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hingen ein Paar stettinische Krüge,
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke**) von Messing,
Desem***) und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,

---

*) Uhlen heißt in der dortigen Gegend mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinnweben abfegen.

**) Feuerkieke, ein Feuerstübchen für die Füße.

***) Desem oder Besemer ist eine Art Wage.

Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte, unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz,
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf den Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwei Theetöpfe von Zinn und irdne Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh' Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem Wetter
Den Hund aus der Thüre, wer seines eignen Viehs sich erbarmt!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dose und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus, vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube d'rauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch, denn er schmeckt viel kräftiger, brenne den Kaffee.

Heize mit Kien dann wieder und Torf, und buchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n."
Rasch der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand, und ließen sich kraweln."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und drehete munter den Kopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkler Nacht, sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn, dann im Vorbeigeh'n
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittre Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserm Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete d'rauf, und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen, verschaff' ich dir, früher denn Noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus und bald ist der Hälter geöffnet!"

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete; siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie, und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel,
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und das Pferdegetrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben beschneit und dampfend die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen! daher: Willkommen ihr Kinder!
Lebt ihr auch noch? und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;"
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" rief sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinhart, und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Rechten den Sohn, in der Linken die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet,"
Sprach's, und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen; ans Herz, willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und preiset,
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war,
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,

Dessen Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt,
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters;
Komm' denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was besseres bring' ich im Koffer
Unserm Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür', und ließ die Kinder hineingeh'n,
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

## Lyrische Gedichte.

### Die Andersdenkenden. (An Stolberg.)

I.

Wohlan, wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh'!
Ich sage: dieses mein' ich;
Und jenes meinest du.

II.

Scheint künftig, was ich meine,
Dir gar zu wunderlich;
So denk', ob's anders scheine
Mir selbst, und fasse mich.

III.

Die Worte, Lieber, haben
Oft mancherlei Verstand;
Oft mußte man tief graben,
Eh' man den rechten fand.

IV.

Oft sehn wir nur Erscheinung,
Die wir uns selbst verrückt,
Wie besser sich die Meinung
Zum Widerlegen schickt.

V.

Ich pflegte sonst doch billig
Besonnen noch zu sein;
Und jetzo tappt' ich willig
In Albernheit hinein?

VI.

Doch immer werd' als thöricht,
Was mir vernünftig scheint,
Geworfen in den Kehricht;
Nur nicht als bös, mein Freund!

VII.

Dein Bruder meint's, du Lieber,
Mit Gott und Menschen gut.
Sonst sage mir, wie hub er
So fröhlich Aug' und Muth?

VIII.

Laß denn die bösen Namen
Auf aner, ist und at;
Sie streu'n des Bösen Samen,
Und dämpfen Rath und That.

IX.

Die Summe der Vereinung;
Der Gegner sei geehrt!
Verfolgt sei nur die Meinung,
Die freie Meinung stört.

X.

Komm, edler Freund, wir brechen
Den Bissen Salz und Brod,
Und gehn dabei und sprechen:
O sieh das Abendroth.

### Der Rosenkranz.

An des Beetes Umbuschung
Brach sie Rosen zum Kranz.
Feurig prangte die Mischung
Rings im thauigen Glanz.
Ros' auf Ros' in das Körbchen sank,
Purpurroth und wie Silber blank.

Zwar den Grazien heilig,
Sang sie, blühet ihr dort;
Warum aber so eilig
Abgeblüht und verdorrt?
Die sich eben geöffnet blähn,
Werden bald in dem Winde wehn.

Rund zusammen gefaltet
Glühst du schwellend am Strauch;
Komm, o Rose, dich spaltet
Mein anathmender Hauch.
Ach, wir schwellen wie du und glühn;
Nur ein Lüftchen und wir verblühn.

Du rothstreifiges Knöpfchen,
Zitternd scheust du dein Grab;
Und ein perlendes Tröpfchen
Hängt als Thräne herab.
Bleib', du sollst in dem Sonnenschein
Dich des flüchtigen Lebens freu'n.

Mit tiefsinniger Säumniß
Flocht das Mädchen den Kranz
In der Laube Geheimniß,
Lieb' und Zärtlichkeit ganz,
Als auf's Haupt sie das Kränzchen nahm;
Wohl mir, Seligem, daß ich kam.

Johann Martin Miller, geboren den 3. Dezember 1750 in Ulm. Sein Vater, Prediger und Professor der orientalischen Sprachen daselbst, bereitete den Sohn zur Universität vor, die er 1770 bezog, um Theologie zu studieren. In Göttingen, wo er seine Studienzeit zubrachte, lernte er zuerst Hölty kennen, dessen sanftes und wehmüthiges Wesen seinem gleichgestimmten Charakter am meisten zusagte, und wurde mit diesem, Boie und noch einigen Stifter des Hainbundes, und dadurch einflußreich auf denselben, daß er nächst dem Studium der Alten und der Engländer, welches von allen Mitgliedern als Hauptsache betrieben wurde, auch das Studium der alten deutschen Minnelieder einführte. Als im Jahre 1774 Klopstock die Göttinger Dichter besucht hatte, begleitete Miller denselben nach Hamburg zurück, bei welcher Gelegenheit er auch Claudius kennen lernte. Nachdem er sich bei der Rückreise nach der Heimath noch ein halbes Jahr in Leipzig aufgehalten hatte, wurde er bald nach seiner Ankunft in der Vaterstadt zum Vicar am dortigen Gymnasium, und 1780 zum Pfarrer in Jungingen bei Ulm ernannt, doch 1781 schon wieder nach seiner Heimath berufen, als Professor des Naturrechts und der griechischen Sprache am dortigen Gymnasium; später erhielt er auch noch die Professur der Theologie. Auch wurde er Prediger am Münster und zuletzt Decan und geistlicher Rath. Als solcher starb er in Ulm den 21. Juni 1814.

Miller ist, nächst Hölty, der Hauptvertreter der sentimentalen Richtung des Hainbundes, die aber in seinen ersten Gedichten nur als weiches, inniges Element angenehm zu Tage tritt, während sie in seinen späteren Poesien erst in übertriebene Empfindsamkeit ausartet. Sein Feld ist hauptsächlich das der stillen Freude und des wehmüthigen Ernstes, daher gelingen ihm auch die Lieder und Elegien am besten, in denen er solche sanfte Gefühle, wie Freundschaft, Liebe, Natur, die Tugenden der Zufriedenheit, der freundlichen Menschenliebe besingt, oder sein Herz in geistlichen Liedern zu Gott erhebt. Auch einzelne seiner wenigen Balladen, welche in diesem Geiste gehalten sind, erfreuen durch den innigen Ton. Dagegen sind seine Freiheitsgesänge, deren er nach dem Vorgang der übrigen Göttinger Dichter einige verfaßte, und seine Oden in antiker Form, da ihm dieses Feld gar nicht zusagte, verfehlt. Seine eigenen Minnelieder, in denen er die alten, leider

zu wenig gekannten Minnelieder nachzubilden suchte, sind gelungen, da er in manchen den Ton der alten, naiven Dichter recht gut traf. —

Seine Romane, die ihm seiner Zeit eine außerordentliche, jetzt unbegreifliche Berühmtheit verschafften, sind dagegen unkünstlerisch, langweilig, matt und wässerig. Sie gehören seinen späteren Jahren an, und er tritt damit mehr in die Reihen der Nachfolger Goethes, da sein Hauptwerk: „Siegwart, eine Klostergeschichte", Nachahmung von Goethes: „Werthers Leiden" ist. Das empfindsame Element, welches in diesem Roman den höchsten Gipfelpunkt erreichte, war freilich bei Klopstock und seinen Anhängern am meisten ausgebildet, da aber der „Siegwart" durch „Werthers Leiden" hervorgerufen war, so wurzelt Miller damit theils in Klopstock'schen, theils in Goethe'schen Ideen, nur ist die Tendenz eine ganz andere. Goethe stellte im „Werther" die zerstörende Wirkung der Leidenschaft in einem schwachen Gemüthe dar. Aber die meisten seiner Leser verstanden ihn nicht, und hielten den Roman für die getreueste Schilderung einer unglücklichen, aber, da sie durch Selbstmord endete, sündhaften Liebe. Miller wollte nun, dem entgegen, in seinem „Siegwart" eine unglückliche, aber tugendhafte Liebe schildern, weßhalb denn auch sein Held vor Gram und Kummer auf dem Grab der Geliebten verschmachtet. Viele von Millers Poesien, und zwar die allersentimentalsten, sind in den Roman mit eingeflochten, und wurden wie dieser selbst auf's Höchste gepriesen und mit Vorliebe gesungen. Obschon neben den bewundernden sich auch eine Menge tadelnder Stimmen hören ließen, fand der „Siegwart" zahlreiche Nachahmungen, welche am geeignetsten bei den Nachfolgern Goethes erwähnt werden, da sein „Werther" die Veranlassung zu allen diesen Werken war. Außer dem „Siegwart" schrieb Miller noch viele ähnliche, doch poetisch noch werthlosere Romane, z. B.: „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweier Liebenden", und „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau". — Seine Predigten, die er unter dem Titel: „Predigten für das Landvolk", herausgab, sind einfach, doch innig und gefühlvoll und treffen den Volkston sehr gut.

## Aus Millers Poesien.

### Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freu'n.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald;
Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles widerhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh'.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht
Und golden wird die Welt;
Und alles in der Blüthe steht
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk' ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich laut, und lobe Gott,
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk': es ist der liebe Gott,
Der meint's mit Menschen gut.
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freu'n!

### Ein Lied an die Minne.

Liebe, süße Minne, dir
Will ich dienen für und für!
Alles, was mein Herz begehret,
Alles hast du mir gewähret,
Liebchens Auge lächelt mir.

Reinen Engelsinn hat sie;
Wer sie minnt, der trauert nie;
Wer sie morgens nur erblicket,
Ist den ganzen Tag beglücket;
Und ich sehe täglich sie.

Sittsam ist ihr Aug' und blau,
Wie Violen auf der Au;
Weißer als Narcissen blühet
Ihre Stirn; ihr Mündlein glühet,
Wie die Ros' im Morgenthau.

Gleich dem milden Sonnenschein
Lacht sie allen Groß und Klein,
Weiß sie alle zu entzücken:
Aber mit der Minne Blicken
Lacht sie mir, nur mir allein.

Johann Anton Leisewitz, geboren den 9. Mai 1752 in Hannover, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule zu Celle, da sein Vater, ein wohlhabender Weinhändler, kurz nach des Sohnes Geburt dorthin gezogen war. Nachdem er das Gymnasium in Celle absolviert hatte, bezog er 1770 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren. Trotzdem er sehr bald mit einzelnen Genossen des Hainbundes, wie Hölty und Miller, sich befreundete, wurde er doch erst zu Ende des Jahres 1773 eigentliches Mitglied des Bundes, und im Herbst 1774 verließ er nach beendigten Studien Göttingen. Nach kurzem Aufenthalt bei seinen Eltern in Celle ging er 1775 als Advokat nach Braunschweig, wo er Eschenburgs und Lessings Bekanntschaft machte. Im Jahre 1778 wurde er Sekretär der Landschaft in Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei und zugleich Lehrer des Erbprinzen für Geschichte und Landesverfassung, und 1801 zum Geheimen Justizrath und Referenten am Rathskollegium ernannt. Als solcher starb er in Braunschweig nach längerer Kränklichkeit den 10. September 1806 an der Brustwassersucht, nachdem er sich bleibende Verdienste um die Verbesserung des Armenwesens in Stadt und Land erworben.

Leisewitz verdankt seine Bedeutung in der Literatur einem einzigen Werke, dem Drama: „Julius von Tarent", da alle seinen übrigen Manuskripte auf seinen ausdrücklichen Wunsch nach seinem Tode verbrannt werden mußten. Es befanden sich darunter die angefangene Bearbeitung einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine Menge Entwürfe und Scenen von Schauspielen. Daß aber ein Dichter mit einem einzigen Drama einen berühmten Namen erlangt, ist nothwendig der Beweis seines Talentes, welches er in hohem Grade besaß, da er unter allen bis jetzt erwähnten dramatischen Dichtern, mit Ausnahme Lessings, ohne Zweifel der begabteste war. Lessing hielt sogar den „Julius von Tarent" beim ersten Lesen für eine Arbeit

Goethes, und Schiller, der sich als Jüngling außerordentlich davon angezogen fühlte, diente dieses Drama als hauptsächliches Vorbild bei seinen ersten dramatischen Werken. Einige Unbeholfenheit und gewisse rhetorische Breiten ausgenommen, kann es auch immer noch neben den Meisterwerken dieser Beiden als gelungen bezeichnet werden. Leisewitz bewarb sich mit diesem Drama um den von dem Schauspieler und Dramaturg Schröder in Hamburg 1774 ausgesetzten Preis für die beste in Prosa geschriebene Tragödie. Zwar erhielt er den Preis nicht, sondern F. M. Klinger mit dem Drama: „Die Zwillinge“, doch steht dieses als dramatisches Kunstwerk dem „Julius von Tarent“ nach. Beide Dramen behandeln den nämlichen Gegenstand: „Die Geschichte des Herzogs Cosmus von Florenz und seiner beiden Söhne“, was zu der irrigen Meinung Anlaß gab, daß Schröder bei der Preisaufgabe den Gegenstand bestimmt habe.

Obgleich Mitglied des Hainbundes und hier auch als solcher angeführt, war doch immer Leisewitzens Theilnahme am Bund mehr nur äußerlicher Natur, da die schon oft erwähnten Eigenschaften der Anhänger Klopstocks: Weichheit des Gefühls, Schwärmerei, scharf ausgeprägte Begeisterung für Vaterland, Religion, Freundschaft und Liebe, bei Leisewitz nicht so bedeutend hervortraten.

Er gehört in geistiger Beziehung eher zu Lessings Nachfolgern, da der „Julius von Tarent“ nach den strengen Lessing'schen Formen gebildet ist.

b. Die bedeutendsten Mitarbeiter am Musenalmanach: Matthias Claudius, Leopold Friedrich Günther von Göckingk, Christian Adolph Overbeck und Georg Philipp Schmidt.

Matthias Claudius, geboren den 15. August 1740 zu Rheinfeld in Holstein, studierte in Jena die Rechte, wo er zugleich mit den Schriften mancher Dichter, vor Allen Klopstocks bekannt wurde, zu dessen begeistertsten Verehrern er von da an gehörte, auch sich selbst in einzelnen Poesien versuchte. Nach beendigten Studien lebte er einige Zeit in Hamburg, da er aber ohne Anstellung blieb und es ihm daher recht kümmerlich ging, so gründete er 1770 mit seinem Freunde, dem Schriftsteller und Buchhändler Christoph Bode, in Wandsbeck eine Druckerei, und gab dort eine populäre Wochenschrift: „Der Wandsbecker Bote“ genannt, von 1770 bis 1775 heraus, deren Redakteur Claudius unter dem Namen Asmus war. In Wandsbeck, welchen Ort er von Jugend auf vorzüglich geliebt hatte, schlug nun Claudius seinen bleibenden Wohnsitz auf, auch verheirathete er sich dort im Mai 1772 mit Rebekka Behn, der Tochter eines angesehenen Schreiners, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Durch den „Wandsbecker Boten“ auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, erhielt er 1776 den Ruf als Oberlandeskommissär nach Darmstadt, um an der Landescommission zur Verbesserung des allgemeinen Wohlstandes Theil zu nehmen, und 1777 wurde ihm auch die Leitung der Darmstädter Landeszeitung übertragen, die hauptsächlich gemeinnützige Aufsätze enthalten sollte. Doch da er das Klima nicht vertragen konnte und die Thätigkeit seinen Wünschen nicht entsprach, er sich auch nach Wands-

beck sehnte, bat er nach kurzer Zeit um seine Entlassung, und kehrte 1777 wieder nach Wandsbeck zurück, wo er als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis er 1788 zum ersten Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona ernannt wurde, welche Stelle er aber nur unter der Bedingung annahm, daß er seinen Wohnsitz in Wandsbeck behalten durfte. Erst in seiner letzten Krankheit, zu Ende des Jahres 1814, willigte er ein, sich in das Haus seines Schwiegersohnes Perthes nach Hamburg bringen zu lassen, wo er den 21. Januar 1815 starb.

Claudius, einer der thätigsten und beliebtesten Mitarbeiter, sowohl am Göttinger, wie an Vossens Musenalmanach, theilte mit allen Nachfolgern Klopstocks dessen Religionsgefühl und Tugend, dessen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, sowie auch theilweise die Schwärmerei und Empfindsamkeit. Doch sprachen sich diese Gefühle in Claudius Werken ganz neu und eigenthümlich aus. Von der Natur eigentlich zum Volksdichter bestimmt, da er sich bis in sein hohes Alter eine seltene kindliche und naive Anschauung bewahrte, gepaart mit einem hellen Blick, innigem und tiefem Gefühl, betrat er den Weg als Volksschriftsteller mit ausgezeichnetem Glück, sowohl von selbst dazu hingezogen, als auch durch die neuen Ideen von Volkspoesie dazu bestimmt. Nichts war geeigneter, Herders Gedanken über die Volkspoesie kräftiger zu unterstützen, als die ungeheuere Theilnahme, die Claudiusens wenig zahlreiche Dichtungen gleich nach ihrem Erscheinen fanden, ohne nur im entferntesten in Wahl und Auffassung des Stoffes, in Sprache und Darstellung die Herder'schen Ideen zu erschöpfen. Im Gegentheil beschränkte sich Claudius in seinen Poesien nur auf die einfachsten Stoffe, die er auf schmucklose, aber höchst ansprechende, gemüthvolle Weise vortrug. In seinen prosaischen Schriften dagegen, meist Aufsätze von geringem Umfange, verbreitet er sich mit gleich gemüthvoller und doch geistig belebter Anschauung in eben derselben einfachen Sprache über das Größte und Kleinste. Er spricht darin über religiöse Gegenstände, über das Verhältniß der Menschen zu Gott, über Tod und Unsterblichkeit; dann drückt er seine Empfindungen über die Herrlichkeit der Natur, über das Glück des einfachen Landlebens und dergleichen aus; ein andermal verspottet er in harmloser, doch treffender Weise die Aufgeblasenheit und Eitelkeit der Menschen, namentlich der Halbgelehrten, oder er recensirt mit freiem Blicke und klarstem Gefühle Werke anderer Schriftsteller. Die Recensionen, so richtig sie auch waren, fanden doch nicht die verdiente Aufmerksamkeit, da Manche sich durch das leichte, oft scherzhafte Gewand täuschen ließen und das Ganze nur für einen witzigen Einfall nahmen. Aber über was immer er sich verbreitete, es geschah mit der ihm eigenthümlichen, treuherzigen, biederen, halb scherzhaften, halb ernsten Art, die so ansprechend wirkte. Nur in seinen späteren Werken wird diese Art mehr zur Manie. Man fühlt, daß es nicht mehr seine innerste Natur ist, die sich da ausspricht, sondern ein mehr gemachtes Wesen, so namentlich seine abgebrochenen Worte und Silben und seine zugestutzten Sätze, wodurch er die Natürlichkeit und Volksthümlichkeit bis auf die Spitze treiben wollte und

dadurch gerade unnatürlich wurde. Auch verlieren sich diese späteren Schriften oft in mystische Religionsschwärmerei, die gegen seine frühere reine, kindliche Gläubigkeit unangenehm absticht. Er veröffentlichte seine Schriften, sowohl die Poesien, die in Liedern, religiösen und weltlichen Inhalts, einzelnen Fabeln, Epigrammen und Balladen bestehen, als auch seine prosaischen Schriften zuerst theils im Wandsbecker Boten, theils im Götting'schen und im Vossischen Musenalmanach, im deutschen Museum und anderen Sammlungen, worauf er sie unter dem Titel: „Asmus omnia Sua secum portans", oder: „Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten", 1775 in zwei Theilen herausgab, denen er von 1778 bis 1812 noch sechs Theile folgen ließ.

Doch enthält diese Sammlung nicht seine ersten Gedichte, die er schon 1763 unter dem Titel: „Tändeleien und Erzählungen", herausgab, und die in sehr unglücklicher Manier die anakreontischen Lieder Gleims nachzuahmen strebten, welche Manier dem Talent und Charakter Claudius gar nicht entsprach. Die Gedichte wurden in mehreren kritischen Schriften, unter andern in den Literaturbriefen scharf und bitter getadelt. Claudius gab daher diese Richtung ganz auf und schlug von da an den Weg ein, auf dem er so segensreich für Volksbildung wirkte.

## Aus Claudius Werken.

### Poesien.

#### Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.

## Mein Neujahrslied.

I.
Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung
Sich durch den Wald zu finden.

II.
Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

III.
Auch dacht' ich weiter: So, und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst noch, gesund und froh,
Den schönen Stern dort prangen.

IV.
Der ihm dort so zu steh'n gebot,
Muß doch gern geben mögen:
Sein Stern, sein Thal, sein Morgenroth,
Rund um mich her sein Segen!

V.
Und bald wird seine Sonne hier
Zum ersten Mal aufgehen!
Das Herz im Leibe brannte mir,
Ich mußte stille stehen,

VI.
Und wankte wie ein Mensch im Traum,
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

VII.
Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach mit hellem, hohem Klang,
Das Waldthal hallt' es wieder:

VIII.
Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga heut' auf's Neue

IX.
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten.

X.
Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig.

XI.
Und deine Fürsten groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

XII.
Gut sein! Gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der beff're Mann,
Sonst sei der Beff're König.

XIII.
Dein Dichter soll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein,
Und Weise sein, nicht Gecken!

XIV.
Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen!
Und du, Wandsbecker Leiermann:
Sollst Freund und Vetter heißen.

## Ein Wiegenlied beim Mondschein zu singen.

I.
Seht doch das kalte Nachtgesicht
Dort hoch am Himmel hangen!
Einst war es glatt und hatte nicht
Die Runzeln auf den Wangen.

II.
Ja Kind, von diesen Runzeln wär'
Nun freilich viel zu sagen;
Am Weihnachtsabend kam Kunz her,
Der Henker mußt' ihn plagen,

III.
Kam her und stahl. Wie ging's ihm nicht
Er wird nicht wieder stehlen.
Hör' an, und laß dir die Geschicht'
Vom Kohl und Kunz erzählen:

IV.
Heinz hatt' ein Gärtchen, das war schön,
Da stieg des Abends Kunze
Hinein, und hast du nicht geseh'n,
Bestahl den Nachbar Heinze.

V.

Sonst schämt und grämt ein Dieb sich wohl,
Kunz aber nicht; er dachte:
Es fände morgen seinen Kohl
Der Nachbar nicht, und lachte.

VI.

Schnell aber war da eine Hand,
Die ihm vertrieb das Lachen,
Sie faßte ihn — husch! und er stand
Im Mond mit seinen Sachen,

VII.

Mit seinem Kohl, so wie er war,
Da half kein Schrei'n, noch Flehen,
Man sieht ihn jetzt auch hell und klar
Mit Kohl im Monde stehen.

VIII.

Er überdenkt nun den Betrug,
Doch wird ihm wohl zu Zeiten
Die Zeit und Weile lang genug,
Und wär' wohl gern bei Leuten.

IX.

All' Weihnachtsabend rührt er sich,
Und ruft aus vollen Kehlen:
„Erbarme dich! erbarme dich!
Ich will nicht wieder stehlen."

X.

Ja großen Dank; der arme Kunz!
Nun mag er lange wollen;
Er stehet da und warnet uns,
Daß wir nicht stehlen sollen;

XI.

Steht da, und hat nicht Ruh', noch Rast,
Und wird da ewig stehen;
Schlaf', wenn du ausgeschlafen hast,
Sollst du auch Kunze sehen.

## Nach der Krankheit.

I.

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in die Brust und nach dem Rücken über,
Und wüthete fast sehr.

II.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt' sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

III.

Da kam Freund Hain: „Lieb Weib, mußt nicht so grämen,
Ich bring' ihn sanft zur Ruh',
Und trat an's Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

IV.

Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch,
Doch guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh', und laß mich noch!

V.

Bist bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb' also wohl und bis auf Wiedersehen!
Und damit ging er fort.

VI.

Und ich genas. Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig d'rauf zu geh'n!

VII.

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freu'n!
Und wenn du wiederkommst, spät oder frühe,
So lächle wieder Hain.

### Rheinweinlied.

I.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer,
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

II.

Er kommt nicht her aus Ungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmännisch spricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

III.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wär' so stille
Und doch voll Kraft und Muth.

IV.

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche
Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

V.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

VI.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuchen
Und etwas Lausegold.

VII.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der,
Drum tanzen auch der Kuckuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

VIII.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

IX.

So trinkt ihn denn und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

## Motetto.

### Als der erste Zahn durch war.

Victoria! Victoria!
Der kleine weiße Zahn ist da.
Du Mutter! komm, und Groß und Klein
Im Hause! kommt und guckt hinein,
Und seht den hellen weißen Schein.

Der Zahn soll Alexander heißen,
Du liebes Kind! Gott halt ihn dir gesund,
Und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund,
Und immer was dafür zu beißen.

### Ein Seliger an die Seinen in der Welt.

Hier ist Alles heilig, Alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden,
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an sie und lieben.

### Die Liebe.

Die Liebe hemmet nichts, sie kennt nicht Thür, noch Riegel
Und dringt durch Alles sich.
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich.

### Christiane.

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hat große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

### Die Mutter am Grabe.

Wenn man ihn auf einmal hier begrübe
Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich sollte ihn nicht wieder sehn!
Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn!
Unser Vater, o du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferstehn.

### Fuchs und Bär.

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her,
Früh in der Morgenstunde,
Und trug ein Huhn im Munde;
Und es begegnet' ihm ein Bär.
„Ah! guten Morgen, gnädiger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für sie;
Ihr' Gnaden promeniren ziemlich früh,
Wo geht die Reise hin?"
„„Was heißest du mich gnädig, Vieh!
Wer sagt dir, daß ich's bin?""
„Sah dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
Und dero Zahn ist lang und scharf."

### Ein Versuch in Versen.

Die Römer, die vor vielen hundert Jahren
Das erste Volk der Erde waren,
Doch wenigstens sich dünkten es zu sein;
Die große Schreiber ihrer Thaten,
Und Dichter auch und große Redner hatten,
Und Weise, groß und klein;
Die stolz auf ihrer Helden Schaaren,
Auf ihre Regulus und Scipione waren,
Und Ursach' hatten, es zu sein:
Die fingen endlich an und aßen Ochsenbraten,
Frisirten sich und tranken fleißig Wein. —
Da war's geschehn um ihre Heldenthaten,
Um ihrer Dichter edle Reih'n,
Um ihre Redner, ihre Schreiber;
Da wurden's große, dicke Leiber,
Und Memoirs- und Zeitungsschreiber,
Und ihre Seelen wurden klein;
Da kamen Oper und Castraten,
Zank, Hader und dann Advokaten,
Und niftelten sich ein.
O, die verdammten Ochsenbraten!
O, der verdammte Wein!

## Prosa.

### Am Charfreitagmorgen.

Bin die vorige Nacht unterwegen gewesen. Etwas kalt schien einem der Mond auf den Leib, sonst war er aber so hell und schön, daß ich recht meine Freude daran hatte, und mich an ihm nicht satt sehen konnte. Heute Nacht vor tausend achthundert Jahren, schienst du gewiß nicht so, dachte ich bei mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen, sanften Mondes einem gerechten, unschuldigen Mann Leid thun konnten.

### Ein sonderlicher Casus von harten Thalern und Waldhorn.

Musik! O ja Musik ist eine herrliche Sache; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören und hat wirklich Gewalt auf's Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder d'ran gedacht, wie sie mich 'mal erweicht hat, als Paul mir meine harten Thaler gestohlen hatte. Der Paul, Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Noth geholfen, und stahl mir doch meine harten Thaler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todtbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Thaler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten; ich hab' ihr auch mein Tage nichts in Weg gelegt, und als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich an's Bett und gab mir neun Stück harte Thaler, zwei Tage eh' sie starb, nun Gott habe sie selig, sie war eine gute Frau; aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich 'mal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Thaler und über den

untreuen, undankbaren Kerl. Wo ist Paul? In den Wald gegangen. Ich nach, blickte wild durch Busch und Baum, und wollt' ihn schlagen, wo ich ihn träfe, und das Blut kochte mir in den Adern, — da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hat's mir niemals noch gedäucht; ich hörte, stand still, und sah um mich. Ich war g'rad' an dem Schmerlenbach und Pferd' und Küh' und Schafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen. — Harte Thaler hin, harte Thaler her, will Paul nicht schlagen, und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder nach Hause. Wenn aber das nicht von ungefähr so gekommen wär' und die Musik es wirklich gethan hätte, da wäre sie ja Gottesgabe, und man sollte sie zu so 'was brauchen. Aus dem ewigen Quinqueliren wird so nicht viel.

**Brief an Andres wegen den Geburtstagen im August 1777.**

Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe Vieles nicht, aber 'n Geburtstag hab' ich doch, und der ist gefeiert worden. Mein Vetter stellte vier Gevattern und Freunden, die alle im August geboren sind, zu Ehren ein Fest an, und da war er so gratiös, meinen Geburtstag mit einzuschließen. Denn, sagt' er, ihr seid doch mein lieber Vetter. Wir feierten also die fünf Geburtstage. Merk' aber, wie wir ihm thäten.

Des Morgens, vor Sonnenaufgang, las ich 'n Kapitel in der Bibel; legte d'rauf meine rothe Weste an, die ich in Japan bei der Audienz anhatte, und sah darin die Sonne aufgehen, und weckte dann alle Leute im Hause. Eine Stunde d'rauf feuert' ich 'n Pistolenschuß ab. Ich habe die Pistole noch von meinen Reisen mitbracht, und sie knallt gut, wenn sie recht geladen ist; diesmal war aber durch 'n Versehen das Meiste auf die Pfanne gekommen. Nachdem nun solcher Maßen dem Publikum war kund gethan worden, was den Tag werden sollte, waren wir einige Stunden ganz still, den Effekt abzuwarten; doch wuschen wir uns während der Zeit alle im klaren Bach das Gesicht, damit es recht fröhlich aussehe, und gingen 'n kleines am Bach auf und nieder.

Um sieben Uhr ward n' Signal gegeben, daß das Frühstück parat sei, und wir züngelten 'n wenig, und nach dem Frühstück ging's Glückwünschen an. Die fünf Geburtstagsleute waren H., R., Y., N. und ich. Die beiden Letzten, als nämlich N. und ich, waren gegenwärtig, die drei Ersten aber nicht. Wir Beiden empfingen also von der ganzen Gesellschaft einen Glückwunsch und Handschlag; die Abwesenden aber wurden mit Kreide auf den Tisch gemalt, und Jeder von der Gesellschaft machte 'n Strich zu ihren Füßen. Weiter wurden nun allerhand Gespräche von Geburtstagen geführt, Geschichten erzählt, Fragen aufgegeben, z. B. warum 'n Geburtstag nur alle Jahr einmal kommt u. s. w.

Um zwölf Uhr ward zur Tafel geblasen, und weil g'rade keine Trompeten und Pauken zur Hand waren, mußte ich's auf'm Triangel thun. Die Tafel war von acht Couverts und drei Gängen. Zuerst Reisbrei in einer

großen Schale mitten auf dem Tisch, und nach kurzer Zeit auch auf acht Teller rund um die Schale; dann kam Butter und Kalbfleisch und zuletzt Kuchen. Du siehst daraus, daß wir hoch schmausten, zugleich kannst du aber daraus sehen, daß der Luxus seit Abrahams Zeiten um ein Drittel gestiegen ist. Mein Vetter spendirte auch einige Flaschen guten Wein, die denn gewaltig wirkten, und vor Gesundheiten, die aus dem Munde herauskamen, kaum hineinkommen konnten, und die Pistole brummte immer drein, und zerarbeitete sich recht.

Es ist mir lieb, daß deinem Jost die Knollen am Halse wieder vergangen sind; 's ist im ganzen menschlichen Leben so, Andres. Es werfen sich von Zeit zu Zeit Knollen auf; ich hab' aber bemerkt, daß sie meistens auch wieder vergehen, wenn man nur Geduld hat. Und denn, so kommt 'mal wieder so 'n Geburtstag oder sonst etwas, und macht einen auf lange Zeit alle Knollen vergessen.

Nach der Tafel ward von Jung und Alt eine große Promenade in den Wald vorgenommen. Die Schapoos machten bei der Gelegenheit allerhand Sprünge, wie die Ziegenböcke, und die Weibsleut' kramten mit Blumen.

Hätt's bald vergessen, dir zu melden. Ich habe mir seitdem eine Kanone angeschafft, die gar vortreffliche Dienste thut und viel Metall in der Stimme hat. Wenn du nun Geburtstag, Kindtaufe oder sonst 'was zu kanoniren hast, lieber Andres, 's sei was es wolle, so schreib's mir nur, s' soll so gut besorgt werden, als wenn's meine eigne Sache wäre.

Um fünf Uhr kamen wir wieder zu Hause, und ward gleich Ordre gegeben, daß die Oper angehen sollte. Sie war von meinem Vetter, und führte den Titel: „Ahasverus und Mardochai". Es war eigentlich eine Wandoper, die so mit einem Stock an der Wand vorgestellt wird, und erhielt allgemeinen Beifall. Nach der Oper wurden Bäume gepflanzt, damit die Kinder und Kindeskinder sich dabei dieses Tages erinnerten, und sich von den vier Gevattern und der Pistole und der Oper erzählten.

Abends war wieder grand souper von Kartoffeln und Kaltenhofer Bier; und damit war's alle, wirst du denken. Das dacht' ich auch; aber höre weiter. Es hatte schon den ganzen Tag gemunkelt, daß 'n Feuerwerk abgebrannt werden sollte; nun ward es aber hautement deklarirt, und die ganze Gesellschaft begab sich in Prozession hinten in meines Vetters Garten, um das Feuerwerk anzusehen. Es bestand aus einem Petermännchen von anderthalb Zoll und reussirte ungemein. Weil so 'n Ding gar zu herrlich anzusehn ist, hab' ich mir von meinem Vetter das Recept ausgebeten, und will's dir hier communiciren. Man nimmt zwei Loth Pulver, reibt es klein und thut Brunnenwasser dazu, bis es genug ist; dann wird's 'n Teig, und man formt es, entweder kegelförmig, wie 'n Kirchthurm, oder viereckig, wie die Pyramiden in Egypten waren, thut oben darauf einige Körner trockenes Pulver, und zündet's an. Du mußt aber alles Pulver, wenn du noch welches hast, vorher auf die Seite thun, auch dich überhaupt mit dem Pulver in Acht nehmen, sonst kannst du dir die Nase verbrennen. Um 10 Uhr

8 Minuten ging das Feuerwerk an und währte bis 10 Uhr 8½ Minute. Du lachst, Andres? Hör', das Groß und Viel thut's nicht immer, und ich schwöre dir, daß der Großsultan, wenn er an seinem Geburtstag ein Feuerwerk von 20,000 Löwenthaler abbrennen läßt, nicht vergnügter sein kann, als wir bei dem Petermännchen von anderthalb Zoll waren. Der Mensch ist, Gottlob! so gebaut, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann; und wenn das die Leute nur recht wüßten, so würde 'n groß Theil Ach und Weh weniger in der Welt sein. Da mischen sich aber gleich Eitelkeit und Stolz ein, und die hemmen allen Genuß, und das ist ein großes Unglück.

Um eilf Uhr gingen wir zu Bett, und schliefen flugs und fröhlich ein. Dein u. s. w.

Aus: **Ernst und Kurzweil von meinem Vetter an mich.**

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie, und darum kann's einem Leid thun, wenn die Leute sich und Anderen 'was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen, und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir also über diese ästhetische Saalbaderei und überhaupt über Ernst der Empfindung und seine Geberde einigen näheren Bericht und Weisung geben, wenigstens zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel besser kennen mögest; denn so hoch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedwedes seine eigenen Federn.

Meine Weisung ist kurz die: daß Ernst Ernst sei und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sei und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abthun lassen, und zwar will ich die Exempel an dir statuiren, da du doch ohne dein Verschulden bei Vielen in dem Verdacht der Poeterei stehst, und sie dich für einen erzempfindsamen Kerl halten sollen.

Zum Exempel also, du führest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken, und der Postillon fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unseren Reisen den Fall gehabt haben. Nun, so sitz' nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulsions, und reiß' dir auch die Haare nicht aus, sondern steige flugs, aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus, und siehe, ob das Bein wirklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscheer im Ort auf, zahl' ihm wenn du willst und kannst, die Taxe für 'n Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache, und komme dann ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blase ihm eins auf seinem Horn vor, bis der Feldscheer nachkommt.

## Zweites Exempel.

Die See ist sehr stürmisch, und ein Schiff linker Hand leidet große Noth und will sinken. Du bist mit auf 'n'm anderen Schiffe und siehst die armen Nachbarn die Hände ausstrecken und um Hülfe schreien. Bist du

nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz' dich hin und mache eine Elegie auf den Untergang des anderen Schiffes, sammt wie die Leute geschrien, und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe, u. s. w. Ist's dir aber Ernst mit dem Mitleid, so geh' und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Häng den Poeten am Mast, daß er euch nicht im Wege sei, wenn ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dir auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

### Fünftes Exempel.

Du sitzest auf der Anhöhe im Morgendämmer, und siehst hinaus in's Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser herauf, und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin, auf dein Angesicht niederzufallen: so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand und schäme dich nicht, denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten und ein Bild Desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne kommt, so spare dein Kunstwasser, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

### Sechstes Exempel.

Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es wohl zu gehen pflegt, und nun triffst du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halbnackt im Graben.

Kannst du ihm nicht vergeben und vergessen, nun so reite vorbei und sieh' nicht hin; denkst du aber in und bei dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß du willfährig sein sollst deinem Widersacher bald, dieweil du bei ihm auf dem Wege bist zu vergeben; denkst du, wieviel uns Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährt's durch's Herz, nun so fas'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh' auf ihn zu, gib ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun, Vetter, Gott bewahre dich vor einem Nachbar, der dir so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du so ohne Mantel weiter reitest, es ist Alles reichlich bezahlt, und Mancher würde dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe an's Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften und die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen anderer

Art schreiben wollen, so will's nicht fort und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer, edler Charakter 'was Liebenswürdiges und Schönes ist, so laß dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding, einen zu haben, als einen auf's Papier und auf dem Theater hinzuklecksen, und wenn du noch so gut klecksen kannst.

## Schönheit und Unschuld.

### Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge, und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Colibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebt, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Colibri findet gewaltig viel Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gern haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchens, aber — wir wollen's 'mal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? es ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüth großen Werth setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben, und du magst sie dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen besseren Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Mond, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'mal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an, sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Werth hat, das nur kurz währt, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, wenn sie nicht mehr ist.

Ich möchte euch so gerne darüber recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch bethören, hoch von Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andere Maschinerien bedacht zu werden, und das wäre Schade um euch. Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Waage; so wie die eine in eurem Gemüthe steigt, fällt die

andere. Und das wissen die Liebkoser zum Theil, und erheben eben deßwegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andere mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach, und suchen euch Zucht und Keuschheit als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann, der das thut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange. Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Discretion verließ; aber er war der Großmuth nicht werth, und sollte eine tragen, und ich thäte sie ihm gerne in seinen Haarbeutel, oder hinge ihm eine an's Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkommt. Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eigenen Engel, der hinter euch hergeht und über euch wacht, so lange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchen, ich weiß, was ihr werth seid! Und was ihr dem Manne sein könnt, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, Weib eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unseren Beinen und Fleisch von unserem Fleisch, und darum beweget sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke.

Nun, ihr seid in der Welt, und müsset durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Frieden und sehet nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch.

Leopold Friedrich Günther Göckingk, geboren den 13. Juni 1748 zu Grüningen bei Halberstadt, kam mit dem zwölften Jahre in das Pädagogium zu Halle und übte sich schon da mit Bürger, an den er sich innig anschloß, in der Poesie. Von 1765 bis 1768 studierte er auf der Universität Halle die Rechte, und kam dann als Referendar nach Halberstadt, wo die Bekanntschaft mit Gleim und Michaelis von bedeutendem Einfluß auf seine dichterischen Anlagen war. Im Jahre 1770 wurde er zum Sekretär und Kanzleidirektor in Ellrich ernannt, und verlobte sich dort mit Ferdinandine Vogel, mit der er sich auch bald vermählte und in glücklicher, doch nur kurzer Ehe lebte, da sie schon nach einigen Jahren starb. Aus seinem Briefwechsel mit ihr entstanden die Gedichte: „Lieder zweier Liebenden'" durch die er seinen dichterischen Ruhm gründete. Von 1776 bis 1778 besorgte er mit Bürger die Redaktion des Göttinger Musenalmanachs, und 1784 gründete er das „Journal von und für Deutschland", durch welches er sich große Verdienste um Literatur und gemeinnützige Kenntnisse erwarb. Im Jahre 1786 wurde er als Kriegs- und Domainenrath nach Magdeburg, 1788 als Landrath nach Wernigerode und 1793 als Oberfinanzrath nach Berlin versetzt, nachdem er 1789 vom König von Preußen geadelt worden. Bis 1806 in welchem Jahre er aus dem Staatsdienst schied, hatte er seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin, mit Ausnahme des Jahres 1803, wo er sich in Fulda

aufhielt, da ihm der Prinz von Oranien die finanziellen Geschäfte des Fürstenthums Fulda zur Einrichtung übertragen hatte. Als er 1806 den Staatsdienst verlassen, lebte er meist zu Wartenberg in Schlesien, wo er auch den 18. Februar 1828 starb, nachdem er noch 1814 das Unglück gehabt seine zweite Frau, die Schwester der ersten, und 1826 seinen einzigen Sohn durch den Tod zu verlieren.

Ohne gerade besonders hervorragende poetische Anlagen zu besitzen, oder durch erstaunliche Fruchtbarkeit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist doch Göckingk eine ganz interessante Erscheinung in der Literatur. Mit den Göttinger Dichtern durch freundschaftliche Beziehungen, wie durch die Theilnahme am Musenalmanach zusammenhängend, theilt er mit diesen die reine Gesinnung und die Liebe zu allem Hohen und Edlen, ohne aber in irgend welcher Art zu deren Schwärmerei oder Empfindsamkeit hinzuneigen. Im Gegentheil repräsentirt er eher die klar verständige, doch nicht trocken nüchterne Seite der Poesie, wie seine Episteln, die nächst den „Liedern zweier Liebenden" am berühmtesten wurden, beweisen, in welchen neben der edlen Gesinnung die Natürlichkeit und der naive Ton ansprechend wirken. Die „Lieder zweier Liebenden" erfreuen durch die Wahrheit und Tiefe des Gefühls, ohne jede Beimischung weinerlicher Schwermuth, welche so viele Liebesgedichte jener Zeit bis zum Uebermaß zeigen. Auch unter seinen übrigen Gedichten: „Elegien und Epigramme", befinden sich manche sehr gelungene. Die Elegien sind meist an verstorbene Freunde, wie an Bürger und Andere. Als Epigrammatist behandelt er nur das witzige Epigramm, und ist in einigen sehr treffend und scharf, da er das Lächerliche mit sicherem Blick aufzugreifen verstand, wogegen seine satyrischen Jugendversuche, in denen er Rabener kopierte, unbedeutend sind. Noch verdient erwähnt zu werden, daß er sich, im Gegensatz zu den Hainbundsdichtern, mehr an den Mustern der Franzosen, als der Engländer und der Alten bildete.

Außer seinen eigenen Poesien, die 1818 in vier Bänden erschienen, gab er auch Ramlers poetische Werke und Nicolai's Leben und literarischen Nachlaß heraus.

### Aus den Liedern zweier Liebenden.

#### An Nantchen.

Ein jeder Schurk' ist Herr von meinem Leben,
Wie Raveillac von Heinrichs Leben war;
Was sollt' ich denn, vor dir, o Tod, noch beben?
Es ist mein Leib; mein Geist lacht der Gefahr.

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Gute:
Was hinge sich mein Herz an diesen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und diesen Muth setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range;
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seine Titel bange,
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum was du thun willst, Schicksal, nun das thue,
Verfolgst du mich, ich bleibe willig steh'n;
Du, Nantchen, nur bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmst du mir die, dann ist's um mich gescheh'n.

**Bin ich von Adel?**

Auf meines Vaters Wappen stehn
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein sein Geist war engelschön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn,
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin.

Ein schläfrig Auge, das bei dir
Zuerst sich aufgeschlossen,
Gab die Natur zur Mitgift mir
Und tausend Sommersprossen,
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Mein Vater scharrte Thaten nur,
Nicht Louisd'or zusammen;
Sein Weib war mild wie die Natur
Und rasch wie Feuerflammen
Zum Geben, langsam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin.

Wär ich ein Fräulein! Könnt' ich dich
So sehn, und Vetter nennen?
Und wär' ich reich, wie würd' um mich
Der Durst nach Gelde rennen!
Und wär' ich schön, das Stutzerheer
Macht endlich eine Närrin mehr.

Kein Fräulein und nicht schön, nicht reich;
Ging Eigennutz und Adel
Und Stutzer mir vorbei. Denn gleich
Säh jeder meinen Tadel.
Nur du allein bleibst vor mir stehn;
Bin ich nicht edel, reich und schön?

## An Nantchen.

**Dank für das Glück ihrer Liebe.**

Daß mir diese Welt mit allen
Ihren Narren wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Rach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin,
Diesen Kuß zum Danke hin.

Daß in zärtlichen Gesängen
Deine Liebe sanften Schmerz,
Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich, wie Meereswogen, drängen;
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen statt des Dankes hin.

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erschmeicheln mag,
Bunt Gepränge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin,
Nimm dies Lied zum Danke hin.

Daß ich oft zur Sternenhöhe,
Bald mit heiterm Angesicht,
Bald mit stillen Thränen sehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe;
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin.

## Aus den Episteln.

**An meinen Bedienten.**

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann!
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der letzt' heran!
Täglich siehst du wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es selber, bricht,
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider

Rufest, riefst du doch für mich ihn nicht.
Aber wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Actenriemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reichen Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!
Wie du weißt, verschenkt ich meinen Blessen;
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft ich Fritzen manch gemaltes Pferd;
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
Und mit Freuden war ich lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegenkam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tigerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend und mich streichelnd quälte:
„Nun erzähl' du auch mir was Papa!"
Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauern
Guten Rath nach Louisd'orgewicht
Künftig geben? und sie kalt bedauern,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich, um ein Höschen für die Jungen,
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn?
Willst du mich vor Sonnaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wenn bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Mess' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?
Sieh! dies Alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, dich länger zu behalten;
Darum fasse dich, und sei ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich!
Wenn es sein muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich!
Hast du nichts bei mir gelernt, so lerne
Wenigstens dies eine noch von mir!
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm nur morgen früh herauf und siehe,
Ob ich mich nicht hurtiger als du,
Ohne Murren, ob der kleinen Mühe,
Anzieh'n will, vom Kopf bis auf den Schuh.
Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der dein' auch war, entschlugst,
Und in hohem Schnee die Blendlaterne
Vor mir her so rasch und willig trugst,
Als ich die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
Und durch Flüss' und Wald, in Frost und Hitze,
Oft mit dir in dunkeln Nächten lief:
O du müssest, wär' er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir sei, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann.

Christian Adolph Overbeck, geboren den 21. August 1755 zu Lübeck, studierte, nachdem er das Lübecker Gymnasium absolviert hatte, von 1776 bis 1779 auf der Göttinger Universität die Rechte, kehrte dann in die Heimath zurück, wo er 1788 Advokat, später Obergerichtsprokurator, Bürgermeister und Syndikus des Domkapitels wurde. Als solcher starb er in Lübeck den 9. März 1821. —

Aeußerlich nur durch seine fleißige Theilnahme an Voßens Musenalmanach mit dem Hainbund zusammenhängend, da er nicht wirkliches Mitglied des Bundes wurde, weil die meisten Theilnehmer bei seiner Ankunft schon Göttingen verlassen hatten, gehört Overbeck, was die Richtung seiner Poesien betraf, doch ganz dem Bunde an. Namentlich schließen sich seine Dichtungen an die Höltys und Millers an. Es weht darin derselbe weiche, schwärmerische Ton, dieselbe reine und edle Gesinnung. Auch im Gebrauch der antiken

Versmaße hat er mit den Göttinger Dichtern Aehnlichkeit. Sein Talent war nicht hervorragend und umfangreich, doch sind die meisten seiner Gedichte durch ihre innige Gemüthlichkeit und Wohlklang der Sprache so ansprechend, daß sie in den Mund des Volkes übergingen und noch jetzt gesungen werden. Außer lyrischen Gedichten aller Art verfaßte er auch Kinderlieder, die jedoch ohne Bedeutung sind.

## Aus Overbecks Poesien.

### Trost für mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Ist das unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut!

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen
Und erfreut so sehr;
Seine Hände streuen
Segen g'nug umher.

Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also soll's nicht sein.
Laßt uns besser werden;
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchen Gott die Gabe
Des Vertrau'ns verlieh.

Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dau'rt nur eine Nacht!

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet;
Dann ist's wohl gethan. —

Wer nur diesem Tage
Ruhig harren will,
Kommt mit seiner Plage
Ganz gewiß an's Ziel.

Endlich ist's errungen,
Endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
Ein Victoria!

### Die Schiffahrt.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich,
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen:
Da ließen die Blümchen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen
Und alle begannen zu singen;
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
Mein blondes Mädchen, o sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder.
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und schiffe durch's Leben mit dir.

Georg Philipp Schmidt, genannt Schmidt von Lübeck, geboren den 1. Januar 1766 in Lübeck, der Sohn eines angesehenen dortigen Kaufmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und studierte dann von 1786 bis 1790 erst in Jena, später in Göttingen die Rechte. Nach dem Tode seiner Eltern zu einem eigenen, nicht unbedeutenden Vermögen gelangt, ging er noch einmal nach Jena, um seine Kenntnisse zu erweitern, und lernte dort den in Jena studierenden ältesten Sohn Herders kennen, durch den er bald mit Herder selbst, mit Goethe, Schiller und Wieland bekannt wurde, was seine frühere Neigung zur Poesie von Neuem rege machte, und ihn veranlaßte, auch mit einzelnen Liedern vor das Publikum zu treten. Nachdem er von 1795 an Dänemark, Schweden, einen großen Theil Deutschlands bereist, in Kiel als Doktor promovirt, und von 1799 bis 1802 beim Grafen Reventlow auf Trollaburg in Fünen zugebracht hatte, wurde er 1806 in Altona Direktor der Handelsbank, 1813 kam er als Administrator an die neue Reichsbank zu Kiel, kehrte aber 1818 wieder nach Altona zurück als Direktor der Bank und Justizrath. Im Jahr 1829 legte er sein Amt nieder und lebte in Altona als Privatmann in den glücklichsten Verhältnissen bis zu seinem Tode, den 28. Oktober 1849.

Schmidt veröffentlichte seine Poesien zuerst nur in verschiedenen Zeitschriften, den Göttinger Musenalmanachen und anderen, erst später wurden sie von einem seiner Freunde gesammelt herausgegeben. Sie bestehen aus Liedern und erzählenden Gedichten, meist geringen Umfangs. Das innige Gefühl, was sich in allen, namentlich in den Liedern, ausspricht, und die schöne, für den Gesang durchaus geeignete Form waren die Ursache, warum sie mehrfach componirt wurden, und Eingang beim Volke fanden. Viele derselben, darunter die unten angeführten, sind noch jetzt beliebte Volkslieder und verdienen es stets zu bleiben. Unter seinen kleinen epischen Gedichten zeichnet sich „Paul Gerhardt" vor allen aus. Er erzählt darin in ansprechender, schmuckloser Weise die bei Paul Gerhardt erwähnte Sage, über dessen Ausweisung aus Berlin und Entstehung des Liedes: „Befiehl du deine Wege." Obgleich Schmidt mit so vielen bedeutenden Dichtern bekannt war, und seine Poesien Aufnahme in den meisten Zeitschriften fanden, so verfolgte er doch als Dichter seinen eigenen Weg. Man findet wohl in einzelnen Liedern Anklänge an den einen oder anderen, z. B. an Bürger, auch an Goethe und Schiller, aber im Ganzen bewahrt er doch seine Selbständigkeit.

Außer den Poesien verfaßte er „Historische Studien" und schrieb über Kasper Hauser.

## Aus Schmidts Poesien.

### Der Zitherbube.

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut,
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab in der Welt.

Husch, husch, mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffet sich Unverstand
Sorgen um goldenen Tand.

Griesgram sieht alles grau,
Freude malt grün und blau;
Rings, wo der Himmel thaut,
Frohsinn sein Nestchen baut.

Ueberall Sonnenschein,
Geht's in die Welt hinein,
Wölbt dir der Baum ein Dach,
Rinnet zum Trunk der Bach.

### Das deutsche Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein,
Und Mädchen allerwegen!

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen.
Sie schafft im Hause, was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seide;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr's nimmermehr an Kraft gebricht
In Freude und in Leide.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte.
Gesund an Leib und Geist und Herz,
Zu rechter Zeit den Ernst und Scherz
Und Becher in der Mitte.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen;
Es duftet mild, so viel's bedarf,
Ist nicht an Rosendornen scharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Auf! füllet sie mit deutschem Wein!
Mit Wein von unserm deutschen Rhein,
Daß unser Herz sich freue!
Es leb' das deutsche Vaterland,
Des Deutschen Bund, des Deutschen Band,
Das Land der Lieb' und Treue!

### Sehnsucht.

Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Thal, es rauscht das Meer;
Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne scheint mir hier so kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden, leerer Schall;
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt!
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn;
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und alles hat, was mir gebricht?

Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da wo du nicht bist, blüht das Glück."

### Paul Gerhardt.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edict es nennt;
Doch wird es ihm gelingen
Den freien Geist zu zwingen,
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Der stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn.
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Des Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken,
Und alle Vesten wanken:
Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte;
Da kam der fromme Mann.
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hob er an:
„Wer nur den eignen Grillen
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen
Und meidet fortan Stadt und Land!"

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille."
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang,
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang?
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh'.

O schau den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen,
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brot den Stein."

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!"
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth.
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück.

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt."
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh',
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht.
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hierher beschieden
Durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sah'n.

Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Herd';
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt! —
Wohlauf, es graut der Morgen!
Dahinten laß die Sorgen,
Gott hat die Noth gewandt;
Es winken uns die Gränzen:
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland."

c. Die bedeutendsten Nachfolger Voßens: Johann Peter Hebel, Johann Martin Usteri, Christian August Gottlieb Eberhard.

Johann Peter Hebel, geboren den 11. Mai 1760 in Basel, wohin sich seine Eltern, arme Webersleute, arbeitshalber von Hausen in Baden begeben hatten. Da er seinen Vater schon in früher Jugend verlor, mußten seine Mutter und er sich nach Arbeit umsehen. Sie kehrten nach Hausen zurück und erwarben sich ihren kümmerlichen Unterhalt auf der Hausener Eisenhütte. Zugleich besuchte Peter die Dorfschule und zeigte beim Lernen so auffallende Anlagen, daß ihn ein alter Gefährte seines Vaters, der mit ihm in der französischen Schweizergarde gedient hatte, Namens Iselin, zu sich nach Basel nahm und ihn in die dortige Stadtschule schickte. Später fand er in dem Kirchenrath Preuschen in Karlsruhe einen zweiten Wohlthäter, durch dessen Unterstützung er das Gymnasium in Karlsruhe besuchen und von 1778 an in Erlangen Thoelogie studieren konnte. Im Jahr 1780 kehrte er in die Heimath zurück, unterrichtete, bis er ordinirt wurde, die Kinder eines benachbarten Dorfes, wurde dann Pfarrgehülfe, 1783 kam er als Lehrer an das Pädagogium zu Lörrach, 1791 als solcher an das Gymnasium zu Karlsruhe und wurde zugleich zum Subdiakon an der Hofkirche ernannt. Nachdem er 1798 zum Professor befördert worden, und 1805 den Titel Kirchenrath erhalten, wurde er 1808 Direktor des Gymnasiums, 1814 Mitglied des Consistoriums, und 1819 evangelischer Prälat. Er starb als solcher auf einer Reise den 22. September 1826 zu Schwetzingen. Im Hofgarten zu Karlsruhe wurde ihm 1835 ein einfaches Denkmal errichtet.

Hebel ist in der Geschichte der deutschen Literatur eine merkwürdige Erscheinung. Wenn auch durch den Vorgang von Voßens Dialektdichtung zuerst dazu angeregt, betrat er doch selbständig, von seinem Talent und seiner Neigung geleitet, den Weg als Volks- und Dialektdichter, und traf den wahren echten Volkston, der Hohen und Niederen gefällt, den so Viele zu treffen sich völlig umsonst bemühten, auf eine anscheinend so einfache, doch meisterhafte Art. Man sieht es allen seinen Werken, poetischen wie prosaischen an, dieser Volkston war sein natürlicher Ton, er konnte bei der tiefen Gemüthlichkeit und naiven Kindlichkeit seines Charakters nicht anders schreiben und dichten. Daher auch der allgemeine Beifall, den seine Dichtungen fanden. Seine allemannischen Poesien, lyrische sowohl, wie lyrisch-epische (Idyllen und kleine Erzählungen), sind in ihrer Art beinahe alle vorzüglich; freilich nur in ihrer Art, denn Niemand wird bei einem Dichter, der sich ausschließlich der Dialektpoesie zuwandte, großartiges, neugestaltendes Talent erwarten. Er würde sonst ja seinem Genius entgegenhandeln, wenn er bei einem solchen Talente, dessen Werke für die Mehrzahl der Menschen erfreuend und belehrend sind und sein sollen, sich auf einen immerhin kleinen Theil von Lesern beschränkte, denn wie wir gesehen haben (Seite 134), ist die Dialektdichtung nur dann künstlerisch berechtigt, wenn sie der Ausdruck der besonderen Eigenthümlichkeit eines Volkes ist, die sich sonst nicht treu und echt schildern läßt. Seine allemannischen Gedichte wurden mehrfach in's Hochdeutsche übertragen.

Unter Anderen von Adrian, Lindberg und Reinick, doch haben sie dabei manches von ihrer naiven Frische eingebüßt; bei der letzteren Uebersetzung am wenigsten. Es wurden hier dennoch Uebersetzungen statt der Originale aufgenommen, weil nur die kleinste Zahl der Leser des allemannischen Dialekts mächtig sein möchte, und das Verständniß dadurch erschwert würde; nur bei einem Gedicht steht als Probe des Dialekts der Text darunter.

Höher noch als in seinen Poesien steht Hebel in seinen prosaischen Schriften, die in hochdeutscher Sprache abgefaßt sind. Es sind Aufsätze über die verschiedensten Gegenstände und kleine Erzählungen ernsten, wie scherzhaften Inhalts. Alle ohne Ausnahme an Laune, an tiefem und wahrem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertrefflich, die Jedem, nur nicht Verbildeten, so oft er sie auch liest, neues Vergnügen bereiten werden. Sie wurden zuerst in einem Kalender: „Dem Rheinländischen Hausfreund" von 1808 bis 1811, veröffentlicht, und 1811 unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", gesammelt herausgegeben.

## Aus Hebels Poesien.

### Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der liebe Gott hat zum Frühling gesagt:
„Geh', deck dem Würmlein auch den Tisch!"
Da hat der Kirschbaum Blätter gebracht,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

Und's Würmlein aus dem Ei wacht auf,
Es hat geschlafen im Winterhaus,
Es streckt sich und sperrt's Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Ein Blättlein nach dem andern an
Und sagt: „Wie schmeckt's Gemüs' so gut,
Man möchte immer bleiben dran."

Und wieder hat der lieb' Gott gesagt:
„Deck' jetzt dem Bienlein auch den Tisch!"
Da hat der Kirschbaum Blüthen gebracht,
Viel tausend Blüthen weiß und frisch.

Das Bienlein sieht's und fliegt hinein
Früh in dem Morgensonnenschein
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein,
Die haben doch kostbar Porcelein."

„Wie sauber sind die Schälchen geschwenkt!"
Es streckt sein trockenes Zünglein drein,
Es trinkt und sagt: „Wie schmeckts so süß,
Da muß der Zucker wohlfeil sein."

Der liebe Gott hat zum Sommer gesagt:
„Geh, deck' dem Spätzlein auch den Tisch."
Drauf hat der Kirschbaum Früchte gebracht,
Viel tausend Kirschen roth und frisch.

Und's Spätzchen sagt: „Ist das für mich?
Da sitzt man hin und fragt nicht lang,
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Stimme zu neuem Gesang."

Der liebe Gott hat zum Herbst gesagt:
„Räum' ab, sie sind jetzt alle satt!"
Drauf hat ein kühler Wind geweht,
Ein kleiner Reif macht die Wege glatt.

Die Blättlein werden gelb und roth,
Und eins fällt nach dem andern hin,
Und was von Erde stammet ab,
Muß wieder zurück zur Erde hin.

Der liebe Gott hat zum Winter gesagt:
„Deck' alles zu, was übrig ist."
Drauf hat der Winter Flocken gebracht.

### Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der Liebgott hat zum Frühling gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf hat der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tuusig Blätter, grün und frisch.

Und's Würmli usem Ei verwacht's,
's hat gschlofe i sim Winterhuus,
Es streckt si, und speert's Muli uf
Und ribt di blöden Augen us.

Und druf se het's mit stillem Zahn
Am Blättli gnagt enander no
Und gseit: „Wie ist das Gmues so gut,
Mer chunnt schier nümme weg dervo.“

Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deck jetz im Immli au si Tisch!“
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
Viel tuusig Blüethe wiiß und frisch.

Und's Immli sieht's und fliegt druf hi
Früeih in der Sunne Morgenschin,
Es denkt: „Das wird mi Kaffe si,
Sie hend doch chosper Porzelin.“

Wie sufer sin di Chächli gschwenkt!
Es streckt si trochche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel si.“

Der Liebgott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!“
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tuusig Chriese roth und frisch.

Und's Spätzli seit: „Isch das der Bricht?
Do sitzt mer zue und frogt nit lang,
Das git mer Chraft in Mark und Bei
Und stärkt mer d' Stimm zu neuem Gsang.“

Der Liebgott hat zum Spätlig gseit:
„Ruum ab, si han jetzt alli gha!“
Druf het er chuele Bergluft gweiht,
Und's het scho chline Riife gha.

Und d' Blättli werde gel und roth
Und falle eis em andre no;
Und was vom Boden obsi chunnt,
Muß au zum Boden nidsi goh.

Der Liebgott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig isch!“
Druf het der Winter Flocke g'streut.

## Sonntagsfrühe.

Der Samstag ruft dem Sonntag zu:
„Jetzt hab ich Alle gebracht zur Ruh,
So Arbeit durch die ganze Woch',
Die macht am Ende schläfrig doch;
Mir selber will's nicht besser gehn,
Kaum kann ich auf den Beinen stehn.“

Er sprichts, und wie es Zwölfe schlägt,
Da hat er sich zur Ruh' gelegt.
Der Sonntag sagt: „Jetzt ist an mir
Die Reih'!“ schließt heimlich drauf die Thür
Und duselt durch den Himmel hin;
Ihm ist noch ganz confus im Sinn.

Drauf reibt er sich die Augen aus,
Da kommt er vor der Sonne Haus.
Sie schläft im stillen Kämmerlein;
Er klopft am Laden, guckt hinein,
Und ruft ihr zu: „Die Zeit ist da!“
Sie sagt: „Schon gut, ich weiß es ja!“

Und sachtchen auf den Zehen geht
Und heiter auf den Bergen steht
Der Sonntag, Alles schläft zur Stund',
Ihn sieht kein Mensch in weiter Rund.
Er kommt in's Dorf, ganz sachtchen spricht
Er da zum Hahn: „Verrath' mich nicht.“

Und wenn man endlich dann erwacht,
Und lag im Schlaf die ganze Nacht,
So steht er da im Sonnenschein,
Und schaut durch's Fenster hell herein
Mit seinen Augen mild und gut,
Und mit dem Blumenstrauß am Hut.

Er meint es gut, das ist schon wahr!
Und wenn man schläft, es freut ihn gar;
Er glaubt, noch wär' es für uns Nacht,
Wenn schon die Sonn' am Himmel lacht;
Drum kam er auch so leis' heran,
Drum lacht er uns so freundlich an.

Wie glitzert doch auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub,
Wie weht so frische Maienluft,
Voll Kirschenblüth' und Schlehenduft!
Und Bienchen sammeln immer zu,
Die wissen nichts von Sonntagsruh.

Wie prangt nicht in dem Garten heut
Der Kirschenbaum im Maienkleid,
Der Goldlack und die Tulipan,
Und Sternenblumen nebendran,
Und Hyazinthen bunt und schön,
Man glaubt, in's Paradies zu sehn!

Wie still ringsum die Gegend liegt!
Man ist so ruhig und vergnügt,
Man hört im Dorf kein „Hüst!“ und „Hott!“
Nur „Guten Tag“, und „Dank dir Gott!“
„Heut ist, Gottlob, ein schöner Tag!“
Ist alles, was man hören mag.

Und's Vöglein sagt: „Ei sieh da!
Der Tausend! schau, da ist er ja!
Sein Himmelsglanz, der flimmert gleich
Durch Busch und Blüth', und Laub und
Zweig!
Und auch der Fink spaziert heran,
Hat schon das Sonntagsröckchen an.

Da läuten sie! Nun machet schnell!
Der Pfarrer ist heut' früh zur Stell'.
Rasch! pflück' mir noch Aurikeln, lauf!
Verwisch' mir nicht den Staub darauf.
Und, Gundel, zieh' recht flink dich an,
Und steck' dir auch noch Blumen an.

**Der Wegweiser.** (Guter Rath zum Abschied.)

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist?
Zum vollen Faß? Im Morgenwind
Am Pflug durch's Feld bis Stern um Stern
Am Himmel aufgegangen sind.

Man sieht nicht um, und bleibt nicht stehn
Und hackt so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
Und sieh, da haben wir es ja!

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher;
Und wer nicht auf den Pfennig sieht,
Bekommt den Thaler nimmermehr.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh' hübsch dem Werkeltage nach
Die Werkstatt durch, durchs Ackerfeld,
Der Sonntag kommt von selbst danach.

Am Samstag ist er nicht mehr weit,
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' wohl: Fleisch zum Sonntagskohl,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Wo Schenken sind, da sieh nur hin.
Geh nicht vorbei, 's ist guter Wein,
Sind nagelneue Karten drin.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, so häng' ihn an!
„Du alter Lump, wie steht dir nicht
Der Bettelsack so zierlich an!"

Findst auch ein Schüsselchen von Holz,
Verlier' es nicht und, was ich bitt',
Wenn du beim Wasser gehst vorbei
Und trinken willst, so schöpf' damit.

Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
Zu einem guten alten Alter hin?
Grad' aus, grad' aus in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
Und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein:
Halt still, frag' dein Gewissen erst,
's kann deutsch, Gottlob! drum folg ihm fein.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Was fragst du noch, du liebe Seel'?
Geh wo du willst! Zum kühlen Grund
Führt jeder Weg, du gehst nicht fehl!

Doch wandle du in Gottesfurcht!
Das ist mein guter Rath dabei;
Der Ort hat ein geheimes Thor,
Dahinter gibt's noch mancherlei.

(Uebersetzt von Reinick.)

## Aus Hebels Schatzkästlein.

### Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?" „Niemand gehören sie," sagt der Pole, „einer todten Frau im Schnee, siebzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Erzähler glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiederte, ohne sich

irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Erzähler glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und, nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Lande reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewandt, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?" „Wo du hingehst, Mutter," sagte der Knabe und hatte Recht. Denn er ging noch vor der Abreise in's Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte: Er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. „Wo du hingehst," hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt," sagte er zu sich selbst. „Umkehren, wo die Kinder lassen? Weiter fahren, wem bringen?" „Thue, was du sollst," sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. „Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter haben, um dein Wort, was du ihr gegeben hast?" Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung." Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte: wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er still halten

soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissens nicht.“ Wie er denn heiße? „Wir wissens auch nicht.“ Wie denn ihr eigner Geschlechtsname sei? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Erzähler für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter, die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger wie die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein Anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch Niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, ob und wo er in Petersburg wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum, und hatte Französlein feil. Aber Niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, Eins zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und ihre Noth erzählte, „eins,“ dacht er, „will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend er sei der Herr Vetter, und anfingen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen;“ sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, er legte den Löffel weg und blieb sitzen, er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut,“ sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andren aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht in's Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind bös und der Verdienst gering.“ „Eben deßwegen,“ sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort

das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „wenn's so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür," sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne in's Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann," — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem anderen zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund," sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von Nöthen gehabt.

### Die gute Mutter.

Im Jahr 1796 als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz." Die Andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässischen Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen parthienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, discurierten mit einander, und eine junge, weiß gekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind: Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß

sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkt noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Muth fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rock fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht Einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von Einem gehört so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, und meinte es sei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein," und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche," und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft euere Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurück kam, sagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehn hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Johann Martin Usteri, geboren den 12. April 1763 in Zürich. Nicht ohne Anlagen und Begabung war er in der Schule doch immer einer der schlechtesten Schüler und las und studierte nur das, was ihn besonders anzog. So lernte er eifrig Geschichte, versuchte sich früh in Poesien und machte bedeutende Fortschritte im Zeichnen, während er in allen andern Fächern hinter seinen Kameraden zurückblieb. Sein Vater, welcher Kaufmann war, nahm ihn, nachdem er das Gymnasium abgemacht hatte, auf sein Comptoir. Aber weder Martin, noch seinem Bruder Paul (später als politischer Redner, bekannt) sagte diese Beschäftigung zu, und Beide unterhielten sich den größten Theil des Tages mit Zeichnen von Carricaturen; und ihr Vater ließ ihren Neigungen freien Lauf, da er vermögend war, und nicht auf den Broderwerb für seine Söhne denken mußte. Daher machte Martin, hauptsächlich um sich in der Malerei zu vervollkommnen, mit einigen Freunden 1783 eine Reise über Berlin, Hamburg, Lübeck nach Brüssel, dann durch Holland nach Paris und 1784 im Sommer kehrte er über Lyon nach Zürich zurück. Diese Reise war nicht nur einflußreich für ihn als Maler, sondern auch für sein Dichtertalent. Denn er lernte dabei auf Lavaters Empfehlung die bedeutendsten Dichter der Zeit, Klopstock, Goethe, Ramler, Claudius und Andere kennen, wodurch er neue Anregung zur Poesie bekam. Doppelt unangenehm war ihm daher nach seiner Rückkehr der Kaufmannsstand, weßhalb er, nach mehreren Unglücksfällen, die sein Geschäft betrafen, 1802 dasselbe mit Aufopferung eines großen Theils seines Vermögens ganz aufgab, und sich nun seinen Lieblingsstudien, der Malerei und Dichtkunst, und den städtischen Angelegenheiten ganz widmete. Er wurde 1803 in den großen Rath, 1810 in den Stadtrath und 1815 in die Regierung gewählt. Im Jahr 1827 ging er nach Rapperschwyl, um sich von einer längern Krankheit zu erholen und starb dort den 29. Juli desselben Jahres.

Obgleich Usteri, wie Hebel, hauptsächlich Dialektdichter ist, obgleich auch er mit außerordentlicher Geschicklichkeit den Volkston zu treffen versteht, namentlich in seinen idyllischen Epen, so ist er doch eine ganz andere Erscheinung wie jener. Er war ein durch mannichfaltige Kenntnisse und viele Reisen gebildeter Mann, der, durch seine ausgezeichnete Beobachtungsgabe unterstützt, daß Volk studiert hatte, und daher sowohl seine Sprache als seine Auffassungsweise so treffend zu zeichnen verstand. Hebel war aber aus dem Volke hervorgegangen und er brauchte nur in sich hinein zu sehen, um zu wissen, wie der edlere Theil des Volkes denkt, während Usteri aus sich heraustreten mußte, um die Beobachtungen machen zu können. Daher sind Usteris in Schweizer Mundart abgefaßte Idyllen liebliche, launige Genrebilder, in denen er die bürgerlichen Verhältnisse der Schweizer Städte vorzüglich charakterisirt. Er ist deßhalb noch mehr wie Hebel ein Nachfolger Voßens, den er aber in jeder Beziehung in seinen Idyllen übertrifft.

Usteris Lieder in hochdeutscher Sprache, von denen sich noch einige im Volksmunde erhalten haben, wie: „Freuet euch des Lebens“, stehen beinahe ohne Ausnahme den im Dialekt verfaßten Poesien nach. Während seine kleinen

prosaischen Erzählungen im Schweizerdialekt, wie: „Hans Breidbochs, des Goldschmidts von Fryburg Biographie", „Zeit bringt Rosen," und „Thomann zu Lindens Abenteuer auf dem großen Schießen zu Straßburg 1576", in ihrer Art äußerst gelungen sind. Auch seine Gedächtnißrede auf Johann Kaspar Hirzel verdient nicht nur als ein würdiges Denkmal dieses edlen Mannes, sondern auch seiner schönen Sprache wegen rühmende Erwähnung.

Aus Usteri's: „Vikari." (Eine ländliche Idylle.)

Das Beispiel wurde nicht übersetzt, da gerade die Abwechselung von Hochdeutsch und Dialekt, die bei der Uebersetzung verloren gegangen wäre, die größte Wirkung hervorbringt.

**Der Brief.**

Und jetzt chund ja das Glück und die Ehr' als fieled's vom Himmel:
Denn d' Frau Hauptmännin schrybt — doch 's ist, i glaub es, am beste,
Daß i de Brief verläs', i weiß, d' Frau Hauptmännin zürnt 's nüd,
Wenn me ne überal zeiget; sie ist e Spezies Glehrti.
Da ist also das Schrybe, und mit der Frau Pfarerin Glosse:
„Theuerste, geliebteste Freundin!" potz tusig wie höfli! — „Es sehnt sich
Ach so lang schon mein Herz, die treue Gefährtin der Jugend
Wieder zu sehn, zu umarmen" — das wird mer en gewaltige Drang sy! —
„Mit ihr in den Gefilden der rosigen Jugend zu schwelgen,
O! der goldnen Zeit!" Herr Jeeger! was muß mer nüd ghöre!
Das ist e guldeni Zyt! Tagtägli händ mer ja zangget;
Han i mys Weggli nüd mit ere theilt; so hät si mi klumme,
D' Fäde an Züntle verzehrt, und durenandern g'chranglet,
Oder mer d' Nädle verchrumbt und us der Lismete zoge,
Bis i z'letzt brüelet ha, und sie denn e tüchtige Wüscher
Vo der Frau Peschole und mängisch en Wätsch dazu kriegt häd.
„Ach daß ein feindlich Geschick so früh die blumige Kette
Unerbittlich zerriß, die die verschwisterten Seelen" —
Ja! en artigi Schwöster! es chund je länger, je besser!
„Fest und innig umschlang: da irrt ich auf einsamem Pfade
Scheu und zagend umher!" — Um's Himmels Wille! zu alle
Tanz und Schlittenpartheyen ist sie ja gloffe wie rasig,
Häd die Herrn kuranzt, bis einer sich ihrer erbärmt häd —
„Manche Dornen zerfleischten den Fuß," — es ist villicht 's Herz gmeint?
Ja, das weiß i noch wohl, wo sie die Liebschefte gha häd,
Und sie keine häd welle, bis z'letzt noh de Hauptmann is Garn goht.
'Sist e suberi G'schicht! a Türne häd's fryli nüd gmanglet!
Aber was will sie denn z'letzt? „Des Lebens Sorgen und Mühen
Hingen, wie schwarzes Gewölk ob meiner Scheitel; es zuckten,"
Ach! Das ist e Gewäsch! sie lies't, schynts, noh eistert Romane:
„Röthliche Blitze," Aebo! ich lahne das Wetter passiere,
„Oefters dacht ich an dich! sah dich auf friedlichen Auen,"
Da chunt's Gegestuck, Potz tusig, Rosen und Veilchen,
Guldeni Sunnen und silbeni Bäch', das spar' i zum Kaffi.
„Deine Tochter, ich muß sie umarmen das herrliche Mädchen!
Wohl so lieblich wie du? und sanft, bescheiden und wirthlich

Aber auch mich erfreut ein rascher Junge, voll Feuer,
Kräftig, gewandt und brav, für Recht und Vaterland glühend.
Ach, gedenk' ich der beiden, dann tritt aus Italischem Himmel
Mir vor die Seele ein liebliches Bild — der kräftige Ulmbaum,
Wie ihn die zartere Rebe umrankt, ihn zierend sie schützend."
Pscht! da lyt de Haas — ja so? — bym Wätti! en Hüüret!
Richtig, das gaht uf das — so so? — Ist aber das Herrli —
Wo ist der Bürger-Etat? — F — M — H — L — S — da ist er!
Zächni, zwänzgi und vieri — So? vierezwänzig? Häts nüd gemeint!
Und unsers Chind nüünzächni — — Nu nu! Das ließ sich ja ghöre.
„Morgen bring ich dir ihn." Was? Morge? Morge! Herr Jeses!
Lisebeth! Lisebeth! geschwind! Das ist e vertrakti History!
Han e keis Bitzli im Huus und die erwart e Mahlzyt!
Lisebeth! Chömmed doch gschwind! Herr Jeses! keis Chrebsli, keis Fischli!
'S Entli hämmer hütt gessen, und euseri Tüübli de Marter
D' Hüehner leget jetzt nüd — de Karfiol ist nüd grathe,
D' Häckerli sin verby — und d' Böhnli sin noch wie Nadle!
Lisebeth! Chömmed doch au!" „Um Gotteswille, was git's denn?
Daß sie so rüefed: is öppis bigegnet?" „Du Esel! e Mahlzyt!"
„Was? e Mahlzyt?" „Hä ja! es chunnt is morn e Visite,
D' Hauptmännin und ihre Mah, und bringet denn noh ihre Sohn mit.
Ach ich g'schlagni Frau! Das ist es Elend! e Mahlzyt!"
„Pho! das häd ja noch Zyt!" „Was Zyt? Mer müend grad a d' Arbet,
Choche, süüde und brate!" „Und was, Frau Pfarerin?" „Ebe!
Ebe was! ich g'schlagni Frau! Keis Krebsli! Keis Fischli!
'S Entli händ mer hütt g'esse, und euseri Tüübli de Marder,
D' Hüehner leget jetzt nüd — da Karfiol ist nöd grathe!
D' Häckerli sind verby, und d' Böhnli sin noh wie Nadle!
O! ich g'schlagni Frau!" „Aebitti! das wird si wol mache.
Chomed 's aber au morn?" „Du Närsch, lies selber, da stahts ja.
Zistig, de und de — und morn, was hämmer? Da unne
Heißt's noch imme Postcript, das hanni nüde mahl glese."
„Morgen umarme ich dich; wir sitzen im heimlichen Stübchen,
Essen ein kräftiges Muß und höchstens ein schmackhaftes Fischchen;
Sonst bei Leib keine Schüssel! ich will's und bitt' dich, gehorche!"
„O! die vertrakte Fisch! das is ja ebe 's fatalist!
Ach ich g'schlagni Frau! die Fisch! Was müend mer an mache?"
„Ja da hilft jetzt nüüd," seit d' Lisebeth, „mag der Herr Pfarer
Schmähle se vil er jetzt will, se mueß de Joos is en" — Schwyg mer
Ich will nüüd vom Joos, keis Grätli! i has versproche!"
„Ach, das weiß i ja all's; — was bruuched mirs aber dem Heeren
Au uf d' Nase z' binde, es heb de Joos is do" — „Schwyg mer!
Ich will nüüd vom Joos! Mueß es denn noh hundert Mahl säge?
Ach, ich g'schlagni Frau! e Mahlzyt! Morn scho — n — e Mahlzyt!"
„Bitti das ist au e Sach, sie will ja es Mueß und e Blatte" —
„Ja du verstahsch's, du Närsch, potz Wetti! blib's bym e Blättli,
Chämed mer artig i d' Rispi; de Herr erzählt es ja eistert
Wie sie so prächtig traktieri, mit Grame, Sülze — n — und Turte —
Und was weiß i mit was — dahine will i nüd blybe!
Fryli, so guet me 's cha — denn — aber keis Krebsl, keis Fischli! —
Schlaft ächt d' Jumpfer schoh? Chum, chum, mer müehnd sie ga wecke!"

## Aus Usteri's lyrischen Gedichten.

### Rundgesang.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

So mancher schafft sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend, nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön!

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Wer Redlichkeit und Treue übt
Und gern dem ärmern Bruder gibt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor.
Freut euch des Lebens, u. s. w.

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's beßre Vaterland.

Chor.
Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Christian August Gottlieb Eberhard, geboren 1769 zu Belzig in Sachsen, studierte in Leipzig Theologie, beschäftigte sich aber dort mehr mit Malerei und Poesie als mit seinem Fachstudium. Nach vollendeten Studien lebte er in Halle, meist mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, doch übernahm er dort, nach dem Tod eines Freundes, der Buchhändler war, dessen Geschäft. Im Jahr 1835 verkaufte er die Buchhandlung wieder, hielt sich einige Zeit bei Tiedge in Dresden auf, machte dann eine Reise nach Italien, und lebte, davon zurückgekehrt, in Hamburg bis 1842, in welchem Jahre er nach Dresden zog, wo er den 13. Mai 1845 starb.

Eberhard war kein hervorragendes Talent, aber ein äußerst fruchtbarer, und seiner Zeit sehr beliebter Schriftsteller, der sich beinahe an allen Zeitschriften und Taschenbüchern, die während seines Lebens erschienen, betheiligte. Nicht nur in den von Wilhelm Gottlieb Becker (auch als fruchtbarer Romanschriftsteller bekannt) herausgegebenen Zeitschriften: „Taschenbuch von 1791 bis 1823", und „Erholungen von 1796 bis 1810", befanden sich zahlreiche Erzählungen und Novellen von ihm, sondern auch er selbst gab mit Heinrich Julius Lafontaine (ebenfalls Romanschriftsteller und Lustspieldichter) von 1812 bis 1816 die Monatsschrift „Salina" heraus, später eine Zeit lang

die „Flatterrosen“. Auch übernahm er nach dem Tode des als Kirchenhistoriker bekannten Johann Severin Vater die Redaktion von dessen „Jahrbuch der häuslichen Andacht“, das er alljährlich von 1820 bis 1834 mit werthvollen Beiträgen versorgte.

Beim großen Publikum, dem es nur um leichte angenehme Unterhaltung zu thun ist, wurde Eberhard am beliebtesten durch seine Romane, Novellen und Erzählungen, die meist in diesen Zeitschriften erschienen und von denen einige z. B.: „Ysop Lafleur's Werke, oder meiner Herrschaft und meiner Wenigkeit romantische Reise in die sächsischen Sandsteingebirge an der Elbe“, ohne auf hohen poetischen Werth Anspruch zu machen, recht angenehm von liebenswürdiger Gemüthlichkeit und heiterm Humor durchdrungen sind. Dasselbe gilt von seinen Lustspielen, unter denen: „Treue Liebe“, „Das Erdbeben“, „Die Wittwe“, durch einzelne gelungene Züge sich auszeichnen. — Höher aber, wie als prosaischer Schriftsteller steht er als Dichter durch sein religiöses Epos: „Der erste Mensch und die Erde“, und das idyllische Epos: „Hannchen und die Küchlein“, beide in Hexametern abgefaßt. Das Erste stellt die Geschichte der Schöpfung in einfach würdiger und lebendiger Haltung dar, und übertrifft er damit die meisten Dichter, die nach Klopstock's Vorgang das religiöse Epos bearbeiteten. — „Hannchen und die Küchlein“, eine Idylle voll tiefer Gemüthlichkeit, Lebendigkeit der Darstellung und Wahrheit der Charaktere, ist eine Nachbildung von Voßens „Luise“, doch verdient sie unbedingt den Vorzug vor dieser, und gehört nach Goethes „Hermann und Dorothea“ unter die bessern Poesien dieser Gattung.

Außer seinen eignen Schriften, die er 1830 in 20 Bänden gesammelt herausgab, besorgte er auch eine Ausgabe von Tiedges Werken und veröffentlichte noch eine kleine Schrift über Tiedge und Elise von der Recke, unter dem Titel: „Blicke auf Tiedges und Elisa's Leben.“

## Lessing und seine Anhänger.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren den 22. Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz, wo sein Vater, ein Mann von trefflichen Kenntnissen, strengem, und gediegenem Charakter, Oberpfarrer war, und die Erziehung seiner vielen Kinder, unter denen Gotthold der älteste, nur mit den größten Sorgen und Entbehrungen bewerkstelligen konnte. Früh schon äußerte sich bei dem jungen Lessing Lust und Freude an den Wissenschaften, so daß er 1741, ein Jahr bevor er das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, in die Fürstenschule zu Meißen eintreten konnte, dort in allen Wissenschaften ausgezeichnete Fortschritte machte, und noch in den Nebenstunden zu seinem Vergnügen griechische und lateinische Klassiker las; auch als vierzehnjähriger Knabe an seinen Vater eine Glückwunschrede richtete: über die Gleichheit eines Jahres mit dem andern, die von einer bewunderungswürdigen Schärfe des Verstandes und Reife des Geistes zeugt. Im Jahr 1746 konnte er schon die Universität Leipzig beziehen, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studieren. Doch fesselte ihn dieses Studium gar nicht, ebenso wenig

die Medizin, für die er eine vorübergehende Neigung gewonnen hatte. Dagegen legte er sich mit dem größten Eifer auf das Studium der Literatur, namentlich des Dramas, und suchte, da er den Beruf zum dramatischen Dichter in sich fühlte, und einem solchen die Anforderungen der Bühne gründlich bekannt sein müssen, durch den Umgang mit Schauspielern und häufigen Besuch des Theaters sich diese Kenntnisse zu erwerben. Nebenbei nahm er Unterricht im Reiten, Fechten und Tanzen, da ihm, wie er selbst gelegentlich an seine Eltern schrieb, durch seinen ausschließlichen Umgang mit Büchern ein linkisches und steifes Wesen anklebte, welches er, um sich zu einem Menschen zu machen, der in der Welt leben wollte, nothwendig ablegen mußte. Mit der größten Bestürzung hörten seine Eltern von seinem Leben in Leipzig. Er war in ihren Augen schon ein halbverlorner Mensch, da er sein Fachstudium vernachläſſigte, mit Schauspielern und andern lustigen, auch wohl leichtsinnigen Leuten umging, durch den häufigen Besuch des Theaters sich, bei seinen geringen Einkünften aus Stipendien, in Schulden gestürzt hatte, trotzdem er, um sich freien Eintritt zu verschaffen, mit seinem Freund Weiße Uebersetzungen für das Theater geliefert, und was das Schlimmste, schon selbst als dramatischer Dichter aufgetreten war, mit: „Dem jungen Gelehrten", welches Stück 1748 von der damals berühmten Neuber'schen Truppe unter großem Beifall aufgeführt wurde. Der Vater rief ihn daher, in seinem ersten Schrecken, mitten im Winter nach Hause zurück, da er sich aber bald überzeugte, daß es so schlimm mit dem Sohne nicht stehe, als man ihm von mancher Seite berichtet hatte, erhielt er leicht die Erlaubniß, seine Studien fortsetzen zu dürfen. Inzwischen hatte sich das dortige Theater sehr verschlechtert, und Leipzig hatte daher seine Anziehungskraft für Lessing verloren, weßhalb er 1748 nach Berlin ging, und dort mit seinem Freund Mylius die Zeitschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", herausgab. Die wiederholten Mahnungen seines Vaters, der mit dem Aufenthalt in dem atheistischen Berlin sehr unzufrieden war, vermochten ihn endlich, sich 1751 nach Wittenberg zu wenden, wo sein jüngerer Bruder, Gottlieb, studierte. In Wittenberg wurde er Magister, hielt es aber in der kleinen Stadt nicht lange aus, kehrte 1753 nach Berlin zurück und übernahm die Abfassung der gelehrten Artikel für die Vossische Zeitung, um wenigstens bei seinen dürftigen Umständen eine Erwerbsquelle zu haben. Doch schon 1755 zog ihn das Theater wieder nach Leipzig, von wo er als Begleiter eines jungen Kaufmanns, Namens Winkler, eine Reise nach England unternehmen wollte, die aber durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges verhindert wurde. Lessing kehrte daher von Amsterdam, bis wohin sie gelangt waren, nach Leipzig zurück, blieb bis 1758 dort und ging dann wieder nach Berlin, gründete mit Nicolai die Zeitschrift: „Die Literaturbriefe", an der sich viele damals in Berlin wohnende Gelehrte betheiligten. Zu den ersten Bänden trug Lessing das Meiste, zu den spätern weniger bei. Weil es ihm bei seinem unruhigen Charakter nirgends lange gefiel, so nahm er ohne viel Ueberlegung 1760 das Anerbieten des Generals Tauenzien, ihn als Gouvernementssekretär in's Lager

zu begleiten, an, und ging mit nach Breslau. Mitten in dem bewegten Soldatenleben, wo er abwechselnd mit den Offizieren trank und spielte, so daß seine Freunde lebhaft besorgt waren, er würde ein Spieler werden, setzte er mit erhöhtem Eifer seine vielseitigen Studien fort, entwarf den Plan zu: „Minna von Barnhelm", und schrieb den größten Theil des Laokoon. Bis 1765 blieb er bei Tauenzien, kehrte dann wieder nach Berlin zurück, von wo er 1767 einer Aufforderung nach Hamburg folgte, um an der beabsichtigten Gründung einer Nationalbühne mitzuwirken. Zu diesem Zweck begann er in Hamburg die „Dramaturgie", um durch strenge Kritik sowohl Dichter, wie Schauspieler zu bilden; aber schon 1769 hörte die „Dramaturgie" wieder auf, weil er sich durch seine Kritiken große Unannehmlichkeiten zuzog. Ueberhaupt entsprach der Erfolg des Unternehmens den Hoffnungen, die Lessing darauf gesetzt, nicht. Ebenso scheiterte sein Plan, in Hamburg eine Druckerei anzulegen, und er verlor dabei seine ganzen Ersparnisse. Hamburg mißfiel ihm durch diese unangenehme Lage immer mehr. Der Hauptgrund seines Weggehens von dort aber war die Bekanntschaft von Eva König, der Gattin eines seiner Freunde, zu der ihn tiefe Verehrung und herzliche Liebe hinzog. Er verließ daher Hamburg 1770 und wollte auch Deutschland schon für immer verlassen und nach Rom gehen, da sich Anerbietungen, die er nach Wien und Mannheim hatte, wieder zerschlugen, als er die Ernennung zum Bibliothekar in Wolfenbüttel erhielt, eine Stelle, die ganz für ihn paßte, die er auch freudig annahm, und dort die übrigen Tage seines Lebens blieb mit Ausnahme des Jahres 1775, welches er als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig in Italien zubrachte.

Um im Stande zu sein, Eva König, die unterdessen Wittwe geworden, als Gattin heimzuführen, suchte er, was er bis dahin stets vermieden, um eine Verbesserung seines Gehaltes nach, und als ihm diese mit dem nicht gesuchten Titel eines Hofraths gewährt wurde, verheirathete er sich 1776 mit ihr. Alle Feierlichkeiten von Verwandten und Freunden verbat er sich bei dieser Gelegenheit, aber erst mit dieser Frau zog Ruhe und Zufriedenheit in sein Gemüth. Sein Glück war nur von kurzer Dauer, denn schon 1778 starb sie in Folge ihrer Entbindung; bald nach der Geburt war das Kind gestorben. So wenig er sich darüber äußerte, so war sein Lebensglück doch für immer dahin, er war von da an viel leidend, besonders an den Augen, häufig verstimmt und zur Arbeit nicht aufgelegt, und starb den 15. Februar 1781 in Braunschweig.

Lessings Leben macht von Anfang bis zum Ende, wie kaum ein anderes irgend eines in der Literaturgeschichte berühmten Mannes, den Eindruck eines Dramas, in welchem der Held langsam durch unzählige Leiden aufgerieben wird. Nicht als ob der schon so oft wiederholte Vorwurf, daß die deutsche Nation ihre großen Männer darben, und in Unglück verkommen ließe, auch hier ausgesprochen werden soll. Es wäre das gegen Lessings eignen Geist gehandelt, der bei Gelegenheit eines ihm zugesandten Manuskripts, welches die Schicksale unglücklicher Dichter enthielt, sich dahin äußerte, daß

bei aufmerksamer Betrachtung unglücklicher, besonders darbender Dichter und Schriftsteller ein großer Theil ihres Unglücks ihnen selbst zuzuschreiben sei, weßhalb man Unrecht thue, Andern immer die Schuld davon zuzuschieben. Auch Lessings Charakter trug viel zu seinem tragischen Geschick bei. Sein unruhiger, lebhafter Geist, wodurch es ihm an keinem Orte gefiel, veranlaßte ihn, stets seinen Aufenthalt zu wechseln; seine allzugroße Besorgniß, sich in seiner persönlichen Freiheit beschränkt zu sehen, ließ ihn auch die vortheilhaftesten Anerbietungen ausschlagen, wie er z. B. auf die Stelle als Professor in Königsberg verzichtete, weil dabei alljährlich ein Lobgedicht auf den König von ihm verlangt wurde, und nur solche annehmen, die ihm seine persönliche Freiheit im vollsten Maße sicherten, ob sie auch gering besoldet waren und selten Aussicht auf Verbesserung boten. Seine wenig haushälterische Art, die Abneigung, die er gegen alles Geldsammeln hatte, und die Unterstützungen, die er in reichlichem Maße seinen Eltern und Geschwistern zukommen ließ, waren die Ursachen, warum er, auch bei manchmal beträchtlichen Einnahmen, stets mit Mangel zu kämpfen hatte. Seine beispiellose Wahrheitsliebe und Rechtlichkeitsgefühl trieben ihn, Irrthümer aufzudecken, falschen Ansichten entgegenzutreten, sie mochten nun im Leben, in der Poesie, oder in irgend einer Wissenschaft ihm begegnen. Dadurch machte er sich zahlreiche Feinde und Widersacher, die bemüht waren, ihm das Leben zu verbittern. War es daher nicht natürlich, daß bei allen diesen Leiden, wenn er sie auch größtentheils selbst verschuldet hatte, er sich unbefriedigt und unglücklich fühlte? Besonders als noch der frühe Tod seiner so herzlich geliebten, so schwer erkämpften Frau und seines Kindes, und zuletzt noch eigne Kränklichkeit hinzukam?

Doch mit solchen Betrachtungen, die nur deßhalb hier ihren Platz fanden um ein vollständiges Bild des großen Mannes zu geben, erregt man Mitleid, und nicht Mitleid, sondern Bewunderung ist dasjenige Gefühl, welches man einem Mann wie Lessing entgegen bringen muß. Bewunderung dem tiefen Geist, dem es ein Leichtes war, in alle Wissenschaften einzudringen; einem so durchdringenden Verstande, dem nicht Irrthümer und Mängel verborgen blieben. Bewunderung dem begeisterten Muthe, der auch trotz der drückendsten Lagen für Wahrheit und Recht kämpfte. Daher rief er auch, ein Feind aller Unwahrheit, unklarer Schwärmerei, fesselnder Pedanterie, weichlicher Sentimentalität, auf allen Gebieten des Wissens, wo sein forschendes Auge hindrang, Gährung und Revolution hervor, der die Besserung meist bald folgte. Daher wirkte er auch, sowohl in der Poesie wie auf andern Gebieten, mehr reinigend, verbessernd, neue Regeln bildend, als selbst schaffend. Eine ungeheure Aufgabe, die nur ein solcher Geist zu erfüllen im Stande war, hat sich Lessing damit auferlegt und eine schwere Aufgabe. Denn wer von unserer jetzigen Generation, außer einigen Gelehrten, wer dankt ihm seine Bemühungen? Scheint es nicht im Gegentheil, als blickte man halb verächtlich darauf hin, im Vollgefühl des Genusses, den uns die Werke Goethes und Schillers bereiten, und diese Werke waren doch ohne die vorangegangenen Schriften Lessings geradezu unmöglich.

Erst Lessing schuf ein wirklich deutsches Drama, und nur auf dem Wege, den er einschlug, konnte er es schaffen. Vorher waren es meist mißlungene Versuche, theils die Franzosen, theils die Engländer, theils auch die Alten nachzuahmen. Durch seine kritischen Schriften über die dramatische Poesie, namentlich seine „Hamburgische Dramaturgie“, befreite er die Deutschen von allen diesen Fesseln, und zeigte die Regeln und Grundsätze, die beim Drama beobachtet werden müssen. Um seine Theorien praktisch zu beweisen, dichtete er das Lustspiel: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“, das erste wirklich nationale Stück, was über die deutschen Bühnen ging, und welches in jeder Beziehung alles bis dahin dagewesene übertraf, und noch jetzt neben Goethe und Schiller zu den Meisterwerken der dramatischen Poesie gehört. Diesem ließ er das Trauerspiel: „Emilia Galotti“, folgen, in seiner Art gleichfalls musterhaft in Klarheit der Exposition, im Zusammenwirken der Begebenheiten und der Handlungen. Mit diesen beiden Stücken gab Lessing für lange Zeiten hinaus den Stoff an, aus dem das Drama schöpfen müsse, und war durch das Erste der Begründer des nationalen, durch das Zweite des bürgerlichen Dramas. Seine frühern Dramen, meist Jugendversuche: „Die alte Jungfer“, „Der junge Gelehrte“, „Der Misogyn“, „Der Freigeist“, „Der Jude“, „Der Schatz“, sämmtlich Lustspiele, erheben sich in Anlage und Einrichtung nur wenig über den damaligen Geschmack, doch durch ihren lebhaftern und natürlichern Gesprächston stechen sie, sehr zu ihrem Vortheil, von den meisten gleichzeitigen ab. Diesen jugendlichen Versuchen ließ er dann die Trauerspiele: „Miß Sarah Sampson“, und „Philotas“, folgen, die beide schon einen bedeutenden Fortschritt zeigen. Mit „Miß Sarah Sampson“, zu der er den Stoff aus dem zu seiner Zeit berühmten Roman Richardsons „Clarissa“ entnahm, verließ er zuerst den bis dahin gebräuchlichen Weg und schlug den ein, auf dem er später durch „Minna“ und „Emilia“ so einflußreich wurde. Das kleine Trauerspiel „Philotas“ trat gleichfalls aus dem hergebrachten Kreise sententiöser, moralisirender Bühnenstücke heraus, doch war es insofern ein verunglückter Versuch, als er die Handlung nur auf das nothdürftigste beschränkte, wenn gleich die treffliche, den Charakteren angemessene Sprache es auf der andern Seite wieder den bessern gleichstellt. Auch ist das Stück deßhalb merkwürdig, weil es das einzige ist, in dem ein, sonst Lessing fremder, Ton der Schwärmerei herrscht. —

Alle die bis jetzt genannten dramatischen Arbeiten Lessings, sowie noch ein Tragödien-Fragment: „Faust“, sind in Prosa abgefaßt, weil er die Prosa als die natürliche Sprache des wirklichen Lebens für solche Stücke, in denen die mittlere Sphäre des Lebens, wie im Lustspiel oder bürgerlichen Trauerspiel, zur Darstellung kommt, angemessener hielt. Für das höhere Drama erkannte er die künstlerische Bedeutung des Verses an, wie er denn auch das letzte seiner dramatischen Werke: „Nathan der Weise“, von ihm selbst ein dramatisches Gedicht genannt, und das unvollendet gebliebene Drama: „Henzi“, in fünffüßigen Jamben schrieb, durch welche diese Form zum stehenden Vers des höhern Dramas für die ganze Folgezeit erhoben wurde, während man auch

nach seinen Vorgang das Lustspiel und bürgerliche Trauerspiel meist in Prosa schrieb.

Lessing dichtete den „Nathan" während seines Streites mit dem Hauptpastor Götze in Hamburg über religiöse Gegenstände (die nähern Ursachen dieses Streites weiter unten) und äußerte dabei gelegentlich, daß er mit diesem Gedicht den Theologen einen schlimmern Streich spielen wolle, als mit allem Vorhergegangenen. Diese Aeußerung erweckte ihm von zwei Seiten Feinde. Die einen verdammten das Stück als unchristlich und unreligiös, die andern als unkünstlerisch und unpoetisch, da es als ein Tendenzstück der wahren künstlerischen Auffassung entbehre. Auf den ersten Vorwurf einzugehen ist, streng genommen, nicht Sache der Literaturgeschichte, denn die hat nur die Aufgabe, über den Kunstwerth eines Gedichtes zu urtheilen. Aber beide sind so leicht zu widerlegen, daß es nur einiger Worte bedarf. Liegt dem „Nathan" wirklich eine Tendenz zu Grunde, so ist es doch nur die, Toleranz und Menschenliebe zu predigen, und wann stritten die gegen das Christenthum, da doch der Stifter desselben beide Tugenden nicht nur im höchsten Grade selbst besaß und ausübte, sondern sie auch als die Grundpfeiler seiner Religion hinstellte? Oder wann stritte die Behauptung gegen das Christenthum, daß auch bei Juden und Heiden edle Menschen gefunden werden? Diese Beschuldigung widerlegt sich bei einfachem Nachdenken von selbst. Die zweite, daß die Tendenz die künstlerische Vollendung gehindert habe, ist eben so grundlos. Denn hätte Lessing sich nicht in der angeführten Weise darüber geäußert, niemand würde sagen können, daß dem Gedicht eine Tendenz zu Grunde liege, und wo sie nicht sichtbar ist, kann sie auch nicht wirken. Es ist der „Nathan" ein kunstgerechtes Drama in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, weder in Anlage und Ausführung, noch in der Zeichnung der Charaktere läßt es etwas zu wünschen übrig. Dabei gibt kein anderes Gedicht Lessings ein so vollständiges Bild seiner Persönlichkeit, nicht nur seinen klaren Geist, seine künstlerische Bildung, auch sein liebenswürdiges Gemüth hat er hineingelegt, das so feurig für die Menschen schlug, so gerne sich der Unterdrückten annahm. Das Publikum hat das ungerechte Urtheil einzelner Befangenen durch die That auch widerlegt, denn Lessing glaubte selbst, daß erst nach hundert Jahren vielleicht das Stück aufgeführt werden könne, und setzt er hinzu: „Heil und Glück dem Orte, wo es zuerst aufgeführt werden wird." Doch schon im Jahr 1801 kam es in Magdeburg, durch die Bemühungen des als Schauspieler und Schauspieldichter bekannten Friedrich Ludwig Schmidt zum ersten Male auf die Bühne.

Eine Novelle des Boccaccio bildet die Grundlage des Dramas.

Von Lessings Bestrebungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie und seinen eignen dramatischen Arbeiten wenden wir uns zu seinen kritischen, philosophischen und didaktischen Schriften, und damit zu derjenigen Thätigkeit, durch die er der Schöpfer einer kräftigen edlen Prosa und der Reformator des Geschmackes wurde, doch nicht ohne vorher noch einen Blick auf seine übrigen Poesien und auf sein Dichtertalent überhaupt zu werfen. Lessing

sagt am Schlusse der „Hamburger Dramaturgie“ von sich: „Man erweist mir manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Die Aeltesten sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gerne für Genie hält. Was in den Neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.“

Erfüllt von einem beinahe unerreichbaren Ideal eines wahren Dichters that Lessing diese Aeußerung. Im Unmuth darüber, daß sich seine Hoffnungen, ein Nationaltheater zu gründen, in welcher Idee er die „Hamburger Dramaturgie“ begonnen, sich wieder zerschlugen. Diese Aeußerung haben spätere Kritiker gegen ihn gewandt, und ihm schaffende Phantasie, hohen Flug der Begeisterung, die Haupterfordernisse eines Dichters, absprechen wollen, aber mit Unrecht, denn er besaß dichterische Phantasie, doch ließ er sich nie, wie viele Andere, von ihr hinreißen, die Gesetze der Kunst zu überschreiten. Heißt es nicht mit Willen seine Augen verschließen, wenn man trotz „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“ ihm den Titel eines großen Dichters absprechen will? Schafft man solche dramatische Werke, ohne Dichter zu sein? Und ist nicht die dramatische Poesie die höchste von allen? Aber auch in andern Gattungen der Poesie ist Lessings Name nicht ohne Bedeutung, nur wurden diese Gedichte, alle aus der Jugendzeit stammend, durch seine dramatischen Werke und seine Prosa ganz in Schatten gestellt. Wir besitzen von ihm Lieder, Oden, Fragmente einiger didaktischen Gedichte, Epigramme und Fabeln in Prosa. Die Lieder, meist scherzhaften Inhalts, Wein- und Liebeslieder, schließen sich dem Stoffe nach an die anakreontischen Lieder der preußischen Schule an, doch überragen sie alle aus dieser Schule hervorgegangen an Wahrheit der Empfindung und Formvollendung. Viele derselben haben sich noch bis heute als Gesellschaftslieder erhalten. Auch seine wenigen Oden und die Fragmente der didaktischen Gedichte zeigen seine Begabung, doch da er sich später ganz von der lyrischen Poesie abwandte, läßt sich über seine Lyrik nicht leicht ein bestimmtes Urtheil fällen. Seine Fabeln, die vor allem nur der Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung über das wahre Wesen der Fabel sein sollten, über welches Thema er eine besondere Abhandlung schrieb, und sich darin gegen die breite moralisirende Fabeldichtung der Zeit auf das entschiedenste aussprach, sind in ihrer Art wahrhafte Muster. Sie sind klar, anschaulich, kurz und doch den Gegenstand erschöpfend. Seine Epigramme, gleichfalls aus der kritischen Beschäftigung über das Epigramm hervorgegangen, sind voll Witz und sinnreicher Gedanken.—

Noch höher wie als dramatischer Dichter steht Lessing als Kritiker. Denn seine Dramen wurden von Spätern übertroffen, kraft der von ihm aufgestellten Grundsätze. Seine kritischen Werke stehen noch heute als unerreichte Muster da, die in Form, Sprache, Methode und Inhalt gleich ausgezeichnet sind, und denen nur seine eignen polemischen Schriften an die Seite gestellt werden können. Denn so anziehend, geistreich, treffend, belebt, klar und kurz hatte vor ihm noch keiner über wissenschaftliche Gegenstände geschrieben. Er weiß durch seinen Vortrag Jedem Alles interessant zu machen, selbst Gegenstände, die uns an sich ganz fern liegen. Wen interessirt sein Streit mit dem Pastor Lange über dessen Uebersetzungen des Horaz, oder mit dem Professor Klotz über antiquarische Gegenstände, oder die theologischen Streitigkeiten mit dem Hauptpastor Götze? Und doch, wie erwecken diese Gegenstände in der Lessing'schen Behandlung unsere Theilnahme bei den ersten Zeilen, wie fesseln sie beim Weiterlesen, und welchen Genuß haben sie bereitet, wenn man zum Schlusse gelangt.

Lessing begann seine kritische Laufbahn zuerst mit den von ihm und Mylius herausgegebenen Zeitschriften: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", und „Theatralische Bibliothek", die er durch Uebernahme der Redaktion der gelehrten Artikel für die Vossische Zeitung, und bald darauf eines dazu gehörigen Beiblattes: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", fortsetzte, in welchen Zeitschriften er, bei Gelegenheit von Anzeigen neuer Bücher, einzelne seiner Ideen, in denen sich schon damals sein Scharfsinn und ausgebildeter Geschmack kundgab, aussprach. Später in den Literaturbriefen führte er diese Ideen weiter aus, und danach begann er seine, zur völligen Reife gediehenen Ansichten in selbständigen Schriften zusammenzufassen. Die Kunst im Allgemeinen behandelt der: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Ein Werk, welches aus drei Theilen bestehen sollte, wovon jedoch nur der erste Theil vollendet vorliegt, aber auch so, trotz einzelner Fehler und Mängel, als eine Zierde der deutschen Literatur und als Quelle der neuern Aesthetik betrachtet werden muß. Sein zweites kritisches Hauptwerk ist die: „Hamburgische Dramaturgie", die, wie der „Laokoon" über die Kunst im Allgemeinen, für die dramatische Poesie insbesondere neue Regeln und Gesetze gab, auf welche sich die spätern Dichter stützten. Aus einer bloßen Theaterzeitung, was sie ursprünglich nur sein sollte, ward sie zu einem klassischen Werke, da er bei Besprechung der aufgeführten einzelnen Stücke stets Anlaß nahm, auf die Grundsätze einzugehen, die sowohl beim Lustspiel wie bei Schauspiel und Tragödie beobachtet werden müssen. Die kleinern kritischen Schriften, in denen er einzelne Gattungen der Poesie bespricht, sind, wenn auch von weniger allgemeiner Wirkung, doch nicht ohne Einfluß geblieben. Dahin gehört zuerst: „Pope ein Metaphysiker." Sie wurde von Lessing und seinem Freund Mendelssohn gemeinschaftlich bearbeitet, doch ist das meiste von Lessing. Es wird darin mit überzeugender Schärfe dargethan, daß philosophische Systeme kein Stoff für die Poesie, und daß ein Lehrgedicht daher ein Unding sei. Obgleich zuerst

nicht viel beobachtet, wurde diese Schrift doch später die Veranlassung, daß man sich zum Vortheil der Poesie mehr und mehr vom Lehrgedichte abwandte.

Eben so blieben zwei andere Abhandlungen: „Ueber die Fabel“, welche zugleich mit seinen Fabeln erschien, und: „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“, wobei er unter den Deutschen vorzüglich auf Friedrich von Logau aufmerksam machte und dessen Epigramme herausgab, nicht ohne bedeutende Wirkung. Seine übrigen kritischen Schriften, wenn auch an sich von hohem Interesse, haben doch für die Literaturgeschichte weniger Bedeutung. Es sind dies: „Vademecum für Samuel G. Lange“, in welchem er diesem mit Witz und Geschmack die fehlerhafte Uebersetzung des „Horaz“ nachweist. Dann seine „Rettungen“, in denen er mehrere in der Literatur bedeutende Männer, vor allem Horaz, vor unbegründeten, aber allgemein verbreiteten Beschuldigungen in Schutz nahm. Später rief seine Beschäftigung mit der antiken Kunst die kleine Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“, sowie seine Streitschriften gegen den Professor Klotz hervor, der sich durch mannichfaltige Kenntnisse und Fertigkeit in der lateinischen Sprache bekannt gemacht, doch aber seinen Ruhm hauptsächlich Intriguen zu verdanken hatte. Diese Schriften erschienen unter dem Titel: „Briefe antiquarischen Inhalts“, und berühren zwar ihres Stoffes wegen die Literatur gar nicht, doch wegen der ausgezeichneten Darstellung sind sie als Sprachdenkmale von der größten Wichtigkeit, und man muß nur bedauern, daß Schriften von dieser Trefflichkeit nicht Gegenstände von allgemeinerm Interesse behandeln, und gegen eine so unbedeutende Persönlichkeit gerichtet waren, da beide Ursachen der weitern Verbreitung entgegenstehn.

Eine zweite Reihe polemischer Schriften Lessings sind schon ihres Inhalts wegen von größerm Interesse. Es sind dies die theologischen Streitschriften gegen den Hauptpastor Götze und den Direktor Schumann in Hamburg, die eben so wenig wie seine philosophischen Schriften in eine Geschichte der Literatur gehören. Doch abgesehn von der kunstvollen Darstellung derselben, werfen beide auf Lessings Charakter sowohl, wie auf seine umfassenden Kenntnisse einen so bedeutsamen Blick, und die Erstern namentlich spielen eine so wichtige Rolle in seinem Leben, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden können.

Lessing hatte erst kurz sein Amt als Bibliothekar in Wolfenbüttel angetreten, als er dort eine sehr wichtige Handschrift, das bis dahin für verloren gehaltene Werk des berühmten Theologen: Berengar von Tours (gestorben 1068), über die Transsubstantiation auffand. Er gab dieses Werk nicht heraus, sondern machte in einer Schrift: „Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben“, darauf aufmerksam. Dadurch erwarb er sich den Beifall der orthodoxen Geistlichen, namentlich des Hauptpastor Götze in Hamburg, mit dem er persönlich bekannt war. Im Jahre 1774 gab er darauf, auch aus der Wolfenbütteler Bibliothek: „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten“, heraus, das heißt Auszüge aus

einem Werk, dessen eigentlicher Titel lautet: „Apologie, oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." (Als den Verfasser dieser Schrift stellte sich später der Hamburger Professor „Hermann Samuel Reimarus" heraus, der 1694 geboren, 1765 gestorben, außer dieser noch mehrere andere Schriften über die Vernunftreligion verfaßt hatte.) Diese von Lessing herausgegebenen Fragmente faßten ziemlich alles zusammen, was schon früher gegen den Offenbarungsglauben und für die Vernunftreligion gesagt worden war. Lessing, keineswegs mit allen Behauptungen des Ungenannten einverstanden, wie man ihm Schuld gab, wollte mit der Herausgabe dieser Schrift nur einen Kampf hervorrufen, aus dem die Wahrheit siegreich und klar hervorgehen sollte. Dieser Kampf ließ nicht lange auf sich warten, aber er wurde von der gegnerischen Seite, namentlich von dem Pastor Götze, nicht mit Geist, sondern nur mit Leidenschaft und Rohheit geführt, wodurch er natürlich für die Feststellung religiöser Wahrheiten die Folgen nicht hatte, die Lessing von ihm hoffte. Aber für die deutsche Prosa war dieser Streit von unberechenbarem Nutzen, denn alle die Schriften, mit welchen er die Angriffe seiner Gegner abwies, und das Werk des Ungenannten vertheidigte, gehören zu den größten Meisterwerken der Beredtsamkeit, in denen eine Macht und Fülle liegt, wie seit Luther und Hutten nicht wieder gehört worden und auch seitdem unerreicht geblieben ist.

Die Schriften gegen den Direktor Schumann: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", und „Das Testament Johannis, ein Gespräch", sind nicht weniger vollendet wie die andern, aber während er in der Götz'schen Streitschrift die Rohheit des Gegners mit Schärfe und Ironie erwiedert, beantwortet er die, aus wirklichem Forschungstrieb, in anständiger Form an ihn gerichteten Fragen in eingehender, aber milder und edler Weise.

Ueber den hohen Werth der philosophischen Schriften: „Ernst Falk, Gespräche für Freimaurer", und „Die Erziehung des Menschengeschlechts", welches, so wie es vorliegt, nur noch Fragment ist, erscheint es wohl unnöthig ein Urtheil zu fällen.

Nicht besser ließe sich wohl diese Besprechung Lessings schließen, die in den meisten Punkten nur andeutend sein konnte, da der Raum mangelt, solche Werke erschöpfend zu behandeln, als mit Schillers „Xenie" über ihn, gewiß ein treffendes und nicht zu mildes Urtheil, da allgemein Klage geführt wurde über die zu scharfen und bittern Bemerkungen der Xenien:

**Achilles.** (Lessing.)

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, herrscht über die Geister der Geist.

## Aus Lessings Werken.

### **Hamburgische Dramaturgie.**

Achtzigstes Stück.

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf

einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde. Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden; und gleichwohl will man lieber alle andern darin erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden in's Theater; und nur wenige und diese wenige nur sparsam aus anderer Absicht.

Ich sage wir, unser Volk, unsere Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken, das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Kein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! — Man höre einen Franzosen selbst davon sprechen.

„Bei den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters," sagt der Herr von Voltaire, „fand sich ein verborgener Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von selbst keine höhern Ideen haben konnte, als ihm die großen Meister durch ihre Muster beibrachten. Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler aufgenutzt; er sagt nämlich, daß unsere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken solle, auf's höchste Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle der Erschütterung und Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief genug gingen. Es ist nicht zu läugnen, Saint-Evremont hat mit

dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französischen Theaters getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfasser der elenden Komödie „Sir Politik Wouldbe" und noch einer andern eben so elenden, „Die Opern" genannt, ist; daß seine kleinen gesellschaftlichen Gedichte das kahlste und gemeinste sind, was wir in dieser Gattung haben; daß er nichts als ein Phrasendrechsler war; man kann keinen Funken Genie haben und gleichwohl viel Witz und Geschmack besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er die Ursache, warum die meisten von unsern Stücken so matt und kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt; das andere hatten wir Alles.

Das ist: wir hatten Alles, nur nicht das, was wir haben sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber," fährt er fort, „diese einförmige Mattigkeit entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste der Galanterie, der damals unter unsern Hofleuten und Damen so herrschte und die Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte, nach dem Geschmacke des „Cyrus und der Clelie." Was für Stücke sich hiervon noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen, politischen Raisonnements, dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho so kalt, und den Surena und Attila so elend gemacht haben. Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe pathetische von unserer Scene zurückhielt und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte; und diese war das enge schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welch große tragische Action ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzählungen bestehen, und so wurden sie mehr Gespräche als Spiele. Jeder Akteur wollte in einem langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieser Form fiel alle theatralische Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenschaften, alle die kräftigen Gemälde der menschlichen Unglücksfälle, alle die schrecklichen bis in das Innerste der Seele dringenden Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anstatt es zu zerreißen."

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit, Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene lassen uns nichts als den Fat oder den Schulmeister hören; und diese fordern, daß wir nichts als den Menschen hören sollen.

Aber die zweite Ursache? — Sollte es möglich sein, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen einen solchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Ist es wahr, daß jede tragische Handlung Pomp und Zurüstungen erfordert? Oder sollte der Dichter nicht

vielmehr sein Stück so einrichten, daß es auch ohne diese Dinge seine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Aristoteles sollte er es allerdings. Furcht und Mitleid, sagt der Philosoph, läßt sich zwar durch's Gesicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst entspringen, welches letztere vorzüglicher und die Weise des besseren Dichters ist. Denn die Fabel muß so eingerichtet sein, daß sie auch, ungesehen den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört, zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringt; sowie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Diese Absicht aber durch das Gesicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunst, und ist deren Sache, welche die Vorstellung des Stücks übernommen.

Wie entbehrlich überhaupt die theatralischen Verzierungen sind, davon will man mit den Stücken des Shakspeares eine sonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten wegen ihrer beständigen Unterbrechung und Veränderung des Orts des Beistandes der Scenen und der ganzen Kunst des Dekorateurs wohl mehr als eben diese? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen sie gespielt wurden, aus nichts bestanden als aus einem Vorhange von schlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verständnisse des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hilfe kommen konnte; und dem ohngeachtet sagt man, waren damals die Stücke des Shakspeares ohne alle Scenen verständlicher, als sie es hernach mit denselben gewesen sind.

Wenn sich also der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo sie nöthig scheint, ohne besondern Nachtheil seines Stücks wegbleiben kann: warum sollte es an dem engen, schlechten Theater gelegen haben, daß uns die französischen Dichter keine rührendern Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen selbst.

Und das beweiset die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzosen eine schönere, geräumlichere Bühne; keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet: die Coulissen sind leer; der Dekorateur hat freies Feld; er malt und baut dem Poeten alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn die wärmeren Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug; ein Gespenst oben darein; und doch kenne ich nichts kälteres, als seine Semiramis.

## Einundachtzigstes Stück.

Will ich nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? Daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sei? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bonhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigste

Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es gibt ebenso viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer; der Braß von dem Volke aber ist keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: Die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine, sie haben es noch nicht, weil sie es schon gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freilich durch etwas bestärkt, daß sie vorzüglich vor allen Völkern haben, aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen falle) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Kritik setzten nach und nach diesen Unterschied in's Helle; und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmack seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sei: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte; und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei, so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage ( die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender sein könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst und zum Theil ihre Nachbarn mit hintergangen; nun komme einer und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet, und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten) als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen, — nichts anders als das kahlste, wässerigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet: so sucht er, bei einer nach der andern, entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kommt, beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden: jetzt einmal Mitleid ohne Furcht, ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrique und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid, aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phokas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille, und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen, so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan; und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: Durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen, die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaft in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen, genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahirt hatte; es mußten Tragödien werden, welche keine Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französischen Tragödien geworden, weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des

Corneille sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen; aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit noch eher die erste als die zweite Absicht erreichten. Unsere Tragödie, sagt er, ist zu Folge jener noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur sehr selten, die doch gleichwohl die wichtigere ist, und sie reinigt die übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder da sie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und allein die Liebe sein, woraus denn klar erhellt, daß ihr Nutzen nur sehr klein ist. Gerade umgekehrt! Es gibt noch eher französische Tragödien, welche der zweiten, als welche der ersten Absicht ein Genüge leisten. Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl in's Licht setzen, aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann, aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nichts anders, als sehr gute Köpfe sein, sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragische Dichter sind, nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht. Diese sind selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles im Widerspruch; aber jene desto öfter. Denn nur weiter. —

## Zweiundachtzigstes Stück.

4. Aristoteles sagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all sein Verschulden, in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so was sei gräßlich. — Ganz recht, sagt Corneille: ein solcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verursacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung also, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie sein soll, würde, wenn sie nicht sehr fein behandelt wäre, diese ersticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden sollte. Der Zuschauer würde mißvergnügt weggehen, weil sich allzuviel Zorn mit dem Mitleid vermischt, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen können. Aber — kommt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen, — aber, wenn diese Ursache wegfällt, wenn es der Dichter so eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für sich als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdann? — O alsdann, sagt Corneille, halte ich dafür, darf man sich gar kein Bedenken

machen, auch den tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen. — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den Tag hinein schwatzen kann; wie man sich das Ansehen geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist gräßlich. Aus diesem Denn, aus dieser Ursache macht Corneille ein Insofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragisch zu sein aufhört. Aristoteles sagt: es ist durchaus gräßlich und eben daher untragisch. Corneille aber sagt: es ist untragisch, insofern es gräßlich ist. Dieses Gräßliche hindert Aristoteles in dieser Art des Unglückes selbst; Corneille aber setzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber desselben verursacht. Er sieht nicht oder will nicht sehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders ist, als dieser Unwille; daß, wenn auch dieser ganz wegfällt, jenes doch noch in seinem vollen Maaße vorhanden sein kann; genug, daß vor's erste mit diesem verschiedene von seinen Stücken gerechtfertigt scheinen, die er so wenig wider die Regeln des Aristoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermessen genug ist, sich einzubilden, es habe dem Aristoteles bloß an dergleichen Stücke gefehlt, um seine Lehre darnach näher einzuschränken und verschiedene Manieren daraus zu abstrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtschaffenen Mannes ein tragischer Gegenstand werden könne. En voici, sagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyait pas d'exemples sur les théâtres de son tems. Und von wem sind diese Exempel? Von wem anders, als von ihm selbst? Und welches sind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geschwind sehen. — Die erste, sagt er, ist, wenn ein sehr Tugendhafter durch einen sehr Lasterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkommt, und so, daß der Lasterhafte sich selbst darin verstrickt, wie es in der Rodogune und im Heraklius geschieht, wo es ganz unerträglich würde gewesen sein, wenn in dem ersten Stücke Antiochus und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphirt hätten. Das Unglück der erstern erweckt ein Mitleid, welches durch den Abscheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erstickt wird, weil man beständig hofft, daß sich irgend ein glücklicher Zufall ereignen werde, der sie nicht unterliegen lasse. Das mag Corneille sonst Jemanden weiß machen, daß Aristoteles diese Manier nicht gekannt habe! Er hat sie wohl gekannt, daß er sie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigstens mit ausdrücklichen Worten für angemessener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieses vergessen hatte? Aber so geht es Allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört diese Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, sondern befindet sich nur auf dem Wege zum Unglück, welches gar wohl mitleidige Besorgnisse für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu sein. — Nun, die zweite Manier! Auch kann es sich zutragen, sagt Corneille, daß

ein sehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl eines andern umkommt, der nicht lasterhaft genug ist, unsern Unwillen allzusehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix seinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, so ist es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Christen, der ihn uns verabscheuungswürdig machen würde, sondern bloß aus kriechender Furchtsamkeit, die sich nicht getraut, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor dessen Hasse und Rache er in Sorge steht. Man faßt also wohl einigen Unwillen gegen ihn und mißbilligt sein Verfahren; doch überwiegt dieser Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn seine wunderbare Bekehrung zum Schlusse des Stücks nicht völlig wieder mit den Zuhörern aussöhnen sollte. Tragische Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten und selbst in Athen gegeben. Warum sollte es also dem Aristoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben so erleuchtet zu werden, als Corneille? Possen! Die furchtsamen, schwanken, unentschlossenen Charaktere, wie Felix, sind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen sie noch obendrein ihrerseits kalt und ekel, ohne sie auf der andern Seite im geringsten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie gesagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abscheu, den sie erwecken, sondern in dem Unglücke selbst, das jene unverschuldet trifft; das sie einmal so unverschuldet trifft als das andere, ihre Verfolger mögen böse oder schwach sein, mögen mit oder ohne Vorsatz ihnen so hart fallen. Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig als gotteslästerlich ist? — Das Nämliche würde sicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn sie Corneille nicht selbst näher anzugeben vergessen hätte.

3. Auch gegen das, was Aristoteles von Unschicklichkeit eines ganz Lasterhaften zum tragischen Helden sagt, als dessen Unglück weder Furcht noch Mitleid erregen könne, bringt Corneille seine Läuterungen bei. Mitleid zwar, gesteht er zu, könne er nicht erregen, aber Furcht allerdings. Denn ob sich schon keiner von den Zuschauern der Laster desselben fähig glaubte, und folglich auch desselben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: so könne doch ein Jeder irgend eine jenen Lastern ähnliche Unvollkommenheit bei sich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derselben gegen sie auf seiner Hut zu sein lernen. Doch dieses gründet sich auf den falschen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerspricht sich selbst. Denn ich habe schon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsere Furcht erregen könne,

auch nothwendig unser Mitleid erregen müßte. Da er aber dieses, wie Corneille selbst zugesteht, nicht kann: so kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeschickt, die Absicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Aristoteles hält ihn hierzu noch für ungeschickter als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Helden aus der mittleren Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher besser als schlimmer wählen solle. Die Ursache ist klar; ein Mensch kann sehr gut sein und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzt, daß uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben, bloß zu den Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen, bloß zur Abstechung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf sie beruhen lassen, so wie in der Rodogune; und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber also sollte sich der Dichter auch schon deßwegen ihrer so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hülfsmittel sind, durch die sie der Dichter desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser sein würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

## Aus den theologischen Streitschriften.

### Eine Parabel.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Götze in Hamburg.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählt, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wolle.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären rc.

## Die Parabel.

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast, von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: Denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erreichen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her gestreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein Jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes

herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein Jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein Jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur Wenige sagten: was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein Anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr Jeder von seinem Lager auf, und Jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. Laßt uns den nur retten! dachte Jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!

Und so lief ein Jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr Beide hin? Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber es brennt gewiß hier? — Lösch ihn hier, wer da will. Ich lösch ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht! —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

### Die Bitte.

Ein anderes ist ein Pastor, ein anderes ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchspäht Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen, und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeig ich es an. Fürs erste in unsern Catalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertraut sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deßwegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letzteren, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neueren

ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unseren Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben so wohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von Ihnen zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen; wäre es billig, aus dieser Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben so wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich; dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, so geschäftigt ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den

wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse.

## Das Absagungsschreiben.

### Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder auf mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61. bis 63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Götze, wird die

Nachwelt sagen, Götze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauer-süße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verläumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennt weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, und auf einmal im 61. Stück ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Götze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherischen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? — Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude hier nicht stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O, daß er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, Du! — Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — — —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurückhalten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als seine eigenen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen, Götze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Hiegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet; nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmarka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eins werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu be-

handeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Götze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.

## Epigramme.

### Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die denn an.

### Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte —
Sind beides, Bütt' und Mensch nicht allzu morsch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

### An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken,
Du lobst mich in's Gesicht? Das will ich dir gedenken!

### Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

### Sittensprüche.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Bav selbst hat manchen guten Schauer,
Wär' Eselstrab auch nur von Dauer.

## Lieder.

### Antwort eines trunkenen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! Du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

### Die Beredtsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um:
Dieses lernt an unsern Tischen.

Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

### Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O, Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

### Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bachusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh', da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche Dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst Du leben:
Ruft er. Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dieß den Ohren
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig, denn beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

## Fabeln.

### Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst Du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, sagte die Nachtigall, aber deßwegen darfst Du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde Dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht.

### Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

### Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn Du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht vernünftiges und sinnreiches sagen.

Dich etwas sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, Du seist der Sittenlehrer und ich der Esel?

### Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest Du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward versöhnt.

### Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe Dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich Deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in Deinen Speichel legen.

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt Du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

**Der Fuchs.**

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

## Fünfte Gruppe.

## Lessings Anhänger in der dramatischen Poesie.

### Einleitung.

Wenn man im 17. Jahrhundert Andreas Gryphius nicht ganz mit Unrecht den Vater der deutschen Tragödie nannte, so verdient Lessing mit noch größerm Rechte für die neuere Zeit, diesen Namen. Denn, was auch Gryphius geschaffen hatte, nach ihm versank die dramatische Poesie bei den Deutschen wieder gänzlich in sklavische Nachahmung fremder Muster, und es gehörte ein neuer Schöpfergeist dazu, aus diesem Chaos von unverstandenen, schlecht angewandten Regeln eine wirkliche Tragödie zu bilden, und dieser Schöpfergeist war, wie wir gesehen haben, Lessing. Namentlich schuf er durch „Emilia Galotti" das bürgerliche Trauerspiel, eine Gattung der dramatischen Poesie, die vornehmlich dem deutschen Charakter zusagt; und durch „Minna von Barnhelm" ein deutsches Originallustspiel, in welchem auf einem bedeutenden, aus der deutschen Geschichte genommenen Hindergrund, deutsche Charaktere zur Anschauung gebracht werden. In beiden Gattungen hatte Lessing viele Nachfolger. Beinahe alle frühern, steifen und hölzernen Stücke verschwanden von den Bühnen, und Jeder wollte sich in diesen neuen Richtungen versuchen. Aber es waren unter Allen nur Wenige, die es verstanden, mit Geschmack und Talent in Lessings Fußstapfen zu treten, und es verhinderten daher die Menge seiner geistlosen Nachahmer, theils mit ihren unsinnigen Soldatenstücken, theils mit ihren weinerlichen Familienscenen, daß der ausgestreute Samen des guten Geschmacks zur vollen Blüthe gedeihen konnte.

Die hervorragendsten dieser Nachfolger Lessings in der dramatischen Poesie sind: Christian Felix Weiße, Johann Christian Brandes, Joachim Wilhelm Freiherr von Brawe, Lessings Bruder Karl, Christoph Friedrich Bretzner, Johann Friedrich Schink, August Wilhelm Iffland, August Friedrich Ferdinand von Kotzebue und Gustav Anton Freiherr von Seckendorf. Außer diesen und den, wegen ihrer übrigen Poesien schon bei andern Gruppen Erwähnten, wie Dusch, Pfeffel, Gerstenberg, Sprickmann und Leisewitz, die in ihren dramatischen Dichtungen Lessings Vorgang folgten, gab es noch manche platte und geistlose Nachahmer desselben, denen alles tiefere Verständniß für seine Größe abging, und die sich nur an das Aeußerliche seiner Dramen hielten, daher keine Erwähnung verdienen, doppelt, da ihre Stücke auch bald vergessen wurden, während die meisten der Obengenannten sich theilweise bis jetzt noch auf den Bühnen erhalten haben.

Christian Felix Weiße, geboren den 28. Januar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Sein Vater, Rektor der dortigen Stadtschule, starb kurz nach des Sohnes Geburt, nachdem er eben einem Rufe als Direktor des Gymnasiums in Altenburg gefolgt war. An letzterm erhielt Weiße seinen ersten Unterricht, bis er 1746 die Universität Leipzig bezog, um Philologie und Theologie zu studieren. Durch seine Anlagen zur Poesie, die sich schon früh bei ihm gezeigt hatten, und seine literarischen Bestrebungen wurde er in Leipzig nicht nur mit den Mitgliedern der sächsischen Schule bald bekannt, und betheiligte sich an den „Bremer Beiträgen", sondern auch mit Lessing, zu dem ihn gleiche Begeisterung für das Theater am lebhaftesten hinzog, und mit dem er, um sich freien Eintritt zu verschaffen, aus dem Französischen übersetzte und kleine theatralische Versuche herausgab. Gleich Lessing gab auch er bald das theologische Studium ganz auf, und nahm gerne 1750 eine Hauslehrerstelle beim Grafen von Geyersberg an, weil ihm dadurch die Möglichkeit gegeben war, in Leipzig zu bleiben, wo ihn seine Freunde und das Theater fesselten. Auch war ihm der Aufenthalt zu seiner eignen Ausbildung sehr nützlich, da er mit seinem Zögling alle Vorlesungen besuchte, und 1759 als dessen Begleiter mit ihm nach Paris reiste. Nach der Rückkehr von Paris wurde er eine Zeit lang Gesellschafter des Grafen Schulenburg in Thüringen und 1761 erhielt er die Stelle eines Obersteuersekretärs in Leipzig, die ihm hinlänglich Muße zu literarischen Arbeiten ließ. Als ihm im Jahre 1790 durch Erbschaft das Rittergut Stötteritz bei Leipzig zufiel, lebte er dort glücklich im Schooße seiner Familie (er hatte sich 1763 verheirathet), geliebt von Freunden und Bekannten, und bis zu seinem Tode literarisch thätig. Er starb auf Stötteritz den 16. Dezember 1804.

Weiße gehört, streng genommen, nicht zu Lessings Nachfolgern, eben so wie er ganz zu keiner der, in der vorigen und dieser Periode genannten Gruppen gerechnet werden kann. In seinen scherzhaften und Amazonenliedern vertritt er die Richtung der preußischen Schule; seine geistlichen und Kinderlieder und die Wochenschrift: „Der Kinderfreund", vertreten mit ihrem belehrenden und moralischen Zweck die Ansichten der sächsischen Schule, mit deren Mitgliedern er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand. Während er in den ersten seiner dramatischen Poesien noch ganz den Gottsched'schen Ansichten huldigte, tritt er in einigen andern als entschiedener Gegner desselben auf; und erst in seinen spätern dramatischen Arbeiten ist Lessings Einfluß sichtbar, mit dem er von da an gemeinschaftlich zur Hebung des deutschen Theaters thätig war; wenn er auch nicht immer dessen Grundsätze bei seinen dramatischen Arbeiten im Auge behielt. Besonders darin nicht, daß er die französische Regelmäßigkeit mit der leidenschaftlichen Erhabenheit der englischen Dramen zu verbinden strebte, während Lessing alles Französische vom deutschen Theater verbannt wissen wollte. Er wurde trotzdem hier zu Lessings Anhängern gerechnet, da sein Talent wie seine Wirksamkeit auf dramatischem Gebiete sich hauptsächlich entfaltete, und er im Allgemeinen doch Lessings Anschauungen huldigte. Ohne ein hervorragendes

Dichtertalent zu besitzen, war seine vielseitige literarische Thätigkeit doch von großem Einflusse auf seine Zeitgenossen, und manche seiner Opern und Lustspiele haben sich bis heute auf den Brettern erhalten, namentlich durch die eingestreuten launigen Lieder, während seine Trauerspiele für jene Zeit wahre Muster der dramatischen Poesie, von den spätern Meisterwerken unserer großen Dichter verdrängt wurden. Zu seiner Zeit fanden sowohl seine heitern Lieder, die er unter dem Titel: „Scherzhafte Lieder", herausgab, als auch die Amazonen- und Kinderlieder, ungemeinen Beifall, doch sind sie alle ohne höhern poetischen Werth und jetzt, bis auf die wenigen seinen Opern einverleibten, die sich durch ihre leichte Singbarkeit erhalten haben, völlig vergessen. Die „Amazonenlieder" sollten nach Art der Gleim'schen „Grenadierlieder", Kriegsgesänge sein, sind als solche aber gänzlich verfehlt. Die Wochenschrift: „Der Kinderfreund", war, wenn auch etwas steif und pedantisch gehalten, doch nicht ohne wohlthätigen pädagogischen Einfluß, während er in seinen „Kinderliedern", die er hauptsächlich für seine eignen Kinder dichtete, zuerst den unleidlich pedantischen Ton anschlug, der zum Schaden der Poesie später viefach nachgeahmt wurde, worin den jungen Gemüthern unkindliche moralisirende Betrachtungen in den Mund gelegt werden. Seine Hauptthätigkeit aber verlegte Weiße auf die dramatische Poesie und auf die kritische Zeitschrift: „Bibliothek der schönen Wissenschaften", deren Redaktion er 1759 von Nicolai übernahm und eine lange Reihe von Jahren allein besorgte, und die, wenn auch bedeutend unter den Literaturbriefen und andern kritischen Schriften der Zeit stehend, doch nicht ohne günstigen Einfluß auf die ästhetische Bildung des Volkes blieb.

Seine dramatische Laufbahn begann Weiße mit einigen Lustspielen, wie: „Die Matrone von Ephesus", und „Die Leichtgläubigen", die noch in Gottsched'scher Manier abgefaßt sind. Doch in der darauf folgenden komischen Oper: „Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los", sagte er sich ganz von dessen Anschauungen los. Da Gottsched, nicht mit Unrecht, die Opern von der Bühne durchaus verbannen wollte, so erregte dieses Stück seinen höchsten Zorn, und er suchte es mit allen Waffen zu bekämpfen. Aber er ließ sich von seiner Leidenschaft zu unbesonnenen Schritten hinreißen, wodurch sein schon erschüttertes Ansehn vollends vernichtet wurde. Dieser Oper ließ Weiße noch eine Menge anderer Singspiele folgen, wie: „Lottchen am Hofe", „Die Liebe auf dem Lande", „Die Jagd", „Der Erntekranz", „Der Dorfbarbier", und „Der lustige Schuster", die von den vorzüglichsten Musikern seiner Zeit componirt und stets mit Beifall aufgeführt wurden. Ebenso seine Lustspiele, von denen die bekanntesten: „Die Poeten nach der Mode", und „Amalie", sind, die sich durch lebendige Handlung und leichten Dialog auszeichnen. Später wandte er sich auch dem Trauerspiel zu. Er schrieb die antiken Dramen: „Atreust und Thyest", und „Die Befreiung Thebens", dann die historischen Dramen: „Eduard III.", und „Richard III.", die bürgerlichen Trauerspiele: „Romeo und Julie", und „Jean Calas", in denen allen, namentlich den vier letztern er französischen

und englischen Geschmack zu verbinden und besonders Shakspeare nachzueifern strebte, was ihm aber bei seinem beschränkten Talente nur sehr unvollkommen gelang, doch zeigt sich in denselben für jene Zeit schon ein bedeutsamer und erfreulicher Fortschritt.

Noch ist zu erwähnen, daß Weiße auch nebst mancherlei Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen „Uzens Werke", und „Rabeners Briefe von einer Lebensgeschichte desselben begleitet", und eine „Selbstbiographie", herausgab, die durch manche literar-historische Mittheilung noch jetzt Interesse gewährt.

Johann Christian Brandes, geboren 1735 zu Stettin, starb 1799 als Schauspieler in Berlin. In seinen dramatischen Arbeiten, die mit viel Bühnenkenntniß geschrieben sind, und daher großen Beifall fanden, benutzte er die Belehrungen und Regeln Lessings, mit dem er persönlich befreundet war, so weit es sein nicht sehr bedeutendes Talent erlaubte. Besonders fruchtbar war er als Lustspieldichter, von denen die besten sind: „Der Graf von Alsbach", „Trau, schau, wem", „Die Entführung", „Der geadelte Kaufmann", und „Der liebreiche Ehemann oder der Schein trügt". Doch auch als Dichter von bürgerlichen Trauerspielen, z. B.: „Miß Fanny", machte er sich bekannt.

Seine Selbstbiographie, die er am Ende seines bewegten Lebens verfaßte, ist anziehend durch den naiven Ton und interessant durch die zahlreichen Einzelheiten über Städte und Provinzen.

Joachim Wilhelm Freiherr von Brawe, geboren 1738 zu Weißenfels, starb daselbst 1758. Mit seinem ersten Trauerspiel: „Der Freigeist", bewarb er sich um den von der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel, den aber nicht er, sondern der Mitbewerber Cronegk erhielt. Außer dem „Freigeist" schrieb er nur noch ein Trauerspiel: „Brutus."

Lessing, mit dem er befreundet, unterstützte ihn mit Rath und That bei seinen Poesien, und man kann daher nicht wohl über Brawes Dichtertalent ein bestimmes Urtheil fällen, weil man nicht weiß, ob die Vorzüge, die seine Poesien auszeichnen, dem Einfluß Lessings zuzuschreiben sind. Auch starb er so früh, daß sein Dichtertalent unmöglich schon ausgebildet sein konnte. Lessing gab seine beiden Dramen heraus.

Karl Gotthelf Lessing, geboren 1740 zu Kamenz, starb 1812 als Münzdirektor in Breslau. Durch seinen Bruder zum Dichten angeregt, wandte er sein Talent ganz der dramatischen Poesie zu, und schrieb eine Reihe von Lustspielen, worunter sich manche recht gelungene, z. B. „Der Wildfang", befinden. Er benutzte zu denselben vielfältig englische Stücke, und befolgte die poetischen Grundsätze seines Bruders bei deren Abfassung. Auch gab er den Nachlaß seines Bruders, von einer gelungenen Schilderung seines Lebens begleitet, heraus.

August Wilhelm Iffland, geboren 1759 in Hannover, bildete sich unter Eckhof in Gotha zum Schauspieler, und starb 1814 in Berlin als

Generaldirektor aller königlichen Schauspiele. Einen so wohlverdienten Ruhm sich Iffland als einer der bedeutendsten Schauspieler erwarb, und dadurch wohlthätig auf Verbesserung der Schauspielkunst wirkte, einen so schädlichen Einfluß hatte er als dramatischer Dichter, da durch seine Stücke, die mit Bühnenkenntniß geschrieben und auf Effekt berechnet waren, daher zu ihrer Zeit ungemeinen Beifall fanden, und noch jetzt zuweilen aufgeführt werden, aller gute Geschmack beim Publikum verloren gehn mußte. Er war der Hauptvertreter jener platten Nachahmer Lessings, die statt dessen scharfer und feiner Charakterschilderung, die in „Emilia Galotti" so einzig ist, nur die platte Alltäglichkeit als eigentliches Element des bürgerlichen Dramas ansahen, und diese, in ihrer ganzen nüchternen Wahrheit auf die Bühne brachte. Daher haben seine sämmtlichen dramatischen Werke, die 16 Bände füllen, und aus bürgerlichen Trauerspielen und rührenden Lustspielen oder sogenannten „Familiengemälden" bestehn, gar keinen poetischen Werth, so berühmt auch manche, wie: „Die Jäger", „Die Dienstpflicht", und andere waren. Seine Selbstbiographie, die er unter dem Titel: „Meine theatralische Laufbahn", herausgab, ist dagegen von Werth für die Geschichte des deutschen Theaters jener Zeit. Eine Auswahl seiner besten theatralischen Werke erschien 1844 in zehn Bänden.

August Friedrich Kotzebue, der sich seit 1785, wo er Präsident des Gouvernementsmagistrats in Esthland war, mit welcher Stelle der Adel verbunden, von Kotzebue nannte, wurde 1761 in Weimar geboren. Nach mannichfachen wechselnden Schicksalen, nachdem er verschiedene Stellen in russischen Diensten bekleidet hatte, und schließlich als russischer Spion, zuerst in Weimar, dann in Mannheim lebte, wurde er dort 1819 von einem freiheitsschwärmerischen Studenten, Ludwig Sand aus Wunsiedel, ermordet. —

Kotzebue war einer der größten Vielschreiber, die es jemals gab, da er nicht nur Dramen aller Art, Trauerspiele, Ritterstücke, rührende Lustspiele, Possen und Opern, zusammen 210, sondern auch Romane, Novellen, Erzählungen in Prosa und in Versen, satyrische und lyrische Gedichte, historische und biographische Werke, Reisebeschreibungen und didaktische Schriften mancherlei Art verfaßte; auch belletristische, literarische und politische Zeitschriften herausgab, und zum größten Theil selbst schrieb. Trotz dieser Fruchtbarkeit würde er, da keins seiner Werke poetischen Werth besitzt, in der Literaturgeschichte kaum Erwähnung verdienen, wenn er nicht seiner Zeit von freilich sehr nachtheiligem, aber großem Einfluß, namentlich durch seine dramatischen Poesien, auf den Geschmack des Publikums gewesen wäre, so daß sich beinahe alle bedeutenden Männer der Zeit veranlaßt sahen, in Wort und Schrift entschieden gegen ihn aufzutreten. So nicht nur Goethe und Schiller, vor allen auch die beiden Schlegel, die Häupter der Romantiker, deren heftigster Gegner Kotzebue war. Besonders sind zu erwähnen von A. W. Schlegel: „Kotzebues Ehrenpforte", „Kotzebues Reisebeschreibung", „Kotzebues Rettung oder der lügenhafte Verbannte". In seinen dramatischen Werken ist Kotzebue mit Iffland, mit dem er auch Bühnenkenntniß und Effekthascherei gemein hat,

und daher gleiche Berühmtheit erlangte, der Vertreter der platten poesielosen Nachahmer Lessings. Aber während Iffland, in dessen Stücken stets sittlicher Ernst und strenge Moralität die Hauptmotive sind, nur den poetischen Geschmack des Publikums verdarb, untergrub auch Kotzebue zugleich das moralische Bewußtsein seiner Zuhörer durch die Frivolität und Nichtswürdigkeit seiner Poesien. Am wenigsten verderbt sind noch seine Lustspiele, oder richtiger Possen genannt, denn vom ächten Lustspiel haben sie nichts an sich. In vielen seiner Dramen sucht er berühmte Persönlichkeiten seiner Zeit lächerlich zu machen, da seiner Eitelkeit jeder Ruhm, den Andere erlangten, unangenehm war. So den Philosophen Kant im „Besuch oder die Sucht zu glänzen", so Goethe im „Incognito"; so Fichte in: „Don Ranudo de Colibrados"; so die beiden Schlegel im „Hyperboreischen Esel". Derselbe Geist der seine Schauspiele erfüllt, durchweht auch seine übrigen Schriften, namentlich die Romane, Novellen und Erzählungen, die biographischen und historischen Schriften wie seine Selbstbiographie: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens", „Preußens ältere Geschichte", und die Reisebeschreibungen: „Meine Flucht nach Paris im Winter 1790", und „Erinnerungen aus Paris".

Die von ihm herausgegebenen Zeitschriften: „Der Freimüthige", und „Das literarische Wochenblatt", waren besonders gegen die Romantiker gerichtet, zugleich aber auch gegen jede nationale und freie Entwickelung, und zeichnen sich weniger durch Gründlichkeit und Wahrheitsliebe, als durch heftigen, selbst rohen Ton aus. Das „Literarische Wochenblatt" wurde im Jahre 1821 von dem Buchhändler „Brockhaus" in Leipzig angekauft, der es zuerst unter dem Titel: „Literarisches Conversationsblatt", später „Blätter für literarische Unterhaltung", herausgab, die noch jetzt als eine der bessern kritischen Zeitschriften besteht.

Johann Friedrich Schink, geboren 1755 in Magdeburg, war zuerst Theaterdichter in Hannover, dann Dramaturg und Theaterdichter in Hamburg und später Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Als solcher starb er in Sagan 1835.

Er gab heraus geistliche Lieder, dramatische Dichtungen, Erzählungen und dramaturgische Schriften. In seinen gelungensten dramatischen Arbeiten, wie die bürgerlichen Dramen: „Lina Waller", „Die Leidenschaften"; die Lustspiele: „Theater zu Abdera", „Die Schriftstellerin", und andere mehr, trat er in Lessings Fußstapfen, doch später verließ er diesen Weg und schrieb im Sinne der Romantiker romantische Trauerspiele, wie: „Ein Grab mit der Geliebten", und romantische Erzählungen. Seine geistlichen Lieder sind innig und herzlich. Durch seine dramaturgischen Schriften: „Dramaturgische Fragmente", „Dramaturgische Monita", in denen er sich vielfach gegen die Uebertreibungen der Originalgenies aussprach, erwarb er sich einen rühmlichen Namen als Kritiker. Ebenso durch die Werke: „Darstellung des Lebens und des Charakters Lessings", und „F. v. Schillers, Don Karlos und Wallenstein ästhetisch, kritisch und psychologisch."

Christoph Friedrich Bretzner, geboren 1748 in Leipzig, starb 1807 daselbst als Kaufmann. Am bekanntesten wurde er durch das Singspiel: „Belmont und Constanze oder die Entführung aus dem Serail“, welches „Mozart“ in Musik setzte, wohl der Hauptgrund des Beifalls, den es fand. Doch auch seine übrigen dramatischen Poesien: bürgerliche Trauerspiele, Lust- und Singspiele sind, gleich seinen Romanen, nicht ganz werthlos, obschon allen seinen Schriften künstlerische Vollendung fehlt. Seine Lustspiele zeichnen sich namentlich durch ächte Komik und treffliche Einfälle aus.

Gustav Anton Freiherr von Seckendorf, geboren 1775 zu Meuselwitz, führte ein sehr unstätes Leben und befand sich bald in Amerika, bald in Europa in den verschiedensten Reichen und Städten, theilweise angestellt, theilweise als Privatmann lebend. Auch trat er, da er eine besondere Neigung für das Theater hatte, unter dem Namen Patrick Peale auf mehrern Bühnen als plastisch-mimischer Künstler auf, und starb 1823 in Amerika.

Als dramatischer Schriftsteller machte er sich durch Trauerspiele und Lustspiele bekannt. Seine Trauerspiele: „Otto III.“, und „Orsina“, zeichnen sich durch eine edle Sprache vor vielen andern aus. Letzteres ist eine Art Fortsetzung zu Lessings: „Emilia Galotti“. Die Lustspiele bekunden bedeutende Anlagen für das Komische. Auch gab er heraus: „Vorlesungen über Deklamation und Mimik“, und Grundzüge der philosophischen Politik.“

Friedrich Ludwig Schröder, geboren 1744 in Schwerin, übernahm nach dem Tode seines Stiefvaters: Ernst Ackermann, die Direktion der Bühne in Hamburg, und erwarb sich als Direktor, besonders aber als ausgezeichneter tragischer Schauspieler weitverbreiteten Ruhm. Er starb 1816 zu Rellingen.

Als dramatischer Dichter ist Schröder nicht von literargeschichtlicher Bedeutung, da er nur wenig selbständige Lustspiele, sogenannte Familiengemälde dichtete, wie der „Vetter aus Lissabon“, „Das Portrait der Mutter“. Aber als einer derjenigen bedeutenden Schauspieler, der nächst Eckhof und Iffland die Lessing'schen Ansichten seinerseits auf der Bühne verwirklichte, und dadurch nicht wenig zur Hebung der deutschen dramatischen Poesie beitrug, verdient er auch hier eine Stelle. Denn ohne so begabte Schauspieler, die Lessing verstanden und in seine hohen Kunstansichten eingingen, würde die dramatische Poesie sich nie haben heben können. Auch bearbeitete und übersetzte Schröder ausländische Stücke für das Theater: französische, italienische, vor allem aber englische und besonders Shakspeare, wodurch er zur Verbreitung dieses großen Dichters in Deutschland vieles beitrug; wie er auch der Erste war, der Goethes „Götz“ zur Darstellung brachte, nachdem er denselben so für die Bühne eingerichtet hatte, daß er bei dem noch nicht künstlerisch gebildeten Publikum Anklang finden konnte.

## Sechste Gruppe.

## Lessings Anhänger in der Prosa.

### Einleitung.

Nächst der dramatischen Poesie waren Lessings Reformbestrebungen hauptsächlich auf die Prosa gerichtet, und zwar auf die Prosa, die bei möglichst klarer, dabei aber auch edler und schöner Darstellung das höhere geistige Leben des Menschen zum Gegenstand hat. Mit ihm zugleich und nach ihm betraten eine Menge prosaische Schriftsteller denselben Weg, die eben deßwegen seinen Anhängern hier beigezählt werden, weil sie, sowohl dem Inhalt, wie der Darstellung nach, gleiche Bahnen wandelten. Auch standen die meisten derselben mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, und waren, wie er, auch als Kritiker von Bedeutung. Man begreift diese Schriftsteller, — die von der größten und wohlthätigsten Wirkung waren, nicht allein auf die Entwickelung der Sprache durch die edle Form ihrer Werke, sondern auch auf die geistige Ausbildung der Nation überhaupt durch den gediegenen Inhalt derselben, — gewöhnlich unter dem Namen: Popularphilosophen, eben weil sie in allgemein faßlicher Darstellung solche Zweige der Philosophie bearbeiteten, welche von praktischem Interesse und von größtem Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung der Menschen sind. Zu dieser Gruppe von Schriftstellern gehören: Johann Joachim Spalding, Justus Möser, Karl von Moser, Johann Kaspar Hirzel, Johann Georg Ritter von Zimmermann, Moses Mendelssohn, Friedrich Christoph Nicolai, Thomas Abbt, Johann August Eberhard, Johann Jakob Engel und Christian Garve.

**Johann Joachim Spalding**, geboren den 1. November 1714 zu Triebsees in Pommern, der Sohn des dortigen Predigers. Er besuchte zuerst die Schule seines Geburtsortes, dann das Gymnasium zu Stralsund, und studierte von 1731 bis 1734 in Rostock Theologie; erhielt dann in Greifswald, wo er seine Studien fortsetzte, eine Stelle als Hauslehrer. Bis 1745 war er an verschiedenen Orten als Hauslehrer thätig, und wurde in dem genannten Jahre Sekretär beim schwedischen Gesandten in Berlin. Dort lernte er die in Berlin weilenden Mitglieder der preußischen Schule, wie Gleim, Kleist und Ramler kennen, mit denen er in freundschaftliche Verbindung trat, und als er später, nachdem er erst 1749 Pastor in Lassohn, 1757 Prediger in Barth gewesen, 1764 als Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an der Nikolaikirche, nach Berlin zurückkehrte, erneuerte er ihre Freundschaft und wurde durch diese auch mit Lessing, Mendelssohn und Nicolai bekannt. Als im Jahre 1788 Friedrich Wilhelm II. ein Religionsedikt erließ, gegen welches Spalding vergebens Vorstellungen gemacht, legte er seine sämmtlichen Aemter, in denen er bis dahin auf's segensreichste gewirkt hatte, nieder, und brachte die letzten Jahre seines Lebens als Privatmann in Berlin zu. Er starb dort den 26. Mai 1804.

Spalding erwarb sich sowohl durch seine Predigten wie Schriften große Verdienste um die praktische Philosophie und um religiöse Volksaufkärung;

und steht auf diesem Gebiete den Männern würdig zur Seite, die allenthalben Licht und Wahrheit zu verbreiten suchten. Die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen geltend zu machen, und die sittliche Bildung als die Frucht der ächten Religiösität darzustellen, war der Hauptzweck aller seiner Werke. Dabei zeichnen sie sich durch Schönheit der Sprache, durch Wärme und Lebendigkeit der Darstellung aus, und wurde er auch nach dieser Seite hin von Einfluß für deutsche Sprache und Literatur.

In dem ersten seiner Werke: „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen", entwickelt er die Grundsätze der Sittenlehre aus dem Wesen der menschlichen Natur und weist mit überzeugenden Gründen nach, daß nur allein die Tugend wahre Befriedigung geben könne. Die siebente Auflage dieses Werkes vermehrte er mit vier Zusätzen: „Ueber den Werth der Andacht", „Das glückliche Alter", „Die menschlichen Erwartungen", und „Die Entschlossenheit", die nicht weniger trefflich und ansprechend wie die Hauptschrift sind. Diesem Werke ließ er dann folgen: „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum", die besonders gegen die sentimentale Gefühlsschwärmerei in der Religion gerichtet war, der er helle Erkenntniß und Rechtschaffenheit entgegensetzte. In seiner dritten Schrift: „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung", entwickelt er den schon von Luther aufgestellten Grundsatz, daß die Geistlichen nicht eine besondere Priesterkaste, sondern den Lehrstand in der Kirche bilden sollten. Außer den genannten Werken übersetzte er Schriften ähnlichen Inhalts aus dem Englischen und Französischen, und veranstaltete mehrere Sammlungen seiner Predigten. Seine von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung gab sein Sohn später heraus.

## Aus Spaldings Schrift.

### Bestimmung des Menschen.

Hierbei erkenne ich denn nun auch ungezweifelt, daß diese alles regierende Weisheit keine andere Absicht haben könne, als daß alle Dinge in ihrer Art und im Ganzen gut sein mögen. Dazu sind alle Gesetze eingerichtet, die sie in dieselben geleget hat. Dahin zielen die Bewegungen der Körper, und die ursprünglichen Triebe der verständigen Wesen. Die große Empfindung des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, die ich in mir erkannt habe, rührt nicht weniger von demjenigen her, der seine mächtigen Einflüsse überall ausbreitet. Es ist also eine göttliche Stimme, es ist die Stimme der ewigen Wahrheit, die dadurch in mir redet.

Da ich nun einen so ehrwürdigen Lehrer und Gesetzgeber an meinem Gewissen habe, so bin ich zwar deßwegen so viel mehr verbunden, auf seine Sprache, die sich ohne Unterlaß in dem innersten Grunde meiner Seele hören läßt, aufmerksam zu sein, und seinen Anweisungen zu gehorchen: allein, ich bin dann auch zugleich gewiß, daß die unwandelbare Redlichkeit, die ich hierin beweise, der richtige Weg ist, jenem Urbilde der Ordnung nach meiner Fähigkeit ähnlich zu werden, und ihm zu gefallen. Es ist nichts bei mir

möglich, das mir einen Werth geben kann, nichts, das mich mit der anfänglichen Einrichtung meiner Natur und mit den Absichten der höchsten Regierung übereinstimmig machen kann, als meine innerliche Richtigkeit. Dieser Grund des Wohlgefallens der Gottheit ist so ewig und unveränderlich, als sie selbst.

Höher kann sich denn auch meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von dem alles Gute hervorfließt; wenn der, der alles sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchschauet, wenn der mitten unter dieser Menge auch mich siehet und billiget. Nun sind mir die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als daß ich mich darum besonders bekümmern sollte. Läßt sich der Beifall anderer Menschen, die Gewogenheit der Großen sowohl, als die Achtung der Geringern nicht ohne dies auf der königlichen Straße der Wahrheit und Gerechtigkeit, der einzigen, die ich gehen muß, vor mir antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes, kann mir durch sein Gutheißen einen Werth geben, der mir nicht gebühret, weil er selbst keinen Werth hat, als in so fern er rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben demselben ewigen Regelmaß des Rechts und der Ordnung richtet. Ich bin groß genug, wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht mißfalle.

So wie mich dies aber groß macht, so macht es mich auch ruhig. Der Geist, der über Alles wachet, der wird auch über mich wachen. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so sichtbaren Spuren offenbaret, wird nichts geschehen lassen, davon das Ende ihm nicht anständig, und seinen Geschöpfen nicht heilsam sei. In seiner Hand allein stehet auch mein Schicksal; und wenn ich mich nicht durch meine Abweichung von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkungen seiner Fürsorge unfähig mache; wenn der Richter, den er in mir verordnet hat, mich nicht verdammet: so wird nichts von dem, was mir widerwärtig deucht, mir wahrhaft schaden können.

Zwar in der Welt ist mir Alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberfläche der Dinge, und ihre inneren Beschaffenheiten bleiben nicht allein meinem Auge, sondern auch meinem Nachdenken unerforschlich. Vielleicht lehren mich die langwierigsten und emsigsten Untersuchungen nichts mehr, als nur künstlicher und nicht einmal glücklicher, muthmaßen, hier geht Alles in's Unendliche hinein; und so auch die Verbindungen und Abwechselungen in den Zufällen des menschlichen Lebens. Alles verwirrt mich, alles macht mich ungewiß. Doch was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit einer ungezweifelten Ueberzeugung erkenne? Diese sind es endlich doch nur allein werth, daß sich alle übrigen Einsichten darin endigen. Ich will es mich deßwegen auch nicht befremden lassen, wenn ich in Umstände gerathe, davon ich die Folgen und Entwickelungen nicht voraussehe. Ich will nur meinen großen Zweck nie aus dem Gesichte verlieren, und mich dann mit meiner unbewegten Sicherheit den Führungen desjenigen überlassen, der Alles nach seinem Willen lenket, und

dessen Wille immer gut ist. Von seiner Fürsicht geleitet, werde ich mitten durch die fürchterlichsten Verwirrungen dieses Lebens hindurch gelangen; und alle die Dunkelheiten, die mich vielleicht itzo umgaben und stutzig machen, werden sie endlich einmal in Licht und Freude verwandeln.

Justus Möser, geboren den 14. Dezember 1720 zu Osnabrück; sein Vater war dort Canzleidirektor und Consistorialpräsident. Schon als Knabe zeichnete sich der junge Möser durch eine ungemein rasche Fassungsgabe und ein außerordentliches Darstellungstalent aus. Nach vollendeter Schulbildung bezog er 1740 zuerst die Universität Jena und später 1742 Göttingen, um die Rechte zu studieren, und beschäftigte sich dabei auch mit dem Studium der schönen Wissenschaften, der neuern Sprachen und Literaturen, namentlich englisch, französisch und italienisch. Nach beendigten Studien, 1745, wurde er Advokat in seiner Vaterstadt und wußte sich bald durch sein Rednertalent, besonders aber durch seine Rechtlichkeit und Biederkeit das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Grade zu erwerben, daß er schon 1747 durch Vermittlung der Landstände, die eben so ehrenvolle als wichtige Stelle eines Advocatus patriae erhielt und zugleich zum Sekretär, später zum Syndikus der Ritterschaft ernannt wurde. Durch die rastloseste Thätigkeit und den edelsten Eifer zeigte er sich dieses Vertrauens würdig, namentlich verdankte das Land seinem weisen Benehmen, daß die Drangsale des siebenjährigen Krieges weit weniger schwer auf ihm lasteten, wie auf manchen andern deutschen Staaten. Gegen das Ende des Krieges wurde er in Angelegenheiten des Landes nach England geschickt, eine Sendung, die ihm einen reichen Kreis von Erfahrungen und Kenntnissen verschaffte. Von da zurückgekehrt, betraute man ihn noch mit manchen andern wichtigen Aemtern, in denen allen er neben großer Gewandtheit des Geistes, Muth und Redlichkeit bewies, so daß er oft die scharf entgegenstehenden Interessen der Stände und des Landesfürsten auf eine, beiden genügende Weise zu vermitteln wußte. Im Jahr 1768 wurde er zum geheimen Referenten bei der Regierung ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode verwaltete. Er starb in Osnabrück den 8. Januar 1794 nach seiner eignen Erklärung „in Stadt und Land durch vieles erfreut, durch wenig betrübt, durch nichts gekränkt"

Möser war einer der wichtigsten Prosaschriftsteller seiner Zeit, der die Sprache des Volkes in der Gewalt hatte, wie Wenige. Daher gewann er nicht nur durch seine einfach schöne Darstellung bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur, sondern war auch durch den Inhalt seiner Schriften, die sämmtlich den Stempel seines edlen, für Wahrheit, Recht und Geistesfreiheit glühenden Charakters an sich tragen, ein eifriger Beförderer der Volksbildung und Aufklärung. Außer durch juristische und geschichtliche Werke, von denen nur letztere: „Die Osnabrückische Geschichte" deßhalb die Literatur angeht, weil Sprache und Darstellung von einer, bei geschichtlichen Werken seltenen Schönheit sind, und auch, weil dadurch ein neues Licht über das Wesen der historischen Wissenschaft verbreitet wurde, machte er sich durch Aufsätze geringern Umfangs bekannt, in

denen er treffliche Gedanken und Bemerkungen über öffentliche Angelegenheiten sowohl, wie über Alles, was den geistigen und sittlichen Menschen berührt, niederlegte. Dieselben erschienen zuerst in Lokalblättern und wurden später 1775 bis 1786 gesammelt als: „Patriotische Phantasien", vier Theile, und „Vermischte Schriften", 1797 bis 1798 zwei Bände herausgegeben. „Man müßte," sagt Goethe gelegentlich von diesen Schriften, „alles rubriziren, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die Möser behandelt," und ebenso müßte man, um die Form dieser kleinen Aufsätze deutlich zu machen, alle Darstellungsformen nennen, da es beinahe keine gibt, die er nicht gebraucht hätte, und zwar alle mit gleicher Kunst und Gewandtheit: Briefe, Gespräche, Erzählungen u. s. w. Einige seiner Schriften berühren auch unmittelbar die Literatur wie seine eignen Dichtungen; die gegen Friedrich II. gerichtete Schrift: „Ueber deutsche Sprache und Literatur", und die humoristische Schrift: „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen", in welcher er gleich Lessing das Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und seine Genossen vertheidigte und in geistreicher Weise alle Gründe entwickelte, die für die Beibehaltung des Harlekins im Lustspiele geltend gemacht werden können. Um dieser Vertheidigung des Harlekins mehr Nachdruck zu geben, verfaßte er eine Posse: „Die Tugend auf der Schaubühne oder Harlekins Heirath", die jedoch, trotz einzelner, höchst witziger Züge so bedeutend nicht war, daß sie besondere Wirkung hätte haben können. Auch sein Trauerspiel: „Arminius", welches er in seiner Jugend, noch ganz in Gottsched'scher Manier abfaßte, ist unbedeutend. Noch ist zu erwähnen, daß er mit Herder und Goethe die Zeitschrift: „Von deutscher Art und Kunst", herausgab.

### Aus Mosers Schrift: „Patriotische Phantasien."

#### Wozu der Putz diene?

Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter.

Das Kind. Mama! warum hat der Maler dort mitten über den schönen Spiegel eine Guirlande gemalt?

Die Mutter. Siehst du denn nicht, daß er dort geborsten ist, und daß er diesen Borst hat verbergen wollen?

Das Kind. Mama! warum hat der Kaufmann zu dem schönen Zitz, welchen Sie mir gegeben haben, ein Zeug voll Löcher genommen?

Die Mutter. Damit man bei der Schönheit der Farben die Löcher vergessen sollte.

Das Kind. Mama! sind denn überall Börste und Löcher, wo überflüssiger Schmuck ist?

Die Mutter. Ja, mein Kind, überall. Viel Putz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe, oder im Zeuge.

#### Der alte Rath.

„Da liege, so lange bis ich dich wieder aufsetze", sagte Sidney zu seiner Brille, und warf sie unmuthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen ver-

dunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblick trat sein Bedienter herein, und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud geheißen hätte. „Ich wollte, daß das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte; sagt ihr, ich sei nicht zu Hause", war die Antwort, womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm er darauf seine Brille wieder auf, und machte das Urtheil fertig, warum die Dame bitten wollte, und woran er vorher gearbeitet hatte. Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken, die ihm sein Fürst aufgetragen hatte, so kam ein Hoflakai und forderte ihn nach Hofe. „Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe nichts zu thun, als hin und her zu laufen," murmelte er für sich, und eilte mit einem solchen Eifer, seinem Herrn aufzuwarten, daß er seine Brille darüber in Stücke warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche dieser bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte; er konnte aber weiter nichts aus ihm bringen, als: „Ihro Durchlaucht müssen Geduld haben." Bei seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eifer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld, was er bei sich hatte, und das nicht unbeträchtlich war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: „Nun geht in Gottes Namen." Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber, und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indessen Abend, und seine liebendswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden, ihn wegen ihrer Heirath, worin er schon längst gewilligt hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und daß mit einem solchen Eifer, daß das arme Mädchen das Herz nicht hatte, ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehen wollte, rief er ihr nach: A propos! Cousine, eure Hochzeit wird bald sein; hier habt ihr, was ich euch vorerst mitzugeben gedenke, aber nun laßt mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht Alles so gut, wie ihr könnt und wollt, ich will es bezahlen, aber nun nichts mehr davon hören. Versteht ihr mich? Die arme Hexe ging furchtsam weg, sah, daß ihr der gute Onkel zehntausend Thaler zum Brautschatz geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen, ihm dafür zu danken. Beim Abendessen faßte sie seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie war er eben in einem wichtigen Projekt vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Rührung sah, sagte er ihr weiter nichts, als: „Mach' ich es denn immer unrecht?" In der Eilfertigkeit, womit sie sich zurückzog, warf sie ein Glas Wein um, das vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der größten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken, oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten, und erzählte ihr, um sie zu trösten, wie es ihm heute eben so mit der Brille ergangen wäre . . . . . Der alte gute Rath!

**Der junge Rath.**

Die feine Welt hat eine gewisse allgemeine Sprache, worin sie sich bei jeder Gelegenheit etwas Angenehmes und Gefälliges sagt. Der Einfältige spricht sie so gut wie der Witzige, und man umarmt einen Feind wie einen Freund mit einer gewissen zärtlichen Manier, über deren Werth man sich völlig versteht. Es gibt aber in dieser feinen Welt noch Leute, welche diese Sprache und diese Manier besonders studiert haben, jeden Ausdruck ihrer Augen, jeden Ton ihrer Stimme, jeden Druck ihrer Hand, und was noch mehr ist, selbst einen guten Theil ihres Verstandes und ihrer Tugenden in dieses Geschäft übertragen, und eine besondere Wissenschaft daraus machen. Man kann dergleichen Leute nicht hassen, so lange ihr Betragen nicht aus Falschheit herrührt; man muß sie auch dulden, wenn es nicht in's Abgeschmackte fällt; bei dem allen aber ist es doch das Zeichen eines kleinen Genies, so Vieles auf den bloßen Ausdruck zu geben, und anstatt sich Wahrheiten und Tugenden zu erwerben, nur immer den Grazien der Figur nachstreben.

Selimor gehörte völlig in diese Klasse. Außer jener allgemeinen Sprache und den geläufigen Freundschaftsbezeugungen gegen alle seine Mitbürger in der feinen Welt hatte er die Kunst gefällig zu sein, auf's Höchste gebracht. Dorinde mochte vorlegen oder reden, so bezeugte ihr sein aufmerksames Auge, daß er alle ihre Gedanken und Bewegungen dankbar fühlte. Aus allen seinen Wendungen lächelte ihr eine sanfte Schmeichelei entgegen; und wenn der Fürst in den Hoffaal trat: so sprach die feinste Ehrfurcht aus jedem sanften Tritte, womit er den Boden des Zimmers berührte. Seine Stellung war der schönste Ausdruck einer liebenswürdigen Bescheidenheit; und alle Tugenden dienten seiner Begierde, der angenehmste Mann zu sein. Ohne Liebe und Freundschaft zu fühlen, wußte er die Spröde zu gewinnen, und der Zärtlichen einen Seufzer abzulocken. Die Flatterhafte sah sich flüchtig nach ihm um, und die Ernsthafte verweilte sich gern bei ihm. Kurz, in der ganzen feinen Welt war kein Auge, das ihn durchschaute; er herrschte durch die Größe seiner Kunst über alle verfeinerte Geschöpfe, und entzog ihnen durch die Macht seiner Bescheidenheit den ganzen Umfang seiner Herrschaft. Wäre das menschliche Leben nur ein Rosenmonat gewesen, so würde Selimor als der vollkommenste Mann gestorben sein.

Aber nun stellten sich auch rauhe Winter ein. Der Fürst war in Schulden gerathen und überwarf sich mit seinem Kammerpräsidenten, einem würdigen und geschickten, aber trockenen Mann. Das Wohl des Herrn und des Staates erforderte durchaus diesen Mann beizubehalten, und Selimor wurde an ihn abgeschickt, eine Versöhnung zu stiften. Anstatt aber solche zu befördern, verdarb er die Sache, weil er die trockene Begegnung des Präsidenten für Grobheit aufnahm, und das Herz des Fürsten immer tiefer verwundete. Selimor übernahm endlich auf Begehren des Fürsten die Kammersachen. Kaum hatte er solche ein halbes Jahr versehen: so war alles in Verwirrung, weil weder Arbeit noch Dauer in ihm war, und die bloße Manier außer der Sphäre der feinen Welt den Mangel wahrer Verdienste

nicht ersetzte. Die redlichen und natürlichen Beamten verloren die Hochachtung wie den guten Willen für den Mann, der weder Erfahrung noch Wissenschaft hatte. Einer von den geringern Bedienten, dem der alte Präsident für seine zahlreiche Familie jährlich hundert Thaler aus seiner Tasche gegeben hatte, und den Selimor nun mit einem freundschaftlichen Lobe zu seinen betrübten Kindern schickte, hieß ihn einen Hofschranzen, weil dieser den Werth der Geschöpfe aus der feinen Welt nicht besser einsah. Der Militärstand, der in dreien Monaten keine Zahlung gesehen hatte, und seine Ungeschicklichkeit in Geschäften bemerkte, schalt ihn einen süßen Herrn. Die Hofdamen, welche das Ihrige auch nicht erhielten, fanden ihn nun sehr fade, und wie er einer von ihnen einen kleinen Dienst mit aller der feinen Anständigkeit leistete, die er in seiner Gewalt hatte, zog diese ihm den Mann vor, der ihr rundweg ohne viele Frisur diente; und fand es abgeschmackt, daß sie für jede Kleinigkeit ein zugeschnittenes Kompliment machen sollte. Eine Wittwe, welche die gerechteste Forderung an die Kammer hatte, und sich bei ihm melden ließ, ward nicht vorgelassen, weil er hörte, daß sie keinen guten Ton im Vortrag hatte; und der Fürst, der zuletzt von allem, was vorging, auf das genaueste unterrichtet wurde, bezeugte ihm eine völlige Verachtung.

Selimor, der so vielen Unglücksfällen nicht widerstehen konnte, entzog sich endlich der feinen Welt, und starb, weil er Niemanden mehr gefallen konnte. Der einzige Hofbildhauer erbarmte sich seiner, und setzte ihm ein Denkmal, woran Jeder die Draperie bewunderte, und die Figur, welche weder Größe noch Charakter und Erfindung zeigte, mit Gleichgültigkeit ansah.

Friedrich Karl Moser, geboren den 18. Dezember 1723 zu Stuttgart; der Sohn des, durch sein Schicksal sowohl, wie seine politischen Schriften, geistlichen Lieder und eine sehr anziehende Selbstbiographie berühmten Johann Jakob Moser, der wegen freimüthiger Vertheidigung der ständischen Rechte von 1759 bis 1764 vom Herzog Karl von Würtemberg ungerechter Weise auf der Festung Hohentwiel in strenger Gefangenschaft gehalten wurde. Auch der Sohn, der seines trefflichen Vaters tüchtige Gesinnung und edlen Freimuth geerbt hatte, erlitt mannichfaltige Trübsale und Kränkungen. Er studierte, nachdem er den ersten Unterricht meist von seinem Vater erhalten, von 1743 bis 1747 in Jena die Rechte, und wurde 1747 bei seinem Vater Kanzleisekretär, als dieser die Ministerstelle bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg übernahm. Später verließ sein Vater die homburgischen Dienste, und gründete in Hanau eine Staats- und Kanzlei-Akademie, wohin ihm der Sohn als Lehrer an derselben folgte. Als sich im Jahre 1751 das Institut auflöste, und sein Vater nach Stuttgart ging, berief die damals kürzlich verwittwete Landgräfin von Homburg den jungen Moser, um die schwebenden Zwistigkeiten zwischen Darmstadt und Homburg beizulegen, was ihm auch zu allseitiger Zufriedenheit gelang, so daß ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt zum Legationsrath, später 1763 zum Gesandten machte. Als solcher hielt er sich in Frankfurt, Mainz, Koblenz und Mannheim auf. Im Jahr 1766 verließ er die hessischen Dienste und ging nach Wien, wo er

bald die Stelle eines Reichshofraths erhielt, und in den Freiherrenstand erhoben wurde, nachdem der Kaiser schon früher den alten Adel der Familie für ihn und seine Brüder erneuert hatte. Auf besondere Veranlassung der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt trat er 1772 wieder als Präsident und Kanzler in hessische Dienste. Nach dem Tode der Landgräfin aber nahm er 1780 seine Entlassung, da ihn der Landgraf bei Führung seines schweren Amtes nicht allein nicht unterstützte, sondern auf die Seite seiner vielen Feinde neigte, die er sich durch seine streng rechtliche Verwaltung zugezogen hatte. Um seine letzten Jahre in Ruhe zuzubringen, begab er sich auf sein Gut Zwingenberg, wurde aber bald von dort in der größten Armuth vertrieben, da seine Feinde beim Landgrafen es durchsetzten, daß er des Mißbrauchs seiner Gewalt angeklagt, des Landes verwiesen und sein Vermögen mit Arrest belegt wurde. Er lebte von 1783 bis 1790 abwechselnd in Wien und Mannheim von dem Erlös seiner verkauften Habseligkeiten, und konnte trotz aller angewandten Mühe nicht zu seinem Rechte gelangen, bis nach dem Tode des Landgrafen 1790 dessen Nachfolger den Prozeß niederschlug, ihm den erlittenen Schaden ersetzte und ihm eine jährliche Pension von 3000 Gulden verlieh. Er zog in dem genannten Jahre nach Ludwigsburg und starb dort den 8. November 1798.

Mit gleich trefflichen und ehrenwerthen Gesinnungen verfolgte Moser in seinen prosaischen Schriften: „Versuch einer Staatsgrammatik“, „Politische Wahrheiten“, „Mannichfaltigkeiten“, „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit“, „Vom deutschen Nationalgeist“, und andere, denselben Weg wie Möser: er wollte Aufklärung, namentlich in politischer Beziehung verbreiten. Doch steht er in der Mannichfaltigkeit und in der Form seiner Schriften bedeutend hinter Möser zurück, da er sich meist auf Darstellung der Zeitereignisse, oder derjenigen Verhältnisse beschränkte, welche die höhere Staatsverwaltung betrafen, während Möser auch ihm entfernter liegende Gegenstände mit gleicher Gewandtheit zu behandeln verstand; auch sind Mosers Schriften meist in einer schweren ungelenken Sprache und Stil abgefaßt, so daß sie dadurch die Verbreitung nicht fanden, die sie ihres trefflichen Inhalts wegen verdienten.

Auch als Kirchenhistoriker und Dichter machte sich Moser bekannt. In ersterer Beziehung durch: „Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland“, die wegen ihrer freisinnigen Auffassung Erwähnung verdient. Als Dichter durch geistliche Lieder, Fabeln und ein prosaisches Epos: „Daniel in der Löwengrube“, in sechs Gesängen. Besondern poetischen Werth besitzen seine Dichtungen nicht, da auch in ihnen, wie in den prosaischen Schriften, Sprache und Darstellung rauh und hart sind, doch verdienen sie alle als der Ausdruck seiner edlen Gesinnung Beachtung. In „Daniel in der Löwengrube“ entwirft er ein treues und lebendiges Bild der Höfe, die er aus eigner Anschauung genau kannte, und deckte mit unerschrockenem Freimuthe ihre Mängel und deren Gründe auf. Auch seine Fabeln, die unter dem Titel: „Der Hof in Fabeln“, erschienen, haben denselben Zweck.

In seinen geistlichen Liedern neigt er sich merklich zum Pietismus, wie überhaupt seine tiefe Frömmigkeit ihn nach dieser Seite zog, was auch in einigen seiner prosaischen Schriften bemerkbar ist, und wodurch er manchen Widerspruch von Seiten der Freunde der Freiheit und Aufklärung erfuhr. Doch war es nicht jener Pietismus, den man als gleichbedeutend anzusehen gewöhnt ist, mit Unduldsamkeit und Haß gegen allen Fortschritt, sondern derjenige, der alle Ereignisse und Begebenheiten von Gottes Willen herleitet.

### Aus Mosers Schrift: „Der Herr und Diener."

#### Die Erbprinzen.

Bei einem Regenten kommt über die maßen viel darauf an, sich gleich Anfangs in solchen Credit zu setzen, wodurch den Gemüthern eine wo nicht große, doch vortheilhafte Idee eingeprägt wird. Die ersten Eindrücke sind nicht nur die lebhaftesten, sondern dauern auch am längsten. Wann ein General in seinem ersten Feldzug glücklich ist, kann er ohne Schande schon einmal verlieren; ist er aber im Anfang unglücklich, so bleibt er verachtet, bis ihn ein Meister-Streich wieder erhebet.

Es ist dieses um so nöthiger, wann die Welt von einem Hof ohnehin kein besonderlich gutes Vorurtheil gehabt hat. Dieses läßt sich ändern und man kann sobald zum Muster der Nachahmung werden, als man vorher ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung gewesen.

Zu diesem langen und oft ungebahnten Weg gehört Muth, ihn getrost zu betreten. Die Ergreifung der nöthigen Hülfsmittel macht ihn leicht und Zeit und Geduld helfen ihn glücklich vollenden.

Viele laufen oft zu gleicher Zeit zum Ziel und nur Einer erreicht es. Von den guten Vorsätzen der Erb-Prinzen ließe sich ein feiner Band in Folio schreiben; wann nur der zehnte Theil derselben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir güldene Zeiten in Deutschland haben; soll man sagen: Es seie ihnen kein Ernst gewesen? allerdings war es ihr gründlicher Ernst; ein anders ist aber Plans machen, und ein anders, sie ausführen und darüber halten. Schwere Vorsätze glücklich und unermüdet durchzusetzen ist ein nur Wenigen beschiedenes Theil. Der Wille ist oft unverbesserlich, es fehlen ihnen nur die Mittel und Werkzeuge, das ist, die genugsam brauchbare und redliche Männer, ohne welche es todte Wünsche bleiben und in Kurzem geht es hernach wieder wie vorhin, ja oft noch viel ärger.

Wann man auch die Redlichkeit als ausgemacht voraussetzt (wobei doch noch vieles zu bedenken ist), so seind die gute Leute, welche einem Herrn die Fackel vorgetragen und ihm die Fehler der väterlichen Regierung beleuchtet haben, oftermalen am allerwenigsten die Fähigsten, um den alten Schutt wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen.

Tadeln kann noch wohl Jeder, im Bessermachen steckt die Kunst.

Welch' geliebte und erwartete Personen seind die Erb-Prinzen! Die natürliche Liebe zu Veränderungen, die Hoffnung besserer Zeiten trägt einen jeden (die Väter der jetzigen werden wissen, ob es ihnen nicht eben so er-

gangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regenten-Stuhl. Wohl dem, der sich nicht darneben setzt und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang verhoffte Besserwerden und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder, nun wird sie richtiger gehen.

Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hoffnungen. Gemeiniglich dieses: Man setzt die Reformation nur in einer Rache gegen ein oder andere Personen, läßt aber die Fehler der Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselben Gebrechen, es werden nur andere Scenen von andern Personen aufgeführt; oder man unterläßt eine an sich gute Sache um des Mißbrauchs willen, der dabei untergelaufen; oder man schüttet das Kind mit dem Bad aus, macht den Schaden größer als er ist, um nur sein Verdienst dabei zu vergrößern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde lang offen halten, um die Ehre einer beschwerlichen Kur davon zu tragen.

Der Erb-Prinz eines sichern Hofs bemerkte aus seinen Zimmern die öftere nächtliche Abschleppung aus dem Hofkeller, er eiferte dagegen, aber vergebens. Sein Favorit machte ihm glaublich, der ganze Fehler käme daher, weil kein Ober-Schenk am Hofe sei. Der junge Herr kommt zur Regierung. Unter den ersten Veränderungen erscheint auch der Ober-Schenk, wozu wohlbedächtlich ein Mann gewählt wurde, der von Natur den Wein nicht vertragen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung von 1600 Gulden, freie Tafel und Fourage auf zwo Pferde ausgeworfen; ein Junker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur über des Herrn Beutel geht, man holte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Ober-Schenk gab dazu Billets am Tage. Diese Verbesserung kostete den Herrn des Jahrs über 5000 Gulden, anstatt sonst etwa 500 Gulden Unterschleif geschehen sein mochte.

Ein Erb-Prinz hat gesehen und beseufzet, daß die Maitressen seinem Herrn Vater Millionen gekostet haben; er nimmt sich wohl vor, seinem Land dergleichen Aergerniß niemals zu geben und schenkt dagegen seine ganze Neigung einem verschwenderischen Menschen, dem er den Schlüssel zu seinem Herzen, Kabinet, Schatz und Beutel der Unterthanen gibt, der in wenigen Jahren mehr Verwüstung als ein Kriegsheer anrichtet, der mehr in einem Jahr verthut, als alle Maitressen der Souverains, und der seinen Herrn in Verachtung und Mangel, das Land aber in's tiefste Elend stürzt.

Johann Kaspar Hirzel, den 21. März 1725 in Zürich geboren und auf den dortigen Schulen gebildet, ging 1745 nach Leiden, um seine medizinischen, philosophischen und historischen Studien, die er in Zürich, letztere namentlich unter Bodmers und Breitingers Leitung begonnen, fortzusetzen, und 1746 zu demselben Zwecke nach Berlin, wo er sich auf's innigste an die Mitglieder der preußischen Dichterschule anschloß. Im folgenden Jahre ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Heimath nieder, und gewann sowohl durch seine geschickte Behandlung der Kranken als auch durch Rechtschaffenheit und Biederkeit seines Charakters bald das allgemeine Vertrauen

seiner Mitbürger, so daß er nicht nur 1763 zum Mitglied des großen, 1778 zum Mitglied des kleinen und später des Geheimen Rathes erwählt wurde, sondern auch die Stelle als Kirchenrath, als Präsident des Sanitätskollegiums und als Leiter des großen Kantonsspitals erhielt. Er verwaltete alle seine Aemter mit der unermüdlichsten Thätigkeit und starb in Zürich den 19. Februar 1803.

Hirzel war ein tüchtiger Schriftsteller im Fache der praktischen Philosophie und trug durch seine Schriften verschiedenen Inhalts viel zur Bildung des Volkes bei, namentlich war sein Hauptaugenmerk auf den Bauernstand, den er richtiges Denken lehren wollte, und auf Verbesserung der Landwirthschaft gerichtet. Dabei verband er in seinen Schriften klaren Verstand und richtige Einsicht mit einer einfachen Darstellung und einer, meist schönen, wenn auch vom Schweizer Provinzialismus nicht ganz freien Sprache. Seine Hauptschriften sind: „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers", die auf einer wahren Begebenheit und eigner Anschauung beruht. „Das Bild eines wahren Patrioten", eine Denkschrift, die mit der Darstellung der politischen Verhältnisse der Stadt Zürich beginnt. „An Gleim über Sulzer", und „Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft".

Johann Georg Zimmermann, geboren den 8. Dezember 1728 zu Brugg im Kanton Bern, studierte in Göttingen, unter Haller, Medizin und betrieb mit großem Eifer dabei auch Mathematik, Physik und die schönen Wissenschaften. Nach einem glänzenden Doktorexamen ging er 1752 über Holland und Paris in die Heimath zurück, wurde dort Stadtphysikus und erfreute sich einer ausgedehnten Praxis. Obgleich ihm die beschränkten Verhältnisse seiner Vaterstadt bald sehr unangenehm wurden, da sie erschlaffend und tödtend, wie er sagte, auf den Geist einwirkten, schlug er doch manche ehrenvolle Anerbietungen aus, weil auch diese nicht allen seinen Wünschen entsprachen, bis ihm die Stelle eines großbritannischen Leibarztes in Hannover angetragen wurde, die er 1768 annahm. Bei seinem stark zur Hypochondrie neigenden Charakter war er aber auch hier unzufrieden, besonders als mancherlei Unglücksfälle und eigne Kränklichkeit ihn trafen. So verlor er nicht lange nach einander Gattin und Tochter und sein Sohn verfiel in unheilbare Schwermuth. Erst als er sich 1780 zum zweiten Male verheirathete, fand er theilweise Ruhe und Heiterkeit wieder. Im Jahr 1785 lehnte er den Ruf der Kaiserin Katharina II. von Rußland als Leibarzt mit einem ansehnlichen Gehalt nach Petersburg ab, erhielt aber trotzdem den St. Wladimirorden, mit dessen Verleihung der Adel verbunden war. Im folgenden Jahre ging er nach Berlin, wohin ihn Friedrich der Große in seiner letzten Krankheit berufen hatte. Nach des Königs Tod kehrte er nach Hannover zurück und starb dort den 7. Oktober 1795 nach langer und schmerzvoller Krankheit.

Noch größern Ruf wie als Arzt erwarb sich Zimmermann als prosaischer Schriftsteller auf dem Gebiete der praktischen Philosophie. In seinen Schriften vereinigt er Scharfsinn und klaren Blick mit einer anziehenden, wenn auch

zuweilen etwas gesuchten Beredtsamkeit. Am einflußreichsten für allgemeine Bildung wurden die Schriften: „Vom Nationalstolz", und „Ueber die Einsamkeit". Beide sind mit Geschmack, Einsicht und Freisinn geschrieben, und erstere, welche in zwanzig Jahren sechs Auflagen erlebte, ist durch Mittheilung von zahlreichen interessanten Notizen über Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker, durch Erzählung von mancherlei Geschichten und Anekdoten noch besonders interessant und anziehend. In dem Werk: „Ueber die Einsamkeit", welches von jeher als sein vorzüglichstes angesehn wurde, sind die Abschnitte die trefflichsten, in denen er seine Beobachtungen über Menschen und gesellschaftliche Verhältnisse mittheilt. Als Muster schöner Darstellung und tiefer Beobachtung verdient auch die Schrift: „Von der Erfahrung in der Arzneikunst", Erwähnung, ob sie gleich ihres Inhalts wegen nicht hierher gehört. Dagegen brachte er sich durch seine letzten Werke fast um den Ruhm, in welchem er früher mit Recht gestanden hatte. Es sind dies: „Ueber Friedrich den Großen", und „Meine Unterredungen mit ihm, kurz vor seinem Tode", und „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters", in denen der Scharfsinn und klare Blick, der seine andern Schriften auszeichnet, nicht zu bemerken ist, und die besonders durch die große persönliche Eitelkeit, die überall durchblickt, ihm viele Feinde machte. Seine Dichtung: „Die Zerstörung von Lissabon", wurde ohne sein Vorwissen gedruckt und ist nur Fragment. Seine „Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz", die 1830 erschienen, sind zu seiner nähern Charakteristik von Wichtigkeit.

## Aus Zimmermanns Schrift.

### „Ueber die Einsamkeit".

Glücklich ist Jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht zu Richterswyl am Zürichersee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieses Buch über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unförmliche Dächer und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter in's Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einen hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher Einsamkeit die Menschen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts als nur ein Herz, das dies Alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum unter gleich gestimmten Seelen auf dem Lande unaussprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger

Schmerz würden allem zur Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Palast einer Königsstadt und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Langeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen.

Gewiß ist's immer, wahre innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten so herzlich: Das Landleben habe Vergnügungen, von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seien weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könnte Geschmack, Wahl und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie auf's Land sich begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfließen, als ihr auf euern Assembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau sein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weibliche Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergißt man im kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens und unter dem Drucke der gesellschaftlichen Verhältnisse ist das beständige Anprallen des Wahrheitssinnes und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen Jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher brave und geistvolle Offizier, wie mancher vernünftige und arme Teufel im Amte, wie mancher wackere, sich aus dem Trotz der Gemeinheit erhebende Geschäftsmann, wie mancher patriotische Bürger wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwa bliebe! Siehe, so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Kollegio, und in der Stadt.

Dummheit, vornehmlich solche, die Ansehen und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie Alles in der ganzen Stadt so klein machen will, als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen gibt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält, was er ist, kurz und gut weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer schwarz. Freie, offene und rechtschaffene Menschen müssen, wenn sie städtischer Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke ebenso gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi,

dem indianischen Fabeldichter. „Jemand sah einst einen Fuchs eiligst nach seinem Loch laufen, sagt Saadi, und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas Uebles begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, sprach der Fuchs, mein Gewissen ist rein, aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wohl ein Kameel haben, sie wollen eins fangen und es dann in die Knechtschaft führen.“ Ei, was kümmert dich das, du bist ja kein Kameel? Lieber Gott, sagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und krumm schließen, und keiner würde untersuchen, ob ich auch wirklich das Thier sei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen und blumenreiche Wiesen bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O, dies vergißt man überall, im stillen, frohen, glücklichen Kreise der Seinigen, — in der Einsamkeit häuslichen Glücks! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse verfliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienstbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und fliehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig, also überwindet und vergißt man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid, Einsamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle und allen unwillkürlichen Menschenverhältnissen. Vortrefflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares, inniges Bewußtsein von dem, was er ist und hat und lebe mehr in sich und für sich, als in äußeren Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freien Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sei er ganz das, und nichts anders, als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht und kein Tyrann; da verlache er Niemanden, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit und willkürlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man sich am Hofe frei glaube, wo man doch bei seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach Allem richten müssen, was uns umgibt, wo

Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben scheint, uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genießen. Selbstgenuß, sagte diese Dame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst machte ich in der Bastille.

Freie Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofwesen ebenso wenig geboren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für Jeden, der zum Höfling nicht geboren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhältnissen werden freie, offene selbständige und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreißen. An Höfen muß man erzogen sein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunst; aus Mangel an Aufklärung und besserer Begriffe wird da freilich Manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch Manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren, was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen, wovon du sprechen sollst, und also auch ohne etwas zu sagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten, und über den Kopf deiner Gesellschaft wegflossen, wie Wasser über Wachstuch?

Welcher Sklave ist überall ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche Sklavin eine vernünftige Konventualin in einem dummen Konvent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der alles verlacht und ausstößt, was man ehrt, schätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannen gibt's, als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sklaven sind wir da, wo uns Niemand versteht. Ach, es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme, im Umgang zu gefallen, man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl Alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und Alles hochschätzen, was jeder Mann von Geist und Verstand verschmäht, oder, man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familienleben schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei von Allem, was dem Herzen wehe thut, den Geist ekelt und den Magen belästigt.

Einsamkeit zerstört allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu

dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Konsulwürde ein Jahr lang sein Feld nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Moses Mendelssohn, geboren den 6. September 1729 in Dessau. Sein Vater, Mendel, ein armer jüdischer Schullehrer, konnte für des talentvollen und wissensdurstigen Knaben höhere Ausbildung nichts thun. Nur durch den Rabbiner des Ortes, der sich seiner väterlich annahm und ihn unterrichtete, war es möglich, daß er sich mancherlei Kenntnisse, namentlich in der hebräischen Sprache und Literatur erwarb. Durch zu anhaltendes Studium verfiel er in eine Nervenkrankheit, welche eine Rückgratskrümmung zur Folge hatte, und seine Gesundheit für immer schwächte. Als 1742 sein Lehrer nach Berlin als Oberrabbiner berufen ward, folgte ihm Mendelssohn dorthin, ob er gleich keine Unterstützung von seinen Eltern erhalten konnte, und sich mit der größten Anstrengung seinen Unterhalt selbst verschaffen mußte. Unterstützt von einigen angesehenen und wohlhabenden Glaubensgenossen wurde es ihm möglich, sich in kurzer Zeit theils durch Unterricht, theils durch Selbststudium eine Menge von Kenntnissen anzueignen; vor allem war Mathematik und Philosophie das Hauptfeld seiner Thätigkeit. Im Jahr 1750 wurde er Hauslehrer bei dem reichen jüdischen Seidenfabrikanten Bernard, der ihn 1754 als Buchhalter und Correspondent in seinem Geschäft anstellte, und später zum Theilnehmer desselben machte. Durch Lessing und dessen Freunde: Abbt, Nicolai und andere, mit denen er sich bald in Berlin befreundete, auf das Studium der schönen Wissenschaften geleitet, erwarb er sich auch hierin bedeutende Kenntnisse und betheiligte sich mit kritischen und ästhetischen Schriften an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", und den „Literaturbriefen". Die Berliner Akademie erwählte ihn 1771 zum Mitglied, doch bestätigte Friedrich II. die Wahl nicht, was wohl Kästners schönes Epigramm auf Moses Mendelssohn veranlaßte:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Doch diesen kennt er nicht.

Mendelssohn starb nach langer Kränklichkeit in Berlin den 4. Januar 1786.

Schon als kritischer und ästhetischer Schriftsteller würde Mendelssohn eine bedeutende Stelle in der Literatur einnehmen, obgleich diese Schriften, so vortrefflich sie an und für sich sind, die Bedeutung seiner philosophischen Werke nicht besitzen. Diese letzteren haben zur Bildung des Geschmackes durch ihre schöne Sprache und künstlerische, von jedem Schulzwang freie Darstellung, die nie auf Kosten der Tiefe und Gründlichkeit aufrecht erhalten wurde, außerordentlich viel beigetragen, wie sie auch durch ihren Inhalt den

Sinn für edlere Sittlichkeit und wahre Religiösität weckten und förderten, und es gebührt ihnen daher, so fern die eigentliche Schulphilosophie auch der Poesie steht, eine eingehendere Besprechung in der Literaturgeschichte.

Seine kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände und seine Abhandlungen, kritische und ästhetische, wie: „Briefe über die Empfindungen", „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften", „Betrachtungen über das Erhabene und Naive", „Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften", und andere mehr, sind reich an neuen Anschauungen und sowohl nach Form wie Inhalt bedeutend. Doch wurden sie in beiden Beziehungen von seinen philosophischen Schriften übertroffen. Sein erstes Werk: „Die philosopischen Gespräche", das Lessing ohne sein Wissen drucken ließ, ist von weniger allgemeinem Interesse, wie die spätern: 1) „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen", ist zum Theil eine freie Uebersetzung, zum Theil eine Erweiterung des Platonischen Gespräches gleichen Namens. Den Gesprächen ist eine Darstellung von Sokrates Leben und Charakter vorangesetzt. Auf diese Schrift, welche die allgemeinste Bewunderung erregte, und die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, gründete sich vor allem Mendelssohns Ruhm und Ansehen. 2) „Das Schreiben an Lavater", entstand durch Lavaters Zumuthung, entweder Christ zu werden, oder Beweise gegen das Christenthum zu geben, und zeigt vor allem Mendelssohns schöne Seele und vortrefflichen Charakter, da sie die ungebührliche Zumuthung mit der größten Entschiedenheit zurückweisen, sich doch stets in den Grenzen der liebenswürdigsten Mäßigung und des feinsten Anstandes hielt. Lavater, besiegt durch die edle Haltung, stand auch nicht an, Mendelssohn in einem öffentlichen Schreiben wegen seiner Unbesonnenheit um Verzeihung zu bitten. 3) „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes", sind das Resultat all' seiner eigenen Gedanken und Meinungen und alles dessen, was er über diesen wichtigen Gegenstand gelesen hatte. 4) „An die Freunde Lessings", ist eine Gegenschrift gegen Friedrich Heinrich Jakobis Meinung, daß Lessing ein Anhänger Spinozas gewesen, die dieser in seinem Werke: „Ueber die Lehre des Spinoza", ausgesprochen hatte. Mendelssohn suchte darin das Andenken Lessings gegen jedes Mißverständniß zu wahren. Die Schrift: „Ueber religiöse Macht und Judenthum", die „Uebersetzung der fünf Bücher Moses und der Psalmen", sind zunächst nur für seine Glaubensgenossen geschrieben, doch ist die erstere auch von allgemeinem Interesse, während die beiden andern deßhalb wichtig sind, weil dadurch die jüdisch-deutsche Mischsprache aus den jüdischen Schulen verdrängt wurde, und die Juden endlich auch in Deutschland an der allgemeinen Bildung theilnahmen.

### Aus Mendelssohns:

**„Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele."**

Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche

Schwierigkeiten sich erheben, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverlässigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlt der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das sittliche sowohl als das physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheit, denn nichts Vergängliches kann den schwächsten Strahl göttlicher Vollkommenheit fassen, so sind wir, wie das Vieh, hierhergesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben, so wird es in wenig Tagen gleichviel sein, ob ich eine Zierde oder Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemühet die Anzahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der göttlichen Herrschaft zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich: so haben die weisesten Gesetzgeber der menschlichen Gesellschaft uns, oder sich selbst betrogen; so hat das gesammte Menschengeschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu sagen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freier denkender Wesen nichts mehr als eine Heerde vernunftlosen Viehs, und der Mensch — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendste Thier auf Erden, das, zu seinem Unglück, über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemeistert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: so steigt der schreckliche Gedanke der Vernichtung wie ein Gespenst in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stille steht, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten; das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung.

Ich danke Gott, frei von dieser Furcht zu sein, die alle Freuden meines Lebens mit Skorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott steht, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherlei Art überzeugt sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertigt die Gottheit, setzt die Tugend in ihren Adel ein, gibt der Schönheit ihren Glanz, der Freude ihre Reize, versüßet das Elend, und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten

hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlaßt werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen, bedarf beinahe keines ferneren Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewißheit mit sich führt: so überzeugen sie uns doch zusammengenommen mit einer so siegenden Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen, und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen.

## Aus den Proben rabbinischer Weisheit.

Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die darum voranstehen.

„Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf, wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben.“

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt Werke der Gottseligkeit auszuführen? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden. Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab ich es unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.“

„Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns widerfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. Unter der tyrannischen Regierung der Griechen ward einst den Israeliten bei Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen; Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlungen, und unterwies im Gesetz. Ihn fand Pappus, der Sohn Juda und sprach: „Akiba, fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen?“ „Ich will dir eine Fabeln, erzähle die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier, bald dort sich zusammendrängen. Was lauft ihr da so ängstlich umher, fragte der Fuchs, die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. Wißt ihr was, erwiederte der Fuchs, kommt zu mir auf's Trockene! Wir wollen an einen sicheren Ort ziehen, wo euch kein

Fischer nachstellen soll. Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigste sein, wenn du uns diesen Rath im Ernst ertheilst. Sieh! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda, ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens, denn so stehet von ihr geschrieben: sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und in das Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verleumdet, eingezogen und in dasselbe Gefängniß gesetzt. Was hat dich hierher gebracht? fragte Rabbi Akiba. O wohl dir, Rabbi Akiba, antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast, aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sie vernachlässigt hat.

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel, welches jeder Jude zwei Mal täglich wiederholen muß, zu lesen: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott, und du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Vermögen." Rabbi Akiba sagte diese Worte mit der größten Frömmigkeit, und unterwarf sich der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. O, meine Lieben, sprach ihr Lehrer, zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit getrachtet, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn meinen Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, darf ich sie nicht vernachlässigen. Er weilte so lange bei den Worten: ein einiger Gott, bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten empor schwang. Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist.

Christoph Friedrich Nicolai, geboren den 18. März 1733 in Berlin, wo sein Vater Buchhändler war. Zuerst in Berlin, dann in Halle auf dem Gymnasium zeigte er nur wenig Lust und Liebe zum Lernen, als er aber später die Berliner Realschule besuchte, erwachte seine Neigung zu den Studien, und er ergab sich denselben mit doppeltem Eifer, und setzte sie auch fort, als er 1749 nach Frankfurt a. d. O. kam, um den Buchhandel zu erlernen. Namentlich beschäftigte er sich mit den alten und neueren Sprachen, Mathematik, Philosophie und Literatur. Als er 1752 nach Berlin zurückkehrte, mußte er wegen Kränklichkeit seines Vaters die Buchhandlung übernehmen, die er aber nach des Vaters Tode 1757 ganz seinem Bruder überließ, um sich ausschließlich den Wissenschaften widmen, und mit Lessing, Mendelssohn, Abbt und andern, mit denen er indessen bekannt geworden, gelehrte und kritische Schriften zur Verbreitung allgemeiner Bildung und eines bessern

Geschmacks herausgeben zu können. Doch schon 1758 starb sein Bruder und er sah sich genöthigt, die väterliche Handlung wieder zu übernehmen. So viel Zeit das Geschäft aber auch in Anspruch nahm, er blieb den Wissenschaften treu und widmete den literarischen Beschäftigungen jeden freien Augenblick. In Anerkennung seiner mannichfaltigen Verdienste um die deutsche Literatur erwählte ihn 1784 die Münchener Akademie der Wissenschaften zum Mitglied und 1799 folgte die Berliner Akademie diesem Beispiel. Nicolai starb nach einem äußerst thätigen Leben, den 8. Januar 1811 in Berlin.

Ohne auch nur annähernd seines Freundes Lessing ausgezeichneten Verstand und scharfen Blick zu besitzen, war doch Nicolai als Kritiker für seine Zeit von großem und wohlthätigem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, und man that nachher sehr Unrecht, ihm jedes Verdienst abzusprechen, weil er manche spätern poetischen Erscheinungen nicht recht zu würdigen verstand, und in zu großem Eifer, Licht und Aufklärung zu verbreiten, vieles mit Bitterkeit bekämpfte, was hohe Anerkennung verdiente. So Herder und Bürger in ihren Bestrebungen für das Volkslied durch die Sammlung: „Feiner, kleiner Almanach voll schöner echter lieblicher Volkslieder", in dem er das Volkslied lächerlich machen wollte, aber wirklich einige schöne Lieder dadurch zur Kenntniß brachte. So die Philosophen Kant und Fichte, die er in dem Werk: „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie, und meine Schriften dieselben betreffend, und über die Herren Kant, Erhard und Fichte", verspotten wollte, sich selbst aber mehr wie jenen dadurch schadete. So auch endlich Goethe und Schiller, für deren höhere geistige Bestrebungen ihm das rechte Verständniß fehlte. Diese seine spätern Schriften brachten ihn um den Ruhm, den er sich früher mit Recht als Kritiker und Verbesserer des Geschmacks erworben hatte. Namentlich wurden in dieser Hinsicht seine kritischen Zeitschriften einflußreich, die nächst ihrem mannichfaltigen belehrenden Inhalt auch durch ihre schöne Sprache und künstlerische Darstellung wohlthätig wirkten. Zuerst im Jahr 1755 bis 1756 gab er die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" heraus, die zum Theil aus Lessings zerstreuten Aufsätzen hervorgegangen waren und besonders die poetischen Grundsätze der Schweizer und der Leipziger näher beleuchteten. Durch den günstigen Eindruck, den diese Briefe hervorbrachten, ermuntert, verband sich Nicolai 1757 mit einigen der bedeutendsten, damals in Berlin weilenden Gelehrten, wie Winkelmann, Mendelssohn, Lippert und C. L. von Hagedorn zur Herausgabe einer andern kritischen Zeitschrift: „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste von 1757 bis 1758", die Anzeigen, Kritiken und größere Aufsätze über Kunstgegenstände enthielt. Im Jahr 1783 übergab Nicolai diese Zeitschrift seinem Freund Christian Felix Weiße in Leipzig und gründete unter Lessings Mitwirkung eine neue Zeitschrift: „Die Briefe, die neueste Literatur betreffend", gewöhnlich die „Literaturbriefe" genannt (von 1759 bis 1765, 4 Bände), die in kurzer Zeit zum höchsten Ansehen gelangten, und auf die Entwickelung der

Literatur vom größten Einfluß waren. Zugleich machten sich die Herausgeber aber auch zahlreiche Feinde durch ihre scharfen und strengen Kritiken. Wenn auch die „Literaturbriefe" nach Lessings Fortgang aus Berlin 1760 manches von ihrer Bedeutsamkeit einbüßten, so blieben dieselben stets noch in Ansehen durch die neuen und tüchtigen Kräfte, die Nicolai dafür zu gewinnen wußte, wie Abbt, Sulzer und manche andern. Später 1764 gründete Nicolai noch eine Zeitschrift die: „Allgemeine deutsche Bibliothek" (von 1764 bis 1792, 106 Bände). Eine Fortsetzung derselben war die zu Kiel erscheinende: „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", die von 1800 an (vom 56. Bande) Nicolai wieder redigirte und die 1805 schloß. Diese letzte Zeitschrift wirkte auf die wissenschaftliche Bildung ebenfalls wesentlich ein, doch die mit den Jahren zunehmende prosaische Nüchternheit ihrer Kritik raubten ihr später einen großen Theil ihres Ansehens. Was Nicolais übrige Werke: Romane, Biographien und Reisebeschreibungen betrifft, so besitzen dieselben alle weniger poetischen als literargeschichtlichen Werth, da sie sich meist auf die verschiedenen Strömungen der Poesie jener Zeit beziehen. Seine Romane sind größtentheils satyrischen Inhalts, und verfolgt er darin immer didaktische Zwecke, wodurch schon die höhere Kunstvollendung derselben beeinträchtigt wurde. Sein erster Roman: „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker", ist vorzüglich gegen die religiöse Unduldsamkeit, Verfolgungssucht und Scheinheiligkeit der damaligen Zeit gerichtet, doch auch die literarischen Zustände der Zeit werden darin geschildert und mitunter streng gegeißelt, namentlich die süßliche Sentimentalität der meisten Mitglieder der preußischen Schule, als deren Hauptrepräsentant Nicolai J. G. Jakobi ansah, den er unter dem Namen „Säugling" scharf mitnimmt. Ein anderer Roman: „Freuden des jungen Werther", und „Freuden und Leiden Werthers des Mannes", ist weniger eine Satyre auf Goethes Werther, als welche man ihn vielfach fälschlich angesehen hat, als eine Warnung vor ähnlicher überreizter Spannung der Gemüthskräfte. Zugleich richtet das Buch auch seinen Spott gegen die damals auftauchenden Originalgenies, die mit ihrer Nichtachtung aller Kunstregeln viel Unfug in der Poesie stifteten. Ganz vorzüglich war aber gegen diese ein dritter Roman Nicolais gerichtet, welcher den Titel führte: „Geschichte eines dicken Mannes." Gegen die Kantische Philosophie zog er in dem Roman: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert", zu Felde.

Die Biographien Nicolais: „Ehrengedächtniß Herrn E. Chr. von Kleist", „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt", „Leben Justus Mösers", „Gedächtnißschrift auf J. J. Engel", „Auf den Theologen Teller", und „Die Anekdoten Friedrichs II.", gewähren durch ihren Inhalt und schönen Styl mannichfaches Interesse. „Die Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahr 1781", (12 Bände) sind bedeutend für die Kenntniß der deutschen Zustände in Politik und Literatur, da er offen und freimüthig das Resultat seiner genauen Beobachtungen, die er auf dieser Reise machte, darstellt.

Thomas Abbt, geboren den 25. November 1738 zu Ulm. Sein

Abbt machte sich als philosophischer und kritischer Schriftsteller sowie als Geschichtschreiber rühmlich bekannt. Seine Schriften sind reich an Scharfsinn, Phantasie und Geist, die Sprache anmuthig und kraftvoll, wenn auch nicht immer frei von Zwang und Dunkelheit. Er hat durch dieselben außerordentlich zur besseren Gestaltung der deutschen Literatur mitgewirkt, und würde gewiß, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, die störenden Mängel seiner Werke verbessert haben und einer unserer vorzüglichsten Prosaschriftsteller geworden sein. Aber auch so verdient er denen beigezählt zu werden, die zur Bildung des Geschmacks, zur Aufklärung und zur Verbreitung gesunder Ansichten beitrugen. Am berühmtesten wurden die Abhandlungen: „Vom Tod für's Vaterland", und „Vom Verdienste", die beide zu seinen frühesten Arbeiten gehören. Aber auch seine übrigen Werke verdienen alle Anerkennung; so seine kritischen Schriften, die er für die Literaturbriefe lieferte; unter andern die Kritik über den Roman: „Grandison", von Musäus; über „Hamann und dessen Werke" u. s. w., so wie die Schrift: „Leben und Charakter Alexander Gottliebs Baumgarten", so die satyrische Schrift: „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe", welche gegen die Verfolgungssucht mancher protestantischen Theologen gerichtet, und mit Laune und Witz geschrieben ist. Ebenso sind seine geschichtlichen Werke, die unvollendet gebliebene: „Portugiesische Geschichte", und „Die Geschichte der Grafen von Schaumburg und von der Lippe", äußerst schätzenswerth. Sein Briefwechsel mit Mendelsohn und Nicolai, mit Anmerkungen von Mendelssohn, den Nicolai mit Abbts „Vermischten Schriften" herausgab, sind zur näheren Kenntniß der Literatur interessant, da sie über manches, so besonders über den Zweck der Literaturbriefe nähere Aufschlüsse geben.

### Aus Abbts Schrift: „Vom Verdienste."

#### Von der Stärke der Seele.

Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen; starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöht, ohne allemal dessen Eingeständniß dazu zu haben; vor diesen erniedrigt es sich ohne Murren. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächeren Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: Kommt her oder gehet hin! so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, sobald die starke Seele erscheint, und die Winde werden stille auf ihr Wort.

Man verwechselt gemeiniglich die Stärke der Seele mit ihrer Beständigkeit trotz Hindernissen und Ungemach. Allein diese wird zwar zur Stärke

Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen. —

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an den gehofften Gütern schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahin schwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: gehe nicht in's Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlider. Und plötzlich war ihm, als hätte er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen und ging auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und sähe in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edlern Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanfteren Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, nur die Anlasse, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt: so daß ihm dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden. — Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. — Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes williggenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seine Fehler mehr waren, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler wurden minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken, die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe. —

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward stürmend: denn der Jüngling war zum Mann gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens

Wonne weihte er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt; wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurch geht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn; und wie in der Welt der Seelen Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerin wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit, und wie unter dem fremden Himmel der geraubte Sklave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Ernte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie in höheren Zeitpunkten des Daseins aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervor blüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt: und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttelt jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genes't, so daß all' sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinweg schlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonien, und jeder Klagton in Jubel. —

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Ungewißheit und ihre Unholde hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. O du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh empor hoben gen Himmel: O du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe: Du mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der du mir Ernten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säete; der du mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß dir anhangen einzig Seligkeit ist, und deine Herrlichkeit sehen, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten — ach nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! du, dessen Ehre die Himmel! du, dessen ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter, meine Seele erliegt. —

So war es! Seine Seele erlag, seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben, aber schon brach sein Auge; er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlorenen Freund und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Heimgang wäre wie dieses Gerechten Heimgang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte. —

Christian Garve, geboren den 7. Januar 1742 zu Breslau, verlor seinen Vater, einen wohlhabenden Färber, schon in frühester Jugend, erhielt aber von seiner verständigen, trefflichen Mutter eine ausgezeichnete, seinen besondern Fähigkeiten und Anlagen entsprechende Erziehung. Er studierte zuerst 1763 in Frankfurt a. d. O., dann in Halle und später in Leipzig, wo er sich besonders an Gellert und Ch. F. Weiße anschloß, Philosophie, Mathematik und Alterthumskunde, und kehrte 1767 in die Heimath zurück, um ganz den Wissenschaften zu leben. Als indessen ein Jahr später Gellert starb, nahm er die ihm angetragene erledigte Professur der Philosophie in Leipzig 1768 an. Allein seine Kränklichkeit nöthigte ihn, diese Stelle 1772 wieder aufzugeben, da sie ihn zu sehr anstrengte. Er kehrte daher in dem genannten Jahre wieder nach Breslau zurück, wo er unausgesetzt geistig thätig, in angenehmen Verhältnissen lebte, die nur durch seine immer mehr zunehmende Kränklichkeit gestört wurden. Durch seine eignen philosophischen Schriften, sowie durch Uebersetzungen englischer Werke wurde Friedrich II. auf Garve aufmerksam, ließ ihn während seines Aufenthaltes in Breslau zu sich kommen und ermunterte ihn, „Ciceros Buch von den Pflichten", zu übersetzen und mit Anmerkungen zu begleiten, deren Art und Weise der König selbst angab. Garve begann 1779 diese Arbeit, doch wegen seiner Kränklichkeit konnte er sie erst 1783 zur vollsten Zufriedenheit des Königs vollenden, der ihn mit einer Pension von 200 Thalern belohnte und ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernennen ließ. Als sich 1790 zu seiner alten, immer zunehmenden Kränklichkeit ein krebsartiges Augenübel gesellte, das ihm nicht mehr erlaubte, die gewohnten Kreise seiner Bekannten und Freunde zu besuchen, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, und starb nach großen Leiden in Breslau den 1. Dezember 1798.

Wir hatten bei den Dichtern und Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, ihre Werke mochten von hoher oder geringer Bedeutung sein, schon öfter

Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß sie von Seiten ihres Charakters meist vortreffliche Männer waren, und diese Betrachtung drängt sich vor allem bei Besprechung der Popularphilosophen auf, unter denen kein einziger ist, der nicht als Mensch die größte Hochachtung verdiente, was gewiß nicht wenig zu dem wohlthätigen Einfluß beitrug, den ihre Schriften ausübten. Ein solch liebenswürdiger, vortrefflicher Charakter war auch Garve, der seine milde, freundliche Gesinnung und seine Menschenliebe unter den ärgsten Schmerzen, die er mit Gelassenheit und Geduld ertrug, stets bewahrte und bethätigte. Diese edle Gesinnung spricht auch aus allen seinen philosophischen Schriften, die nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und neue Entdeckungen sich auszeichnen, was mehr die Aufgabe der spekulativen, nicht der Popularphilosophie ist, sondern durch wohlgefällige, schöne Darstellung und feine, treffende Bemerkungen erfreuen. Er beschränkte seine Forschungen auf den Kreis der praktischen und Moralphilosophie, und wurde auf diesem Gebiete, sowohl durch Inhalt wie Darstellung bedeutend. Da er beinahe nur kleinere, aber sehr zahlreiche Abhandlungen verfaßte, die zuerst in Zeitschriften, besonders in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" bekannt gemacht und erst später gesammelt wurden, können einzelne nicht besonders namhaft gemacht werden. Die interessantesten Aufsätze enthält die Sammlung: „Versuche über die verschiedenen Gegenstände aus der Moral, der Literatur, dem gesellschaftlichen Leben" (5 Theile). Auch die einzelnen Abhandlungen über ästhetische Gegenstände, wie: „Ueber die Popularität des Vortrags", „Ueber Sprachverbesserung", „Ueber die Laune", „Ueber das Interessirende", u. s. w. sind von allgemeiner Wichtigkeit.

Am berühmtesten wurde er jedoch durch seine Uebersetzungen philosophischer Werke. Vor allem die schon erwähnte Uebersetzung von Ciceros: „Abhandlungen über die menschlichen Pflichten", denen er philosophische Anmerkungen und Abhandlungen beifügte, die theils Ciceros Ideen beleuchteten, theils ähnliche Ansichten aussprachen. Ferner übersetzte er aus dem Englischen die Moralphilosophie Fergusons, gleichfalls mit Anmerkungen bereichert; Burkes Schrift: „Ueber den Ursprung unserer Begriffe über das Erhabene und Schöne"; Smiths: „Untersuchungen über die Natur und Ursache des Nationalreichthums", und noch einiges. Aus dem Griechischen Aristoteles „Ethik und Politik", die erst nach seinem Tode erschienen. Garves Briefwechsel mit Weiße und Zollikofer, der 1803 von J. K. F. Manso herausgegeben wurde, enthält manche für die Literatur wichtige Bemerkung, so über Goethes Werther, über Thümmel, Lavater u. s. w.

## Aus Garves Schriften.

**Ueber die zwei Sentenzen: Die ersten Gedanken die besten, und man darf seinen ersten Einfällen nicht trauen.** (In Beziehung auf sprachliche Darstellung.)

Bekannt sind die zwei widersprechend scheinenden Sentenzen, daß die ersten Gedanken oft die besten seien, und daß man seinen ersten Einfällen nicht trauen dürfe. Es fragt sich, auf welche Weise man dieselben zu vereinigen habe.

sein. Die Natur bringt jeden Stoff mit fremdartigen Theilen vermischt hervor; nur die Kunst kann ihn reinigen, und ihn zu dieser durchgängigen Gleichartigkeit bringen, in welcher er zuerst den Namen eines brauchbaren Erzeugnisses verdient.

### Das Weihnachtsgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dir dieses machen kannst.

„Ich habe es dir schon mehrmal gesagt. Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht, aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der Einzige für den einzelnen Menschen.

„Du mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest, so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen. — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen.

„Unsere Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur,

äußere Verhältnisse waren zurückgehalten worden. Als er sich dann 1765 mit Dorothea Hillebrand aus Augsburg vermählt hatte, mit der er bis zu ihrem Ende in der glücklichsten Ehe lebte, fühlte er sich innerlich wie äußerlich vollständig befriedigt. Nur durch die Entfernung des Grafen wurde seine Zufriedenheit einigermaßen gestört, da das beschränkte Leben in der kleinen Stadt ihm wenig zusagte. Er nahm daher gerne 1769 den Ruf des Kurfürsten von Mainz als Professor der Philosophie und Literatur in Erfurt an. Später, 1772, berief ihn, auf Dalbergs Empfehlung, die Herzogin Anna Amalia nach Weimar als Erzieher ihrer beiden Söhne, mit dem Charakter eines herzoglichen Hofrathes und einem Gehalt von tausend Thalern, die er nach vollendeter Erziehung als Pension behielt. Hier im Kreise der trefflichen Herzogin und der bedeutendsten Dichter und Schriftsteller der Zeit, wie J. K. A. Musäus, K. L. von Knebel,*) F. H. von Einsiedel,**) F. J. Bertuch,***) K. S. von Seckendorf,****) später Goethe und anderer, entwickelte sich Wielands Dichtertalent erst zur schönsten Blüthe, und es stammen nicht nur seine besten poetischen Werke aus dieser Zeit, sondern er gab auch von 1773 an die Monatsschrift: „Der deutsche Merkur", heraus, die trotz der etwas oberflächlichen Kritik nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Literatur blieb, und an der sich die hervorragendsten Schriftsteller der damaligen Zeit betheiligten. Wieland legte sich in derselben die Pflicht auf, seine ästhetischen Ansichten einem größern Publikum vorzutragen.

„Der deutsche Merkur", der bis zum Jahr 1810 fortgeführt wurde, stand später unter Bertuchs und K. L. Reinholds,†) dann unter Böttigers††) Redaktion. Eine andere Zeitschrift: „Allgemeine Literaturzeitung", die Wieland 1785 mit Bertuch und C. G. Schütz†††) gründete, von der er sich jedoch bald wieder lossagte, war ebenfalls für die Literatur von Bedeutung.

Durch das Honorar einer Gesammtausgabe seiner Werke wurde Wieland in den Stand gesetzt, seinen lange gehegten Wunsch, ein Landgut zu besitzen,

*) Knebel war 1744 in Franken auf Schloß Wallerstein geboren, starb in Jena 1834, machte sich als Dichter, besonders aber als Uebersetzer aus dem Lateinischen rühmlichst bekannt. Doch wurde er für die Literaturgeschichte am wichtigsten durch seinen persönlichen Einfluß auf die Mitlebenden.

**) Einsiedel, geboren 1750 in Lumpzig bei Altenburg, starb 1828, ästhetischer Schriftsteller.

***) Bertuch, geboren 1747, starb 1822 in Weimar. Als Dichter, Kritiker und Uebersetzer aus dem Spanischen und Portugiesischen, für die Literatur wichtig. Er betheiligte sich beinahe an allen zu seiner Zeit erscheinenden Wochenschriften, und gab viele selbst heraus. Die vornehmlichsten Zeitschriften, an denen er Theil hatte, sind: „Der deutsche Merkur", „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur", „Allgemeine Literaturzeitung", „Bibliothek der neuen Reisebeschreibungen", Oppositionsblatt" und die „Ephemeriden", eine geographische Zeitschrift.

****) Seckendorf, geboren 1744, starb 1785; als Uebersetzer der Lusiaden aus dem Portugiesischen des Camoëns rühmlichst bekannt.

†) Reinhold, geboren 1758 in Wien, starb 1823, philosophischer und kritischer Schriftsteller.

††) Böttiger, geboren 1760 zu Reichenbach, starb 1835 in Dresden, ästhetischer und archäologischer Schriftsteller.

†††) Schütz geboren 1747 zu Duderstadt, starb 1831 als Professor in Halle, ein verdienter Humanist, der durch Schriften und Vorträge einer geschmackvolleren Behandlung der Alterthumswissenschaften vorarbeitete.

auszuführen. Er kaufte sich 1798 das Gut Osmannstädt bei Weimar und lebte dort im Kreise einer zahlreichen Familie, er hatte vierzehn Kinder, beglückt und zufrieden, größtentheils mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis der Tod seiner Gattin 1801 sein Glück störte. Dazu kam noch, da er sich auf die Landwirthschaft nicht verstand, und mehrere Jahre der Mißernte eintraten, daß ihm die Zerrüttung seiner Vermögensumstände nöthigte, 1803 sein Besitzthum zu verkaufen und nach Weimar zurückzukehren, wo während der Zeit auch Schiller hingekommen war, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Höchst ehrenvoll war die Aufnahme, die er in Weimar fand und alle vereinigten sich, ihm durch doppelte Freundlichkeit die harten Schicksalschläge die ihn betroffen, zu erleichtern. So wies ihm unter andern die Herzogin einen Ehrenplatz in der herzoglichen Loge an, und Goethe ließ, als Wieland zum ersten Male im Theater erschien, seinen „Tasso" aufführen, wobei er statt der Büste des Ariost die von Wieland hatte aufstellen lassen, und als bei der betreffenden Stelle im „Tasso" die Büste bekränzt wurde, erhob sich die ganze Versammlung, um dem greisen Dichter ihre Huldigung darzubringen. Auch das Ausland beeiferte sich Wieland seine Verehrung auszudrücken. So blieb sein Haus bei der Plünderung der Stadt Weimar von den Franzosen 1806 ganz unbelästigt, da Marschall Mürat unaufgefordert einen Wachtposten zur Beschützung desselben gesandt, und Marschall Ney ihm persönlich mittheilte, daß er unter des Kaisers unmittelbarem Schutze stände; auch wurde er 1807 zum Mitglied des französischen Nationalinstituts ernannt, und erhielt 1808 von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, und bald darauf vom Kaiser von Rußland den St. Annenorden. Wieland starb in Weimar den 20. Januar 1813. Seine Gebeine ruhen, nach seinem Wunsche, zu Osmannstädt in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin Laroche, Sophie Brentano. Sein Denkmal dort ist eine dreiseitige Pyramide, auf der die von ihm selbst verfaßte Inschrift lautet:

„Lieb und Freundschaft verband die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Wenn es zur richtigen Würdigung eines jeden Dichters oder Schriftstellers nothwendig ist, seinen persönlichen Charakter, den poetischen Werth seiner Erzeugnisse und seinen Einfluß auf die Literatur von einander zu trennen, so erscheint dies bei Wieland besonders geboten, da man bei Betrachtung dieser drei verschiedenen Seiten sehr von einander abweichende Resultate erhält. Vor allem ist Wielands persönlicher Charakter durchaus zu trennen von den Grundsätzen und Gesinnungen die er in vielen seiner, allerdings zum Theil üppigen und frivolen Romane und Gedichte darstellt, auf Grund deren man ihn als Mensch mit Unrecht oft so streng verdammte als diese Poesien selbst. Er war nicht allein ein äußerst liebenswürdiger, mit den edelsten Eigenschaften begabter, geist- und phantasievoller Mensch, frei von jedem Dichterneid, gleichgültig gegen äußere Auszeichnung und Ehre,

voll des reinsten Wohlwollens gegen alle, und liebenswürdigen häuslichen Sinnes, sondern seine ganze Persönlichkeit war in einem gewissen Grade idealisch, und bis in sein spätes Alter bewahrte er sich eine kindliche Reinheit des Herzens.

Was seine Poesien betrifft, so ist der Werth derselben sehr verschieden. Denn war er auch kein Genie von Goethes und Schillers Größe, so war er doch ein wahrer Dichter, nur von beschränkterem Talente, daher diejenigen Werke, die seinen Anlagen nicht entsprechen, unbedeutend sind, während die andern noch jetzt zu den besten Poesien gehören, die unsere Literatur aufzuweisen hat, sich namentlich durch Anmuth und Wohllaut der Sprache und des Verses, durch Fülle der Phantasie, durch Frische und Leichtigkeit auszeichnen. Vor allem sind poetisch ganz werthlos, da nicht aus seiner innersten Natur, sondern durch äußere Veranlassungen entstanden, alle Dichtungen und Schriften aus seiner Jugend, als er noch in religiöser Schwärmerei befangen war. Dahin gehören das schon erwähnte Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge", „Moralische Briefe", „Anti-Ovid", „Der Frühling, ein episches Gedicht", „Arminius, ein vaterländisches Epos", „Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde", „Der geprüfte Abraham, ein biblisches Epos", das unvollendet gebliebene Heldengedicht: „Cyrus", in welchem er die Thaten Friedrichs des Großen verherrlichen wollte; „Die moralischen Erzählungen", „Die Abhandlung über die Schönheiten des Bodmer'schen Noah", „Die Empfindungen des Christen", eine im Psalmenstyl abgefaßte Prosa, die nur deßhalb Erwähnung verdient, weil er in der Vorrede zu denselben den schon bei „Uz" erwähnten heftigen Angriff gegen die Dichter des Weines und der Liebe that, der vorzüglich gegen Uz gerichtet war, und endlich seine religiösen Hymnen, die einzigen lyrischen Poesien, die Wieland verfaßte, da ihm für die Lyrik alles Talent abging. Ebenso mangelten ihm die Anlagen für die dramatische Poesie, wie er denn später nicht anstand, dies offenherzig zu bekennen. Daher sind auch seine Dramen, das bürgerliche Trauerspiel: „Klementine von Porretta", das historische Trauerspiel: „Johanna Gray", zu dem er übrigens den Engländer Rowe mehr benutzte, wie recht war, und die Singspiele: „Alceste" und „Rosamunde", unbedeutend. Die „Alceste" wurde nur berühmt durch Goethes Satyre derselben: „Götter, Helden und Wieland", worin besonders Goethe Wielands falsche Auffassung des griechischen Alterthums verspottet.

Nach seiner innerlichen Umwandlung begann erst Wielands eigentliches poetisches Talent für die epische Poesie und den Roman sich zu entfalten. Doch wie es zu geschehen pflegt, daß man aus einem Extrem in's andere fällt, so erging es auch Wieland, von einem frommen Schwärmer ward er plötzlich ohne Uebergang zu einem Prediger der Sinnlichkeit und Frivolität, und seine Werke aus dieser Zeit sind daher, wenn auch poetisch bedeutender wie die erst genannten (namentlich verdienen sie von Seiten der Darstellung alles Lob), doch sittlich so verdammenswürdig, daß sie am besten ungelesen bleiben, obwohl er sie eigentlich in der guten Absicht schrieb, die übertriebene

Schwärmerei zu bekämpfen und die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen, die für die seraphischen Schwärmer gar nicht vorhanden zu sein schien. Aber wie jene die Grenzen auf der einen Seite überschritten, so that es Wieland auf der andern, da er den Leidenschaften ein zu großes Uebergewicht einräumte. Dahin gehören unter andern die Romane: „Araspes und Panthea", worin er die Gewalt der Liebe und die Gefahr zeigt, in die sie geräth, wenn sie den Grundsätzen der Ehre und Tugend nicht untergeordnet bleibt; „Agathon", in welchem er besonders den Zweck hatte, sich und seine Entwickelung zu schildern; und „Die Abenteuer des Don Sylvio di Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei", zu dem er die Anlage dem Don Quixotte entlehnte. Ferner die poetischen Erzählungen: „Jupiter und Ganymed", „Diana und Endymion", „Psyche", „Nadine", „Kombabus"; die romantischen Epen: „Der neue Amadis", „Idris und Zenide" und manche andere.

Doch auch diese einseitige Richtung überwand Wieland später, und entwickelte von da an in seinen Epen und Romanen die poetische Lebensanschauung, der er bis an sein Ende huldigte, und die, wenn auch weit entfernt von dem sittlichen Ernst und der Strenge eines Klopstock und Lessing, doch ebenfalls ihre Berechtigung hat, da sie auf weisem Genuß des Lebens und gleichmäßiger Entwickelung aller innern Kräfte beruht. In diesen seinen spätern Erzeugnissen kommt seine anmuthige und leichte Darstellung erst zur vollen Geltung, und diese sind es auch, die nach Stoff wie Inhalt zu dem Vorzüglichsten in der Gattung gehören, was die deutsche Literatur besitzt. Vor allem gilt dies von seinem größten und vollendetsten Werke, dem romantischen Epos: „Oberon", zu dem er den Stoff aus einem in der „Französischen Bibliothek der Romane" gegebenen Auszug aus dem altfranzösischen Prosaroman: „Hüon von Bordeaux" nahm, ihn aber mit großer und künstlerischer Freiheit behandelte. Als Kritik dieses Werkes mag Goethes oft wiederholtes Wort dienen: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird es als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Aber auch die kleinern epischen Dichtungen: Erzählungen und Märchen, die gleichfalls, theils der romantischen Poesie des Mittelalters, aus französischen, englischen, spanischen, italienischen Werken, theils orientalischen Märchen oder alten Sagen entnommen, sind durch Anmuth und Frische der Farben, durch Leichtigkeit der Darstellung, heitern Witz, launige Naivität ausgezeichnet. Besonders hervorzuheben unter diesen sind: „Schach Lolo", „Die Wasserkufe", „Geron der Adelige", eine Verherrlichung der Treue, „Sixt und Klärchen", Darstellung der Leiden einer heimlichen, hoffnungslosen Liebe, „Das Wintermärchen", „Das Sommermärchen", „Hann und Gulpenhöh", „Vogelsang", „Gandelin, oder Liebe um Liebe", „Klelia und Sinibald", „Pervonte", die Verherrlichung einer ähnlichen Idee wie Wolframs Parcival und noch einige.

Seine übrigen epischen Gedichte, die wegen der Absichten, die der Dichter damit verfolgte, mehr zur Gattung des didaktischen Epos gehören, wie:

„Musarion“, „Die Grazien“, „Der verklagte Amor“, und „Aspasia“, sind, wenn auch belehrenden Inhalts, doch von künstlerischem Werthe. „Musarion“, in dem der Dichter seine Lebens- und Kunstansichten entwickelt, gehört nach Erfindung und Ausführung zu den besten derartigen Gedichten, in welchem niemals das didaktische Element störend hervortritt. Aehnlichen Inhalts und gleich vortrefflich ausgeführt sind die übrigen.

Weniger gelungen sind seine Romane, in welchen die didaktische Absicht nicht von der kunstvollen Behandlung verdeckt wird, auch ein wesentlicher Mangel Wielands viel deutlicher wie in seinen epischen Dichtungen zu Tage tritt. Er verstand es nämlich nicht, den Charakter seiner Personen durch ihre Handlungen zu veranschaulichen, und so mußte er durch breite und weitschweifige Auseinandersetzungen dem Leser den Charakter deutlich zu machen suchen, eine sehr unkünstlerische Weise, wodurch das Werk an Anschaulichkeit verliert und an unnützer Breite zunimmt.

Wieland verlegte die Scenen beinahe aller seiner Romane nach Griechenland oder nach dem Orient, ob er gleich meist nur Zustände, Verhältnisse und Ansichten seiner Zeit und seines Volkes darstellte. Man hat sie deßhalb für ganz verfehlt erklärt, doch wohl mit Unrecht, da aus allen, mit Ausnahme des „Aristipp“, klar hervorgeht, daß er nicht die Absicht hatte, griechische oder orientalische Zustände wirklich zu schildern, sondern diese Völker nur wählte, um sich beim Aussprechen seiner Ansichten vollständige Freiheit zu bewahren. Was die Darstellung in seinen prosaischen Werken betrifft, so ist auch sie leicht und elegant, doch hat seine Prosa, die er gleich seiner Poesie nach ausländischen Mustern bildete, noch mehr Fremdes behalten. In künstlerischer wie sittlicher Beziehung stehen ohne Vergleich „Die Abderiten“ am höchsten, in denen er das spießbürgerliche und engherzige Treiben der kleinen Städte und Staaten darstellt. In dem „Nachlaß des Diogenes von Sinope“ wollte er gewissermaßen seine frühern frivolen Schriften und seine ganzen Lebensansichten rechtfertigen. Im „Peregrinus Proteus“, führte er, wohl nicht ohne Seitenblicke auf Lavater, das Bild eines religiösen Schwärmers vor, dessen inneres und äußeres Leben er äußerst anschaulich schildert. Dies Buch entstand aus dem anhaltenden Studium der Werke Lucians, die er aus dem Griechischen übersetzte, und worin ihn die Geschichte des cynischen Philosophen „Peregrinus“, der sich im Jahr 168 nach Christi, zur Zeit der öffentlichen Spiele zu Olympia verbrannte, lebhaft interessirte. Ein Gegenstück zum Peregrinus bildet der „Agathodämon“, in welchem er der krankhaften Schwärmerei die tiefe Gläubigkeit der ersten Christen in der Person des Apollonius von Tyana entgegenstellt. Seine letzten Romane: „Aristipp“, „Menander und Glycerion“, und „Krates und Hipparchia“, sind in Briefform abgefaßt und rücksichtlich der kunstvollen Darstellung die gelungensten. Im „Aristipp“ ist es seine Absicht, das griechische Leben zur Zeit seiner höchsten Blüthe nach allen innern und äußern Beziehungen bekannt zu machen, und er führt darin die bedeutendsten Erscheinuugen jener Zeit wie Plato, Diogenes, Antisthenes und andere klar, und deutlich vor Augen. Die

beiden übrigen sind dem Inhalt nach unbedeutend. Seine politischen Romane: „Koxkox und Kikequetzel, eine Mexikanische Geschichte", „Die Reise des Priesters Abulfauaris in's innere Afrika", „Bekenntnisse des Abulfauaris", „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian", „Geschichte des weisen Danischwend und der drei Kalender", und „Die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens", die durch Rousseaus Schriften und Kaiser Josephs II. humane Bestrebungen hervorgerufen worden, sind als poetische Kunstwerke nur von sehr untergeordnetem Werthe, da der didaktische Zweck darin zu sehr überwiegt, aber er entwickelt in denselben seine vortrefflichen politischen, staatsrechtlichen und humanen Gesinnungen. Auch seine Gespräche, sowohl die „Göttergespräche" wie die andern, haben denselben didaktischen Zweck. In den beiden: „Gespräche unter vier Augen", und „Unterredungen mit dem Pfarrer v. . . . . .", hatte er noch besondere Absichten. Das Erstere enthält seine Ansichten über die französische Revolution; das andere ist eine Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die ihm wegen der allzufreien Schilderungen in manchen seiner Dichtungen gemacht worden waren. — Ein nicht unwesentlicher Theil von Wielands poetischer Thätigkeit waren seine Uebersetzungen aus andern Sprachen. So zuerst 1762 bis 1766 seine Shakspeare-Uebersetzung, die ihn selbst auf's Mannichfaltigste belehrte und aufklärte, und wenn es ihm auch nicht gelang, da seine Natur mit der des großen Engländers zu wenig Aehnlichkeit hatte, ganz in Shakspeares Geist einzudringen, so leistete er doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel und brach seinen Nachfolgern die Bahn. Später 1782 bis 1786 übersetzte er aus dem Lateinischen die Briefe und Satyren des Horaz; dann 1788 aus dem Griechischen Lucians Werke, die, da diese seinen Charaktereigenthümlichkeiten weit mehr zusagten, in jeder Beziehung als gelungen bezeichnet werden müssen, und die er selbst, namentlich den „Horaz", für seine werthvollsten Arbeiten erklärte.

Schließlich bleibt noch der dritte Punkt: Wielands Einfluß auf die Entwickelung der Literatur zu besprechen übrig, der einerseits von großem Nutzen, anderseits schädlich für dieselbe war. Wie schon in der Einleitung zur vorliegenden Periode erwähnt, war es keins seiner geringsten Verdienste, auch den höhern Ständen die deutsche Poesie zugänglich gemacht zu haben, die sich bis dahin gar nicht um dieselbe bekümmert hatten und nur mit Verachtung auf sie herabsahen. Dann aber auch gab er der deutschen Dichtkunst, als sie sich zu tieferm Gehalt erhob, die ihr noch fehlende Anmuth, den Wohllaut der Sprache und des Verses, in welcher Beziehung namentlich Goethe viel von ihm gelernt hat. Ferner regte er durch seine Uebersetzungen und Nachbildungen viele einflußreiche Richtungen zuerst an. Ebenso trug er viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung durch seine kritischen Schriften bei, so wenig eingehend und streng dieselben auch gehalten sind. Außer den schon erwähnten hierher gehörigen Schriften: „Der deutsche Merkur" und „Die allgemeine Literaturzeitung", wurden die beiden andern Zeitschriften: „Das attische Museum" von 1796 bis 1804, und „Das neue attische

Museum", welches er von 1805 bis 1809 mit J. J. Hottinger aus Zürich und C. F. Jakobs herausgab, von bedeutendem Einfluß, da er in denselben die deutsche Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Beredtsamkeit bekannt machte. Endlich verdanken wir ihm eine neue Gattung des Epos, deren Schöpfer er nicht nur war, worin er auch bis heute noch unübertroffen ist: das romantische Epos. Er fand damit zahlreiche Nachahmer doch kam ihm keiner derselben annähernd gleich. Auch die romantische Schule, so wenig sie ihn anerkannte, und so sehr sie ihn mit Bitterkeit tadelte, verdankt ihm eigentlich ihre Entstehung, da diese hauptsächlich auf den Ansichten des mittelalterlichen Ritterthums fußten, deren dichterische Behandlung Wieland erst erschlossen hatte.

Wielands schädlicher Einfluß, der hauptsächlich durch seine frühern frivolen Dichtungen hervorgerufen worden, zeigte sich vornehmlich bei seinen direkten Nachfolgern, von denen manche in ihren Poesien alle Grenzen der Sitte überschritten, und so groß auch der Unterschied ist, der zwischen den leichtsinnigsten Poesien Wielands und diesen Dichtungen besteht, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er erst einen solchen Ton möglich gemacht hatte. Wieland erschrak selbst über die vielen Menschen von der niedrigsten Gesinnung, die sich an ihn drängten, und sprach sich mit Entrüstung über solche Dichtungen aus, aber man hielt ihm, wohl nicht mit Unrecht entgegen, daß er diese Bahn selbst eröffnet habe.

## Aus Wielands Oberon.

### Inhalt desselben.

Erster Gesang. (Das Beispiel).

Zweiter Gesang. Auf ihrem Zuge gelangen Hüon und Scherasmin in einen Zauberwald, in welchem ihnen ein Knabe auf einem, von Leoparden gezogenen Wagen erscheint; es ist Oberon, König der Elfen. Von Angst ergriffen flieht Scherasmin; er faßt das Roß seines Herrn, und reißt es unaufhaltsam mit sich fort; erst in einem Nonnenkloster wagt er anzuhalten, wo zugleich mit den Nonnen, Mönche eines benachbarten Klosters vor dem Gewitter Schutz gesucht hatten, welches der Elfenkönig erregte. Plötzlich steht dieser in ihrer Mitte, er setzt ein Horn von Elfenbein an den Mund, und wie sich die Töne hören lassen, werden alle mit Ausnahme Hüons von einer wilden Tanzwuth ergriffen. Oberon aber beruhigt den Helden, versichert ihn seines Schutzes bei seinem gefährlichen Abenteuer, und gibt ihm das Horn und einen goldnen Becher, mit der Weisung, wenn er dem Horn einen sanften Ton entlocke, so würden alle, die ihm feindlich gesinnt seien, tanzen müssen, wenn er dagegen mit Macht hineinbliese, so würde er, Oberon, ihm zur Hülfe eilen; der Becher habe die Eigenschaft, sich stets mit dem edelsten Weine zu füllen, wenn ihn ein Biedermann an die Lippen bringe, doch wolle ein Schelm daraus trinken, sei er trocken und glühend heiß. Hierauf verschwand Oberon und die Beiden setzten ihre Reise fort.

entsteht, erblickt Hüon Rezia und sie ihn; Beide erkennen die Bilder ihrer Träume. Hüon eilt auf sie zu, küßt sie, steckt ihr den Zauberring an den Finger, und erklärt sie für seine Braut. Nun aber erheben sich hundert Klingen gegen ihn, denen er trotz seiner Tapferkeit erlegen wäre, wenn er nicht im gefährlichsten Augenblicke seine Zuflucht zum Horn genommen. Er setzt es an die Lippen, und alles beginnt zu tanzen. Scherasmin beredet den Helden, den günstigen Augenblick zu benutzen und mit Rezia zu entfliehen. Aber noch muß er Zähne und Haare des Kalifen fordern. Sobald die Macht des Hornes nachläßt, tritt Hüon zum Kalifen, Rezia läßt er in Scherasmins Schutz, und bittet ihn im Namen seines Kaisers um die bemerkten Geschenke. Der Sultan geräth über diese Frechheit in eine unbeschreibliche Wuth; alles dringt von Neuem auf den Ritter ein, und Scherasmin, der die Gefahr sieht, stößt mit solcher Macht in das Horn, daß die Burg erbebt, die Heiden in Schlaf fallen und Oberon erscheint. Auf seine Frage, ob Rezia Vater und Thron aufgeben wolle, um Hüon zu folgen, gibt sie schweigend ihren Willen zu erkennen. Oberon überläßt den Liebenden seinen Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen.

Sechster Gesang. Am folgenden Morgen hält der Wagen nicht weit von Askalons Strande an. Oberon erscheint, übergibt dem Hüon ein Kästchen mit des Kalifen Zähnen und Barthaaren, die seine Geister jenem während des Schlafes genommen hatten. Ein Schiff steht bereit, die Liebenden in die Heimath zu bringen; doch sollen sie zuerst nach Rom, und sich so lange als Geschwister betrachten, bis der Pabst ihren Bund gesegnet habe, widrigenfalls ihnen Oberon seinen Schutz entziehen müßte. Sie schiffen sich ein; Hüon unterrichtet die Geliebte im Christenthum, und der Priester des Schiffes tauft sie unter dem Namen Amanda. Aber die Leidenschaft der Liebenden wird täglich glühender und Scherasmin hat alle Mühe, sie in den vorgeschriebenen Schranken zu halten. Er erinnert sie an Oberons Drohung, und erzählt ihnen Märchen, um sie zu zerstreuen, besonders die Geschichte von dem blinden Gangolf, der, von seiner Frau Rosette getäuscht, in demselben Augenblick durch Oberon das Licht der Augen wieder erhielt, als sie ihrem Buhlen in den Armen lag. Da habe Titania, Oberons Gemahlin, den Buhlen in einen Nebel gehüllt, wodurch es Rosetten gelang ihren Gatten zu überreden, daß sie unschuldig sei. Oberon aber habe, darüber empört, geschworen, sich von Titania zu trennen, und dann erst wieder sich mit ihr zu versöhnen, wenn ein getreues Paar gefunden werde, das Wasser- und Feuertod lieber erdulden wolle, als ungetreu zu werden.

Siebenter Gesang. Endlich war das Schiff in Lepanto angelangt; Hüon, dem Scherasmins Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben mit dem Kästchen nach Paris, er selbst schifft sich mit Rezia und Fatme nach Rom ein. Aber es geschieht nun, was Scherasmin gefürchtet hatte. Während die Liebenden sich ihrer Leidenschaft überlassen, bricht ein furchtbarer Sturm los und als sie wieder zu sich kommen, war Horn und Becher verschwunden. Sie erkennen zu spät, daß Oberon sich von ihnen abgewendet

habe. Weil das Schiffsvolk des Glaubens ist, es habe einer auf dem Schiffe Gottes Zorn auf sich geladen, muß das Loos entscheiden, wer zur Sühnung sterben solle. Hüon zieht das Todesloos, und das Schiffsvolk verlangt, da der Sturm stets heftiger wird, seinen Tod, Rezia stürzt sich mit ihm in's Meer, worauf der Sturm sich legt und das Schiff weiter segelt. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken, und sie werden an eine Insel getragen. Aber diese ist öde und wild und sie sind dem größten Elend preisgegeben, was aber Beide ohne Murren ertragen, froh im gegenseitigen Besitz.

Achter Gesang. Hüon hatte, ohne Rezias Wissen, ein wildes Gebirge, welches die Insel durchschnitt, überstiegen, und war in eine paradiesische Gegend gelangt, in welcher ein weiser Einsiedler lebte; Hüon holt die Geliebte auf einem nähern Pfade herbei und sie finden bei dem Greise Hülfe und Trost. So geht ihnen der Winter heiter vorüber. Es nahte sich aber Rezias Entbindung, bei der ihr Titania beisteht, die sich seit ihrer Trennung von Oberon in das wilde Eiland zurückgezogen, in welchem der Einsiedler wohnte, und den Theil desselben in einen lieblichen Garten umgeschaffen hatte. Sie nimmt sich Amandens um so mehr an, als sie in den Liebenden das Paar zu finden hofft, durch dessen Treue sie wieder mit Oberon vereinigt werde.

Neunter Gesang. Fatme war unterdessen an des Sultans Gärtner in Tunis als Sklavin verkauft worden. Dort trifft sie nach zwei Jahren der treue Scherasmin, der von Paris aus, wo er nach reiflicher Ueberlegung das Kästchen nicht abgegeben hatte, seinen Herrn zuerst in Rom, und dann durch viele Länder aufgesucht hatte. Hüon und Rezia leben still und heiter, mit ihrem kleinen Knaben, den Rezia unterdessen geboren hatte, bei Alfonso, dem Einsiedler, bis zu dessen Tode. Dann beginnen neue Prüfungen für sie. Mit dem Tode des Frommen war die Insel wieder öde und wild geworden; Titania, welche das kommende Unglück voraussah, hatte den Knaben geraubt, und vergebens wird er von den Eltern gesucht. Rezia fällt dabei Seeräubern in die Hände; auf ihr Jammergeschrei eilt Hüon zur Hülfe, wird aber übermannt und an einen Baum gebunden, hülflos zurückgelassen, während die Räuber mit Amanda nach Tunis segeln, um sie dort zu verkaufen. Titania findet den Zauberring am Strande, der sich während ihres Ringens mit den Räubern vom Finger abgestreift hatte. Sie erblickt darin die Vorbedeutung, daß ihre Versöhnung mit Oberon bevorstehe, denn es ist derselbe Ring, den sie ihm bei ihrer Vereinigung gegeben.

Zehnter Gesang. Oberon erbarmt sich endlich des unglücklichen Hüon, ein Sylphe löst dessen Bande und trägt ihn durch die Lüfte nach Tunis, wo er Scherasmin und Fatme trifft und in die Dienste des Gärtners tritt. Um die nämliche Zeit war eine Barke in der Nähe von Tunis untergegangen, nur eine einzige Frau hatte sich durch Schwimmen gerettet und war von dem Sultan Almansor und seiner geliebten Almansaris freundlich aufgenommen

worden. Als Hüon und die Seinigen davon hörten, zweifelten sie nicht daran, daß es Rezia sei.

Eilfter Gesang. Hüon hofft der Geliebten im Garten zu begegnen, in welchem er, ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, mehrere Nächte verweilte. Einst begegnet er der schönen Almansaris, die bei dem Anblick des Ritters von glühender Liebe erfaßt wird. Sie läßt ihn zu sich führen und gesteht ihm ihre Liebe, aber Hüon bleibt trotz allen Versuchungen seiner Rezia treu.

Zwölfter Gesang. Noch einen Versuch macht Almansaris, den spröden Ritter zu besiegen, er erhält den Befehl, eine Grotte mit Blumen zu schmücken, und als er hinkommt, findet er jene auf einem Ruhebett; er will fliehen, sie hält ihn auf, und als er voll Verzweiflung Rezia und Oberon zur Hülfe ruft, erscheint Almansor. Almansaris klagt, schnell gefaßt, den Ritter an, als ob er ihr Schändliches zugemuthet, der Sultan verdammt ihn zum Feuertode und läßt ihn unterdessen in einen finstern Kerker werfen. In der Nacht kommt noch einmal Almansaris und verspricht ihm Hand und Thron, aber Hüon will lieber sterben als untreu werden. Rezia hatte ihrerseits die Liebe des Sultans gewonnen; als sie nun von Fatme, der es endlich nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen war, zu ihr zu dringen, Hüons Schicksal erfährt, eilt sie zu Almansor und bittet um des Gärtners Leben, der ihr Gatte sei. Almansor will ihm Gnade gewähren, wenn Rezia sich entschließt seine Gemahlin zu werden; doch will sie lieber selbst sterben. Im höchsten Zorn gebietet Almansor Beide zum Feuertode zu führen. Schon stehn sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, schon wird dieser angezündet, als, unter Donner und Erdbeben, die Stricke, welche Beide gebunden hielten, abfallen, und das Horn an Hüons Halse hängt. Er bläst und ganz Tunis wird von Tanzwuth befallen; inzwischen kommt der Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. Bald gelangen sie zu einem herrlichen Palast, aus welchem ihnen Oberon mit dem Zauberring an der Hand entgegenkommt, ihm zur Seite steht Titania, auf deren Wink ein Elfe Rezia ihren Knaben in den Arm legt. Sie treten in den Palast ein, beinahe geblendet von dessen innerer Pracht. Nach einem langen Schlaf erwachen sie vor Paris, wo gerade ein Turnier stattfindet, und dem Sieger Hüons Erbe zufallen soll. Dieser wird auf seine Versicherung, daß er ein Franke sei, zum Kampf zugelassen. Er bleibt Sieger, geht darauf mit Rezia in das Schloß hinein, überreicht dem Kaiser das Kästchen mit des Sultans Zähnen und Bart, stellt ihm Rezia als dessen Tochter, seine Gattin vor, und versöhnt so des Kaisers alten Groll.

### Erster Gesang.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band

Um meine Stirne! Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh', im bunten Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel ergreift sie alle die Wuth zu tanzen;
Sie drehen im Kreise sich um, bis Sinn und Athem entgeht.
Triumph, Herr Ritter, Triumph! Gewonnen ist die Schöne,
Was säumt ihr? Fort! Der Wimpel weht;
Nach Rom, daß euren Bund der heil'ge Vater kröne!

Nur daß der süßen verbotenen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Geduld! der freundlichste Wind begünstigt eure Flucht,
Zwei Tage noch, so winkt Hesperiens Küste.
O rette, rette sie, getreuer Scherasmin,
Wenn's möglich ist! — Umsonst die trunknen Seelen hören
Sogar den Donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?

In welches Meer von Jammer stürzt sie euch!
Wer wird den Zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?
Ach! wie sie Arm in Arm sich auf den Wogen wälzen!
Noch glücklich durch den Trost, zum wenigsten zugleich
Eins an des Andern Brust zu sinken in's Verderben.
Ach! hofft es nicht, zu sehr auf euch erbost,
Versagt euch Oberon den letzten Trost,
Den armen letzten Trost des Leidenden, zu sterben.

Zu strengern Qualen aufgespart,
Seh' ich sie hülflos, nackt, am öden Ufer irren;
Ihr Lager eine Kluft, mit einer Handvoll dürrem
Halbfaulem Schilf bestreut! und Beeren wilder Art,
Die kärglich hier und dort an kahlen Hecken schmoren,
All' ihre Kost! In dieser dringenden Noth
Kein Hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend Boot,
Glück, Zufall und Natur zu ihrem Fall verschworen.

Und noch ist nicht des Rächers Zorn erweicht,
Noch hat ihr Elend nicht die höchste Stuf' erreicht;
Es nährt nur ihre strafbar'n Flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden sie beisammen.
Getrennt zu sein, so wie in Donner und Blitz
Der wilde Sturm zwei Bruderschiffe trennet,
Und ausgelöscht, wenn im geheimsten Sitz
Der Hoffnung noch ein schwaches Flämmchen brennet;

Dies fehlte noch! O du! ihr Genius einst, ihr Freund!
Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Grenzen?
Weh euch! Noch seh' ich Thränen in seinen Augen glänzen!
Erwartet das Aergste, wenn Oberon weint! —

Doch Muse, wohin reißt dich die Adlerschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerei?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich, was dir sei,
Und deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß dich nieder zu uns auf dieses Kanapee,
Und — statt zu rufen, ich seh', ich seh',
Was Niemand sieht als du, — erzähl' uns fein gelassen,
Wie Alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.
Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund!

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergötzbar seid)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk, sogar in Karls des Großen Tagen:
In unsern würd' es auf gleiche Gefahr,
Um allen Ruhm der Welt, kein junger Ritter wagen.

„Sohn," sprach sein Oheim zu ihm, der heil'ge Vater in Rom,
Zu dessen Füßen mit einem reichlichen Strom
Bußfert'ger Zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld gebeichtet;
„Sohn," sprach er, als er ihm den Ablaß segnend gab,
„Zeuch hin in Frieden! Es wird dir wohl gelingen,
Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,
Wenn du nach Joppen kommst, besuch' das heil'ge Grab."

Der Ritter küsset ihm in Demuth den Pantoffel,
Gelobt Gehorsam an, und zieht getrost dahin.
Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn
Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sankt Kristoffel
Hofft er zu seinem Ruhm sich schon heraus zu ziehn.
Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem Pilgerstabe
Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe,
Und fühlt sich nun an Muth und Glauben zwiefach kühn.

Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Ok was Unerhörtes war:
Ist dies der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thor, doch von keiner Seele verstanden.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen
Bald links, bald rechts den ganzen langen Tag,
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen

Durch's wilde Gebüsch sich einen Ausgang hau'n.
Er ritt Berg an, um freier umzuschau'n.
Weh ihm! Der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

Was ganz natürlich war, däucht ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war, bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachs'nen Wipfel;
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum,
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

Die dichte rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, vom Felsen wiederhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt über'n Rücken.
Allein der Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezognem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höhn
Zu finden, fährt er fort, dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
So wie der Pfad sich senket oder steiget.

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt, und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammengeflickt, die rauhen Schenkel schlug;

Ein gräulich schwarzer Bart hing ihm in grausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast, als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Ok, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
„Was hör' ich?" ruft entzückt der alte Waldmann aus;
„O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechszehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und all die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirth's das Beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller."

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab,
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alqnifs Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.

„Wie ähnlich," ruft er, „o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar!" „Wem ähnlich?" fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann!" Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus bess'rer Zeit! so süß und auch so bitter:
Es kann nicht sein! Und doch, wie euch dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz und gar;
Nur er von breitrer Brust und eure Locken gelber.

„Ihr seid, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier, in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechszehn Jahre weine.
Ach! ihn zu überleben, war
Mein Schicksal! diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,
Und jetzt, ihn wieder in euch zu sehn, wie wunderbar.

„Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,"
Versetzt der Jüngling. „Sei es dann,"
Fährt jener fort: „genug mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,

Ist traun! kein Wahn; und gönnet ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei eurem Namen euch nenne?"
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

„O!" ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
„So log mein Herz mir nicht! O tausendmal willkommen
In diesem einsamen, unwirthbar'n Theil der Welt,
Willkommen Sohn, des ritterlichen, frommen
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteu'r in Schimpf und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

„Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind euch in dieses Land verschlagen."

Herr Hüon läßt am Feuerherd
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth zu erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann, und stets noch was bemerket,
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

Der junge Mann erzählt, nach Art der lieben Jugend,
Ein wenig breit: wie seine Mutter ihn
Bei Hofe (dem wahren Ort' um Prinzen zu erziehn)
Gar fleißig zu guter Lehr' und ritterlicher Tugend,
Erzogen; wie schnell der Kindheit lieblicher Traum
Vorüber geflogen; und wie, sobald ihm etwas Flaum
Durch's Kinn gestochen, man ihn zu Bordeaux, von den Stufen
Des Schlosses, mit großem Pomp zum Herzog ausgerufen.

Und wie sie drauf in eitel Lust und Pracht,
Mit Jagen, Turnieren, Banketten, Saus und Brause
Zwei volle Jahre wie einzelne Tage verbracht,
Bis Amory, der Feind von seinem Hause,
Beim Kaiser (dessen Huld sein Vater schon verscherzt)
Ihn hinterrücks gar böslich angeschwärzt;
Und wie ihn Karl, zum Schein in allen Gnaden
Nach Hofe, zum Empfang der Lehen, vorgeladen;

Wie sein besagter Feind, der listige Baron
Von Hohenblat, mit Scharlot, zweitem Sohn
Des großen Karls, dem schlimmsten Fürstenknaben
Im Christenthum (als der schon lange Lust gehegt

Zu Hüons Land), es heimlich angelegt,
Auf seinem Zuge nach Hof ihm eine Grube zu graben;
Und wie sie, eines Morgens früh,
Ihm aufgepaßt im Wald bei Montlery.

„Mein Bruder," fuhr er fort, „der junge Gerard, machte,
Mit seinem Falken auf der Hand,
Die Reise mit. Aus frohem Unverstand
Entfernt der Knabe sich, da Niemand Arges dachte,
Von unserm Trupp, läßt seinen Falken los,
Und rennt ihm nach: wir andern alle zogen
Indessen unsern Weg, und achteten's nicht groß
Als Falk' und Knab' aus unserm Blick entflogen.

„Auf einmal dringt ein klägliches Geschrei
In unser Ohr. Wir eilen schnell herbei,
Und siehe da! mein Bruder liegt, vom Pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der Erde.
Ein Edelknecht (von keinem unsrer Schaar
Erkannt, wiewohl es Scharlot selber war)
Stand im Begriff, ihn weidlich abzuwalken,
Und seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem Falken.

Von Zorn entbrannt rief ich: du Grobian,
Was hat der Knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück, und rühr' ihn noch mit einem Finger an,
Wofern dich's jückt, mein Schwert in deinem Wanst zu fühlen.
Ha! schrie mir jener zu — bist du's? dich sucht ich just,
Schon lange dürst' ich nach der Lust,
Mein racheglühend Herz in deinem Blut zu kühlen.

Kennst du mich nicht, so wiss', ich bin der Sohn
Des Herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein Vater Siegewin (mög' er im Abgrund brennen!)
Trug über meinen einst bei einem offnen Rennen
Mit Hinterlist den Dank davon,
Und durch die Flucht allein entging er seinem Lohn.
Doch Rache hab' ich ihm geschworen,
Du sollst mir zahlen für ihn! Da, sieh zu deinen Ohren!

Und mit dem Worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem Tanze,
Sich dessen nicht versah, mit eingelegter Lanze.
Zum Glück parirt' ich seinen Stich
Mit meinem linken Arm, um den ich in der Eile
Den Mantel schlug, und auf der Stell' empfing
Mit meinem Degenknopf der Unhold eine Beule
Am rechten Schlaf, wovon der Athem ihm entging.

Er fiel, mit Einem Wort, um nimmer aufzustehen,
Da ließen plötzlich sich im Walde Reiter sehen
In großer Zahl; doch des Erschlagnen Tod
Zu rächen, war dem feigen Troß nicht Noth.

Sie hielten, während wir des Knaben Wunde banden,
Sich still und fern, bis wir aus ihren Augen schwanden!
Drauf legten sie den Leichnam auf ein Roß,
Und zogen eilends fort zum kaiserlichen Schloß.

Unwissend wie bei Karl mein Handel sich verschlimmert,
Verfolg' ich meinen Weg, des Vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter Oheim, Abt
Zu Saint Denys, ein Mann mit Weisheit hoch begabt,
Führt beim Gehör das Wort. Wir werden wohl empfangen
Und alles wär' erwünscht für uns ergangen:
Doch, wie man eben sich zur Tafel setzen will,
Hält Hohenblat am Schloß mit Scharlots Leiche still.

Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen Flor vermummet,
Die hohen Stufen hinan, und wer sie sieht, verstummet
Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf
Dem Saale zu. Die Thüren springen auf:
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,
Mit blut'gen Linnen bedeckt, bis mitten in den Saal.
Der Kaiser selbst erblaßt, uns andern stehn die Haare
Zu Berg, und mich trifft's wie ein Wetterstrahl.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der Leiche
Das blut'ge Tuch, und — „Sieh" (ruft er dem Kaiser zu)
„Dies ist dein Sohn! und hier der Frevler, der dem Reiche
Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer Ruh!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend, fiel dein Scharlot im Gesträuche,
Durch Meuchelmord, nicht wie in offnem Feld
Von Rittershand ein ritterlicher Held."

Wie viel Verdrieß dem alten Herrn auch täglich
Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch sein Sohn,
Sein Fleisch und Blut. Erst stand er unbeweglich;
Dann schrie er laut vor Schmerz: mein Sohn! mein Sohn!
Und warf sich in Verzweiflung neben
Den Leichnam hin. Mir war der bange Vaterton
Ein Dolch in's Herz; ich hätt' um Scharlots Leben
In diesem Augenblick mein bestes Blut gegeben.

„Herr," rief ich, „höre mich! Mein Will' ist ohne Schuld;
Er gab sich für den Sohn des Herzogs von Ardennen,
Und was er that, bei Gott! es hätte die Geduld
Von einem Heil'gen morden können!
Er schlug den Knaben dort, der ihm kein Leid gethan,
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,
Fiel unverwarnt mich selber mördrisch an —
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!"

„Ha! Bösewicht!" schreit Karl, mich hörend, springt entbrannt
Vom Leichnam auf, mit Löwengrimm im Blicke,
Reißt einem Knecht das Eisen aus der Hand,
Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht zurücke,

Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch gerannt,
Auf einmal rüttelt sich der ganze Ritterstand;
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert bloßen Wehren
Scheint stracks in jeder Brust die Mordlust aufzustören.

Die Hall' erdonnert von Geschrei,
Das Aestrich bebt, die alten Fenster klirren.
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich auf's neue zu verwirren.
Man schnaubt, man rennt sich an, man zuckt die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sankt Benedikts Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehobnem Arm sein Skapulier entgegen.

„Ehrt," ruft er laut, „den heil'gen Vater in mir,
Deß Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet' ich Fried'!" — Er riefs mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zu Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück.

Nun trug der Abt den ganzen Verlauf der Sache
Dem Kaiser vor. Die Ueberredung saß
Auf seinen Lippen. Allein, was half mir das?
Die Leiche des Sohnes liegt da und schreit um Rache.
„Hier," ruft der Vater, „sieh, und sprich
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil! Sprich's für mich!
Ja rachedürstender Geist, dein Gaumen soll sich laben
An seinem Blut! Er sterb und mäste die Raben!"

Jetzt schwoll mein Herz empor. „Ich bin kein Mörder," schrie
Ich überlaut. Der Richter richtet nicht billig
In eigner Sache, der Kläger Amory
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich frei und willig,
Will in sein falsches Herz, mit meines Lebens Fahr,
Beweisen, daß er ein Schalk und Lügner ist und war
Und bleiben wird, so lange sein Hauch die Luft vergiftet.
Sein Werk ist alles dies, er hat es angestiftet!

Ich bin, wie er, von fürstlichem Geschlecht,
Ein Pair des Reichs, und fordre hier mein Recht;
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!
Da liegt mein Handschuh, laßt ihn's wagen,
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht
Entscheide, welchen von uns die Stimme seines Blutes
Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meines Muthes
Ist meine Unschuld, Herr! Mich schreckt sein Donner nicht.

Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel von ihnen zugegen,
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdammung gekränkt.
Sie murmeln, dem Meere gleich, wenn sich von fern zu regen,
Der Sturm beginnt: sie bitten, dringen, legen

Das Recht ihm vor. Umsonst! den starren Blick gesenkt
Auf Scharlots blutiges Haupt, kann nichts den Vater bewegen:
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein Leichtes hält,
Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden stellt.

„Herr," spricht er, „laßt mich gehn, den Frevler abzustrafen,
Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich schützt."
„Ha!" rief ich laut, von Scham und Grimm erhitzt,
Du spottest noch? Erzittre! immer schlafen
Des Rächers Blitze nicht. — „Mein Schwert," ruft Hohenblat,
„Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen!"
Doch Karl, den meine Glut nur mehr erbittert hat,
Befiehlt der Wache, mich zu greifen.

Dies rasche Wort empört den ganzen Saal
Von neuem; alle Schwerter blitzen,
Das Ritterrecht, das Karl in mir verletzt, zu schützen.
„Ergreift ihn," ruft der Kaiser abermal;
Allein, er sieht, mit vorgehaltnen Klingen,
In dichtem Kreis die Ritter mich umringen.
Vergebens droht, schier im Gedräng erstickt,
Der geistliche Herr mit Bann und Interdikt.

Des Reiches Schicksal schien an einem Haar zu schweben,
Die grauen Räthe flehn den Kaiser auf den Knieen,
Dem Recht der Ritter nachzugeben;
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn,
Bis endlich Herzog Nayms (der oft in seinem Leben,
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm geliehn)
Den Mund zum Ohr ihm hält, dann gegen uns sich kehret,
Und zum begehrten Kampf des Kaisers Urlaub schwöret."

Herr Hüon fuhr dann zu erzählen fort:
Wie stracks auf dieses einz'ge Wort
Der Aufruhr sich gelegt, die Ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im Herzen ergrimmt,
Mit stiller Wuth im halb entwölkten Blicke
Den achten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;
Wie beide Theile sich mit großer Macht gerüstet,
Und, des Triumphs gewiß, sich Amory gebrüstet.

Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arms von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke. —

Gekommen war nunmehr der richterliche Tag,
Versammelt alles Volk. Mit meinem silberblanken
Turnierschild vor der Brust, und, wie ich sagen mag,
Von allen mit Liebe begrüßt, erschien ich in den Schranken.

Schon stand der Kläger da. In einem Erker lag
Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,
Und schien, in offenem Vertrag
Mit Amory, nach meinem Blut zu dürsten.

Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen sich.
Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen,
Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und wir rennen,
Und treffen so gewaltiglich
Zusammen, daß auf's Knie die Rosse stürzen, und ich
Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten können.
Eilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,
Und nun, in einem Blitz, sind beide Schwerter bloß.

Daß ich von unserm Kampf dir ein Gemälde mache,
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,
Wie an Erfahrenheit, mein Gegner offenbar
Mir überlegen; doch, die Unschuld meiner Sache
Beschützte mich, und machte meine Kraft
Dem Willen gleich. Der Sieg blieb lange zweifelhaft;
Schon floß aus manchem Quell des Klägers Blut herunter,
Und Hüon war noch unverletzt und munter.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend Blut
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer Wuth,
Und stürmt auf Hüon ein, gleich einem Ungewitter,
Das alles vor sich her zertrümmert und verheert,
Blitzt Schlag auf Schlag, so daß mein junger Ritter
Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
Ein Arm, an Kraft mit Rolands zu vergleichen,
Bringt endlich ihn, nach langem Kampf, zum Weichen.

Des Sieges schon gewiß, faßt Amory sogleich
Mit beiden angestrengten Händen
Sein mächtig Schwert, den Kampf auf Einen Schlag zu enden.
Doch Hüons gutes Glück entglitscht dem Todesstreich,
Und bringt, eh' jener sich in's Gleichgewicht zu schwingen
Vermag, da, wo der Helm sich an den Kragen schnürt,
So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren klingen,
Und die entnervte Hand den Degengriff verliert.

Der Stolze sinkt zu seines Gegners Füßen,
Und Hüon, mit gezücktem Schwert,
Dringt auf ihn ein. „Entlade dein Gewissen,"
Ruft er, wenn noch das Leben einen Werth
In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der Stelle —
„Bandit," schreit Amory, indem er alle Kraft
Zum letzten Stoß mit Grimm zusammenrafft,
„Nimm dies, und folge mir zur Hölle!"

Zum Glücke streift der Stoß, mit ungewisser Hand
Vom Boden aufgeführt, durch eine schnelle Wendung,
Die Hüon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms; allein, mein Ritter, in der Blendung

Des ersten Zorns, vergißt, daß Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die Wahrheit kund zu machen,
Noch etwas Athem nöthig hat,
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend in den Rachen.

Der Frevler speit in Wellen rother Flut
Die schwarze Seele aus, der Sieger steht, entsündigt
Und rein gewaschen in seines Klägers Blut,
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf verkündigt
Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrei
Erschallt an die Wolken. Die Ritter eilen herbei,
Das Blut zu stillen, das an des Panzers Seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu begleiten.

Doch Karl (so fährt der junge Ritter fort
Dem Mann vom Felsen zu erzählen)
Karl hielt noch seinen Groll. „Kann dieser neue Mord
Mir," rief er, „meinen Sohn beseelen?
Ist Hüons Unschuld anerkannt?
Ließ Hohenblat ein Wort von Widerruf entfallen?
Auf ewig sei er denn aus unserm Reich verbannt,
Und all sein Land und Gut der Krone heimgefallen;

Streng war dies Urtheil, streng der Mund,
Aus dem es ging; allein, was konnten wir dagegen?
Das einzige Mittel war, auf's Bitten uns zu legen.
Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten rund
Um seinen Thron uns schier die Kniee wund
Und gaben's endlich auf, ihn jemals zu bewegen;
Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach:
„Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollt's, wir geben nach.

Doch höret den Beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend ist!" — Hier neigt er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Zepter — „Ich begnadige dich;
Allein, aus allen meinen Reichen
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks entweichen,
Und, bist du Stück für Stück mein kaiserlich Gebot
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

J Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
n seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne

Von seinem Stuhle hin, nach Morgenländer Art,
Und zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne,
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Geh' hin, und, wie gesagt, eh' du aufs Haar vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen."
Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein wie uns dabei
Zu Muthe war, ist nothlos zu beschreiben,
Ein jeder sah, daß so gewogen bleiben
Nicht besser als ein Todesurtheil sei.

Ein dumpfes Murren begann im Saal zu wittern.
Bei Sanct Georg! (sprach einer von den Rittern,
Der auf der Lanzelot und Tristan rauher Bahn
Manch Abenteu'r mit Ehren abgethan)
Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem Ding zu zittern;
Setz' einer seinen Kopf, ich setz' ihm meinen dran;
Doch was der Kaiser da dem Hüon ausgesonnen,
Hätt' auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen.

Was red' ich viel? Es war zu offenbar,
Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:
Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht.
Ich unternehm's, und seid ihr alle Zeugen!

Und nun, kraft dieses Worts, mein guter Scherasmin,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank; wo nicht, so mach' ich's, wie ich kann."
„Mein bester Herr," versetzt der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart herunter beben.
„Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein neues Leben!

Hier schwör ich euch, und da, zum heil'gen Pfand
Ist diese alte zwar, doch nicht entnervte Hand,
Mit euch, dem theuern Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu sterben.
Das Werk, wozu der Kaiser euch gesandt,
Ist schwer, doch ist damit auch Ehre zu erwerben!
Genug, ich führ' euch hin, und steh' euch festen Muths
Bis auf den letzten Tropfen Bluts."

Der junge Fürst, gerührt von solcher Treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.
Drauf legen sich die beiden auf die Streue
Und Hüon schläft, als wär' es Flaum. Und als

Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an,
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knittel in die Hand, und wandert frisch voran.

## Siebente Gruppe.

## Wielands Nachfolger.

### Einleitung.

Obwohl unter Wielands Nachfolgern sich kein einziger hervorragender Dichter befand, namentlich keiner, der von Einfluß auf die Entwickelung der Literatur gewesen wäre, und viele derselben wegen der Sittenlosigkeit ihrer Poesien gar nicht erwähnenswerth sind, ist es doch, um der Vollständigkeit willen, unerläßlich, einen kurzen Blick auf die bedeutendsten seiner Anhänger zu werfen. Wie wir gesehen haben, schöpfte Wieland seine poetische Bildung vorzüglich aus französischen Schriften, und in dieser Beziehung, das heißt als Nachahmer der Franzosen, denen Schönheit der Darstellung, Glätte des Verses und überhaupt die äußere Form die Hauptsache war, folgten ihm vor allem: Friedrich Wilhelm Gotter, Aloys Blumauer, Johann Georg Scheffner, Joseph Franz von Ratschky, Joseph Friedrich von Retzer und Gottlieb Leon.

Friedrich Wilhelm Gotter, geboren 1746 zu Gotha, starb daselbst 1797 als Geheimsekretär und Legationsrath. Wie schon (Seite 96) erwähnt, war er Mitstifter des Hainbundes und mit Boie Gründer des Musenalmanachs, zog sich aber ganz von den Göttingern zurück, wegen deren Abneigung gegen die Franzosen und Wieland. Er vertrat zu jener Zeit, nächst Wieland, wenn auch nicht in dem Umfang und mit dessen Einfluß, doch mit Geschick, Sicherheit und Selbstgefühl den französischen Geschmack in Deutschland. Seine Poesien, bestehend in Liedern, Elegien, Cantaten, didaktischen Gedichten, Episteln, Epigrammen, Erzählungen, Romanzen, Trauer-, Lust- und Singspielen zeichnen sich alle durch Anmuth und Leichtigkeit der Sprache und des Verses aus, ohne jedoch tiefern Gehalt, und höhern poetischen Werth zu besitzen. Am berühmtesten wurde er seiner Zeit durch seine Episteln und durch die Lust- und Singspiele, meist nach dem Französischen. Auch übersetzte und bearbeitete er einige der vorzüglichsten Tragödien Voltaires mit vielem Geschick, wie: „Orest", „Merope" und „Alzira."

Aloys Blumauer, geboren den 21. Dezember 1755 zu Steier in Oberösterreich, starb 1798 in Wien als Buchhändler. Er verdient als einer derjenigen, die in Oesterreich Aufklärung zu verbreiten suchten, mehr Anerkennung wie als Dichter, da er als solcher nur von geringer Bedeutung ist. Als Vertreter des französischen Geschmackes in der Poesie, noch mehr aber als derjenige, auf den Wielands Ironie und Satyre am meisten überging, gehört er vor Allen in diese Gruppe von Dichtern. Alle seine Poesien zeichnen sich durch leichte und elegante Sprache aus, doch kann dies für den

geringen poetischen Werth, und die oft trivialen Späße nicht entschädigen. Seine lyrischen Gedichte und Epigramme, meist komischen Inhalts, sind die unbedeutendsten, nur wenige ernsthafte Lieder besitzen einigen Werth. Seine Travestie eines Theiles der Aeneide von Virgil, die unter dem Titel: „Abenteuer des frommen Helden Aeneas", erschien, und ihrer Zeit großen Beifall fand, ist schon der Gattung nach von untergeordneter Bedeutung, da die Satyre, Travestie, Parodie u. s. w. nicht eigentlich mehr in's Bereich der Poesie gehören; es fehlt dem Werke aber auch an wirklicher Komik, die meist durch unbedeutende Witze ersetzt wird. In seinen Balladen folgt er Bürgers Vorgang und einige derselben, wie: „Der Graf von Lauzun", sind recht gelungen. Seine prosaischen Werke sind nicht von Bedeutung, und ganz werthlos ist sein Trauerspiel: „Erwine von Steinheim."

Johann Georg Scheffner, geboren 1736 zu Königsberg in Preußen, starb 1820 als Kriegs- und Steuerrath bei Gumbinnen. Seine Gedichte zeigen weniger die Glätte und Eleganz Wielands als dessen Frivolität und Ueppigkeit. Außer lyrischen Dichtungen, deren er mehrere Sammlungen herausgab, wie: „Jugendlieder", „Freundschaftliche Poesien eines Soldaten", „Gedichte nach dem Leben" u. s. w. schrieb er seine Selbstbiographie, die augenscheinlich mit großer Zurückhaltung abgefaßt, weder ein lebendiges Bild des Verfassers, noch der Zeitverhältnisse gewährt, und übersetzte aus dem Italienischen „Den treuen Schäfer" von Guarini.

Joseph Franz von Ratschky, geboren 1757 in Wien, starb daselbst 1810 als Hof- und Staatsrath, machte sich, wie Blumauer, verdient durch seine Bestrebungen für Volksaufklärung in Oesterreich, namentlich auch für Verbreitung werthvoller Poesien. Er gründete zu dem Zweck eine Zeitschrift, den: „Wiener Musenalmanach", der von 1777 bis 1788 erschien, an dem sich unter Andern auch Blumauer betheiligte. Ratschkys eigne Poesien: Singspiele, Opern, lyrische Gedichte, Epigramme und ein gegen die französische Revolution gerichtetes satyrisches Epos: „Melchior Striegel, heroisch-episches Gedicht für Freunde der Freiheit und Gleichheit in 6 Gesängen", sind, wenn auch leicht und gewandt in der Form, doch unbedeutend.

Joseph Friedrich von Retzer, geboren 1755 in Krems, starb 1821. Auch seine Gedichte, Lieder und Epigramme, die sich in den Musenalmanachen zerstreut befinden, sind, wie die Ratschkys, von geringem Werthe, aber in der Form gelungen.

Gottlieb Leon, geboren 1757 in Wien, starb daselbst 1832. Seine lyrischen Dichtungen, meist heitere Lieder, sind nicht ohne Gefühl.

Wielands bedeutendste Anhänger im Roman sind: Moritz August von Thümmel, Johann Jakob Wilhelm Heinse und August Gottlieb Meißner.

Unter diesen dreien verdient Thümmel die meiste Beachtung, da seine Romane einen ungleich höhern Werth besitzen, wie die der Andern, und sogar die meisten Romane Wielands übertreffen. Aus diesem Grunde wird ein etwas längeres Verweilen bei ihm wie bei den übrigen Dichtern dieser Gruppe wohl am Platze sein.

Er war geboren den 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Klosterschule zu Roßleben bei Naumburg, und begab sich 1756 nach Leipzig, wo er neben seinen juristischen Studien sich auch mit andern Wissenschaften beschäftigte, namentlich Gellerts Vorlesungen fleißig besuchte. Er trat nach seinen Universitätsjahren in die Dienste des Herzogs von Coburg, der seine Talente immer mehr schätzen lernte und ihn 1768 zum wirklichen Hofrath, bald nachher zum Minister ernannte. Von 1775 bis 1777 machte er eine Reise durch Frankreich und einen Theil Italiens, verheirathete sich nach seiner Zurückkunft mit der Wittwe seines jüngern Bruders, zog sich 1783 von den öffentlichen Geschäften zurück, und lebte dann, theils auf Reisen, theils auf seinem Landgute und theils in Coburg, wo er den 26. Oktober 1817 starb.

In seinen ersten Werken: „Wilhelmine, oder der vermählte Pendant", ein komisches, in Prosa abgefaßtes Heldengedicht, welches 1764, und „Die Inokulation der Liebe", eine Erzählung in Versen, welches 1771 erschien, ist Wielands Einfluß noch außerordentlich bemerkbar. Beide sind, was die Form betrifft, musterhaft, leicht, elegant und anmuthig geschrieben, doch der Inhalt derselben ist nicht nur unbedeutend, sondern, namentlich das letztere, auch frivol.

Erst zwanzig Jahre nach diesen beiden Dichtungen, 1791 bis 1805 erschien dasjenige Werk, dem Thümmel seinen Schriftstellerruhm verdankt. Der in Briefform abgefaßte Reiseroman: „Die Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", der in der Form nicht weniger vollendet, wie die beiden genannten, aber auch weit bedeutendern Inhalts ist. Obgleich auch dieses Werk noch manchen Mangel hat, vor allem fehlt ihm die künstlerische Einheit, so ist es doch reich an Gefühlen und Schilderungen, an Mannichfaltigkeit der Lagen und Charaktere, mit Laune und Humor geschrieben, und durchwebt mit eignen Reiseerlebnissen. Thümmel zeigt sich darin theils als Wielands, theils als des Engländers Sterne Nachfolger, und leitet mit demselben schon zu der Gruppe der Humoristen hinüber, die später unter Herders Anhängern ihre Besprechung finden. Er sucht in diesem Werk die auf Aberglauben und Ueberspanntheit gegründete Verderbniß der Zeit mit humoristischen Waffen zu bekämpfen, und schildert das Seelenleben eines Menschen, der von Hypochondrie, körperlichen und geistigen Leiden geplagt, nach Frankreich reist, dort sich der Liebe und dem Genuß in die Arme wirft, aber doch endlich weise und von allen Irrthümern geheilt zurückkehrt. Durch die in dem Roman zerstreuten Lieder machte er sich auch als Lyriker bekannt, doch zeugen diese Gedichte, obgleich geistreich und gedankenvoll, nicht von besonderm lyrischem Talente. Seine Epigramme, die sich in seinen gesammelten Werken befinden, sind meist fein und witzig.

Johann Jakob Wilhelm Heinse, geboren 1749 zu Langenwiesen bei Ilmenau, starb nach einem sehr bewegten Leben 1803 in Mainz als Lektor und Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Auf ihn war vor allen Wielands leichtfertige Weise übergegangen, doch überbot er jenen noch an

sinnlichen und frivolen Schilderungen. Nicht ohne dichterische Begabung, brachte er dennoch in keiner Weise etwas Vollendetes hervor, da er sich von seiner überreizten Phantasie beherrschen ließ, und das Ziel seiner literarischen Thätigkeit stets nur die Herrschaft der Sinne über den Geist bildete. In seinen beiden Hauptwerken, den Romanen: „Ardinghello oder die glücklichen Inseln", und „Hildegard von Hohenthal", mit denen er eigentlich eine neue Gattung, den Kunstroman, schuf, und die durch Melodie der Sprache und phantasiereiche Darstellung ausgezeichnet sind, erscheint die eigentliche Erzählung, die nichts wie sittenlose Schilderungen enthält, nur als Rahmen für seine Betrachtungen über Kunst, Wissenschaft und Staatsverhältnisse, die zwar meist geistreich, aber selten begründet und richtig sind. „Ardinghello", in dem er Winkelmann gegenüber das Studium der Natur über das der Antike setzt, und überhaupt dem nackten Naturleben das Wort redet, verbreitet sich vorzüglich über bildende Kunst und einzelne Werke der Bildhauerei und Malerei, „Hildegard" mehr über Musik. Seine übrigen Werke: „Die Begebenheiten des Enkolp", „Laidion oder die eleusynischen Geheimnisse", und „Anastasia oder das Schachspiel", sind in jeder Beziehung werthlos und überschreiten alle Grenzen des Schicklichen, namentlich die beiden Ersten. Besser sind seine Briefe an Gleim über einige Gemälde der Düsseldorfer Gallerie, die 1776 im „Deutschen Merkur" veröffentlicht wurden; seine Briefe an Jakobi und Gleim über Italien und die Uebersetzung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" und Ariost's „Rasendem Roland", beide in schöner Prosa. Seine lyrischen Dichtungen, Sinngedichte und kleinen epischen Erzählungen athmen denselben Geist wie seine Romane. Auch betheiligte er sich an der von J. H. Jakobi in Düsseldorf herausgegebenen Zeitschrift: „Iris". Neuerdings gab Heinrich Laube Heinse's Werke gesammelt heraus. (Leipzig 1838. 10 Bände.)

August Gottlieb Meißner, geboren 1753 in Bautzen, starb 1807 als Konsistorialrath und Direktor der höhern Lehranstalten in Fulda. Er machte sich als Uebersetzer französischer und italienischer Lustspiele und Operetten, als dramatischer Dichter durch historische Schauspiele, Lustspiele und Opern und als Romanschreiber bekannt. Er folgte Wielands Spur in Nachahmung der Franzosen, und darin, daß er den Stoff seiner historischen Romane gern dem klassischen Alterthum entlehnte, aber moderne Menschen und Verhältnisse darin schilderte. Am bekanntesten wurden seine: „Skizzen", und die Romane: „Alcibiades", „Epaminondas", „Masaniello", und „Bianka und Capello."

Durch den Beifall, den Wielands romantische Epen fanden, wurden viele Dichter veranlaßt, ihm auf diesem Wege zu folgen und sich gleichfalls im romantischen Epos zu versuchen. Die meisten dieser Erzeugnisse sind jedoch poetisch werthlos, und wurden, wenn auch theilweise zu ihrer Zeit gern gelesen, bald vergessen, daher sie füglich mit Stillschweigen übergangen werden können. Nur die bedeutendsten derselben: Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay, Johann Baptist von Alxinger und Friedrich August Müller verdienen einige Beachtung.

Ludwig Heinrich Nicolay, geboren 1737 in Straßburg, ging 1769 als Erzieher des Großfürsten nach Rußland, wurde 1773 in Petersburg geadelt, 1796 Staatsrath und später daselbst Direktor der Akademie der Wissenschaften, zog sich dann auf sein Gut Monrepos in Finnland zurück, wo er 1820 starb.

Nicolay, der ein recht hübsches poetisches Talent hatte, versuchte sich beinahe in allen Gattungen der Poesie, ohne sich jedoch in einer besonders auszuzeichnen, wiewohl seinen Arbeiten eine leichte Sprache und fließender Vers nicht abzusprechen ist. Er schrieb nicht nur romantische Epen, poetische und prosaische Erzählungen, Fabeln, Parabeln und Balladen, sondern auch Elegien, Episteln, Epigramme und Dramen. Die gelungensten darunter sind die größern Epen und die Fabeln und Parabeln, während alles andere, namentlich aber Elegien, Episteln und Dramen ganz verfehlt sind. Sein Vorbild in Form und Tendenz war Wieland, vor allem im romantischen Epos, wozu er meist die Stoffe aus einzelnen Episoden größerer Epen anderer Dichter, besonders italienischer, entnahm. Als die besten sind zu bezeichnen: „Reinhold und Angelica", „Morganens Grotte", „Anselm und Lilla" und „Alcinens Insel."

Johann Baptist von Alxinger, geboren 1755 in Wien, starb daselbst 1797 als Hofagent. Mit den übrigen schon erwähnten österreichischen Dichtern war auch er thätig, Aufklärung und Bildung in seinem Vaterlande zu verbreiten und verdient er in dieser Beziehung alle Anerkennung. Sein eignes poetisches Talent war nicht bedeutend, doch schuf er mit Anlehnung an Andere, namentlich an Wieland, recht gelungene Dichtungen. Seine beiden romantischen Epen: „Doolin von Mainz" und „Bliomberis", sind unmittelbare Nachahmungen von Wielands „Oberon", und wenn sie auch nicht auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen können, so enthalten sie doch manche recht gelungenen Stellen. Seine übrigen Poesien: kleinere poetische Erzählungen, lyrische Gedichte, Epigramme, Episteln, und die Bearbeitung des Romans: „Numa Pompilius" in Versen, sind dagegen von geringem Werthe.

Friedrich August Müller, geboren 1767 zu Wien, starb daselbst 1807 als Privatmann in Folge unheilbarer Schlaflosigkeit. Unter den drei hier genannten Nachfolgern Wielands ist Müller der talentvollste, und kommt er namentlich in anmuthiger, phantasievoller und wohllautender Darstellung Wieland am nächsten, wenn er auch an Reichthum der Erfindung und künstlerischer Anordnung weit unter ihm steht. Seine romantischen Epen: „Richard Löwenherz", „Alfonso" und „Adalbert der Wilde", deren Stoffe er zunächst aus dem französischen Werk „Bibliothèque des Romans" entnahm, verdienen im Einzelnen alle Anerkennung, ob sich gleich im Ganzen manches tadeln läßt.

Schließlich muß noch ein Dichter hier ausführlichere Erwähnung finden, der, ob er auch nur theilweise zu Wielands Nachfolgern gehört, doch am füglichsten in dieser Gruppe besprochen werden kann. Es ist dies Christian Friedrich Daniel Schubart, der theils zu Klopstocks, theils zu Wielands Nachfolgern, theils

zu der Gruppe der Originalgenies gehört, wie denn überhaupt Wielands Anhänger in vielen Beziehungen mit den Originalgenies verwandt erscheinen, namentlich darin, daß beide die Naturwahrheit als Hauptgrundsatz aufstellten, und die Gesetze der Natur allein anerkannten und befolgten, daher auch die poetischen Erzeugnisse beider sich oft an Frivolität gleichen.

Christian Friedrich Daniel Schubart, geboren den 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, zeigte schon als Knabe bedeutende Anlagen für Poesie und Musik, und als er 1753 auf das Lyceum nach Nördlingen kam, dichtete und componirte er Lieder, unter denen sich manche recht gelungene befanden. Von Nördlingen kam er 1756 nach Nürnberg und 1758 auf die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Durch seinen leidenschaftlichen und unruhigen Charakter gerieth er hier in ein unordentliches und wildes Leben, so daß er seine Gesundheit zerrüttete und sich in Schulden stürzte. Sein Vater rief ihn daher nach Hause zurück. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer in Königsbronn gewesen, und sich dann in den benachbarten Orten längere Zeit sein Brod durch Predigen für andere Geistliche verdient hatte, wobei ihm sein großes Rednertalent sehr zu Statten kam, wurde er Schullehrer und Organist in Geislingen, und verheirathete sich dort 1764 mit einem vortrefflichen Mädchen, die bei ihrer hingebenden Liebe sich ganz in seine Launen zu schicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. Zuerst lebte er auch, in ihrem Besitze glücklich und ruhig, doch bald verfiel er wieder in seine frühere Unordnung, die noch zunahm, als er durch sein Musiktalent 1768 zum Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt wurde. Durch sein zügelloses Leben gerieth er nicht nur neuerdings in Schulden, und mußte seine Frau, die schwermüthig geworden, mit den Kindern zu ihrem Vater zurückkehren lassen, sondern er wurde endlich auch seines Amtes entsetzt, und zuletzt noch wegen eines satyrischen Liedes auf einen angesehenen Hofmann und wegen einer Parodie auf die Litanei gefangen gehalten und dann des Landes verwiesen. Er ging zuerst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg und Mannheim, wo er sich durch seine Talente Freunde und eine schöne Einnahme erwarb, auch Gelegenheit fand, sich vor dem Fürsten hören zu lassen, dem sein Spiel gefiel, und der ihm schon eine Anstellung zugedacht hatte, als sich Schubart durch unpassende und unvorsichtige Aeußerungen seinen Unwillen zuzog. Der bayrische Gesandte in Mannheim, den er kennen gelernt hatte, rieth ihm katholisch zu werden, um in Bayern eine Anstellung zu erhalten. Schubart willigte ein, begleitete aber erst den Gesandten nach Würzburg und München, wo er vor dem Fürstbischof und vor dem Kurfürsten von Bayern spielte und Beifall fand. Aber ehe er in Bayern angestellt wurde, erkundigte man sich über ihn in Würtemberg und erhielt so ungünstige Nachrichten, daß er auch aus München, wo er indessen hingezogen, verwiesen wurde. Er wandte sich nun nach Augsburg und erwarb sich dort bald seinen reichlichen Unterhalt durch seine Poesien, die er drucken ließ, durch Musik- und andern Unterricht, durch Lesekonzerte, in denen er die neuesten Stücke deutscher Dichter, nament-

lich Klopstocks Messias mit großer Meisterschaft und unter ungeheurem Beifall vortrug, und endlich durch die Herausgabe einer bald sehr beliebten politischen Zeitung: „Deutsche Chronik", die von 1774 bis 1777 erschien, und worin er mit großem Freimuth über politische, kirchliche und wissenschaftliche Fragen sich verbreitete, jeder Unterdrückung, namentlich aber den Jesuiten auf's bestimmteste entgegentretend. Er machte sich durch diese Zeitung viele Feinde, und da er sein wüstes Leben auch hier fortsetzte, so fand man bald Gelegenheit, ihn wegen mannichfacher Unbesonnenheiten verhaften und aus der Stadt weisen zu lassen. Er ging nun nach Ulm, setzte seine „Chronik" dort fort, und führte, wieder mit seiner Familie vereinigt, und im Umgang mit J. M. Miller ein viel solideres und ordentlicheres Leben. Da er sich aber durch seine freien politischen, wie religiösen Ansichten allenthalben unter den Geistlichen und Hochgestellten Feinde machte, und auch der Herzog von Würtemberg sein Treiben sehr ungern sah, so verfolgte man ihn überall, und eine falsche Nachricht, die Schubart unwissend in sein Blatt aufnahm, gab die willkommene Gelegenheit, ihn auf Befehl des Herzogs auf bayrisches Gebiet zu locken und dort zu verhaften. Den 22. Januar 1777 wurde er in Blaubeuren, wohin er arglos einem Bekannten gefolgt war, aufgegriffen und auf den Hohenasberg gebracht, dort zehn Jahre lang, ohne Verhör in der strengsten Gefangenschaft gehalten, und erst auf Veranlassung des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß gesetzt. Zugleich erhielt er, vielleicht um das Unrecht, was man ihm gethan hatte, einigermaßen wieder gut zu machen, vielleicht auch aus andern eigennützigen Gründen, eine Anstellung in Stuttgart als Direktor der Hofmusik, sowie als Hof- und Theaterdichter, und die Erlaubniß, seine Zeitung unter dem Titel: „Vaterlands-Chronik" fortzusetzen (1787 bis 1791), die nicht nur Schubart selbst, sondern auch der akademischen Druckerei viel einbrachte. Durch diese glückliche Wendung seines Schicksals lebte er wieder auf. Nachdem er in ganz Schwaben seine zahlreichen Freunde besucht, die ihn mit Theilnahme und Jubel empfingen, ließ er seine Familie nach Stuttgart kommen und fing von neuem an zu dichten und zu componiren. Auch gab er seine auf dem Hohenasberg begonnene Lebensbeschreibung heraus (eine Sammlung seiner Poesien war noch während seiner Gefangenschaft erschienen), doch noch vor Beendigung der letztern starb er in Stuttgart den 10. Oktober 1791.

Sein Sohn Ludwig, der sich als ästhetischer Schriftsteller und sehr gewandter Uebersetzer aus dem Englischen bekannt machte, vollendete seines Vaters Selbstbiographie und gab eine neuerdings nachgesehene Sammlung seiner sämmtlichen Schriften in 8 Bänden heraus, worin er auch aus der „Chronik" Aufsätze von allgemeinem Interesse, sowie die „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst" aufnahm.

Schubart ist einer von denjenigen Dichtern, wie wir sie schon in J. C. Günther und G. A. Bürger haben kennen lernen, die es, trotz ihrer bedeutenden Talente, trotz ihrer guten menschlichen Eigenschaften, im Leben wie im Dichten zu nichts Rechtem bringen konnten, wegen ihrer Charakterlosigkeit,

ihrer innern Zerfahrenheit und Schwäche. Daher haben seine Poesien keinen klassischen Werth, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt. Nur einige wenige, in denen sein Talent siegreich durchbricht und alles Andere überwindet, sind vortrefflich und treffen den Volkston in hohem Grade, wie der „Gefangene" und das „Kaplied". Andere zeigen neben hoher Poesie leere Phrasen und banale Redensarten, wie die „Fürstengruft", und „Der Vatermörder". Den wenigsten Werth haben seine geistlichen Lieder, da sie mehr aus äußerer Veranlassung und Zwang, als aus seiner innersten Natur hervorgegangen sind; nur in wenigen derselben zeigt sich dessenungeachtet sein Talent. Schubarts erste Poesien: „Todesgesänge", sind ganz im Geiste und in der Manier Klopstocks, dessen Einfluß auch in seinen spätern Dichtungen, namentlich in der vaterländischen Begeisterung und in dem Pathos des Ausdrucks nicht zu verkennen ist. Neben diesem Klopstock'schen Geschmacke dichtete Schubart aber auch in Wielands Sinne leichtsinnige, mitunter sehr frivole Lieder. Während seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasberg von pietistischen Geistlichen auf alle Weise gedrängt, neigte er sich damals dieser Richtung ganz zu und dichtete fast nur geistliche Lieder voll leidenschaftlicher Empfindung, doch stark phrasenhaft und mit wenig Ausnahmen ohne poetischen Werth. Auch die unter dem Titel „Volkslieder" erschienenen Gedichte sind unbedeutend, da er die eigentlich poetische Seite des Volkslebens nicht aufzufassen verstand. Außer Liedern, Oden und Hymnen schrieb er einzelne Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Legenden und Romanzen. Seine Selbstbiographie, die er während seiner Gefangenschaft einem neben ihm wohnenden Gefangenen in die Feder diktirte, da er selbst nicht schreiben durfte, ist in jeder Beziehung interessant.

Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Schubart bedeutend wurde durch die Anregungen, die von ihm ausgingen. Nicht nur war er Schillers nächstes Dichtervorbild, dessen früheste Gedichte vielfach an Schubart erinnern, sondern er griff auch tief in das Volk ein durch seine „Chronik', das erste wahre Volksblatt in Deutschland, welches durch stets gleichmäßigen Humor und reiche Abwechselung der mannichfaltigsten Aufsätze, durch Einfachheit der Darstellung und schonungslose Freimüthigkeit anzog und fesselte, und ihm den Beinamen des Patrioten verschaffte.

Ueber Schubart als Musiker, sowie über den Werth seiner „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst", die er ebenfalls einem andern auf dem Hohenasberg diktirte, ist hier nicht der Platz zu urtheilen.

Aus Schubarts Schriften: Aus dem Jahrgang 1776 der „Chronik."

**Das Münster.**

Münster! ehrwürdiges Denkmal deutscher Größe, sei mir gegrüßt in deiner Majestät! Du trägst heilige Spuren deutscher Kraft und deutschen Geistes. Nie geh' ich an dir vorüber, ohne vor Ehrfurcht aufzuschauern; dann fließen den kühnen Bauleuten, die dich himmelan thürmten, Thränen des Dankes und der entzückten Bewunderung. Wie fürchterlich ehrwürdig

streckst du dein schwarz-graues Haupt in die Wolken; und wie leuchtet deine Zinne in der Winternacht, wenn dich der Mond vergoldet und der Polarstern über dir flammt! — Muß hinauf! hinauf auf deine Höhen, und mein Herz lüften auf deinem majestätischen Kranze! — — Das sind ja die steinernen Hüften, die Jahrhunderte durch, dem Sturmwind trotzten! Und dieß die Brust, von der Gottes Gewitter selbst nur Schiefer splittern konnten! — Wohl mir! Diese Schneckentreppe bringt mich immer näher zur Heitre des Himmels empor! — Da steh' ich, Gott! wie ist mir! — O wie viel anders, als wenn ich am Staube kröche. Hoch über mir Gottes Himmel: und unter mir seine Welt! — Darf ich hinauf schau'n zum höhern Oceane, der unterm Silberschleier des Lichts blauwogicht dahin fließt? O der Wonne! — Muß ausruhn, und auf meinen Brüdern, den Menschen, verweilen, die dort unter mir wandeln und durchs Leben kriechen, hinken, gehen, taumeln, fliegen. — Dort unten liegen ja ihre Hütten, mit Schnee wie mit Wolle bedeckt, meist umstürmt von des Lebens Sorgen, und selten besucht vom leisen Tritt der Ruh' und dem Tanz der Freude! — Seid mir gegrüßt, meine Brüder, mit dem ersten Strahle des erwachenden Jahres! — Edle und Unedle, Weise und Thoren, Reiche und Arme, Tugendhafte und Sünder, Nahe und Ferne, Freunde und Feinde — seid mir alle gegrüßt! Mit euren Wünschen, Sorgen, Kämpfen, Arbeiten, — mit euren Tugenden und selbst mit euren Fehlern, seid mir gegrüßt! — Noch wölbt sich die blaue Decke des Himmels über euch hin; noch träuft aus sanften Wolken Segen auf euch hinab; noch kreist sich das Jahr mit fröhlichen Monden und tanzenden Stunden harmonisch um euch: Sollt' ich Euch nicht auch lieben, ihr Lieblinge Gottes? nicht für euch zum benachbarten Himmel hinauf beten:

Schau hinab, o Gott, auf deine Erde,
Sieh der Menschen ängstliches Gewühl,
Ach, da gibt's, du weißt's ja, viel Beschwerde,
Und des Stoffs zu Thränen gibt es viel.

Christen gibt es, die sich's scheu'n zu sagen,
Daß sie Christus, daß sie Gottes sind!
Weise gibt es, die die Thoren tragen,
Und mit ihren Seufzern spielt der Wind.

Tugendhafte, die den Strom der Laster
Fürchterlich vorüberziehen sehn —
Auf dem Strome segelt ein verhaßter
Wütherich, taub bei der Menschheit Flehn.

Greise, die mit dünnen weißen Haaren,
Mit des Fluches schrecklichem Gewicht,
Ach, hinunter in die Grube fahren! —
Denn ihr Enkel ist ein Bösewicht.

Unschuld, die am Todeshügel jammert,
Wo der Vater, wo die Mutter ruht;
Wie sie da das Todtenkreuz umklammert,
Wie sie ächzt: ach, rettet euer Blut!

Denn sie scheucht der Bösewicht, der zum Raube
Im Gebeinhaus tückisch sich verbirgt;
Wie der Geier, der die fromme Taube
Selbst auf Tempelzinnen niederwürgt. —

Patrioten, die am Eichenstamme
Mit gesenktem, trübem Blicke stehn,
Ach, sie sehn, mit unterdrückter Flamme
Deutsche Sitt' und Freiheit untergehn.

Jünglinge, beim dumpfen Trau'rgeläute
Langsam schreitend zu der schwarzen Gruft;
Um die schönste, edelste der Bräute
Jammert ihre Klage in die Luft.

Vater, alle diese Menschen unten
Müssen sterben! — deine Engel nicht
Sterben — ach, mit heißen, offnen Wunden;
Zittern vor Verwesung und Gericht!

Schöpfer, Vater! ach erbarm dich ihrer,
Sieh dies Wimmeln deiner Kinder an;
Alle brauchen Hilfe; sei ihr Führer
Auf des Lebens dornenvoller Bahn.

Sieh, auf dieses Thurmes luft'gen Höhen
Bitt' ich dich mit hochgehobner Hand:
Wie die Eiche tiefgewurzelt, stehen
Laß mein Vaterland! mein Vaterland!

Unsern Kaiser, laß die Fürsten leben,
Dir nachahmend, ohne blutigen Zwist;
Aber laß sie vor dem Donner beben:
Daß du Richter aller Fürsten bist.

Reiß dem Heuchler in der Wahrheit Lichte
Seine schwarze Larve vom Gesicht;
Aber ist die Larve vom Gesichte,
So beschäme, nur verdamm' ihn nicht.

Wenn der Wald, wenn Felsen wiederschallen,
Frevler, deinen Greul und deinen Spott;
O, so tönen dieses Tempels Hallen:
Eine feste Burg ist unser Gott!

Gib uns Dichter, die von Tugend glühen,
Die, wie Klopstock, von der Ewigkeit
Kühn den lichtgewebten Vorhang ziehen,
Und von deutscher Biederherzigkeit.

Dient das rasche Feuer kühner Jugend,
Dient die Himmelsflamme, das Genie,
Nicht der Wahrheit, nicht der Schönheit, Tugend:
So verlösch' es, so vertilge sie!

Stärk' den Müden, der des Lebens Plagen,
Seine Lasten duldet — friedsam still;
Donner sollen den Tyrannen schlagen,
Der des Schweißes Frucht ihm rauben will!

Gib dem Mangel Speise, Trank und Hülle!
Gib dem Armen — ach mir bricht das Herz,
Gib dem Armen von des Reichen Fülle!
Lindre du des müden Pilgers Schmerz.

O dann wölbt sich ruhig einst der Hügel
Meines Grabes über mir. O, Glück!
Laß ich doch, beweht von Gottes Flügel,
Dich, du liebes Vaterland, zurück!

## Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir, — sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blüh'n,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose;
Denn nichts ist mein, ach! nichts ist mein
Im Muttererdenschooße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sclaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch, und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

## An den Tod.

Tod, du Schrecken der Natur,
Immer rieselt deine Uhr,
Die geschwungne Sense blinkt,
Gras, und Halm und Blume sinkt.

Mähe nicht ohn' Unterschied
Dieses Blümchen, das erst blüht,
Dieses Röschen, erst halbroth;
Sei barmherzig, lieber Tod!

Nimm den holden Knaben nicht,
Der voll Unschuld im Gesicht
Mit der Brust der Mutter spielt,
Und sein erstes Leben fühlt.

Und den Jüngling schone mir,
Der am fühlenden Klavier
Goldne Saiten wiegt und schwingt,
Und ein Lied von Liebe singt.

Sieh', dort steht ein deutscher Held
In Kolumbus neuer Welt,
Der des Wilden Axt nicht scheut;
Tod, ach friste seine Zeit!

Schon' den Dichter, dessen Kraft,
Wie sein Schöpfer, Welten schafft,
Und in seinem Bildungskreis
Alles fromm zu machen weiß.

Tödte nicht die junge Braut,
Schön für ihren Mann gebaut,
Die, wie Sulamit gestimmt,
Liebe gibt und Liebe nimmt;

Nicht den Frommen in dem Land,
Dessen hochgehobne Hand
Betend Gottes Himmel stützt,
Wenn er Rache niederblitzt.

Ach, den Sünder tödte nicht!
Schreck' ihn nur mit dem Gericht,
Daß er bang zusammenfährt,
Buße weint und sich bekehrt.

In der Fürsten goldnem Saal,
Lieber Tod, bist du zur Qual;
Schone sie, bis sie vom Wind
Eitles Prunks gesättigt sind.

Keinen Reichen tödte du!
Den Gesunden laß in Ruh'!
Triffst du gute Laune an,
So verlängre ihre Bahn!

Aber mußt du tödten, Tod,
Ach so thu's, wo dir die Noth
Aus zerfressnem Auge winkt
Und in Staub des Kerkers sinkt.

Wo mit jedem Morgen — Tod!
Wo mit jedem Abend — Tod!
Tod um Mitternacht erschallt,
Daß die Schauerzelle hallt.

Tod, wann kommst du, meine Lust?
Ziehst den Dolch aus meiner Brust?
Streifst die Fesseln von der Hand?
Ach, wann deckst du mich mit Sand?

Diese Todesstimme ruft
Aus so mancher Kerkergruft,
Wo der Gram verzweiflungsvoll
Ohne Hoffnung schmachten soll.

Drum, o Tod! wenn dir's gefällt,
Hol' Gefangne aus der Welt:
Komm, vollende ihre Noth;
Sei barmherzig, lieber Tod.

## Deutsche Freiheit.

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arme,
Daß ich stürm' in die Saite,
Und singe dein Lob.

Aber, wo find' ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erstgeborne?
Könnte Geschrei dich wecken, so schrie ich,
Daß die Sterne wankten.

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß gespaltene Felsen
Vor dein Heiligthum rollten
Und seine Pforte sprengten.

Könnten Thränen dich rühren;
Ach, du kämst zum Fesselbeladenen,
Dem schon neun schreckliche Jahre
Zährenfeu'r die Wange sengt.

Aber hier bist du nicht, wo Gallioten,
Wie Vieh an Karren gespannt,
Mit Ketten vorüberrasseln;
Hier, Göttin, bist du nicht,

Wo die starre Verzweiflung
Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich im Felsenbauche hallen.

Aber, wo bist du?
Gottes Vertraute, wo bist du?
Ach, daß du mir lüpftest die Fessel;
So säng' ich, Göttin, dein Lob.

Doch weinend, wie der Siechling singt,
Von der Gesundheit goldner Gabe,
Wie der einsame Mann von der fernen Geliebten,
So sing' ich, Göttin, dein Lob.

Hast du verlassen Germanias Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erschlagner Römer
Deinen Thron erthürmtest?

Wo du mit deinem aufgesäugten Sohne
Hermann, — Winfelds Schlacht schlugst,
Und die Aeser der Freiheitshasser
Den Wölfen vorwarfst zum Fraße?

Laut auf muß ich weinen;
Denn ach, du weiltest in Deutschlands Hainen
Der seligen Jahre
Nur wenige.

Dich scheuchte ein scheußliches Ungeheu'r,
Schreckbarer, als des Nilus Thier,
Wenn es mit gestorb'nen Fischen
Und faulenden Krebsen in den Schuppen

An's Ufer springt und die Lüfte verpestet.
Ja, so ein Ungeheuer
Entwand sich dem Nebelschlunde der Hölle,
Und entweihte Germanias Hain.

Zwei Drachenhäupter hatte das Unthier;
Eine Krone von Gold und eine Mütze von Sammet
Schmückten die Köpfe
Der Greu'lgestalt.

In Lachen von Blut und verspritztem Marke
Wälzte das Unthier sich,
Wie Mizraims Scheusal
Im Schlamme Nilus sich wälzt.

In dichtere Eichenschatten
Entflohen die Söhne Teuts,
Und ihre brüllende Klage
Scheuchte das Wild.

An den Eichenast hing die Telyn der Barde,
Lehnte sich an den Moosstamm und starb.
Da haucht' sein Geist in die Telyn,
Und sie schütterte Sterbgewinsel.

In finstern Pagoden thronte die Dummheit,
Der Gewaltthat erste Vertraute,
Lehrte Unsinn vor der gaffenden Menge,
Und an der Fessel dorrte des Weisen Arm.

Heilige Freiheit, verzeih' es dem kühneren Frager:
Ist sie bald verströmt die schreckliche Wolkennacht?
Vollendet Joseph im Harnisch,
Was Luther begann in der Kutte?

Ha, vielleicht ist sie da, göttliche Freiheit,
Die heilige Stunde deiner neuen Erscheinung!
Schon donnert in Tuiskons Hainen
Dein Feldgeschrei: der Deutschen Bund!

## Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seid stark!
Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
In's heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her!
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland;
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den herzen Bruder, Schwester, Freund;
Und Alles schweigt und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? Und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart! — drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich;
Wir weinten kleinen Kindern gleich.
Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: In dieser Prüfungszeit
Reif' Freundschaft für die Ewigkeit;
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Gränzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie, das sei der Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht.

Und, ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt,
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt;
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Wir sind, wir sind in Afrika!
Und Alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land'
Als Deutsche, brav und gut.
Und rühmen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind voll Biederkeit,
Und haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch;
Und Thränen fließen drein.

## Achte Gruppe.

## Dichter und Schriftsteller, die keiner der genannten Richtungen folgten.

### Einleitung.

Nachdem die drei ersten Heroen der neuern deutschen Literatur mit ihren nähern und entferntern Anhängern besprochen sind, bleiben, ehe wir uns zu den drei folgenden wenden, die das bis dahin Vorbereitete zum Abschluß brachten, noch eine zahlreiche Menge von Dichtern, Schriftstellern, Dichterinnen und Schriftstellerinnen auf allen Gebieten der Poesie und Prosa zur Betrachtung übrig, die zu keiner der genannten Gruppen in näherer Beziehung standen, wenn auch der allgemein bildende Einfluß, den der Umschwung der ganzen Poesie hervorgebracht hatte, freilich in ihren Schriften unverkennbar ist. Obwohl bei manchen unter diesen Dichtern sich nicht unbedeutendes poetisches Talent offenbarte, blieben doch alle hier zu nennenden ohne besondern Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, und es genügt daher, die hervorragendsten derselben zu besprechen, die minder bedeutenden mit ihren Werken namhaft zu machen, und die ganz untergeordneten, deren Erzeugnisse Eintagsfliegen zu vergleichen sind, mit Stillschweigen zu übergehen.

Die bedeutendsten dieser Dichter und Dichterinnen sind: Friedrich Heinrich Jakobi, Johann Gottfried Seume, Johann Jakob Mnioch und dessen Frau Marie Mnioch, Friedrich Adolph Krummacher, Johann August Apel, Siegfried August Mahlmann, Johann Ladislaus Pyrker und Luise Karoline Brachmann.

Die minder bedeutenden, von denen jedoch manche einzelne recht gelungene Poesien lieferten, sind: Johann Konrad Grübel, Karl Arnold Kortüm, Elisa von der Recke, Karl Philipp Moritz, Johann Kaspar Friedrich Manso, Karl Philipp Conz, Johann Christoph Friedrich Haug, Aloys Wilhelm Schreiber, Joachim Christoph Friedrich Schulz, Karl Bernhard Garve, Valerius Wilhelm Neubeck, Friedrich Bouterweck, Johann Baptist von Albertini, Karoline Pichler, Johanna Schopenhauer, Johann Daniel Falk, Johann Stephan Schütze, Ignatz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg, Karl Gottfried Theodor Winkler, August Ernst Freiherr von Steigentesch, Ernst Friedrich August Klingemann, Karl Wilhelm Salice-Contessa, Georg Daniel Arnold, Karoline von Günderode, Wilhelmine Christine von Chezy, Philipp Wilhelm Georg August Blumenhagen und August Smets.

Johann Konrad Grübel, geboren 1736 in Nürnberg, starb daselbst 1809 als Klempnermeister. Er schrieb Lieder und kleine Erzählungen in Nürnberger Mundart, die durch ihre Komik und natürliche Wahrheit sehr ansprechend sind, unter denen z. B. sein „Peter in der Fremde" allgemein bekannt, sogar berühmt wurde.

Karl Arnold Kortüm, geboren 1745 zu Mühlheim an der Ruhr, starb 1824 als Arzt zu Bochum. Durch sein groteskkomisches Heldengedicht: „Die Jobsiade oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten", gelangte Kortüm mit Recht zu einer wahren Berühmtheit im Fache des Niedrig-Komischen. Es ist das einzige komische Epos der Deutschen, was wirklich populär geworden ist, und welches durch den Beifall, mit dem es aufgenommen wurde, zahlreiche Nachahmungen fand, die aber weit unter ihm stehen. Auch Kortüms eigne spätere Arbeiten, ähnlichen Inhalts und gleich wie die „Jobsiade" in Knittelversen abgefaßt, „Die magische Laterne" und andere sind unbedeutend.

Elisabeth Charlotte Konstantia, Freifrau von der Recke, geborne Gräfin von Medem, 1754 auf dem Gute Schönburg in Kurland geboren, starb nach einem sehr bewegten Leben 1833 in Dresden. Ihr Freund „Tiedge", der seit 1819 ihr Hausgenosse war, gab ihre geistlichen Lieder, Gebete und Betrachtungen mit einem Vorwort heraus. Außer diesen veröffentlichte sie auch weltliche Gedichte, die von Begabung und vielseitiger Bildung, zugleich aber auch von ihrem zur Schwärmerei geneigten Sinne, der sie eine Zeit lang dem Betrüger Cagliostro zuführte, zeugen, ferner eine Charakteristik des geistlichen Liederdichters Neander unter dem Titel: „Neanders Leben und Schriften", dann „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mietau im Jahr 1779", und endlich: „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens in den Jahren 1804 bis 1806."

Karl Philipp Moritz, geboren 1757 in Hameln, wurde nach mehrjährigen Reisen und unstätem Aufenthalte in verschiedenen Orten 1789 Professor an der Akademie der bildenden Künste in Berlin und starb dort 1793. Moritz besaß von Natur ein reiches Talent, mit dem er bei gründlicher Ausbildung Vortreffliches hätte leisten können; aber bei seinem schwankenden Charakter und seiner unordentlichen Lebensweise brachte er es weder im Leben, noch im Dichten zu etwas völlig Ausgebildetem. Er versuchte sich in beinahe allen Gattungen der Schriftstellerei, und war in manchen auch, trotz seiner Mängel, bedeutend. Seine lyrischen Gedichte sind zum Theil nicht ohne Werth, auch sein Drama: „Blunt oder der Gast", hat manches Gute. Seine Romane: „Anton Reiser", „Andreas Hartknopf", und die Fortsetzung dazu: „Andreas Hartknopfs Predigerjahre", in denen er theilweise seine eigne Lebensgeschichte und Charakterentwickelung erzählt, sind reich an psychologisch interessanten Stellen, aber ohne künstlerischen Plan und Ausführung. Dasselbe gilt von seinen Reisebeschreibungen: „Reisen eines Deutschen in England 1782" (in Briefen), „Reisen eines Deutschen in Italien 1786 bis 1788". Seine wissenschaftlichen Werke, bestehend in ästhetischen („Ueber die bildende Nachahmung des Schönen"), archäologischen („Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit", „Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten"), sprachwissentlichen und grammatischen Schriften („Versuch einer deutschen Prosodie", „Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern", „Deutsche Sprachlehren für die Damen"), enthalten viele treffliche Urtheile über die berührten Gegenstände und blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf Sprache und Prosodie.

Johann Kaspar Friedrich Manso, geboren 1759 zu Zella im Gothaischen, starb 1826 in Breslau als Rektor am Magdalenum. Manso war eben so achtbar als Mensch, durch die Tüchtigkeit und Reinheit seines Charakters, wie als Gelehrter, namentlich als Historiker, Literarhistoriker und geistreicher Uebersetzer, durch gediegenes Wissen und Leichtigkeit der Darstellung, dagegen als Dichter unbedeutend. Seine Dichtungen, bestehend in Elegien, Episteln („Ueber die Verleumdung der Wissenschaften") und Lehrgedichten (Die Kunst zu lieben"), sind poetisch ziemlich werthlos, wenn sie auch einzelne treffende und schöne Gedanken enthalten. Er wurde namentlich über das Lehrgedicht: „Die Kunst zu lieben", scharf, aber nicht grundlos in den Xenien von Schiller verspottet, worauf Manso eine Gegenschrift in Epigrammen erscheinen ließ: „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar", die sich mehr durch Grobheit als Witz auszeichnet. Seine Uebersetzungen: Elegien von Bion und Moschus, Virgils Gedicht von der Landwirthschaft, Ovids Kunst zu lieben und Petrarkas Sonette, sind nicht ohne Werth. Seine geschichtlichen Werke: „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates", „Leben Konstantins des Großen", „Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien", „Geschichte des preußischen Staates seit dem Hubertsburger Frieden", gehören nach Auf-

fassung und Darstellung zu den besten Geschichtswerken der Zeit. Weniger vortrefflich, wenn auch reich an richtigen und treffenden Bemerkungen, sind seine literaturgeschichtlichen Schriften: „Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste", „Ueber einige Verschiedenheiten im griechischen und deutschen Trauerspiel", und „Einige Gedanken über die Wirkung des historischen Gedichtes."

Karl Philipp Conz, geboren 1761 zu Lorch in Württemberg, starb 1827 in Tübingen als Professor der Literatur und Beredtsamkeit. In seinen Poesien herrscht der Verstand vor der Phantasie, daher auch seine Lehrgedichte („Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch"), Episteln und Epigramme, besser sind, wie seine Lieder, Oden, Balladen („Gesanges Macht") und Dramen („Konradin von Schwaben"). Was die Form seiner Dichtungen betrifft, so ist er sowohl in seinen eignen Produktionen, wie in seinen Verdeutschungen griechischer Dichter ziemlich hart und steif.

Seine prosaischen Werke, enthaltend „Schildereien aus Griechenland", „Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens", „Nachrichten von den Schriften und dem Leben Rudolph Weckherlins", und kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts bieten manches Interessante.

Johann Friedrich Christoph Haug, geboren 1761 zu Niederstolpingen in Württemberg, studierte auf der Stuttgarter Karlsschule die Rechte, war zuerst Sekretär im geheimen Cabinet, dann Bibliothekar in Stuttgart, wo er 1829 starb. Ohne besondere Wichtigkeit für die Literatur zu besitzen, ist Haug insofern von einiger Bedeutung, als er einer der fruchtbarsten und letzten Dichter witziger Epigramme war, da diese Gattung in neuerer Zeit kaum mehr einen nennenswerthen Bearbeiter fand. Zwar verfaßte Haug auch andere Poesien: lyrische Gedichte, Fabeln, Balladen, Charaden und Räthsel, die er in mehrern Sammlungen erscheinen ließ, und die, wenn auch nicht ganz unbedeutend, sich doch nicht über das Mittelmäßige erheben; das witzige Epigramm dagegen war sein Hauptfeld, und er entwickelte in demselben eine reiche Fülle von Witz, den er mit Gewandtheit und Schärfe auszudrücken verstand. Er gab, meist unter dem Namen Friedrich Hophtalmos, zahlreiche Sammlungen von Epigrammen heraus, von denen die interessanteste ist: „Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase", weil er darin ein und denselben Gegenstand auf so mannichfaltige Weise und stets wirkungsvoll zu beleuchten verstand. Außer seinen eignen Poesien gab er heraus: „Poetischer Lustwald, Sammlung von Gedichten älterer, größtentheils jetzt unbekannter Dichter" (meist Minnelieder) und „Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder", auch unter dem Namen „Allgemeines Heidelberger Commersbuch", bekannt.

Aloys Wilhelm Schreiber, geboren 1763 zu Kappel in Baden, war Professor in Heidelberg und starb 1841 in Baden. Er machte sich als Dichter, Aesthetiker, Geschichtschreiber und Herausgeber des Taschenbuchs „Cornelia von 1816 bis 1840" bekannt. Seine lyrischen und kleinen epischen Gedichte in allemannischem Dialekte und in hochdeutscher Sprache

sind, wenn auch nicht bedeutend, doch keineswegs ganz werthlos, und namentlich die Balladen und Romanzen recht ansprechend. Sein Lehrgedicht: „Die Malerei", steht den erstern weit nach. Sein religiöses Epos: „Die Geburt des Erlösers", enthält manche recht poetische Stellen. Seine geschichtlichen und ästhetischen Schriften: „Geschichte des Großherzogthums Baden", „Lehrbuch der Aesthetik", sind von geringem Werthe. Außerdem erschienen auch von ihm: „Erzählungen, Novellen und Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds."

Joachim Christoph Friedrich Schulz, geboren 1762 zu Magdeburg, wurde nach beendigten Studien, und nachdem er lange in Wien, Berlin und Weimar als Schriftsteller gelebt und viele Reisen gemacht hatte, als Professor der Geschichte nach Mitau berufen, verfiel dort in Geisteskrankheit und starb 1798. Er gab heraus: Romane und historische Schriften. In seinen Romanen: „Leopoldine", und „Moritz", die reich an glücklichen Schilderungen der Kinder und Jugendzeit sind, zeigt er sich als ein geistreicher, fein beobachtender Kopf.

Seine geschichtlichen Werke sind: „Friedrich der Große, Versuch eines historischen Gemäldes", „Geschichte der großen Revolution in Frankreich", „Beschreibung und Abbildungen der Poissarden", „Paris und die Pariser", und Geschichte der Camisarden."

Karl Bernhard Garve, geboren 1764 zu Jeinsen bei Hannover, war zuletzt Prediger der Herrnhutergemeinde zu Neusalz an der Oder, wo er 1836 wegen geschwächter Gesundheit sein Amt niederlegte, nach Herrnhut zog und dort 1841 starb. Er war einer der besten und fruchtbarsten Kirchenliederdichter im Styl der Brüdergemeinde. Außer den beiden Sammlungen geistlicher Lieder: „Christliche Gesänge", und „Brüdergesänge", die zusammen nahe an vierhundert Lieder enthalten, übersetzte er die Oden des Horatius Flaccus, und gab heraus: „Der deutsche Versbau, oder Wortmessung, Wortbewegung und Wortklang im Verse."

Valerius Wilhelm Neubeck, geboren 1765 zu Arnstadt in Thüringen, war Kreisphysikus zu Steinau in Schlesien und starb 1850 in Altwasser.

Als einer der Wenigen, die im vorliegenden Zeitraum das eigentliche Lehrgedicht noch bearbeiteten, und zwar mit vielem Glück bearbeiteten, verdient Neubeck eine nicht unbedeutende Stelle als didaktischer Dichter. Sein Gedicht in vier Gesängen: „Die Gesundbrunnen", ist nach Inhalt wie Form eines der besten schildernden Lehrgedichte der Deutschen, und er hat darin Alles das geleistet, was man von einem didaktischen Gedichte verlangen kann. Weniger bedeutend ist er in seinen lyrischen Gedichten: Lieder, Hymnen und Elegien, und in seinem Trauerspiel: „Sterno."

Friedrich Bouterweck, geboren 1766 zu Oker bei Goslar, starb 1838 als Professor der Philosophie in Göttingen. Als Literarhistoriker, ästhetischer und philosophischer Schriftsteller rühmlichst bekannt durch die Werke: „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts"

(enthält die Poesien aller neuern Völker), „Anfangsgründe der spekulativen Philosophie", „Aesthetik", mit einem Nachtrag: „Ideen zur Metaphysik des Schönen", und „Aphorismen", versuchte sich Bouterweck auch im Roman und der Novelle, z. B.: „Graf Donamar", „Briefe, geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges", die vielen Beifall fanden, auch voll geistreicher Reflexionen und Bemerkungen sind, denen es aber an künstlerischer Anlage und Entwickelung fehlt.

Johann Baptist von Albertini, geboren 1769 zu Neuwied, starb 1831 als Bischof der Brüdergemeinde in Berthelsdorf bei Herrnhut, gab zwei Sammlungen vortrefflicher Predigten und einen Band geistlicher Lieder heraus, in welchen Poesie und lebendige Frömmigkeit gepaart erscheinen, doch nicht ohne Beimischung mancher, der Brüdergemeinde eigenthümlichen Formen.

Karoline Pichler geborne von Greiner, war 1769 in Wien geboren, verheirathete sich 1796 mit dem Regierungsrath Pichler und starb in Wien 1843. Sie war eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen, (ihre sämmtlichen Werke umfassen 60 Bände), auch nicht ohne Talente, die sich in allen Gattungen der Poesien versuchte, durch ihre Vielschreiberei aber nichts Hervorragendes lieferte. Sie verfaßte lyrische Gedichte, Balladen, biblische Idyllen, Gleichnisse, Schauspiele und zahlreiche, meist historische Romane und Novellen.

Johanna Schopenhauer geborne Trosina, war 1770 zu Danzig geboren, und vermählte sich schon im siebzehnten Jahre mit dem Bankier Schopenhauer, mit dem sie mehrfache Reisen unternahm. Nach seinem Tode lebte sie von 1806 bis 1832 in Weimar, dann in Bonn und zuletzt in Jena, wo sie 1838 starb. Sie war eine der bedeutendsten Romanschriftstellerinnen ihrer Zeit, deren Romane durch feine Beobachtung und leichte, anziehende Darstellung den Beifall des Publikums fanden. Auch ihre Reisebeschreibungen und Charakteristiken berühmter Männer, wie: „Johann von Eyck und seine Nachfolger", sind anmuthig geschrieben.

Johann Daniel Falk, geboren 1770 zu Danzig, ging als Privatgelehrter 1798 nach Weimar, stiftete dort 1813 unter dem Namen „Gesellschaft der Freunde in der Noth" eine Anstalt für elternlose und verwahrloste Kinder und starb in Weimar 1826. Die Anstalt wurde nach seinem Tode vom Großherzog unter dem Namen „Falk'sches Institut" in eine öffentliche Erziehungsanstalt umgewandelt.

Als Dichter machte sich Falk durch Satyren, poetische Erzählungen und Legenden bekannt, die, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, noch Vieles zu wünschen übrig lassen, durch den edlen Sinn jedoch, der sich in ihnen ausspricht, uns den Verfasser werth machen. Auch gab er heraus: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt."

Johann Stephan Schütze, geboren 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, starb in Weimar 1839 als Hofrath. Er gab heraus lyrische Gedichte, Lustspiele, Erzählungen und Romane, die er zuerst meist in der von ihm redigirten Zeitschrift „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft

1801 bis 1833" und andern veröffentlichte, und später erst in mehrern Sammlungen erscheinen ließ. Alle seine Poesien, namentlich aber die Romane und Novellen, zeichnen sich durch Munterkeit und eine ergötzliche Laune, zugleich aber auch durch leichte und gefällige Darstellung aus. Seine ästhetischen Schriften: „Theorie des Komischen", und „Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form", sind, wenn auch recht gelungen, doch in neuerer Zeit weit überholt.

Ignatz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg, geboren 1774 zu Dresden, starb 1860 als Privatmann in Constanz, nachdem er bis zur Aufhebung des Bisthums Constanz Generalvikar desselben gewesen. Er verfaßte lyrische Gedichte (geistliche und weltliche Lieder, Oden und Hymnen), Romanzen und idyllische Epen, die sich alle durch Geist, edle Gesinnung und tiefe Frömmigkeit mehr als durch hohen poetischen Gehalt auszeichnen. Seine pädagogischen und Erbauungsschriften sind sehr geschätzt.

Karl Gottfried Theodor Winkler, nannte sich als Schriftsteller Theodor Hell, geboren 1775 zu Waldenburg in Sachsen, starb 1858 in Dresden als Vice-Direktor des königlichen Hoftheaters und der musikalischen Kapelle. Er hat sich als beliebter und gewandter Belletrist, Verfasser lyrischer Gedichte, Romanzen, Lustspiele und Opern, als Uebersetzer französischer Lustspiele und als Herausgeber der Zeitschrift „Abendzeitung" von 1817 bis 1843 bekannt gemacht.

August Ernst, Freiherr von Steigentesch, geboren 1774 zu Hildesheim, trat in österreichische Dienste, war an verschiedenen Höfen Gesandter und starb 1826 als Geheimrath in Wien. In seinen zahlreichen Lustspielen, die noch jetzt als Muster im feinen Conversationston gelten können, schildert er die Schwächen und Thorheiten des Lebens aufs Treffendste. Seine Romane, Erzählungen und Märchen sind gut geschrieben, doch zeigt sich in der etwas frivolen Haltung der Einfluß französischer Bildung. Seine lyrischen Dichtungen sind nicht ohne Schwung und Phantasie.

Ernst August Friedrich Klingemann, geboren 1777 zu Braunschweig, starb daselbst 1831 als Generaldirektor des Hoftheaters. Ohne hervorragendes Talent zu besitzen, erfreuen seine dramatischen Poesien durch gute Wahl der Stoffe, meist aus der Geschichte und Sage und Bühnenkenntniß. Seine Romane sind unbedeutend.

Karl Wilhelm Salice-Contessa, geboren 1777 zu Hirschberg, starb 1825 als Privatgelehrter in Berlin. Von ihm recht gelungene launige Lustspiele, z. B.: „Das Räthsel", „Der Findling", und Romane, Erzählungen und Märchen.

Georg Daniel Arnold, geboren 1780 in Straßburg, starb daselbst 1829 als Professor der Rechte, war einer der bedeutendern Dialektdichter der Zeit, dessen lyrische, wie dramatische Dichtungen im elsässischen Dialekte in jeder Beziehung hervorgehoben zu werden verdienen.

Karoline von Günderode, geboren 1780 in Karlsruhe, lebte in Frankfurt a. M. als Stiftsdame und endigte dort 1806 freiwillig ihr Leben.

Unter dem Namen „Tian" veröffentlichte sie: „Gedichte und Phantasien", und „Poetische Fragmente", die von nicht unbedeutendem, doch nicht zur Ausbildung gelangtem Talente zeugen. Ihr Andenken erneuerte 1840 die ihr befreundete Bettina von Arnim, durch die Schrift: „Die Günderode."

Helmine von Chezy geborne von Klenke, eine Enkelin der Dichterin Karsch und die Tochter der gleichfalls als Dichterin bekannten Luise Karoline von Klenke geborne Karsch. Helmine von Chezy war 1783 in Berlin geboren, vermählte sich im sechszehnten Jahre mit Herrn von Haffter, doch ließ sie sich nach einem Jahre wieder scheiden, ging dann nach Paris, wo sie schriftstellerisch thätig war und sich 1802 mit dem Professor von Chezy vermählte, sich auch von diesem 1810 wieder trennte und nach Deutschland zurückkehrte, wo sie literarisch beschäftigt 1856 in München starb. Sie verfaßte lyrische Gedichte, Balladen, Romane, Novellen und den Text zu K. M. von Webers berühmter Oper „Euryanthe". In allen ihren Dichtungen ist poetisches Talent, gewandte Behandlung der Sprache und des Reims unverkennbar, doch streift der Ton derselben zu oft an's unweibliche.

Philipp Wilhelm Georg Blumenhagen, geboren 1781 in Hannover, starb daselbst als Arzt 1839. Seine zahlreichen Novellen, in denen er meist historische Stoffe behandelte, waren sehr beliebt, aber ohne Tiefe und bleibenden Werth. Noch unbedeutender sind seine lyrischen Dichtungen. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 25 Bänden.

Wilhelm Smets, wurde 1796 zu Reval geboren, studierte 1813 in Bonn, und machte von da 1815 den Feldzug gegen die Franzosen mit. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer an der Kriegsschule zu Koblenz, dann Schauspieler in Wien, ging von da nochmals auf die Universität nach Münster, um Theologie zu studieren, ward 1822 Pastor, später Schulinspektor in Münstereifel, dann Domkaplan und Gymnasialprofessor in Köln und zuletzt Kanonikus in Aachen, wo er 1848 starb. In seinen Poesien: kleine epische Dichtungen, einige Trauerspiele und lyrische Gedichte aller Art (geistliche und weltliche Lieder, Elegien, Heroiden und Sonette), verbindet er tiefes Gefühl und lebendige Phantasie mit Leichtigkeit und Anmuth der Sprache. Außer den Gedichten gab er „Trauerreden auf Pius VII. und Pius VIII." und „Biographischer Versuch über Wallraf" heraus.

Friedrich Heinrich Jakobi, Bruder des bei der preußischen Schule erwähnten Dichters Johann Georg Jakobi, war den 25. Januar 1743 in Düsseldorf geboren und von seinem Vater, der Kaufmann war, auch zum Kaufmann bestimmt. Er kam nach beendigter Schulbildung 1759 nach Frankfurt als Lehrling, und dann nach Genf, wo ihm der Umgang mit bedeutenden Männern, Unterricht und wissenschaftliche Beschäftigungen eine solche Liebe zu den Wissenschaften einflößte, daß er nur ungern 1763 in seine Vaterstadt zurückkehrte, um die Handlung zu übernehmen. Nachdem er mehrere Jahre sein Geschäft betrieben, ohne der Literatur untreu zu werden, wurde er zum Mitglied der Hofkammer ernannt, was ihm die erwünschte Gelegenheit zur Aufhebung seines Geschäftes bot. Im Jahr 1764 vermählte

er sich mit einem gebildeten und reichen Mädchen aus Aachen, deren ansehnliches Vermögen ihn in den Stand setzte, ganz nach seinem Willen zu leben, doch gab er seine Stellung darum nicht auf und folgte 1779 einem Ruf nach München, wo er mit dem Titel „Geheimrath" zum Ministerialreferenten über das Zollwesen ernannt wurde. Der Freimuth, mit dem er sich gegen manche Maßregeln der Regierung äußerte, zog ihm die Ungnade des Fürsten zu, weßhalb er 1758 wieder in seine frühere Stellung nach Düsseldorf zurückkehrte. Doch lebte er meist, namentlich seit er 1792 seine Gattin durch den Tod verloren, auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und im Umgang mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit, die ihn dort häufig besuchten; auch unternahm er selbst manche Reisen nach Norddeutschland und England. In Folge der politischen Bewegungen verließ er 1794 Pempelfort und hielt sich theils in Hamburg und Wandsbeck, theils in Eutin auf, bis er 1805 einem Rufe an die neu zu bildende Akademie der Wissenschaften in München folgte, zu deren Präsidenten er 1807 ernannt wurde. 1813 legte er diese Stelle mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes nieder, kehrte nach Pempelfort zurück und starb dort den 10. März 1819.

Jakobi, der vorzüglich durch seine philosophischen Schriften und seine verschiedenen Streitigkeiten mit andern Philosophen, wie mit Kant, Fichte, Schelling, Mendelssohn, bekannt wurde, die hier nicht näher in Betracht kommen, verdient wegen seiner beiden Romane: „Woldemar", und „Eduard Allwills Briefsammlung", auch in der Literaturgeschichte Erwähnung. Sie gehören beide in's Gebiet des didaktischen oder philosophischen Romans, und haben, da der Zweck, seine philosophischen Ideen darin niederzulegen, bei weitem vor der künstlerischen Gestaltung überwiegt, nur geringen poetischen Werth, trotz der schönen, geistreichen und seelenvollen Darstellung; doch enthalten sie einzelne Stellen, namentlich Betrachtungen und Gespräche, die es bedauern lassen, daß Jakobi seinem dichterischen Schaffen nicht mehr Beachtung zuwandte. Beide Romane entstanden bruchstückweise und beide machen daher auch den Eindruck von etwas Unvollendetem. „Allwills Briefsammlung" erschien nach und nach, theils in der „Iris", die sein Bruder herausgab, theils im „Deutschen Merkur". „Woldemar" erschien theilweise zuerst unter dem Titel: „Freundschaft und Liebe". Der Hauptgedanke darin ist, daß zwischen Mann und Weib auch eine andere Verbindung bestehen könne, als Liebe und Ehe.

Johann Gottfried Seume, geboren den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels. Sein Vater, ein armer Bauer, der zudem früh starb, konnte nichts für des Sohnes Erziehung thun, und nur durch die Unterstützungen eines Grafen von Hohenthal-Knauthain, der ihn seiner Talente und seines guten Charakters wegen liebgewonnen hatte, konnte Seume die Schulen und dann die Universität in Leipzig besuchen, um Theologie zu studieren. Doch sagte ihm sein gewähltes Studium nicht zu, und eine unersättliche Reiselust bemächtigte sich seiner, weßhalb er 1781 nach Paris zu

gehn beschloß, um sich einen andern Beruf zu wählen und die Welt zu sehn. Doch in Hessen-Kassel fingen ihn die kurfürstlichen Werber auf und schleppten ihn nach Amerika. Zwar entfloh er unter mancherlei Gefahren bald von dort, doch kaum auf deutschem Boden wieder angelangt, wurde er von preußischen Werbern ergriffen und als Soldat nach Emden abgeführt, von wo er zweimal desertirte, nur mit Mühe der Todesstrafe entging, und endlich auf die Bürgschaft eines Bürgers von Emden Urlaub erhielt. Er ging 1788 nach Leipzig, entschlossen nicht mehr nach Emden zurückzukehren, und erwarb sich seinen Unterhalt von Privatunterricht und Schriftstellerei. Von seinem ersten Honorar bezahlte er die 80 Thaler betragende Bürgschaft in Emden. Nachdem er 1792 die philosophische Doktorwürde erhalten, wurde er Hofmeister und später Sekretär beim russischen General Igelström in Warschau, der ihm 1793 eine Stelle als Lieutenant bei den Grenadieren verschaffte. Als solcher machte er den Feldzug gegen Polen mit und gerieth in polnische Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung kehrte er, da er wenig Aussicht auf Beförderung hatte, nach Leipzig zurück, suchte durch Vorlesungen und schriftstellerische Thätigkeit wieder wie vorher seinen Unterhalt zu erwerben, bis ihm sein Freund, der Buchhändler Göschen in Grimma, die Stelle als Corrector in seiner Druckerei übertrug. Um sich von dieser mühsamen Beschäftigung zu erholen, unternahm er 1801 eine größere Fußreise durch Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und über Paris zurück, die er unter dem Titel: „Spaziergang nach Syrakus“, später ausführlich beschrieb. Im Jahr 1805 unternahm er eine zweite Reise über Petersburg, Moskau, durch Finnland und Schweden zurück, deren Beschreibung er 1806 unter dem Titel: „Mein Sommer im Jahr 1805“, herausgab. Nach langen und schweren Leiden, für die er vergeblich im Bad Teplitz Heilung gesucht, starb er dort den 13. Juni 1810.

Seume, ein in jeder Beziehung edler Charakter, verdient als Dichter nur wegen der trefflichen Gesinnungen in allen seinen Schriften besonders ehrende Erwähnung. Diese deutsche Kernhaftigkeit und Biederkeit, die aus seinen Werken spricht, ist es auch, die ihnen eine längere Dauer verschaffen werden, als sie wegen ihres poetischen Gehaltes eigentlich verdienen. Vorzüglich wußte er die Form in keiner Weise zu behandeln, seiner Poesie, wie Prosa mangelte es an Leichtigkeit, Eleganz und Biegsamkeit, und seine Verse sind daher meist rauh und hart. Auch fehlte es ihm an Schwung der Phantasie, die man, namentlich in lyrischen Gedichten, durch Kraft der Gedanken nicht ersetzen kann. Außer lyrischen Poesien (Lieder, Oden, Elegien) Episteln und poetischen Erzählungen gab er heraus ein Trauerspiel: „Miltiades“, was poetisch werthlos ist, „Spaziergang nach Syrakus“, den er eben so wie „Mein Sommer“, und einige historische Schriften, z. B. „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“, „Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharina II.“, zur Niederlegung seiner politischen Ansichten benutzte; ferner seine Selbstbiographie: „Mein Leben“, die er jedoch nicht ganz vollendete und die später von Clodius

fortgesetzt wurde, und endlich unter dem Titel: „Apokryphen", treffliche Sentenzen über die verschiedensten Gegenstände.

## Aus Seumes Poesien.

### Die Gesänge.

Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt,
Bösewichter haben keine Lieder.

Wenn die Seele tief in Gram und Kummer,
Ohne Freunde, stumm, verlassen, liegt,
Weckt ein Ton, der sich elastisch wiegt,
Magisch sie aus ihrem Todesschlummer.

Mit Gesange weiht dem schönen Leben
Jede Mutter ihren Liebling ein,
Trägt ihn lächelnd durch den Maienhain
Ihm das schönste Wiegenlied zu geben.

Mit Gesängen eilet in dem Lenze
Rasch der Knabe von des Meisters Hand,
Und die Schwester flicht am Wiesenrand
Mit Gesang dem Gaukler Blumenkränze.

Mit Gesange spricht des Jünglings Liebe,
Was in Worten unaussprechlich war;
Und der Freundin Herz wird offenbar
Im Gesange, den kein Dichter schriebe.

Männer hangen an der Jungfrau Blicken;
Aber wenn ein himmlischer Gesang
Seelenvoll der Zauberin gelang,
Strömt aus ihrem Strahlenkreis Entzücken.

Mit dem Liede, das die Weisen sannen,
Sitzen Greise froh vor ihrer Thür,
Fürchten weder Bonzen, noch Vezier;
Vor dem Liede beben die Tyrannen.

Mit dem Liede greift der Mann zum Schwerte,
Wenn es Freiheit gilt und Fug und Recht,
Steht und trotzt dem eisernen Geschlecht,
Und begräbt sich dann im eignen Werthe.

Wenn der Becher mit dem Traubenblute
Unter Rosen unsre Stunden kürzt,
Und die Weisheit unsre Freuden würzt,
Macht ein Lied den Wein zum Götterblute.

Lieder spielen, wie mit Wachs, mit Herzen,
Rührt der Sänger nur den rechten Ton,
Schnell ist alle Seelenangst entflohn,
Schweigen Stürme und entschlummern Schmerzen.

Des Gesanges Seelenleitung bringet
Jede Last der Arbeit schneller heim,
Mächtig vorwärts jeder Tugend Keim:
Weh dem Lande, wo man nicht mehr singet!

Wenn die Sprache stirbt von meinem Munde
Und der Schauer mein Gebein durchläuft,
Und mit Eisenarm der Tod mich greift:
Singt ein Lied zu meiner schönen Stunde!

Mit geprüfter Seelenweisheit haben
Unsre Väter längst für uns gedacht,
Lassen mit Gesang zur guten Nacht
Für den bessern Morgen uns begraben.

Täuscht uns nicht ein Ton aus jenen Chören,
Werden wir dann unter Sphärentanz
Mit dem Lichtblick durch die Sonne ganz
Dort den großen Musageten hören.

## Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme;
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in eurem Hause finden! —
Willst du mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hat unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte;
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens.
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer, furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,

Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Löwenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich, stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte, verwirrt, Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen,
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Johann Jakob Mnioch, geboren den 13. Oktober 1765 zu Elbing in Preußen, studierte in Jena Philologie, war dann in Halle mehrere Jahre Hauslehrer und wurde 1790 Rektor zu Neufahrwasser bei Danzig. Er verheirathete sich hier 1794 mit Marie Schmidt, einem liebenswürdigen und hochgebildeten Mädchen. Bald nach seiner Verheirathung mußte er seine Stellung aufgeben, da er sich seinem Hang zu Witz und Ironie zu sehr überließ und sich dadurch viele Feinde zugezogen hatte. Er erhielt jedoch in Warschau 1796 eine Anstellung als erster Direktionsrath der preußischen Lotteriedirektion und starb daselbst den 22. Februar 1804, nachdem er schon 1799 seine Gattin verloren hatte.

Mnioch war ein durchaus origineller Kopf, wovon die Anekdoten die über ihn bekannt sind, genügend Zeugniß geben. Unter Anderm hatte er schon als Knabe den Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben an den König zu wenden, worin er ihn mit Du anredete. Dem Könige gefiel die Bittschrift und Mniochs Vater wurde geholfen. Als Student in Jena dichtete er eine Hymne auf Friedrich II., ließ sie drucken, und sandte sie dem Könige direkt. Dieser bedankte sich

schriftlich, machte ihm aber bemerklich, künftig seine Briefe zu frankiren. Mnioch packte sogleich den Betrag, 8 Sgr., ein und schickte sie mit der Zuschrift: „Sire, hier ist das Porto", an den König ein.

Diese Originalität seines Charakters, verbunden mit beweglichem Geiste, tiefem Gefühl, großer Gewandtheit im Ausdruck und einer eigenthümlichen Mischung von Heiterkeit und Ernst, geben Mniochs Schriften, Poesie sowohl wie Prosa, etwas besonders Lebendiges und Interessantes, obgleich es noch manchem derselben an ächter Kunstvollendung fehlt. Er schrieb lyrische Gedichte (Oden, Lieder) und prosaische Erzählungen, die er in zwei Sammlungen herausgab: „Sämmtliche auserlesene Werke", und „Analekten". Außerdem veröffentlichte er auch unter dem Titel „Zerstreute Blätter" die geistvollen Aufsätze, Sprüche und Sentenzen seiner früh verstorbenen Gattin Marie (geboren 1777 zu Neufahrwasser, starb 1799 in Warschau), über die Herder eine sehr lobende Recension schrieb.

### Aus den zerstreuten Blättern von M. Mnioch.

#### Friede, Geduld.

Friede, mein Lieber, Friede! Schon oft versöhnte mein Kuß dich
Mit den Menschen, die ach! Ruhe suchen im Streit.
Laß uns mit fröhlichem Sinn ertragen wollen das Unrecht,
Das nicht schlechter uns macht. Liebe träget ja mit.
Wahrlich, du hast dich geübt in langem, stillem Erdulden,
Aber nie mit Geduld, nie mit der innern, mein Freund.

Unser Vergißmeinnicht
Blühet im Auge der Kinder,
Blühet, so lange von uns
Einer lebet, in Herzen
Die wir nach unsern erzieh'n,
Liederchen sprechen nur dann,
Wenn wir sie lesen.

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menschen. Die Unschuld
Fürchtet kein Unglück; die Schuld athmet im Frühlinge schwer.

Friedrich Adolph Krummacher, geboren den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen, studierte in Duisburg Theologie, und wurde nach beendigten Studien daselbst Professor der Theologie, später 1807 Prediger in Crefeld und bald darauf Prediger in Kettwich, einem Dorf in Westphalen. Im Jahr 1819 folgte er einem Rufe als Consistorialrath und Hofprediger nach Bernburg und 1824 als Prediger zu St. Ansgar nach Bremen, wo er den 4. April 1845 starb.

Obschon Krummacher sich in verschiedenen Gattungen der Poesie versuchte, dem geistlichen und weltlichen Liede, der Hymne, der Fabel und dem religiösen Drama, obschon auch alle seine Dichtungen, bis auf letzteres, poetisch nicht ganz werthlos sind, so verdankt er doch sowohl seine Berühmtheit, als auch seine Bedeutsamkeit für die Literatur hauptsächlich nur seinen trefflichen prosaischen „Parabeln". Er war neben Herder beinahe der Einzige, der die Parabel und die verwandte Paramythie bearbeitete, und nächst Herder jedenfalls der Bedeutendste. Wenn auch bei der großen Anzahl

seiner Parabeln nicht alle gleich gelungen sind, so zeichnen sich doch bei weitem die meisten durch glückliche Erfindung, edle Gesinnung, Gemüthlichkeit und kunstvolle Darstellung aus.

## Aus Krummachers Parabeln.

### Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitze: „Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren.“ So schmücke mich mit einem neuen Reize, flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da, in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

### Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen, und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers, und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: „Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe ruft, ohne die eigne Kraft anzuwenden, flehet vergebens!“ Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in spätern Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Feindseligen weckt und stärkt die schlummernden Kräfte der Menschen. Aber noch fehlte es den Menschen an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten sie sich.

Allmählich aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier wuchs und vermehrte sich, auch wurde seine Wuth je länger je furchtbarer. Da beschloß das thörichte und erschlaffte Volk, das Krokodil als Gottheit zu

verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger wie je, aber das Volk versank in Stumpfsinn und Feigheit. Endlich bricht der überspannte Bogen und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nimmt sich der Verlassenen an und ermuthigte sie durch den Mund des weisen Priesters zu neuem Kampfe. Bald erscholl das Gestade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. Ein kleines Thier, Tezerdah genannt, erschien an dem Ufer des Nilstromes. „Seht," rief der Priester, „hier sendet Osiris euch Hülfe." „Wie, spottest du unser?" rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: „Harret des Ausgangs und vertrauet der höhern Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden."

Die Zahl der schrecklichen Nilungeheuer nahm bald sichtbarlich ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in stiller Emsigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachspürte. Also zerstörte es in kurzer Zeit die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und befreite das Land von seiner Plage, was so viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

„Seht," sagte darauf der weise Priester, „wollt ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag."

Johann August Apel, geboren den 17. September 1771 in Leipzig, studierte nach vollendeter Schulbildung daselbst die Rechte und wurde dann Senator beim Leipziger Stadtrath. Er starb als solcher in Leipzig den 9. August 1816.

Apel, den vor Allem das ernste Bestreben erfüllte, auch an seinem Theil zur Hebung und zum bessern Verständniß der deutschen Poesie mitzuwirken, besaß zwar kein hervorragendes Talent, aber hübsche poetische Anlagen, die er stets auszubilden sich bemühte. Seine lyrischen Gedichte, Romanzen und Legenden sind ansprechend und namentlich formell äußerst gelungen. Weniger gehaltvoll sind seine dramatischen Arbeiten und einzelnen Idyllen. Das größte Talent offenbarte er für die Novelle. Seine Novellen erschienen zuerst in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Gespensterbuch", und einzelne derselben, wie „Das stille Kind" und „Der Freischütz", gehören zu den klassischen Novellen der Deutschen. Auch als Kritiker und Verfasser einer „Metrik" machte er sich bekannt.

## Aus Apels Poesien.

### Simonides.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopa's tapferm Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,

Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopa's prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschte jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes Hand geflügelt
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne
Des eignen Saitenspiels Gewalt,
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schau'n leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf.

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung ford're nicht von mir."
Da spricht der Sänger, ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch.
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?"

Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund."

„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn,"
Spricht jener, „doch die du besungen,
Von ihnen fordr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter sein."

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus Raub!"

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug!"

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt."

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weih'n.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen,
Belohnung ist ihm sein Gesang!
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang."

„Ihr hörtet mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt."

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sklave schnell herein,
„Zwei Männer, ferne her gesendet,"
Spricht er zum Sänger, „warten dein.
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nah'n,
Doch bitten sie, du wollest eilen
Und deiner Lieder Lohn empfahn."

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach,
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen, Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach,
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Siegfried August Mahlmann, geboren den 13. März 1771 in Leipzig, studierte, nachdem er auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet worden, in seiner Vaterstadt die Rechte und zugleich Philosophie und Literatur, für die er große Vorliebe hegte. Nach vollendeten Studien wurde er Erzieher eines jungen Liefländers, den er auf Universitäten nach Leipzig und Göttingen und dann auf Reisen begleitete. Er ließ sich darauf in Leipzig nieder, um als Privatgelehrter nur der Wissenschaft und seinen literarischen Arbeiten zu leben, und übernahm nach dem Tode seines Schwagers „Spazier" 1805 die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt", die er bis 1816 mit solchem Erfolge leitete, daß sie das Muster aller belletristischen Zeitschriften war. Im Jahr 1810 übernahm er auch den Pacht und die Administration der Leipziger politischen Zeitung, welche ihm manche äußerliche Vortheile, vor Allem reichen Gewinn brachte, aber auch die Veranlassung wurde, daß ihn die Franzosen 1813 nach der Citadelle von Erfurt abführten, wo er, jedoch nur kurze Zeit, gefangen blieb. Nachdem er 1818 die Administration der Zeitung abgegeben, zog er sich auf seine Besitzungen bei Leipzig zurück und starb dort den 16. Dezember 1826.

Wenn auch nicht begabt genug, um einflußreich auf die Entwickelung der Literatur zu werden, blieb Mahlmann doch nicht ohne wohlthätige Wirkung auf die geistige Bildung der bessern Mittelklasse des Volkes, bei denen er ein sehr beliebter Dichter war. Seine Gedichte zeichnen sich weder durch Neuheit, noch Größe der Gedanken aus, sie bewegen sich in den gewöhnlichen Anschauungen, aber sie berühren angenehm, durch das wahre und kräftige Gefühl in einer einfachen, fließenden, dem Stoff gemäßen Form vorgetragen. Namentlich gelingen ihm religiöse und Gesellschaftslieder, die wegen ihrer sangbaren Behandlung häufig komponirt und gesungen wurden. Weniger gelungen sind seine Hymnen, Elegien und dramatischen Arbeiten, meist Lustspiele, wovon eines: „Herodes vor Bethlehem", eine Parodie des Kotzebue'schen Stückes: „Die Hussiten vor Naumburg", zugleich auch eine Verspottung der

ganzen, weinerlich sentimentalen Richtung der Zeit, lange sehr beliebt war. In seinen prosaischen Erzählungen und Märchen ist Mahlmann gemüthlich und herzlich wie in den lyrischen Dichtungen.

## Aus Mahlmanns Poesien.

### Froher Glaube.

Ein Wesen, ein kräftiges, reines,
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur.

Es fliegt mit dem Adler zur Sonne,
Es klopft in der menschlichen Brust;
Sein Dasein ist Leben und Wonne,
Sein Athem ist Freiheit und Lust!

An finstere Götter nur glauben
Gemüther voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an den Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Liebe gemacht!

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Frohsinn und Scherz;
Er sah mich im fliegenden Kleide
Und gab mir ein fröhliches Herz.

Da schwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank;
Jetzt sing' ich ihm Lieder der Weihe
Für Liebe, für Wein und Gesang.

### Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld,
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld,
Kindlich darfst du zu Ihm sprechen,
Auf dein gläubiges Vertrauen
Wird er gnädig niederschauen.

Wolken kommen, Wolken gehn,
Bau' auf deines Gottes Gnade,
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht,
Zitt're nicht in Sturm und Nacht

Ank're du auf Felsengrund,
Schwinge dich zu Gottes Herzen;
Mach' ihm deine Leiden kund,
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen,
Er ist gütig, und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Fass' im Glauben kühnen Muth,
Kraft wird dir dein Helfer senden
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld,
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

### Ständchen.

Horch auf! es flüstert der Abendwind,
Die Nachtigall lockt im Thal,
Am Himmel oben versammelt sind
Die Sternlein allzumal,
Und unten am Bach die Blümchen klein,
Sie nicken und schlafen beisammen ein!

Ich wecke mein Liebchen bei stiller Nacht
Mit Sang und Saitenspiel;
Ein Liedchen hab' ich mir ausgedacht,
Wär' froh, wenn's ihr gefiel.
Ach! einsam wird die Nacht so lang
Was bleibt mir anders als Sing und Sang?

Am Himmel jegliches Sternlein geht
Selbander seine Bahn;
Das Wiesenblümchen wohl lustig steht,
Hat's Liebchen neben an;
Und jedes sieht mich an und spricht:
„Wo weilt dein Liebchen? Ach kommt es nicht?“

O, süßes Kind, warum kommst du nicht?
Die Blumen laden dich ein!
Das goldene Auge der Sterne spricht:
„Laß Schlaf und Kämmerlein!
Der Fackeltanz leuchtet den Himmel entlang,
Die Nachtigall flötet den Brautgesang.“

Sie kommt! sie naht sich! o Götterlust!
Ihr Sternlein, schimmert all!
Was klopfst du, Herz, in der frohen Brust?
Was lockst du, Nachtigall?
Erglänz' in tausend Himmelspracht,
Erglänz' um mich, o süße Nacht!

Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, geboren den 2. November 1772 zu Langh in Ungarn, besuchte, nachdem er das Gymnasium in Stuhlweißenburg abgemacht hatte, 1790 die Akademie in Fünfkirchen, wo er hauptsächlich philosophische Vorlesungen hörte. Von da ging er nach Ofen, lernte die deutsche, italienische und spanische Sprache und beschäftigte sich viel mit Poesie. Da es ihm nicht gelang, seinem Wunsche gemäß, im Beamtenfache ein Unterkommen zu finden, nahm er den Antrag eines Grafen in Palermo, bei ihm Haussekretär zu werden, an, und reiste 1792 nach Italien ab, aber auf der Fahrt von Neapel nach Palermo wurde das Fahrzeug von Seeräubern angefallen und die ganze Mannschaft nach Algier geschleppt. Bald indessen entfloh er der dortigen Sklaverei und kehrte noch im selben Jahre über Venedig nach Wien zurück. Ein Cisterzienser-Mönch, dessen Bekanntschaft er unterwegs gemacht hatte, bewog ihn, den geistlichen Stand zu erwählen, und er trat Ende 1792 in das Stift Lilienfeld in Unterösterreich, studierte dort Theologie und wurde nach vier Jahren, 1796, zum Priester geweiht. Zunächst verwaltete er mehrere Aemter seines Klosters, bis er 1807 als Pfarrer nach Tirnitz kam. Allenthalben entwickelte er eine segensreiche Wirksamkeit, so daß ihm bald höhere Stellungen verliehen wurden. Im Jahr 1811 berief man ihn zum Prior des Stiftes Lilienfeld, 1812 wurde er Abt daselbst, 1818 Bischof zu Zips in Ungarn, 1820 Patriarch von Venedig, 1827 Erzbischof von Erlau, Primas von Dalmatien und ungarischer Erbobergespann. In dieser Stellung erwarb er sich besondere Verdienste um Verbesserung der Volkserziehung, der Kirchenzucht und der Ausbildung junger Geistlichen und Lehrer, zu welchen Zwecken er ein Seminar und eine Zeichenschule gründete. Auch zeichnete er sich durch Mildthätigkeit und Kunstsinn aus, er gründete mehrere milde Stiftungen, ließ eine Kunststraße bei Erlau anlegen und einen herrlichen Dom dort erbauen. Nach zwanzigjähriger segensreicher Wirksamkeit starb er den 5. Dezember 1847 in Wien, wohin er gereist war, um Heilung bei den dortigen Aerzten zu suchen.

Das eigentliche heroische Epos fand in der damaligen Zeit nur sehr wenige Bearbeiter, es war gegen das religiöse und romantische Epos ganz zurückgetreten; es verdienen daher diejenigen Dichter, die sich an ein solch schwieriges Unternehmen wagten, besondere Beachtung, doppelt, wenn sie wie Pyrker, der noch dazu als Ausländer sich in seinen Poesien nur der deutschen Sprache bediente, diesen Zweig der Poesie mit Glück bearbeiteten. Unzweifelhaft besaß Pyrker bedeutendes poetisches Talent, wenn er auch nicht, wie einige Kritiker noch bei seinen Lebzeiten behaupteten, der größte Epiker der Deutschen war. Dafür fehlte ihm vor Allem ächte Originalität und hoher Schwung der Phantasie. Auch ist Sprache und Vers, die er im Ganzen mit Geschick zu behandeln verstand, manchmal steif und hölzern, da er sich zu ängstlich mit dem Hexameter an griechische Vorbilder hielt. Sein erstes und bedeutendstes Epos ist: „Tunisias“, ein Heldengedicht in 12 Gesängen, in welchem er den Zug Karls V. nach Tunis zur Befreiung der

Christensklaven darstellt. Weniger gelungen ist: „Rudolphias", ein Heldengedicht in 12 Gesängen, welches die Geschichte Rudolphs von Habsburg enthält.

Mit seinen „Perlen der Vorzeit", in welchen er einzelne epische Bilder aus dem alten Testament vorführt, wie Abraham, Samuel, Moses, Elias, die Makkabäer u. s. w., von denen einige recht gelungen sind, reiht er sich an die Dichter biblischer Epen an. Bei weitem unbedeutender sind seine „Bilder aus dem Leben Jesu", „Legenden der Heiligen", die kleinen episch-lyrischen Gedichte und die historischen Schauspiele: „Karl der Kleine", „Zrinys Tod", und „Die Korvinen". Seine lyrischen Gedichte, besonders „Die Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", zwanzig an der Zahl, sind durch Zartheit und Innigkeit der Empfindung, so wie durch schöne und wohllautende Sprache werthvolle Blüthen deutscher Lyrik.

Luise Karoline Brachmann, geboren den 9. Februar 1777 zu Rochlitz in Sachsen. Schon in ihrer Jugend voll Neigung und Talent zur Poesie, wurde dieser Hang durch den Dichter Hardenberg, den sie kennen lernte, als ihr Vater 1787 nach Weißenfels versetzt ward, genährt und blieb ihre Begleiterin durch's Leben. In einer schweren Krankheit, die sie 1800 befallen, machte sie den Versuch, ihr Leben zu enden, indem sie sich vom zweiten Stock in den Hof stürzte, wurde aber, obgleich schwer verwundet, gerettet. Kaum hatte sie sich davon erholt, so starben kurz nach einander ihre liebsten Freunde und ihre Eltern, und sie sah sich gezwungen für ihren Lebensunterhalt zu schreiben. Nach der Schlacht bei Leipzig, betheiligte sie sich bei der Verpflegung der Verwundeten in den Spitälern von Weißenfels und ward dabei selbst vom Nervenfieber befallen. Im Jahre 1820 lernte sie einen jungen pensionirten preußischen Offizier kennen, zu dem sie eine heftige Leidenschaft faßte und sich, trotz der Verschiedenheit der Jahre, mit ihm verlobte. Sie reiste mit ihm nach Wien, um ihm eine Anstellung zu verschaffen, was ihr jedoch nicht glückte, und kehrte nach Weißenfels zurück, in übertriebener Schwärmerei entschlossen, ihn zu prüfen. Da er sich dabei aber nicht so benahm, wie sie es gewünscht hatte, verfiel sie in die tiefste Melancholie und endigte den 17. September 1822 freiwillig in der Saale ihr Leben.

Mit nicht gewöhnlichem Talente ausgestattet, leistete Louise Brachmann Treffliches im lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte. Ihre Poesien, bei denen sie große Mannichfaltigkeit der Stoffe offenbart, sind voll tiefer Empfindung, innig-gemüthlich und durch Leichtigkeit und Reinheit der Sprache und des Verses ausgezeichnet. Obschon selbst in tiefer Schwermuth befangen, tritt doch selten das sentimentale oder schwärmerische Element störend hervor. Weniger gelungen als die Lieder und Balladen sind ihre Epigramme, das größere epische Gedicht: „Das Gottesurtheil", in fünf Gesängen, und ihre Novellen und Erzählungen, die durch ihre zu große Breite sehr an Gehalt verlieren.

## Aus Luise Brachmanns Poesien.

### Das Lied des Ritters von der festen Treue.

Laß stürmen hin, laß stürmen her,
Mein Herz, und zage nicht!
Sei ruhig, wie der Fels im Meer,
An dem die Woge bricht.

Zwar trennt von der, für die du schlägst,
Dich grausam das Geschick;
Sei dennoch ruhig, Herz, du trägst
In dir dein Leid und Glück.

Sie bleibt dein Theil, sie bleibt dein Gut,
So weit, so fern sie ist;
Wer raubte, was mit Felsenmuth
Ein liebend Herz umschließt?

So wahr' es denn in tiefster Brust
Dies Kleinod, fest und rein:
Wenn alles du verlassen mußt,
Bleibt treue Lieb' allein.

Sie ist dir Trost, sie ist dir Licht,
Wenn alles dich verläßt;
Wenn alles weicht und stürzt und bricht,
Steht sie doch ewig fest.

### Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr?"
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth:
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach;
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod:
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth.

„Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!"
„Blut!" riefen die Schrecklichen, „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Flut.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth;
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan, denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal,
So zitt're der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

Die Sonne sank, der Schimmer wich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend, unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!"

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß es nicht trostlos untergehn
Im wüsten Fluthengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich;
Da, horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr! es ist geschehn;
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!"
„Sei ruhig, mein Lieber! auf himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl!
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb' wohl denn, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der fluthenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und „Land!"
„Land!" rief es und donnert' es, „Land!"

Ein glänzender Streifen mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück;
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht, —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

## Hamann und Herder mit ihren Anhängern.

Bevor wir zu Herders näherer Betrachtung übergehen, muß eines Mannes Erwähnung geschehen, der, ohne selbst Dichter zu sein, ohne auch zu den eigentlich klassischen Schriftstellern der Deutschen zu gehören, doch durch die in seinen Schriften ausgesprochenen Ideen von dem nachhaltigsten Einflusse auf die Literatur und namentlich für Herders innere Entwickelung von der größten Wichtigkeit war. Es ist dies Johann Georg Hamann, ein in jeder Beziehung merkwürdiger, interessanter Mann und tiefer Denker, der wegen seiner oft zwar dunkeln und unklaren, doch immer neuen und geistreichen Schriften den Beinamen „Magus im Norden" erhielt.

Hamann war geboren den 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater, der wenig auf seine Erziehung verwenden konnte, Wundarzt war. Er besuchte zuerst verschiedene Privatschulen seiner Vaterstadt, zuletzt die Domschule, bis er 1746 die Universität bezog, um Theologie zu studieren. Dieses Studium sagte ihm aber so wenig zu, als die Jurisprudenz, mit der er die Theologie später vertauschte, und er beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit Philosophie, Philologie und den schönen Wissenschaften. Als er nach sechs Jahren Königsberg verließ, führte er ein unstätes Leben, bald als Hauslehrer, bald ohne Beschäftigung an verschiedenen Orten, zuletzt in Riga als Kommis in einem Handlungshause, was ihn bewog, Staats- und Handelswissenschaften zu studieren. Im Auftrag seines Hauses unternahm er 1756 eine größere Reise nach Holland und England, und ergab sich in London, aus Mißmuth über den schlechten Fortgang der ihm anvertrauten Geschäfte, einem wilden, wüsten Leben, dann aus Verzweiflung darüber fand er in der Bibel Trost und Beruhigung, legte zugleich aber auch den Grund zu der mystisch-pietistischen Richtung, die sich später immer entschiedener in ihm entwickelte. Nach seiner Rückkehr aus London 1758 war er bis 1759 noch in dem Handlungshause thätig, und ging darauf, dem Wunsche seines Vaters folgend, nach Königsberg zurück, wo er im väterlichen Hause einige Jahre,

mit den mannichfachsten Studien beschäftigt, verlebte. Doch nöthigte ihn seine Dürftigkeit, 1762 als Schreiber beim Magistrat und als Kanzlist bei der Kriegs- und Domainenkammer einzutreten, aber er hielt es bei dieser anstrengenden und geisttödtenden Arbeit nur ein halbes Jahr aus, und reiste, da ihm F. C. von Moser in Darmstadt eine vortheilhafte Stellung angeboten hatte, nach Frankfurt, um diesen persönlich kennen zu lernen; da er ihn aber verfehlte, ging er auf den Antrag nicht ein. Nachdem er seine Reise bis in die Schweiz ausgedehnt hatte, ging er 1765 abermals nach Mitau als Hauslehrer, kehrte indeß nach zwei Jahren wieder in die Heimath zurück, wo er auf Kants Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Uebersetzers bei der Accise und Zolldirektion erhielt, die er zehn Jahre lang bekleidete und dann 1777 zum Packhofsverwalter befördert wurde. Doch auch diese Stelle war wenig einträglich, und da er unterdessen eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, gerieth er in die bitterste Noth, aus der ihn nur das Wohlwollen eines ihm damals Unbekannten, Namens Franz Buchholz aus Münster, der durch Lavater auf ihn aufmerksam geworden, rettete und ihn in eine sorgenfreie Lage setzte. Durch Sorgen und Anstrengungen sehr geschwächt, forderte er 1787 seinen Abschied, um sich durch eine Reise zu erholen. Er ging mit seinem Sohne nach Westphalen, und hielt sich theils in Münster bei der Fürstin Gallizin, die er hatte kennen lernen, und zu der ihn gleiche religiöse Schwärmerei hinzog, theils bei Buchholz, auf dessen Gut Wilbergen, theils auch in Pempelfort und Düsseldorf bei seinem Freund Jakobi auf. Er starb in Münster den 21. Juni 1788, als er sich gerade zur Heimreise anschickte. Die Fürstin Gallizin ließ ihn in ihrem Garten begraben und ihm dort ein Denkmal errichten.

Nicht wegen seiner Schriften, die durch ihre Verworrenheit und Unklarheit künstlerisch gänzlich werthlos sind, verdient Hamann eine Stelle in der Geschichte der Literatur, sondern lediglich seines Einflusses wegen, der sich zwar nur auf wenige hervorragende Geister erstreckte, da andere ihn nicht verstanden, aber um desto konzentrirter und nachhaltiger war. Durch die in seinen Schriften theilweise nur angedeuteten Ideen, die namentlich von Herder richtig aufgefaßt und einem größern Publikum zugänglich gemacht wurden, erscheint Hamann als der eigentliche Begründer der neuern Richtungen, sowohl auf dem Gebiete der Poesie, wie auch, was uns hier jedoch weniger berührt, auf dem Gebiete der Theologie. So ist er in letzterer Beziehung der Begründer jener pietistisch-mystischen Religionsrichtung, die in unsern Tagen eine so große Verbreitung gefunden hat. So liegen auch in seinen Schriften die Keime zur Begründung der Originalgenies und der Romantiker, wie ebenfalls von ihm hingewiesen wurde auf die orientalische und die Volkspoesie, und er auch durch seine seltsam springende Darstellung voll unverständlicher Anspielungen, einer seltenen Fülle des Humors und lebendigen Witzes der Begründer der eigentlich humoristischen Schriftsteller ist. Doch würden alle diese Ideen unfruchtbar geblieben sein ohne Herders belebendes Element, weßhalb die beiden Männer in ihrem

Einfluß auf die Literatur stets als zusammengehörig betrachtet werden müssen.

Hamanns eigne Werke sind eigentlich nur Flugschriften, da keine mehr als fünf Bogen umfaßt, und die meisten derselben durch äußere Veranlassungen, besonders durch damals erschienene Bücher hervorgerufen waren. Seine mystisch-religiösen Ansichten sprach er zunächst aus in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums, zusammengetragen von einem Liebhaber der Langeweile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween". Doch ist nach seiner Weise diese Schrift auch reich an Bemerkungen über Philosophie und Poesie. Seine ästhetischen Ansichten legte er hauptsächlich nieder in der „Aesthetica in nuce, eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa", die sich in einer von ihm selbst veranstalteten Sammlung kleiner Schriften: „Kreuzzüge des Philologen", finden. Wie in diesen beiden, so sind auch in seinen übrigen Schriften: „Biblische Betrachtungen eines Christen", „Golgatha", „Schlebimini" und andern, die von Ministerialrath Friedrich Roth gesammelt herausgegeben wurden (Berlin 1821—1843, 8 Bände), neben manchem Schiefen und Falschen die genialsten und fruchtbarsten Ideen, aber in einer so dunkeln Sprache, daß die meisten ohne Kommentar nicht verstanden werden können. Seine Briefe, die in die Sammlung seiner Werke aufgenommen sind, sprechen durch Originalität und Gedankenfülle an; auch geben sie manche Aufschlüsse über seine Schriften.

Johann Gottfried Herder, geboren den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, wo sein Vater, nachdem er zuerst Weber gewesen, sich als solcher mit seiner zahlreichen Familie aber nicht mehr ernähren konnte, Hülfslehrer an der Mädchenschule, Glöckner und Kantor war. In diesen ärmlichen Verhältnissen konnte nichts für des begabten Kindes geistige Ausbildung geschehen, und nur heimlich verschaffte er sich manches Buch zum Lesen, da ihm sein Vater nur Bibel und Gesangbuch gab. Trotz dem mangelhaften Unterricht, den er zuerst bei seinem Vater und dem Prediger Willamovius (dem Vater des uns schon bekannten Dichters Willamov), dann in der lateinischen Schule des Ortes unter dem Rektor Grimm erhielt, machte der Knabe bei seinem Fleiß und seinen Anlagen rasche Fortschritte, und als 1760 der zu seiner Zeit als theologischer Schriftsteller bekannte S. F. Trescho, als Diakonus in Mohrungen angestellt wurde, nahm ihn dieser, der seine Fähigkeiten erkannte, zu sich als Famulus und ließ ihn die Lehrstunden, die er seinen Söhnen in den meisten Fächern, namentlich im Griechischen und Lateinischen gab, theilen. Was aber besonders Herders Freude war, er durfte auch Trescho's Bibliothek benutzen, und um dieser Erlaubniß willen ertrug er freudig die Strenge des etwas harten Mannes. Um diese Zeit, 1762, wurde der junge Herder von einer Augenkrankheit befallen, die ihn in nähere Bekanntschaft mit einem russischen Wundarzt, Namens Schwarzenloh, brachte, der in Trescho's Hause im Quartier lag, ihn von seinem Augenübel heilte, und ihm zugleich, da er ihn liebgewonnen hatte, und seine Neigung zum Studieren bemerkte, den Vorschlag machte, ihn nach Königsberg zu begleiten,

dort unter seiner Leitung die Chirurgie zu erlernen, um später auf seine Verwendung unentgeldlich Medicin studieren zu können. So wenig Neigung Herder zur Medicin hatte, nahm er diesen Vorschlag doch freudig an, da es die einzige Aussicht war, seinem Wissensdurste in etwas zu genügen. Im Sommer des Jahres 1762 folgte er Schwarzenloh nach Königsberg, da er aber bei der ersten Sektion, der er beiwohnte, vor Grausen in Ohnmacht fiel, und sich dadurch seine Abneigung zu dem gewählten Studium noch vermehrte, gab er den Plan, Medicin zu studieren, auf, ließ sich, da er unterdeß einige Gönner gefunden, die ihn unterstützten, als Student der Theologie einschreiben, und studierte unter den mannichfaltigsten Entbehrungen mit dem größten Eifer nicht nur Theologie, sondern auch Philologie, Geschichte, Literatur, Physik und Philosophie, letztere namentlich bei Kant, der ihn persönlich hatte kennen lernen und ihn alle seine Kollegien unentgeldlich besuchen ließ. Zu Ostern 1763 erhielt er auf Verwendung seiner Gönner, vor Allem Hamanns, mit dem er sich unterdeß auf's innigste befreundet hatte, ein Stipendium und eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum. Dadurch in weitern Kreisen bekannt, wurde er auch bald bei vielen Familien eingeladen, in deren erheiterndem Umgange er mehr und mehr seine frühere Blödigkeit und Schüchternheit verlor, die ihm von seiner trüben Jugend her anklebte. Der Umgang mit Hamann war von dem nachhaltigsten Einflusse auf Herder; von diesem lernte er nicht nur die englische Sprache, er wurde durch ihn auch mit Ossians und Shakspeare's Werken bekannt, und seine Neigung zur volksthümlichen Poesie geweckt und gefördert.

Im Herbst 1764 wurde Herder, hauptsächlich durch Hamanns Fürsprache, als Kollaborator an die Domschule zu Riga berufen, und er erwarb sich dort bald durch seinen vortrefflichen Unterricht und einzelne Predigten, die er gelegentlich hielt, zahlreiche Freunde, so daß der Rath von Riga, um ihn an die Stadt zu fesseln, eine eigene Predigerstelle für ihn gründete, der er zugleich mit seinem Schulamt vorstand, weßhalb er den Ruf als Direktor der Petersschule in Petersburg, den er 1767 erhielt, ablehnte. Zum ersten Male in einer sorgenfreien Lage, fing er auch sogleich an, eine bewunderungswürdige schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln; bis dahin hatte er nur gelegentliche Versuche in der Poesie gemacht, von denen sich zweiundfünfzig erhalten haben und die von einem, bei einem so jungen Manne auffallenden Reichthum der Gedanken und Gefühle sind, dabei freilich rauh und ungelenk in der Form. Im Jahre 1769 legte er seine Stelle in Riga nieder, um eine größere Reise zu dem Zweck zu unternehmen, die besten Erziehungsanstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen, um nach seiner Rückkehr eine solche in Riga zu gründen. Doch nahm sein Leben von da an eine ganz andere und günstigere Wendung, als er gehofft hatte. Er war bereits in Frankreich angekommen, als er von dem Prinzen von Holstein-Eutin die Aufforderung erhielt, ihn als Führer und Reiseprediger durch Frankreich und Italien zu begleiten. Nach kurzer Bedenkzeit nahm er die angebotene Stelle an, und reiste durch die Niederlande über Hamburg, wo er

Lessing, Claudius und andere bedeutende Männer kennen lernte, nach Kiel, um dort mit dem Prinzen zusammenzutreffen. Sie gingen über Eutin und Darmstadt, wo Herder die Bekanntschaft seiner nachherigen Gattin Maria Karoline Flachsland machte, nach Straßburg, und Herder sah sich durch die Verschlimmerung seines mehrmals erneueten Augenübels in die Lage versetzt, daselbst Heilung zu suchen und von dem Prinzen seinen Abschied zu erbitten. Beinahe ein Jahr blieb er in Straßburg, unterwarf sich einer sehr schmerzhaften Operation, die jedoch nicht den gehofften Erfolg hatte, lernte Goethe, der zu jener Zeit dort studierte, kennen, und trat in nähere Verbindung mit ihm, auch setzte er mit dem größten Fleiße seine Studien und seine schriftstellerische Thätigkeit fort, durch die er sich schon einen bedeutenden Ruf erworben hatte, und nahm 1771 die ihm vom Fürsten von Bückeburg, der durch seine Schrift über Thomas Abbt auf ihn aufmerksam geworden, angetragene Stelle als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrath an. Anfangs gefiel ihm seine dortige Stellung nicht, besonders sagte ihm das Wesen des Fürsten nicht zu, doch als er später die Fürstin kennen lernte, gestaltete sich sein Verhältniß angenehmer, und als er sich 1773 mit Maria Flachsland verheirathet hatte, söhnte er sich theilweise mit Bückeburg aus, wenn ihm auch sein dortiger Wirkungskreis zu beschränkt und einförmig erschien. Durch seine Schriften war sein Name zu solcher Bedeutung gelangt, daß er verschiedene Berufungen erhielt, so nach Eutin, nach Gießen und Göttingen als Professor der Theologie. Letztere würde er gern angenommen haben, wenn ihn nicht die Zumuthung, sich einer Art Vorprüfung zu unterwerfen, um seine Befähigung und Rechtgläubigkeit zu beweisen, davon zurückgehalten hätte. Noch war er schwankend, da erhielt er von Goethe ein Schreiben, worin dieser ihm im Namen des Herzogs die Stelle als Generalsuperintendent und Oberpfarrer in Weimar antrug, die er sogleich freudig annahm, wenn er auch lieber einen Lehrstuhl gehabt hätte. Zu Ende des Jahres 1776 begab sich Herder nach Weimar und verblieb in jener Stellung bis an sein Lebensende, von den Bewohnern des kleinen Landes gesegnet, von der Nation geliebt und gefeiert, auch von seiner nähern Umgebung hochverehrt, obgleich er seine Freunde, namentlich Schiller und später auch Goethe durch zänkisches und mürrisches Wesen, aus Hypochondrie und Kränklichkeit entsprungen, oft von sich abstieß. Nach einer Reise nach Italien, die er 1788 unternommen, wurde er in Anerkennung seiner Verdienste 1789 zum Vicepräsident des Oberkonsistoriums, 1801 zum wirklichen Präsidenten desselben ernannt, eine Ehrenstelle, die bis dahin noch nie ein Bürgerlicher bekleidet hatte, und hierauf von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben, was ihm nur nach seiner eignen Aeußerung, seiner Söhne wegen willkommen war. Trotz seiner zunehmenden Kränklichkeit unausgesetzt in seinem Beruf und als Schriftsteller thätig, starb er in Weimar den 18. Dezember 1803, nachdem er im Mai desselben Jahres mit dem Wagen umgeworfen worden war und sich dadurch eine heftige Krankheit zugezogen hatte. Ueber seiner Grabstätte, die er in einem Gewölbe der Weimarer Stadtkirche erhielt, wurde 1819 eine eherne

Gedächtnißtafel angebracht, mit der Inschrift: „Licht, Liebe, Leben", die mit wenig Worten das ganze Streben des edlen Mannes charakterisirt. Am 25. August 1850 wurde ihm zu Weimar bei der Kirche, wo seine Gebeine ruhen, ein ehernes Standbild errichtet.

Seine vortreffliche Gattin (1750 geboren, starb 1815) setzte ihm ein schönes Denkmal in ihren: „Erinnerungen aus Herders Leben", die J. G. Müller 1820 in zwei Bänden herausgab, und sein Sohn, Emil Gottfried, verfaßte eine höchst reichhaltige, treue, aber künstlerisch unvollkommene Darstellung seines Lebens und Wirkens, 1846—1847 in sechs Theilen, worin sich auch die bis dahin ungedruckten poetischen Jugendversuche Herders befinden. Herder selbst veranstaltete keine Sammlung seiner zahlreichen Werke, und erst nach seinem Tode erschien eine solche von seinen Freunden und Verehrern gesammelt, 1827—1830 in 40 Bänden, bei Cotta in Stuttgart.

Immer werden die drei Worte: „Licht, Liebe, Leben" genügen, Herders Leben und Wirksamkeit in jeder Beziehung zu charakterisiren. Denn so viel auch von seinen nähern Freunden geklagt wurde über seine Zanksucht und Krittelei, seinen gelegentlichen Stolz und Uebermuth, so waren das nur menschliche Schwächen, wie sie jedem in diesem Leben anhängen. Der Grundzug seines Charakters war mild, edel und von Liebe zu allen Geschöpfen durchdrungen, daher er, gleich Lessing, Licht zu verbreiten suchte auf allen Gebieten, wo sein feuriger Geist hindrang, daher er, wieder seinem Vorgänger gleich, Liebe, Humanität und Toleranz in jeder Weise predigte und beförderte, und alles zu einem frischen, fröhlichen Leben zu wecken suchte; daher er, auch gleich Lessing mannichfach verkannt und von Finsterlingen angefeindet wurde. Wegen der vielen Gebiete, auf denen er Licht, Liebe, Leben verbreitete, haben die Herausgeber seiner Werke sie in drei Klassen getheilt: „in Schriften zur Religion und Theologie", „zur Philosophie und Geschichte", „zur Literatur und Kunst", und diese Eintheilung wollen wir auch bei der nähern Besprechung seiner Werke, der leichtern Uebersicht wegen, beibehalten.

Streng genommen gehörte letztere Abtheilung, die auch seine eignen Poesien enthält, allein in die Literaturgeschichte, doch würde nur ein sehr einseitiges Bild des großen Mannes geliefert werden können, wenn nicht seine Gesammtthätigkeit wenigstens mit einigen Worten hier skizzirt würde, doppelt da er auch auf den andern Gebieten so reformatorisch, so umgestaltend und neu belebend wirkte, daß von ihm an, sich erst eine neue Auffassung der Geschichte und der biblischen Schriften bemerkbar machte.

Seine Schriften zur Religion und Theologie umfassen in der genannten Sammlung seiner Werke 12 Bände und enthalten:

„Vom Geist der hebräischen Poesie und vom Ursprung und Wesen der hebräischen Poesie", „Salomons Lieder der Liebe", „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts", „Zusätze zu der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts", „Christliche Reden und Homilien", „Erläuterungen zum neuen Testament", „Johannes Offenbarung", „Vom Studium der Theologie und dem christ-

lichen Predigtamt", „Christliche Schriften" und „Briefe, das Studium der Theologie betreffend."

Die Schriften: „Vom Geist, Ursprung und Wesen der hebräischen Poesie", die als Beilagen Gedichte von Milton, Ossian, Lieder aus der Bibel und andere enthalten, und „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", mit ihren Zusätzen, wiesen zum ersten Male mit Entschiedenheit auf die hohe Poesie der Bibel hin, und veranlaßten, daß man von da an, wenigstens das alte Testament als eins der vornehmsten Dokumente einer erhabenen Urpoesie betrachtete, und ihr als solcher, wenn auch nicht als göttlicher Offenbarung, den ersten Rang in der Literatur einräumte, während man früher sehr geneigt gewesen, trotz der Verehrung der Bibel als eines heiligen Buches, sie als poesielose Erzählungen eines rohen Volksstammes zu betrachten.

In „Salomons Liedern der Liebe", entwickelt Herder mit tiefem poetischem Verständnisse den Inhalt, die Art und den Zweck von Salomons hohem Liede in der Bibel und gibt zugleich in vier und vierzig beigefügten Minneliedern eben so viele Abschnitte einer altdeutschen Uebersetzung des hohen Liedes.

Seine christlichen Reden und Homilien enthalten nur den kleinsten Theil der von ihm gehaltenen Predigten, in seinen spätern Jahren schrieb Herder seine Predigten nicht mehr auf, sondern notirte sich nur die Entwürfe dazu, daher sich aus der Zeit keine vorfanden. Alle Zeitgenossen Herders kamen darin überein, daß er einer der vorzüglichsten Kanzelredner gewesen, und auch die gedruckten Predigten legen dafür das glänzendste Zeugniß ab, trotzdem man beim Lesen den Zauber des gesprochenen Wortes entbehrt. Die „christlichen Schriften, Erläuterungen zum neuen Testament, Johannes Offenbarung" enthalten Betrachtungen über die Evangelien, und andere religiöse Gegenstände, und „die Briefe, das Studium der Theologie betreffend", sowie „vom Studium der Theologie und dem christlichen Predigtamt" enthalten Anweisungen an junge Studierende über diesen wichtigen Gegenstand.

Die Schriften zur Philosophie und Geschichte umfassen ebenfalls 12 Bände und enthalten:

„Ueber den Ursprung der Sprachen und Zugaben dazu", Ideen zur Geschichte der Menschheit", Philosophische Abhandlungen über Seele und Gott, über die Systeme Spinoza's und anderer älterer Philosophen", „Schulreden über die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Unterrichts, die unter dem Titel „Sophron" gesammelt erschienen; die geschichtliche Zeitschrift: Adrastea, die Herder von 1800 bis zu seinem Tode fortführte und die 1) Begebenheiten und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts, 2) wissenschaftliche Ereignisse und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts und 3) Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung eines geistigen Reiches, enthält „Briefe zur Beförderung der Humanität", „Denkmale der Vorwelt", „Nachlese historischer Schriften", „Nachlese historisch-philosophischer Schriften", „Recensionen", „Philosophische Schriften gegen Kants philosophisches System, unter dem Titel gesammelt: Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, und „Kalligone."

Unter diesen sind die kleine, von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift mit ihren Zusätzen: „Ueber den Ursprung der Sprache", die er während seines Aufenthaltes in Straßburg verfaßte, und die „Ideen zur Geschichte der Menschheit", die wichtigsten. Letztere, die nicht ganz vollendet, und theilweise jetzt von neuern Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft überflügelt ist, legte den ersten Grund zu einer philosophischen Betrachtung der Geschichte, und war der Anfang einer wirklichen Weltgeschichte, die man bis dahin noch nicht kannte. Kaum ein anderes Werk hat so mächtig auf die allgemeine Bildung gewirkt, wie dieses und in ihm lagen die Keime zu den wichtigsten Forschungen, die später von Andern entwickelt wurden. Es beginnt mit der Betrachtung der Erde als einem Theil des Weltsystems, behandelt die verschiedenen Naturreiche in ihren Beziehungen zum Menschen, die Organisation der Völker nach ihrer Lage, Klima, Bodengestaltung u. s. w., und geht dann zur geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Völker über. Von China ausgehend, bespricht er zuerst die bedeutendsten asiatischen Nationen, darauf die Griechen, Römer und zuletzt im vierten Theil das Mittelalter, verbreitet sich über den Ursprung und Fortgang des Christenthums und bespricht die wichtigsten Erscheinungen des Mittelalters, wie das Ritterthum, die Kreuzzüge und die Entdeckungen.

Von den übrigen obengenannten Schriften sind noch als allgemein interessant, fesselnd und einflußreich hervorzuheben: „Die Adrastea", „Die Briefe zur Beförderung der Humanität", „Die Nachlese historischer Schriften", welche Erinnerungen an große und weise Männer, wie an Lessing, Winkelmann, Abbt, Kopernikus und andere enthält, und seine „Schulreden." Während die übrigen, wie die „Recensionen" (philosophischer und gelehrter Werke), „Philosophischen Abhandlungen", „Denkmale der Vorwelt", „Nachlese historisch-philosophischer Schriften" und die gegen Kant, namentlich gegen seine Grundsätze der Aesthetik gerichtete: „Metakritik" und „Kalligone", mehr nur für Philosophen von Fach sind, daher weniger allgemein anregend wirkten, doppelt, da namentlich die beiden letztern, auf verkehrten Ansichten beruhend, als verfehlt bezeichnet werden müssen.

Von dieser Betrachtung Herders als Theolog, Geschichtsforscher und Philosoph wenden wir uns zu denjenigen seiner Werke, die vorzüglich in eine Geschichte der Literatur gehören, zu den Schriften: „Zur schönen Literatur und Kunst", und zwar vor allen zu denjenigen Formen seiner poetischen Wirksamkeit, in der seine Größe liegt, und durch die er bahnbrechend, neubelebend und von dem mannichfaltigsten Einflusse für die deutsche Literatur wurde. Es sind dies seine Uebertragungen und Umbildungen anderer Poesien der verschiedensten Nationen; seine Sammlung von Volksliedern aller Völker; seine Erneuerung mancher hervorragenden, vergessenen ältern deutschen Dichter und seine verschiedenen kritischen Schriften.

Was zunächst die letztern betrifft, so war er, neben Lessing, der bedeutendste und einflußreichste Kritiker Deutschlands und eben wegen der Revolutionen, welche dieselben in Betreff der Anschauung der Poesie hervor-

brachten, verdienen sie eine besonders eingehende Besprechung. Nach Lessing, der ganz vorzüglich auf Herder als Kritiker einwirkte, da jener fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, später oder früher, billigend oder widersprechend, Rücksicht genommen, bildete er auch seine prosaische Sprache, wodurch sie gleichsam herausfordert, sie mit der Prosa Lessings zu vergleichen.

Herder zeigt in seiner Prosa dieselbe Beweglichkeit des Geistes, die gleiche Fähigkeit sich über alles auszudrücken und zu verständigen, wie Lessing, aber ihm mangelt die Ruhe, Durchsichtigkeit und Klarheit des Lessing'schen Stiles. Es ist mehr etwas Springendes, Ungleichmäßiges bei Herder, er folgt willkührlich seinen Launen und Stimmungen, und wurde gerade durch dieses Wetterleuchten des Humors, diese stoßweise wiederkehrende und nachlassende Erregtheit, die auch in Hamanns Schriften zu bemerken ist, nächst diesem, der geistige Vater der Humoristen, bei denen eine solche prosaische Darstellung am meisten ausgebildet erscheint, und die nicht vortheilhaft auf die deutsche Prosa einwirkte. Herders kritische Schriften sind: „Fragmente zur deutschen Literatur, drei Sammlungen", „Kritische Wälder", „Abhandlungen und Betrachtungen über schöne Literatur und Kunst", „Antiquarische Aufsätze", „Nachlese zur schönen Literatur und Kunst" „Andenken an einige ältere deutsche Dichter", „Recensionen", „Früchte aus den sogenannten goldnen Zeiten des 18. Jahrhunderts." Die in der von ihm mit Goethe und Möser herausgegebenen Zeitschrift: „Blätter von deutscher Art und Kunst", enthaltenen Betrachtungen über Shakspeare, Ossian u. s. w. und endlich die in andern Zeitschriften zerstreuten Kritiken einzelner poetischen Werke, wobei er im Ganzen gegen die Schriftsteller sehr mild war, milder als die gleichzeitig von ihm aufgestellten Grundsätze erlaubten.

In den „Fragmenten zur deutschen Literatur", und den „kritischen Wäldern", seinen ersten und wichtigsten kritischen Schriften, zu denen er hauptsächlich durch die „Literaturbriefe" angeregt worden, suchte er, theils das durch diese im Volk geweckte Bewußtsein über wahrhafte Poesie rege zu erhalten und dehnte die Kritik auf die seit den „Literaturbriefen" erschienenen literarischen Erzeugnisse aus, theils suchte er das innere Verständniß der Poesie an sich, Lessings „Laokoon" sowohl sich anschließend, als demselben widersprechend, immer mehr zu befördern.

Durch seine Abhandlungen und Aufsätze über Shakspeare wurde er der eigentliche Begründer jener Dichterschule, die man gewöhnlich die Original- oder Kraftgenies nennt, oder auch die ganze Zeit mit dem Ausdruck der Sturm- und Drangperiode bezeichnet, da diese Dichter alle Kunstregeln über den Haufen warfen, als entbehrliche, ja lähmende Stützen für den Genius, dem allein sie unterthan sein wollten.

Herder nämlich, der auch hierin Lessings Beispiel folgte, welcher für Naturwahrheit, namentlich beim Drama, in die Schranken getreten war, erweiterte Lessings Ansichten in dieser Beziehung und kam schließlich dahin, die bisher in höchster Achtung stehenden Kunstregeln des Aristoteles für das

deutsche Drama zu verwerfen, und nur allein die Engländer, vor allem Shakspeare als Muster für die Deutschen aufzustellen. Wir werden später sehen, welchen Einfluß dies auf die Entwickelung der deutschen Poesie, insbesondere des Dramas hatte.

Eine andere und zwar die wohlthätigste und folgenreichste Seite von Herders kritischer Wirksamkeit war die Betonung der Nothwendigkeit des Volksmäßigen in der Poesie; eine Ansicht, die der deutschen Dichtung einen ganz andern, belebtern und schönern Charakter wie bisher aufdrückte. Noch folgenreicher wurde dieser Schritt dadurch, daß er den kritischen Abhandlungen 1778 eine Sammlung der besten Volkslieder aller Nationen, unter dem Titel: „Stimmen der Völker in Liedern", folgen ließ, die den wahren Begriff ächter Volkspoesie anschaulich machten. Diese Sammlung enthält, nächst deutschen, englischen, schottischen, skaldischen, dänischen, griechischen, sicilianischen, italienischen und französischen Liedern, auch grönländische, lappländische, esthnische, lettische, litthauische, tartarische, wendische, morlackische und Lieder einiger wilden Volksstämme, alle in meisterhafter Uebersetzung, und zeigt mehr wie alle seine eignen Poesien sein dichterisches Ingenium. Denn, ob ihm gleich die Originale sehr häufig nicht zu Gebote standen, ob er gleich oft aus fehlerhaften, unvollständigen Uebertragungen schöpfen mußte, so hat er doch aus dem höchst ungenügenden Stoff die vollkommensten Poesien gestaltet, in welchen die Eigenthümlichkeiten der verschiedensten Völker auf's treueste ausgeprägt erscheinen. Eben diesen außerordentlich feinen poetischen Sinn bekundet Herder in seinen Uebertragungen und Ueberarbeitungen anderer dichterischen Erzeugnisse, vor allem in der Umdichtung des spanischen „Cid". Wir haben in neuerer Zeit einige bei weitem getreuere Uebersetzungen dieser spanischen Romanzen und man hat deßhalb geglaubt, Herders Cid als eine mehr oder weniger verfehlte Arbeit ansehen zu dürfen, aber mit nichten. Herder übersetzte den Cid nicht, er bearbeitete ihn, und in dieser Bearbeitung haben zwar die Romanzen einen bei weitem weichern Charakter erhalten, als im Original, manches ist auch in der Umdichtung ganz weggeblieben, aber immer bekundet sich in Herders Cid ein dichterischer Geist ersten Ranges und er wird stets zu unsern edelsten poetischen Schöpfungen gerechnet werden müssen. Von seiner Blumenlese aus morgenländischen Dichtern gilt das Gleiche, auch schlug er damit die Richtung ein, auf welcher ihm später viele der bedeutendsten Dichter wie Goethe, die Romantiker, Platen, Rückert und Andere folgten, nämlich die Erforschung und Uebersetzung der orientalischen Poesie, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die unsrige blieb. Seine übrigen Nachdichtungen und Uebertragungen wie der Epigramme der griechischen Anthologie, der Oden des Horaz, der lyrischen Dichtungen der Italienerin Faustina Maratti-Zappie, der Paramythien (Deutungen griechischer Mythen) und Andere beweisen zwar alle immer wieder auf's Neue seine ungemeine Fähigkeit, sich an alle fremden Geister anzuschließen, besitzen jedoch sämmtlich nicht die Geschmeidigkeit der Volkslieder oder den Wohlklang des Cid. Durch das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter" machte er nicht nur aufmerksam auf

einzelne beinahe vergessene deutsche Poesien, wie auf den „Lobgesang des heiligen Anno“, „Reinecke Fuchs“, „Freidank“, „Boners Edelstein“, „Trimbergs Renner“, die Minne- und Meistersänger, Andreä, Weckherlin und Jakob Balde, sondern er bewirkte auch ein eingehenderes Studium der ältern deutschen Poesie, was wohl schon früher durch die vereinzelten Bemühungen Eschenburgs, Lessings und Anderer angeregt, aber durch Herder erst nachhaltigen Einfluß gewann. Dem Andenken Jakob Balde's, jenem ausgezeichneten Dichter des 17. Jahrhunderts, der seine Muttersprache als rauh und ungalant verschmähte, und sich nur der lateinischen bediente, widmet Herder einen ganzen Band seiner Schriften, den er deßhalb „Terpsichore“ nennt, wie er in der Vorrede zu diesem Bande sagt, weil jener Dichter seine Muse auch mit jenem Namen zu nennen liebte, und man weiß nicht bei diesen Dichtungen, ob man mehr den Genius des Verfassers oder des Uebersetzers bewundern soll.

Schließlich bleiben uns noch Herders eigne Poesien zu besprechen übrig. Man hat auf Grund derselben ihm sehr oft das Prädikat eines hervorragenden Dichters abgesprochen, und wenn sich nichts als diese erhalten und er nicht durch die Umarbeitungen und Uebertragungen anderer dichterischen Erzeugnisse, die er durch die Art der Behandlung theilweise zu seinem Eigenthum machte, sein Genie unzweifelhaft dargethan hätte, so würde man in der That mit diesem Urtheil so Unrecht nicht haben und Herder keinenfalls als Dichter einen höhern Rang einnehmen, wie z. B. Haller, mit dessen Poesien die seinigen viel Aehnlichkeit verrathen. In allen seinen eignen Dichtungen tritt, wie bei Haller, die Reflektion und das belehrende Element zu sehr hervor und verdrängt die Phantasie. Namentlich ist diese Absicht bei seinen Legenden allzudeutlich bemerkbar, die jedoch in anderer Beziehung, besonders an Wohlklang der Sprache und des Verses seine übrigen Poesien übertreffen. Einzelne derselben, in denen das didaktische mehr zurücktritt, sind jedoch in jedem Betracht bedeutend und schön, und das, was er in dem Vorwort zu diesem Abschnitt über die Legende sagt, gehört jedenfalls zu dem Besten, was sich überhaupt für diese Dichtungsform sagen läßt, wohl auch zu dem besten, was Herder zum Verständniß fremdgewordener Poesien und zur Charakterisirung der Eigenthümlichkeiten einer Dichtungsart geschrieben hat. Auch bewirkte er dadurch eine bedeutende Thätigkeit auf diesem Gebiete der Poesie.

Was seine weltlich-lyrischen Gedichte betrifft, die aus Liedern, Oden und Elegien bestehen und die das getreue Spiegelbild seiner Seele sind, da Alles, was ihn bewegte, im Liede seinen Ausdruck fand, so ist meist die Form derselben dunkel, unklar, oft schwerfällig, der Inhalt stets gedankenreich und tief durchdacht, aber ohne Schwung und Phantasie. Seine geistlichen Lieder, die in der Sammlung „christliche Lieder und Hymnen“ betitelt sind, sowie seine Kantaten, sind jedenfalls die unbedeutendsten seiner Dichtungen. Erstere eignen sich durchaus nicht zum Kirchengesang und sind lange, oft auch langweilige Betrachtungen über die Vollkommenheiten Gottes. Seine Epigramme

und eigentlichen Lehrgedichte sind, als am meisten seinen poetischen Anlagen entsprechend, seine gelungensten Erzeugnisse. Wie bei Lessing, waren auch Herders Epigramme aus dem eingehenden Studium der griechischen Epigrammendichter hervorgegangen, und sie sind, wenn auch meist etwas unharmonisch in der Form, doch rücksichtlich des Inhalts von hoher Bedeutung. Vor allem aber wurde er in dieser Beziehung einflußreich durch seine geist- und inhaltsreiche Abhandlung: „Ueber das griechische Epigramm", da er in derselben den von Lessing festgesetzten Begriff des Epigramms bedeutend erweiterte, und nicht nur die kurze und wirkungsvolle Darstellung eines witzigen Gedankens darunter begriff, sondern überzeugend nachwies, daß jeder sinnreiche Gedanke überhaupt, wenn er nur durch seine Wichtigkeit augenblickliche Wirkung hervorbringt, in epigrammatischer Weise dargestellt werden könne. Seine didaktischen Gedichte, die meist Fragmente geblieben, sind voll Kraft und Gedankentiefe, doch auch zuweilen formlos.

Seine dramatischen Poesien, mit denen er vor allem den Zweck hatte, die griechische Tragödie auf den deutschen Bühnen einzuführen, eignen sich ganz und gar nicht zur Aufführung, sie entbehren jeder Handlung und machen den Eindruck unfertiger, etwas sentimentaler Gespräche; auch blieben sie ohne Wirkung.

## Aus Herders Schriften: „Zur Literatur und Kunst."

### Ueber die Legenden.

Der Name Legende hat seit der Reformation seine Würde so sehr verloren, daß man ihn in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges, von Kindern und Weibern geglaubtes Märchen mit ihm bezeichnet. Einst war dieß nicht also. Legende hieß das Buch, das die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durch's ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward. Und da dieß insonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch das, was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben. Nebst den Ritterbüchern fassen sie also, nach dem Geist damaliger Zeit, die Blüthe und Blume menschlicher Ausbildung in sich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für den andächtigen, tugendhaften Menschen, welches Standes er auch sein mochte.

Aber der Geist der Zeit schwebt vorüber. Die Ritterbücher sanken, und die Legenden sanken ihnen nach. Was einst Legende, d. i. nothwendig zu lesen hieß, ward in andern Zeiten kaum lesbar gefunden; es ward verspottet und verachtet.

Dreierlei warf man den Legenden vor, und keins mit Unrecht. Sie fehlen, sagte man, gegen die historische Wahrheit, gegen ächte Moral, den Zweck der Menschheit, endlich gegen die Regeln einer guten Einkleidung und Schreibart.

### 1. Wahrheit der Legenden.

Daß sie gegen die historische Wahrheit oft und viel anstoßen, ja daß sie überhaupt als Dokumente der Geschichte mit großer Vorsicht zu gebrauchen seien, werden sie selbst nicht abläugnen wollen; denn die wenigsten sind dazu geschrieben. Als Erbauungsschriften, als Tugend- und Andachtsbilder sind sie da, zur Erweckung ähnlicher Tugend, ähnlicher Andacht. Was hierzu den meisten Eindruck machen konnte und wie es ihn machen konnte, das ward geschrieben. Vielen Legenden bricht man, wenn ich so sagen darf, den Rücken, wenn man sie zu historischen Dokumenten ängstlich gestaltet.

Denn woher waren diese Legenden genommen? Aus dem Munde der Erzählenden, meistens andächtiger Jünger und Jüngerinnen; oder aus einzelnen Aufsätzen, selten des Verstorbenen selbst, meistens seiner Freunde. Alle diese sprachen und schrieben nach Einer Regel, zu Einem Zweck ihres nächsten Kreises, und des Geistes ihrer Zeit. Zur Erbauung sprachen und schrieben sie, nicht als vor Gericht gestellte Zeugen. Ueberhaupt ist über die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und dessen was man in verschiednen Zeiten, unter verschiednen Völkern glaubwürdig nannte, beinahe noch nichts haltbares geschrieben, und die Legende der mittleren Zeiten, so unentbehrlich sie der Geschichte ist, hat, außer einigen französischen Kritikern, wenig Bearbeiter gefunden. Wie billig bewarben sich die Protestanten nach der Reformation wenig anders als streitweise um sie; die erzkatholischen Länder blieben im Glauben an die Legende, als an eine geschriebene Tradition, und die wenigen Untersucher wußten und kannten ihre Schranken. Eine vollständige Kritik der Chroniken und Legenden mittlerer Zeit, unparteilich und ehrsam, geschrieben für jeden und für keinen Cultus, auf den Knieen der Wahrheit geschrieben, und von ihr selbst dictirt, gehört noch unter die guten Wünsche.

Und doch wäre sie, was das Wunderbare anlangt, so schwer zu schreiben eben nicht; das Wunderbare der mittleren Zeit hat seine sehr enge Topik. Aus der biblischen Geschichte und aus National-Traditionen, aus Einbildungen der Völker entsprossen, unter denen und für die es gedacht ward, führet es seine Quelle wie seine Bedeutung gleichsam mit sich. Da es auf das Volk wirken sollte, so kann es leicht verstanden werden; und da der Klerus weder zur Kunst, noch überhaupt sehr kunstreich diese wunderbaren Erzählungen formte, so ist auch ihre Form nichts weniger als incommensurabel. Wer die Bibel gelesen und die Volksdenkart der Zeit und Gegend, für die erzählt wurde, sich bekannt gemacht hat, versteht die Bedeutung des Wunderbaren so einfach, als der sie verstand, von dem die Legende redet.

Diesen Frommen z. B. ließen sich Stimmen vom Himmel hören. Wer hörte diese Stimmen nicht in seinem Herzen, wenn sie gleich das Ohr nicht vernahm, sobald ihr Inhalt nur himmlisch, d. i. aufmunternd und erquickend ist? Einem andern sangen unsichtbare Chöre; diesem erschien sein Schutzgeist und sprach mit ihm warnend, belehrend, tröstend. Jenem Rechtschaffenen glänzte sein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verleumder und Bösewichter, bei einer frohen Wohlthat, bei einer großmüthig-stillen Verzeihung, im Tode,

nach dem Tode. Wem sind nicht ähnliche Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng umfangener Menschen bekannt? Dem Einsamen z. B. schweben Töne, bleibende Töne im Ohr; sie kommen in Stunden der Niedergeschlagenheit, den Geist erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmlischen Stimmen und Chöre. Aus Beispielen ist bekannt, daß eine starke Einbildungskraft das Bild seiner selbst gleichsam aus sich herauszuwerfen und sich sichtbar zu machen vermöge; daher die Erzählungen von Menschen, die sich selbst zu sehen glaubten, daher die Gespräche mit sich selbst, als mit einem guten oder bösen Genius, und bei zarten Gemüthern am liebsten das Gespräch mit einem edlern Ich, einem leitenden, liebenden Schutzgeist. Auf der Stirn fröhlicher, guter Kinder, auf dem Antlitz der unbefangenen, heitern Unschuld, der reinen Liebe, der verzeihenden Großmuth — wer sah und liebte nicht jene ruhige Stille, in der uns ein Engel gegenwärtig zu werden scheinet? Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legenden ganz ihren Beruf; hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am Sterbebett ihrer Mutter das Antlitz siehet, das sie bald nicht mehr sehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch einmal dankbar-froh gen Himmel, segnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat, und wenige Augenblicke nachher, von der ernsten Hand des Todes berührt, sein Gesicht, die wahre Gestalt seiner Seele, im festesten Bilde zeiget, da lasset doch ja dem stillen Gemüth einer trauernden Kindesliebe seine Kraft, die Züge des Sterbenden, des Gestorbenen zu einem Engel zu erhöhen, und ihn in solcher Gestalt seinem Innersten einzuprägen. Lasset der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. Hier läßt sich die Phantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben noch ausreden.

Ein gleiches ist's mit dem Wunderbaren, das die Legende jetzt und hie und da auf die ganze Natur verbreitet. Jedermann weiß, daß ihre Zeiten für die wahre und rechte Naturwissenschaft nicht die blühendsten waren; die Gesetze der Astronomie, die Verhältnisse der Körper gegen einander waren noch nicht in das Licht gesetzt, in welchem sie dem aufgeklärten Theil unsrer europäischen Nationen jetzt erscheinen. Was Wunder also, daß man in der Dämmerung damaliger Zeiten alle Erscheinungen der Natur zu sich sprechen ließ, wie das Gemüth, wie der Zustand des Herzens es verlangte? Dem Einsamen, dem Geängsteten, dem Peinlichen, wiederum dem Begeisterten, dem Entzückten spricht Alles. Der Zweifelnde sucht allenthalben Belehrung; der Verlassene merket auf jeden ihm entgegenkommenden Wink. Lasset also jenem Verirrten einen Stern erscheinen, der ihn leite; diesem durstenden entspringe eine Quelle, jenem matten Wandrer entsprieße ein Palmbaum in der Wüste. Hier falle auf des Frommen Gebet ein längst erwünschter Regen und erquicke die lechzende Au; dort komme ein Hagelwetter, ein Donner zur

rechten Zeit, und schalle in Ohr und Seele. Jetzt läute die Glocke von selbst und wecke auf; hier erscheine ein Thier und schrecke und warne. Oder ein Vogel bringe himmlische Botschaft; ein Adler, ein Storch, eine Schwalbe, eine Taube gebe der wartenden Menge Muth, der zweifelnden Menge Bestimmung. Im ganzen Alterthum sind Augurien und Präsagien eine geglaubte Sprache der Gottheit gewesen, jedes Volk hatte sie in seiner Weise und pflanzte sie in Sagen. Die Dichter nutzten sie, und auch der Geschichte konnten sie nicht fremd bleiben. Wer begehrte nun, daß sie einer zur Erbauung geschriebenen Legende fremd bleiben sollten? Andacht, d. i. ein Aufmerken auf's Göttliche rings umher, schrieb ja diese Legenden. Andacht sollte sie lesen; Andacht sollten sie einflößen und wirken.

Ueberdem wird dies Wunderbare in den mittleren Zeiten so leicht, ich möchte sagen so natürlich eingeführet, daß man es eben so leicht in die gewöhnliche Sprache übersetzen kann, eben weil es damals gewöhnliche Sprache und Vorstellungsart war. Manches ist sogar in Sprüchwörter übergegangen, deren Sinn ohne wunderbare Deutung jeder Einfältige anzuwenden weiß. Wenn z. B. vor diesen fleißigen und rüstigen Männern, die eine wüste Gegend anbaueten, Wölfe und Schlangen flohen; sie scheuchten Drachen aus ihren Höhlen hinweg; von ihrem Segen ward die verschlämmte Quelle gesund, der Pfuhl trocken, die Wildniß zu einem Garten und Fruchtlande; die Luft heiterte sich; das Klima ward milde — wem müßte diese Sprache noch erklärt werden? Sie sagt nichts als was wirklich geschah durch den Fleiß emsiger Hände. Wenn nun solchen neuen gefürchteten Ankömmlingen entgegen aus Seen und Wäldern die Dämonen schrieen, die Geister heulten und schreckten, die Teufel wimmerten und klagten — wer, wenn er einen Begriff von den grausen Gegenden, von den wilden Einwohnern dieser Gegenden hat, verstünde nicht diese Sprache? Den Bären besänftigten sie, indem sie ihm Brod reichten (ein seltnes Nahrungsmittel mancher Gegend) und befahlen ihm Holz zu tragen, wem müßte erklärt werden, wer diese Bären gewesen? Möchte der Scepter unsrer Staatskunst, das Geschütz unsrer Helden zur Urbarmachung der Welt, zur Brotaustheilung und zur Erweckung des Fleißes der Bären allenthalben so wirksam und glücklich sein, als es damals das heilige Kreuz und das segnende Wort waren!

Sehr unverständig hat man daher über manche Legende dieser Art gespottet, so daß der heilige Esel, den man verlachte, dem Spottenden selbst den Hohn zurückgeben möchte.

Auch der Legende liegt also Wahrheit zum Grunde; nur ist sie legendenmäßig eingekleidet und erzählet. Auch ihr Inhalt ist nicht immer so unwichtig als man glaubet; denn sind wir diesem Inhalt nicht einen großen Theil der Aufklärung und Verschönerung Europas durch Kenntnisse und Fleiß schuldig? Die Thaten, wovon sie erzählen, stumpften das Schwert ab und bezähmten wilde Barbaren. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, heilig bewahrten und der Nach-

kommenschaft fromm vermachten. Ohne die frommen Männer und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Musen in Europa, oder vielmehr an Musen in Europa wäre ohne sie gar nicht zu gedenken. —

Die Geschichte der mittleren Zeit kann des Studiums der Legenden so wenig als der Chroniken entbehren, denn beide fließen überhaupt in einander. Jene gehen allen Diplomen voran und lange ihnen zur Seite. Die mythologische Sprache und Einkleidung der Legenden muß also ebensowohl studiert werden als die Sprache und Zeichen der Diplome. Sie sind in den mittleren Zeiten das, was in der griechischen und römischen Urzeit die alten Heldensagen waren, aus denen einst alle Dichtkunst und Geschichte hervorging. Die geheime, innere Denkart der christlich gewordenen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den dunkeln Grund ihrer Seele lernt man aus mancher Legende mehr kennen als in diesen Zeiten aus ihrer sämmtlichen Staatsgeschichte. Nur gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum schlichten Menschensinn hinabführe.

## 2. Zweck der Legende.

„Schade," wird man sagen, „daß die meisten derselben eine so verkehrte Tendenz haben! Wohin zielen alle diese Wunder? Um welche Achse drehen sich alle Bemühungen der Legende? Den Müßiggang zu ehren, Einsiedelei, Aberglauben, überspannte Andacht, falsche Tugenden, eine fromme Dummheit, eine den Geist ermordende Frömmigkeit, Heuchelei und Abgötterei zu empfehlen — das ist ihre ächt christliche Absicht. Wem dienen diese Engel? Diese Raben, wem bringen sie Speise? Einem Einsiedler. Ihm entspringt die Quelle, ihm trägt der entblätterte Baum Früchte. Was thut er in seiner Einsamkeit? Psalmen singen, schweigen, seine Seele zur höchsten Unthätigkeit gewöhnen, sich unnütz peinigen und foltern. Erwecken sie nicht Mitleiden und innern Abscheu, jene Büßungen, mit denen betrogene Unglückliche sich selbst martern? jene unnatürlichen Kämpfe, die ihre Seele verwirren, ihre edelsten Kräfte lähmen, und mit denen sie sich mehr als Ein Fegfeuer, mehr als Eine Hölle selbst schaffen und geben! Hat sich nicht oft euer Busen verengt und euer Haar emporgesträubet, wenn ihr diese unsinnigen Büßungen, diese sinnlosen Entäußerungen der Gedanken, Sinne und Triebe im Leben eines Menschen Jahre hin verfolgtet? Und wenn ihr die mütterlich rufende, warnende, wiederkehrende Natur hart und schnöde zurückgewiesen saht, flossen euch nicht Thränen? Vor Göttern und Menschen gibt es keinen thränenwertheren Anblick als eine unschuldig zerrüttete Seele, ein durch andächtige Grausamkeit niedergebeugter, zerquetschter, zerschlagener Geist, ein Herz das für und wider nichts sich selbst verwundet. Und diesem bösen Ideal einer verführenden Sittenlehre, die zu leerer Andacht, zu einem niedrigen Aberglauben, zu einer nutzlosen Anstrengung, endlich zu jener völligen Aushöhlung der Seele leitet, die mit äußersten Schmerzen ihren Kern aus sich gebohrt hat, und wie eine hohle Nuß sich dem Herrn weihet — diesem bösen Ideal wolltet ihr eine Zeile des Lobes widmen? Kreuz, Messe, Pönitenz, Sacra-

mente, Tempel, Altäre, heilige Gebräuche und Kleider, Zellen, Särge, Gräber sollten die Sphäre sein, um welche sich alle Sphären und Elemente der Menschheit bewegen?

Wäre dem allen so, so könnte man nicht anders antworten als: „spottet nicht, sondern bessert!" — Der Arzt läßt sich die Gebrechen seines Kranken erzählen, nicht damit er sie witzig zur Schau trage, sondern damit er ihm Leichterung schaffe und ihm helfe. Wäre Alles, wovon gesprochen ist, ein schwerer, dunkler Traum langer Jahrhunderte, ein ungeheurer Wahnsinn der Zeiten gewesen — zeiget ihn als solchen. Hebt die Erzählungen verführter, mißleiteter Seelen sorgsam aus, und bemerkt, wie sie mißleitet wurden, wie sie sich selbst verführten. Zeigt dieß mit aller zarten Theilnahme, mit jedem hülfreichen Erbarmen, herabsteigend in die Tiefen der menschlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie lehrreich werdet ihr schreiben! Eine kleine Legende wird mehr Psychologie, mehr Warnung, Rath und Trost enthalten, als vielleicht ein ganzes System kalter, pharisäischer Sittenlehre. Sie wird wieder werden, was ihr Name sagt, ein durchaus zu Lesendes, eine Legende.

Nur gehört vor allem hiezu Theilnahme, Versetzung in's Zeitalter und Leben derer, von denen man redet. Nach unsrer lichten Zeit können wir nicht alles beurtheilen; nicht jede andre Zeit warf alles Heilige als einen Unrath von sich. Das Kreuz hat einst den Völkern Ruhe gebracht; es stillete Aufruhr, Fehden, Zwietracht und gebot den Gottesfrieden. Tempel waren Zufluchtsorte der Unbewehrten gegen Raub und Unterdrückung; der Altar war eine Stätte des öffentlichen Bekenntnisses, des Gebets, der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Das Grab war ihnen eine Ruhekammer, wo himmlische Geister das erstorbene Samenkorn zur Aufblüthe eines künftigen ewigen Frühlings bewahrten. Ueber heilige Gebräuche und Worte endlich läßt sich auch nicht anders als aus dem Geiste der Zeit reden, für welche sie gehören.

Und waren nach eben diesem Geiste der Zeit körperliche Uebungen zur Enthaltsamkeit, Strenge, zu festgehaltenem Andenken, zum Vermögen über Sinne und Neigungen verwerflich? Waren rohe sinnliche Naturen anders zu besänftigen, zu fesseln, zu zähmen, als durch ein gegenseitiges Extrem, durch eine andre, geistige Welt noch stärkerer Leidenschaften und Begierden? Woher kommt's, daß in unserm Zeitalter wir so wenig können, so wenig ernstlich wollen und vermögen, als weil wir von Jugend auf zerstreut und verzärtelt leben, indem uns zu anhaltenden, schweren Uebungen, Anlaß, Regel, Ordnung, Sitte, tägliche Gewohnheit und strenges Gebot fehlen. Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, sonst brächten wir Wirkungen hervor wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über sie spottend, von ihren Früchten zehren.

Und dann, gäbe es in diesen Zeitaltern durchaus keine Muster einer Tugend, die wirklich diesen Namen verdient? keine Seelengröße, die, über sich selbst gebietend, Gefahren nicht suchte, aber tapfer überwand, und das Leben selber nicht achtete zu Erlangung des Kampfpreises? Herausfordern

und angreifen ist freilich leichter als erwarten, bestehen, ausdauern. Kein Siegesgepränge munterte diese Helden auf, keine irdische Belohnung. In der Verachtung fanden sie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke. Oft, sehr oft zeigten sie mehr als Spartaner- und Römersinn; Tausende von ihnen ließen sich, ihrer guten Sache wegen, prunk- und namenlos gleichsam lebendig verscharren und begraben. Nicht nur Bequemlichkeit, ihr liebster Eigenwille ward abgelegt zum Besten ihres Ganzen.

Sehet in den Gemälden großer Künstler, eines Raphael und Domenicho, Correggio, Guido Gueocino, jene Gestalten der Heiligen an, und sagt, ob ihr von dieser Art geistiger Anmuth und Seelengröße, von dieser transcendenten Erhabenheit und Hingebung, von dieser reinen Abgezogenheit und ehrfurcht-gebietenden Würde, von dieser jungfräulichen Andacht, diesem Mutter- und Kindessinn, ich möchte sagen von diesem Engelsgefühl, sogar in den Werken der Alten etwas anders als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllte Knospe findet? Hier ist sie hervorgegangen, die geistige Knospe; sie hat sich aufgethan in vielen Gestalten und Formen. Um also auch nur die Werke der neuern Kunst in ihrem schönsten Zeitalter zu verstehen, kann und darf uns die Legende nicht fremd bleiben.

Ein ganz eignes Gefühl ist es, dieß süße Gefühl der Andacht. Es heftet so unabwendbar an und fesselt so ganz, läßt so vieles unmerklich hin-schwinden und scheint uns mit wenigen Gedanken alles zu geben! Dadurch macht es so unveränderlich, so heiter und stark in Sanftmuth. Der Löwe wird Lamm und das Lamm ein Löwe. — Spottet nicht der rauhen und beschwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die sich damals mit wenigen, aber starken Gedanken begnügte, in dieß Heiligthum unzerstörlicher Gemüthsruhe und Seelenstärke gelangte. Genug, sie gelangte dahin, und wohl ist ihr. Suche jeder es auf seinem Wege. Jene gehet ihren stillen Gang allein.

### 3. Vortrag der Legenden.

„Wenn aber die guten Legenden nur nicht so erzböse erzählt oder gar besungen wären!" So erzähle, so besinge man sie besser. Ein Ton ist nicht für alle, und ihr Ton nicht für unsre Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterei ist's, unter dem Vorwande des einzigen klassischen Stils, die Schreibart der Römer, die unter Cäsar und August allerdings die beste war, in diesen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Klosterzellen, zu suchen. Der Kirchenstil der mittleren Jahrhunderte ist eine so eigne Sprache, als die romantische, die neben ihr galt, nur sein kann. Die Welt ihrer Gegenstände ist eine andere als die Welt der Römer; so auch der Geist und Sinn, mit dem man diese Gegenstände behandelte und ansah. Auch die lateinische Sprache der mittleren Zeiten hat ihre Perioden und in diesen ihre sehr verschiedenen Schriftsteller, gute, mittelmäßige, schlechte. Vollends der Geist ihrer Dichtkunst war vom römischen ganz verschieden; und doch hat's Liebhaber des Studiums dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zugestanden. Eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine

populare Herzlichkeit und Rührung wird Niemand, der die besten Produkte dieser Jahrhunderte kennet, ihnen absprechen können. Dem sei aber wie man wolle; damals schrieb man die Legenden für seine Zeit; uns erzähle man wenn man will, die denkwürdigsten für unsre Zeiten.

„Wozu dies alles? Etwa das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen, sie unbedingt zu rühmen?“ Wahrlich nicht. Bloß der Gesichtskreis sollte bezeichnet werden in welchen die Legende gehört, mithin auch der Gesichtspunkt, aus welchem man sie anzusehen habe.

Bei den Griechen gab's viele Legenden. In ältern Zeiten hießen sie Sagen; nachher wurden sie aufgeschrieben, in Gesänge gebracht und eine Mythologie daraus geformt. Jeder berühmte Tempel, jedes Götzenbild, jede Stadt, jeder Heldenstamm hatte seine Legende. Oder sind in den Homerischen Hymnen die Erzählungen von der Latona und dem Apoll, von Hermes, der Aphrodite, der Demeter etwas anders?

Sogar die Schäferwelt der Griechen hatte ihre Legenden. Vom guten Daphnis, vom schönen Adonis erzählte man sich die alten Sagen und wiederholte und feierte sie in Liedern und Gebräuchen. Womit konnten sich Schäfer leichter und angenehmer unterhalten als mit alten Traditionen, mit Wunder- und Zaubermärchen?

Wäre die Legende der mittleren Zeiten so genutzt als es die griechische war; wäre jeder Wohlthäter des Menschengeschlechts auch aus diesen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone gepriesen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen diese Muse erweckt, wie manches Gute wäre dadurch befördert worden! Bei einigen ist's geschehen; es gibt einfachgroße und rührende Hymnen, die aber — unsre Zeit nicht kennet oder nicht lieset. Vielleicht wird man auch nachstehende Erzählungen, die ich dem lehrenden Idyll näher zu bringen suchte, nicht lesen mögen. Und so seien sie denn, wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. Quiescant in pace.

**Der gerettete Jüngling.**

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling, fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müssig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“

„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“ —
„Auf dem Berge dort!“
— „Ich muß ihn sehen!“

Und Johannes kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er),
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.

Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

### Die Krone.

Nicht im müßigen und stolzen Grübeln,
In Geschäftigkeit fürs Wohl der Menschen
Und in selbstvergessner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in seiner Zelle
Dünkete vor Gott sich groß und herrlich,
Weil er über Thabors Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte.

Und den Denkenden umfing ein schwerer
Traum einmal. Es sprach zu ihm der Seraph:
„Pyoterius, steh auf und eile
Nach Tabenna, wenn du jene sehn willst,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.“

Pyoterius stand auf und eilte
Nach Tabenna. Vor ihn traten alle
Heil'ge Jungfraun, Schwestern und die Mutter —
Pyoterius sprach: „Seyd ihr's alle?
Denn mir mangelt unter euch noch jene,
Die mir im Gesicht der Engel zeigte.“

„Eine, sprach die Mutter, ist noch drunten,
Eine Alberne, fast unsre Schande.
Unermüdlich im geringsten Dienste
Dient sie in- und außerhalb dem Kloster
Jedem Fremdling, sei es Jud' und Heide,
Darum nennen wir sie so gewöhnlich
Die Wahnsinnige; denn fast antwortet
Sie uns nicht; ist aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man sie verachtet.“

„Laß sie kommen, damit ich sie sehe,“
Sprach der Heilige. Gezwungen kam sie. –

Porphyrite, rein und schlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine schlichte Binde.

Eilig sank vor ihr auf seine Kniee
Pyoterius; denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbstvergessenheit und Lieb und Unschuld.
„Segne mich, so sprach er, heil'ge Jungfrau,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.“

Plötzlich strahlete mit hellen Strahlen
Ihre Binde. Alle knieten nieder:
„Ach verzeih mir, daß ich dich verlachte!
Ach verzeih mir, daß ich dich verschmähte!
Daß ich oft dich, ihnen zu Gefallen
(Sprach die Mutter), wider mein Gewissen
Schalt, und du rechtfertigtest dich niemals.“ —

Porphyrite war sogleich entwichen;
Ihr bedünkte diese Hochverehrung

Spott und Wahnsinn. Wohin sie gegangen?
Was sie ferner litt? wo sie gestorben?
Davon schweigt die Chronik unsres Klosters.

Nur dem großen und vollkommnen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerschaffnen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, stand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbstvergess'ne
Immer nur geschäftig für die Menschen,
Fröhlich stets und schweigend; nie vergnügter
Als wenn sie verachtet und verkannt war,
Vor ihm stand sie mit der schlichten Binde,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.

## Lieder.

### Der Gewinn des Lebens.

Am kühlen Bach, am luft'gen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum,
Und mag nicht wissen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, sei bestellt:
Denn ach! ist der wohl mehr beglückt,
Der, daß sie nicht so sei, erblickt?

Ich ging einmal der Weisheit nach
Und hörte, was die Weisheit sprach.
Sie sprach so viel= und mancherlei,
Was einst die Welt gewesen sei
Und jetzt nicht ist und, sehr verirrt,
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und ging im Gram,
Als mir der Ruhm entgegen kam.
Dir, sprach er, Sohn, dir ist bescheert,
Zu räumen weg, was dich beschwert,
Ich räumte, wollte vor mich sehn;
Allein die Felsen blieben stehn.

Ermattet, ohne Gram und Zorn,
Sucht' ich nun Rosen unterm Dorn,
Die Rosen, ach! entfärbten sich,
Und ihre Dornen stachen mich —
Zwei Knöspchen unter allen hier,
Lieb' und die Freundschaft blieben mir.

Am kühlen Bach, am luft'gen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum,
Die beiden Knöspchen pfleg' ich mir
Und weihe sie, o Sonne, dir!
Komm, kühler Bach, erquicke sie!
Komm, süßes Lüftchen stärke sie!

### Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

### Klaglied über Menschenglückseligkeit.

Ja, süße Laute, je länger er lebt,
Und stets sich tiefer in Sorge webt:
Er kann zur Linderung wahrer Pein
Sich Wahn ja dichten und fröhlich sein.

Ja, süße Laute, denn Bild und Wahn
Ist uns doch alles! Man staunt es an,
Umfängt's, wie dort, wahnsinnig ja schon,
Sein Bildnißmädchen Pygmaleon;

Kann glauben, ach! ohn' Art und Sinn,
Schifft gegen Wind und Wellen hin
Und täuscht sich selig und lacht der That,
Daß man so selig betrogen sich hat.

Grauhaar'ger Thor, so manche Zeit
Hast du gerungen mit Müh' und Leid,
Hast stets gehoffet das Ende der Pein,
„Und ist's nicht heute, wird's morgen sein."

Der Morgen kommt, ist Mittag, ist Nacht,
Und stets noch immer in Sorge verwacht,
Gehofft nun wieder auf Morgenfrist,
Bis er am Morgen gestorben ist.

Sing's, liebe Laute, von Falkenhöh'
Ist man nur selig; je und je
War uns statt Haben der ganze Gewinn
Zu hoffen, blicken im Fluge dahin.

O lange, lange läg' ich im Grab,
Hätt' Lebens Bürde geworfen ab,
Wenn du nicht, Liebe, du süßer Wahn,
Und Ehre gelockt mein Leben hinan.

## Herbstlied.

Der Winter kommt, der Wind ist kalt,
Das Laub beginnt zu fallen,
Ach wie's dir gehet, liebes Laub,
So muß es gehn uns allen.

Wir sind geflochten, roll'n umher,
Umher im Rad der Zeiten,
Und wie sie rollen Jahr in's Jahr,
So geht's zu Ewigkeiten.

Ich stand einst jung, ich schwebt' umher
Im Hauch der Frühlingsweste,
Es sprühte frisch, es trieb der Saft,
So ward das Bäumlein feste.

Die Blüthen wehen die Blätter herab,
Sie spreiten weiß die Erde,
Daß sanft im Regen und Sonnenschein
Zur Frucht das Knöspलein werde.

Die Früchte lachen, es nagt der Wurm,
Wo die Frücht' am schönsten lachen,
Und voller Baum, dich peitscht der Sturm
Zum nackten Streif zu machen.

Sie zeucht uns an, sie zeucht uns aus,
Legt nackt uns nieder zur Bahre,
O grause Mutter, Mutter Zeit!
Und färbt und falbt die Haare.

Wirf ab, die Blüthe dauert nicht,
Daß reif die Knospe werde;
Wirf ab, die Blätter fallen schon
Und wallen nieder zur Erde.

Da rauscht's von Leichen: Brich, o Nord,
Das Dürre auch danieder!
Rauscht, Blätter! – dürren Aeste, flammt –
Es sind nicht meine Glieder.

Ha neuer, neuer Frühlingswind,
Wann wirst, wann wirst du wehen!
Da Laub und Blüth' und Frucht ersteht
Und nimmer wird vergehen!

Ha neuer, neuer Frühlingswind,
Du wärmst mein Mark verborgen.
Noch in der Wurzel lebt mein Saft,
Und frisch ersteh' ich morgen.

## Friede.

„Du suchest Frieden?
Friede wohnt hier!"

Hier in der Einsamkeit
Der Klostermauern
Soll ich mein Leben
Oede vertrauern?

Göttlicher Friede,
Wohnest du hier? —

Fremdling, es wohnet
Zankbegier,
Unmuth hier! —

Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier.

Hier in der Dunkelheit
Verschwiegner Kreise,
Werd' ich ein Gott hier,
Tugendhaft weise?

Friede der Brüder,
Wohnest du hier? —

Fremdling, es wohnet
Gunst = Begier,
Trugsucht hier.

„Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier!"
Hier im gelehrten Hain
Am Quell der Musen;
Dir, o Natur, am
Liebenden Busen —
Friede der Weisheit,
Wohnest du hier?
Fremdling, es wohnet
Ruhmbegier,
Zanksucht hier.
Dort in der Ruhestatt
Der stillen Grüfte —
Unter dem Säuseln
Friedlicher Lüfte,
Friede des Lebens —
Wohnest du hier?
Fremdling, im Herzen
Wohnt er dir,
Tief in dir!

### Epigramme und Sittensprüche.

19.

Bei bösen Menschen und bei bösen Hunden scheue
Das Schweigen mehr als ihr Geschreie.

20.

Den Schrankenläufern steht der Kranz am Ziele,
Den Weisheitskämpfern steht der Kranz im Tode.

### Stufen.

Wer lebt und wohl geneußt: die Götter werden ihn
Zum frohen Mahle führen;
Wer thut und froh entbehrt: die Götter werden ihn
Zum Throne führen.

### Anklagen.

Ein Thor, der klaget
Stets Andre an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht andre klaget
Der Weise an.

24.

Wenn ich des Lebens mich nun satt gelebet habe,
Der Feige kriecht — der Weise geht zum Grabe.

### Das Gebet ans Schicksal.

Ich folge willig, wie du mich,
O Schicksal, wollest leiten.
Denn folgt' ich nicht, was würde ich
Als Zwang und Gram erbeuten!

28.

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

## Aus dem Cid.

66.

Tages noch vor seinem Tode,
Ließ Cid seine Freunde kommen
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bucar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.

„Und die kostbaren Specereien,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß;
San-Jago wird Euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich.
Vielmehr wenn ich ausgeathmet,
Lasset die Drommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Clarinetten rufen,
Feldgeschrei zur nahen Schlacht.

„Und wenn ihr dann nach Castiljen
Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiss' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle lasset hier zurück.
Sattelt meinen Freund Babieca,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und so setzt mich auf mein Roß.
Neben mir dann geht Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Und mein tapfrer Freund Bermudes;
Ihr Alvar Fannez Minaga
Ziehet stracks hin auf Bucar;
Daß Euch Gott den Sieg verleihn wird,
Sagte mir San Pedro selbst."

Also sprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalsam
War gesandt ihm zum Triumph.

67.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt;
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns,
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager,
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieca,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieca kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht,
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,

Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn,
Traurig sieht ihn an Babieca,
Cid, ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es ja.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

68.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam
Frisch und schön, als ob er lebte.
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme;
Unbewegt auf seinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegsdrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieca.
Grad' und fest den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug.
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hing sein Schild.
Von gemalten Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte,
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der Rechten die Tizona. —

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jeronymo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieca,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Castiljen führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der erste,
Wüthend stürzt er auf die Mauren,
Die Bucar hierher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türkschem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber, streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dieß gesehn, erschraken alle
Sechs und dreißig Mohrenkönige;
Furchterblasset stand Bucar.
Wohl sechshunderttausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der schrecklichste vor allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand ein' weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbicht Kreuz;
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich in's Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Flut verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bucar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber;
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten nach dem Willen
Cids die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cardenna
Ruhig ihre Reise fort.

69.

Boten sandte jetzt Ximene
Auf der Reise nach Castiljen,

Boten an Cids Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter,
Und an ihre Schwiegersöhne,
Zwei gekrönte Könige;
Daß sie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fannez war der Meinung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Diesen dann mit Purpur deckte,
Und mit goldnen Nägeln schlösse;
Doch Ximene Gormaz sprach:
„Cid mit seinem schönen Antlitz,
Mit den hellen, offnen Augen,
Soll er in den Trauerkasten,
In den festverschloss'nen Sarg?
Nein! Es sollen meine Töchter,
Meine Schwiegersöhn' ihn sehen,
Wie er noch im Tode lebt."

Angenommen ward die Meinung;
Eine Stunde weit von Osma
Sammlete sich die Versammlung,
Und der Ehrenzug begann.
Arragoniens König Sancho
Kam mit seinen braven Rittern;
Ihre rückgekehrten Schilde
Hingen an dem Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeschlitzte Trauerkappen,
Nach castilischem Gebrauch.
In der tiefsten Trauer waren
Donna Sol und ihre Damen,
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Fast erhob sich schon ein Weinen;
Aber schnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
Weil der Cid es untersagt:
Ihres Vaters Hand zu küssen
Nahten still verehrend beide,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
Trat hinzu mit Donna Elvira,
Küssend ihres Vaters Hand;
Viele stille Thränen flossen,
Bis sie zu San Pedro kamen,
Wohin sich der Cid gewünscht.

Selbst der König von Castiljen,
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt er Boten, ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte selbst hin nach Cardenna,
Und als er den Todten sah,

Wundert er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß statt im Grabe
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.
Aufgerichtet, reich vergoldet
Ward ihm schnell ein Tabernakel.
Länger als zehn Jahre saß er
Da in seiner vollen Rüstung,
Als ob er noch leibt' und lebte,
Die Tizona in der Hand.

70.

Sancho, König in Navarra,
Zugenannt der Heldenmüth'ge,
Er, des großen Cids Urenkel,
Den ganz Spanien noch verehrt,
Mit Alfonso von Castiljen
Führet' er siegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Ueberall gewinnend Beute,
Bis mit solcher reich beladen
Er hinwegzog, voll des Wahnes,
Niemand könn' ihm widerstehn.

So kam er auf seinem Rückzug
In das Kloster de Cardenna,
Wo begraben lag der Cid,
Hochverehrt: denn niemand glich ihm
Seit der Zeit an Muth und Stärke,
Wie an Güt' und Redlichkeit.

Vorgesetzter dieses Klosters
War ein Abt, ein Mann von Jahren,
Der als Ritter einst in Waffen
Ehre sich und Ruhm erworben.
An Gestalt ein Mann von Ansehn,
Voll Gemüths; es drückt' ihn schmerzlich,
Daß der König von Navarra
Mit dem Schimpfe von Castiljen
So viel Beute mit sich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd seine Fahne,
Deren gleich' er in ganz Spanien
Keine nirgend je gesehn,
Riß der Abt sie vom Altare,
Und erhob die Fahne — Cids.

„Wisse," sprach er „großer König,
Wiss' in diesem heil'gen Kloster,
Das mir anvertrauet ist,
Liegt ein Held; mit dessen Fahne,

Unter ihr, darf ich mich messen,
Großer König, selbst mit dir,
Denn hier ist die Leichenstätte
Cids, genannt Campeador.

„Eine Gunst von dir zu bitten,
Herr, ergriff ich seine Fahne
Kühn, und trage meine Bitte
Dir in tiefster Demuth vor,
Laß den Raub zurück, o König,
Den du unserm Land entziehest;
Dir gereicht's zu höherm Ruhme,
Wenn du ihn der Heldenfahne
Weihest und dem Grabe Cids."

Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend stand der König
Ueber dieses Abtes Muth;
Dann sprach er: „Aus mehrern Gründen
Thu' ich, Vater, was ihr bittet,
Und lass' meine Beute hier.

„Erstens weil ich aus dem Blute
Des Campeadors entsprossen,
Der Urenkel bin von Cid.
Seine Tochter, Donna Elvira,
Die Gemahlin Don Garzia's,
Rühm' ich, ist Großmutter mir.

„Zweitens lass' ich aus Verehrung
Gegen diese Heldenfahne
Und des hier begrabnen Ruhm,
Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier;

„Die ich denn auch, recht gesaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wohl nicht mit mir nehmen dürfte;
Nie wär' ich so weit gekommen,
Hätte nie sie mir erworben,
Nie ließ er vor seinen Augen
Sie hinziehn aus seinem Lande,
Lebte noch der tapfre Cid.
Also lass' ich sie dem Todten,
Euch zu frommem Brauch zurück."

Er befahl — und alle Beute
Blieb dem Kloster von Cardenna:
Sie ward eine fromme Stiftung.

Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlass'nen
Ward der Cid auch in der Gruft.

## Neunte Gruppe.

## Herders Nachfolger: Die Originalgenies.

### Einleitung.

Die von Hamann zuerst angedeuteten, von Herder einem größern Publikum zugänglich gemachten Grundsätze, welche sich besonders auf die dramatische Poesie bezogen, und die vor allem, unbekümmert um feste Kunstregeln, das Streben nach Naturwahrheit und das freie Walten des Genius im Drama betonten, fanden den lebhaftesten Anklang bei einer Anzahl meist begabter, junger Männer, denen längst der Regelnzwang drückend und unbequem war, und die hofften, der deutschen Poesie eine neue und bessere Gestaltung geben zu können, wenn sie nur der Natur und ihrem eignen Genius folgten, und vor allem nach Originalität strebten. Ihre Losungsworte waren daher Genie und Originalität, weßhalb sie sich mit Vorliebe Original- oder Kraftgenies nannten, und die Zeit, nach dem Titel eines Schauspiel's von Klinger, einem ihrer Mitglieder, mit dem Namen: „Sturm- und Drangperiode", bezeichneten. Doch förderten diese jungen Stürmer meist nur poetische Ungeheuer zu Tage, in denen das durchblitzende Genie durch die Willkürlichkeit und Formlosigkeit geradezu erstickt wurde, und sie hätten mit diesen Produktionen von dem schädlichsten Einflusse auf die Poesie werden können, wenn sich nicht die meisten bedeutenden Stimmen der damaligen Zeit dagegen erhoben, wenn sich nicht vor allem ihr Anführer Goethe, der bald

das Verkehrte dieser Richtung einsah, von ihnen abgewandt, und ganz andere Wege eingeschlagen hätte, wodurch die talentvollsten der übrigen Mitglieder nach und nach die Bahn verließen. Es hatte daher die neue Richtung für die Literatur keine nachhaltigen, übeln Folgen, im Gegentheil entwickelte sich manches Gute und Richtige daraus, nachdem erst die Gährung vorüber und die Ideen geklärt und geläutert waren. Nur für die meisten Mitglieder selbst wurden jene Grundsätze verderblich, da sie nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben alle Schranken der Sitte, alle Regeln des Anstands niederwarfen und diejenigen von ihnen dadurch physisch und moralisch untergingen, die nicht Charakter genug besaßen, nach Erkenntniß ihres Irrthums ein solch cynisches Leben zu verlassen. Zu der genannten Gruppe gehören, außer Goethe, der hier nicht seine Besprechung finden kann, da er nur auf kurze Zeit in diesem Irrthum befangen blieb, wenn er auch in der Zeit der Anführer derselben war: Johann Georg Schlosser, Johann Heinrich Merk, Ludwig Philipp Hahn, Heinrich Leopold Wagner, Johann Martin Reinhold Lenz, Maler Friedrich Müller und Friedrich Maximilian von Klinger, von denen die beiden ersten nicht als eigentliche Dichter, sondern nur als Kritiker der neuen Richtung auftraten, und vor allem in einer 1772 eigens dazu gegründeten Zeitschrift den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", die Grundsätze der Schule geltend zu machen und wieder die Angriffe ihrer Gegner zu vertheidigen suchten. Außer den Mitgliedern der Gruppe selbst lieferten zu dieser Zeitschrift auch Andere einzelne Beiträge, wie Herder, Schlossers Bruder Hieronymus, der als Historiker bekannte Rektor Helfrich Bernhard Wenk, Professor Petersen aus Darmstadt und der als Jurist bekannte Höpfner aus Gießen.

Beinahe Alle waren Goethes Freunde und Studiengenossen, die meisten hatten mit ihm in Straßburg studiert, Schlosser wurde sogar später sein Schwager, um so natürlicher, daß sie sich auf's engste an ihn als ihren geistigen Mittelpunkt anschlossen, der schon damals über alle bedeutend hervorragte, und um seinetwillen auch hat diese Dichtergruppe mehr Beachtung gefunden und mehr Aufsehn erregt, als sie wegen ihrer poetischen Produktionen verdient hätte.

Nachdem sich die neuen Ideen geklärt und geläutert hatten, blieben nur die wohlthätigen Folgen derselben von Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, die sich in einer natürlichern, beweglichern und volksmäßigern Auffassung, in einer kräftigern Sprache und Behandlungsart bemerkbar machten, und nur noch wenige Dichter verfielen in ihren Jugendversuchen in ähnliche, von der Jugend am schwersten zu vermeidende Irrthümer, da das jugendliche Gemüth zu Freiheit und Unabhängigkeit drängt. Ein späterer Dichter jedoch: Christian Dietrich Grabbe, dessen Leben wie Dichten so ganz mit den Grundsätzen der Gruppe übereinstimmt, wird deßhalb hier als eine verspätete Frucht des sonderbaren Baumes angeführt, obgleich er der Zeit nach durchaus nicht zu den Originalgenies gehört, da der ganze Rausch schon vorüber

war, ehe Grabbe als Dichter auftrat, er auch mit keinem der Originalgenies in näherer Verbindung stand.

Johann Georg Schlosser, geboren 1739 in Frankfurt a. M., Goethes Jugendfreund und später mit dessen Schwester Cornelie vermählt, studierte in Gießen, darauf in Altdorf die Rechte, trat dann in badische Dienste und wurde zuerst Amtmann in Emmendingen, 1787 Geheimer Hofrath in Karlsruhe und 1790 Geheimrath und Direktor des Hofgerichts, nahm jedoch 1794, unzufrieden mit seiner Stellung, seinen Abschied und lebte als Privatmann in Ansbach und Eutin. Von dort ging er 1798 als gewählter Syndikus nach seiner Vaterstadt, wo er 1799 starb.

Ohne nur im entferntesten im Leben, wie in seinen Schriften in die Verkehrtheiten und Uebertreibungen der eigentlichen Originalgenies zu verfallen, — sein Charakter verdient im Gegentheil die größte Hochachtung und Verehrung, — gehört doch Schlosser als Vertheidiger und Verbreiter der Ansichten dieser Schule hierher.

Seine eignen Schriften, die in verschiedenen Abhandlungen über Politik, Jurisprudenz, Moral, Religion und andern wichtigen Angelegenheiten des äußern und innern Lebens bestehn, zeichnen sich durch eine glänzende Darstellung aus, doch zeigt sich darin der Einfluß der Schule, daß sie nicht frei von Paradoxen sind. Durch seine, in jeder Beziehung auf's Praktische gerichtete Denkungsart sind diese Schriften vom allgemeinsten Interesse, wie er sie auch vorzugsweise zur Belehrung und Aufklärung des Volkes schrieb, z. B.: „Den Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk", und Andere. Auch als Uebersetzer der Alten, wie Aeschylus, Plato, Aristoteles, machte er sich rühmlichst bekannt.

Johann Heinrich Merk, geboren 1741 in Darmstadt. Nachdem er auf mehrern Universitäten die Rechte studiert hatte, begleitete er einen Herrn von Bibra auf Reisen, verheirathete sich in Genf, und wurde nach seiner Rückkehr 1767 als Sekretär der Geheimkanzlei, später als Kriegskassirer und Kriegsrath in Darmstadt angestellt. Im Jahr 1770 begleitete er die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer Reise nach Petersburg. 1790 ging er in dienstlichen Angelegenheiten nach Paris. Durch mancherlei Mißgeschick, was ihn in den letzten Jahren seines Lebens traf, nahm seine finstere Gemüthsrichtung immer mehr überhand, so daß er sich den 27. Juni 1791 in Darmstadt erschoß.

Obgleich Merk mancherlei Schriften verfaßte, die von Geist, Kenntnissen und poetischer Begabung zeugen, und die während seines Lebens in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den, von ihm redigirten: „Frankfurter Anzeigen", in Wielands „Deutschem Merkur", und andern erschienen, und erst nach seinem Tode gesammelt herausgegeben wurden, so war er doch hauptsächlich durch seinen persönlichen Einfluß auf Andere für die Literatur von Bedeutung. Durch seine mannichfaltigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Naturwissenschaft, durch seine geistige Regsamkeit und seine offene, scharfe Kritik, wurde er das belebende Prinzip des Kreises, der

sich in Frankfurt und Darmstadt versammelt hatte. Namentlich blieb er sein ganzes Leben hindurch von dem größten Einflusse auf Goethe, der seine Kritik nie unbeachtet ließ. Es ist daher sein Briefwechsel, der 1835 bis 1847 in drei Sammlungen von Professor Wagner in Darmstadt herausgegeben wurde,*) nicht allein äußerst interessant und belehrend, sondern zur genauern Kenntniß der Literatur beinahe unentbehrlich, da Merk fast mit allen hervorragenden Männern jener Zeit in Correspondenz stand, und sie in ihren Briefen die wichtigsten Dinge, namentlich auf dem Gebiete der Literatur besprachen.

Merks eigne Schriften bestehen, außer mehrern Uebersetzungen aus dem Englischen und Kritiken, aus poetischen Fabeln und Erzählungen und kleinen prosaischen Erzählungen, sowie aus Fragmenten zu verschiedenen Schriften, z. B. „Lesebuch für die ersten Anfänger."

Die Fabeln und Erzählungen, von denen sich viele in der unten genannten Sammlung von Briefen befinden, gehören zu den besten Schöpfungen in diesem Gebiete und zeichnen sich durch Klarheit, Schärfe und Entschiedenheit in Beurtheilung der Lebensverhältnisse aus. Auch seine prosaischen Erzählungen: „Geschichte des Herrn von Oheim", „Akademischer Briefwechsel", und andere, die nur im „Deutschen Merkur" veröffentlicht wurden, sind äußerst gelungen, und die belehrende Absicht, die er damit verband, tritt durchaus nicht störend zu Tage.

## Aus Merks Fabeln.

### Der Adler und die Taube.

Nach Speise flog der Adler aus
Und sah im sichern Taubenhaus
Die Täubin ihre Jungen brüten,
Er rief mit stolzem Angesicht:
„Gib, Blutvergießen zu verhüten,
Von deinen Jungen eins heraus.
Du siehst ich bin mit Wenigem zufrieden,
Drum mache bald und säume nicht,
Sonst wird mein Zorn nicht lange schlafen,
Den Ungehorsam zu bestrafen."
„Ich", fing die Täubin herzhaft an,
Ich soll dir eins von meinen Jungen geben,
Da ich sie dir versagen kann?
Nein, eher ließ ich selbst mein Leben!"
„Gut, doch dem großen Zeus wirst du sie sicher geben;
Weißt du, daß ich sein Liebling bin?
Sein Donner wird nicht lang' verziehn,
Um meine Rache zu vollstrecken."
„O", rief die Täubin lachend aus,
„In diesem meinem sichern Haus
Wirst du mich nie gebietrisch schrecken.
Hier spott' ich über all' dein Droh'n,
Um deinen Magen anzufüllen,
Bewaffnest du der Götter Willen!
O die bequeme Religion!"

Ludwig Philipp Hahn, geboren 1746 zu Trippstadt in der Pfalz, studierte in Göttingen die Rechte, und wurde dann Rechnungsrevisor in Zweibrücken, wo er 1813 starb.

Ohne mit den übrigen Dichtern der Gruppe in näherer äußerer Verbindung zu stehen, war Hahn doch in seinen Dichtungen einer der wildesten

*) „Briefe an J. H. Merk von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen mit Merks biographischer Skizze"; „Briefe an und von Merk"; „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk."

Stürmer, der, wie Vilmar in seiner Literaturgeschichte (Seite 544) sagt, „die Tollheit der Genieperiode durch sein Monströses, widerwärtiges Stück: „Der Aufruhr in Pisa", am besten charakterisirt". Dies Drama, was bei aller Ungeheuerlichkeit doch poetisches Talent des Verfassers verräth, stellt die Geschichte des „Ugolino" bis zu dem Augenblicke dar, wo Gerstenberg in seinem „Ugolino" sie aufnimmt. Nicht besser sind Hahns übrige dramatische Poesien, das historische Trauerspiel: „Karl, Graf von Adelsberg", das Ritterstück: „Robert von Hohenecken", und das Singspiel: „Wallrad und Evchen", letzteres ist das Erträglichste.

Heinrich Leopold Wagner, geboren 1747 zu Straßburg, studierte daselbst die Rechte, zu gleicher Zeit mit Goethe, an den er sich auf's engste anschloß, und ließ sich dann als Doktor der Rechte und Advokat in Frankfurt a. M. nieder, wo er 1779 starb.

Wagner machte sich als lyrischer Dichter, Dramatiker und Satyriker bekannt. Wenn auch in seinen Dramen Talent nicht ganz zu verkennen ist, so wird dasselbe doch ganz durch wilde, grausige, nur auf den äußern Effekt berechnete Scenen erstickt. Den wenigsten poetischen Gehalt haben seine, in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten lyrischen Dichtungen, die meist roh und unbeholfen sind. Seine Satyre: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", die ganz besonders gegen Nikolai, als Recensent von Goethes „Werther" gerichtet war, erregte ihrer Zeit viel Aufsehn, da man allgemein, sowohl wegen des Inhalts, als auch wegen der schönen Sprache Goethe für den Verfasser hielt.

Trotz dem geringen Werthe aller seiner Werke wird doch sein Name bekannt bleiben, so lange Goethes „Faust" existirt, da dieser ihn als Fausts Famulus auftreten läßt, um ihn einigermaßen zu bestrafen für den ihm entwandten dramatischen Stoff. Goethe hatte nämlich Wagner in vertraulicher Besprechung die Idee zu seinem „Faust", besonders die Katastrophe mit Gretchen mitgetheilt, die jener ergriff und sie in eigner Weise unter dem Titel: „Die Kindesmörderin", bearbeitete, eins der grausenhaftesten Schauerstücke, welches in künstlerischer wie sittlicher Beziehung widerlich ist, und deßhalb auch von den Behörden verboten wurde, was allgemeine Billigung fand. Seine übrigen Dramen sind: „Die Reue nach der That", „Der wohlthätige Unbekannte", und die Bearbeitung von Shakspeare's „Macbeth."

Jakob Michael Reinhold Lenz, geboren 1750 zu Seßwegen in Liefland. Nachdem er in Königsberg Theologie studiert, und sich darauf kurze Zeit in Berlin aufgehalten hatte, ging er 1771 als Führer eines jungen Adeligen nach Straßburg, wo er sich bald dem, um Herder und Goethe versammelten Kreise junger Dichter anschloß, und dadurch Gelegenheit fand, sein poetisches Talent, was sich früh schon bei ihm gezeigt hatte, auszubilden. Er verfaßte auch dort mehrere dramatische Dichtungen und ästhetisch-kritische Aufsätze, die durchgehends schon die, später mehr und mehr überhand nehmende Excentricität seines Wesens zeigen, die endlich zum Wahnsinn führte. Spuren geistiger Zerrüttung machten sich zuerst 1773 bei ihm bemerkbar,

als er mit einem jungen Manne, dessen Hofmeister er war, in der Nähe Sesenheims wohnte, wo er Friederike Brion (die durch Goethe berühmt gewordene Friederike von Sesenheim) kennen lernte, und eine leidenschaftliche Liebe zu ihr faßte, die jedoch unerwiedert blieb. Ruhelos zog er mehrere Jahre umher, bald in Landau, bald in Straßburg wohnend, bis er 1776 nach Weimar ging, dort aber, trotz der freundschaftlichen Bemühungen Goethes, Herders und Wielands nicht ausdauern konnte, wegen seiner alle Schranken der Sitte und des geselligen Anstands überspringenden Ungebundenheit. Er begann wieder sein Wanderleben, ging nach dem Elsaß und der Schweiz, wo er sich einige Zeit bei Lavater in Zürich aufhielt, und kam 1778 in Emmendingen bei J. G. Schlosser in vollständiger Geisteszerrüttung an. Alle Versuche ihn zu heilen, scheiterten und sein älterer Bruder holte ihn daher 1779 in die Heimath ab. Von seinen letzten Lebensjahren weiß man weiter nichts, als daß er den 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten äußern und innern Elend starb.

Lenz gehört zu denjenigen Dichtern dieser Gruppe, die, wie oben angedeutet, durch das dreiste Verhöhnen aller Gesetze und Formen, körperlich wie geistig unterging, und es auch in der Poesie, ungeachtet seines angebornen Talentes, in keiner Art zur künstlerischen Vollendung bringen konnte. Seine lyrischen Gedichte sind unbedeutend. Seine dramatischen Poesien, die er mit dem Titel: „Komödien", bezeichnete, und die meist zur Gattung des bürgerlichen Trauerspiels oder rührenden Lustspiels gehören, sind, trotz der kräftigen Sprache, der gelungenen Charakterzeichnung und einzelner wirkungsvollen Züge, als poetische Kunstwerke ganz verfehlt, da er in wilder Ungebundenheit alles untereinander mischt, Poetisches und Unpoetisches, Tragisches und Komisches. Die gelungensten derselben sind: „Der Hofmeister", „Der neue Menoza" und „Die Soldaten." Außer seinen eignen Dramen bearbeitete er auch Lustspiele nach dem Plautus. In seinen prosaischen Erzählungen: „Der Waldbruder", ein Seitenstück zu Werthers Leiden, „Zerbin oder die neuere Philosophie" und „Der Landprediger" tritt die didaktische Absicht zu sehr hervor. In seinen „Anmerkungen über das Theater", die in den Frankfurter Anzeigen erschienen, entwickelte er die Ansichten der Schule über die dramatische Poesie. Die Schriften von Lenz wurden 1828, von Tieck gesammelt, herausgegeben. In neuerer Zeit hat sich, zuerst angeregt durch die Forschungen nach Friederike Brion, große Theilnahme für Lenz gezeigt, die mehrere Schriften über ihn veranlaßte. So erschien 1843 von A. Stöber: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" und von Gruppe 1861 „Reinhold Lenz, Leben und Werke."

Friedrich Müller, bekannt unter dem Namen Maler Müller, 1750 zu Kreuznach geboren, war zuerst, nach vollendeten Studien, in herzoglich zweibrückischen Diensten, doch gefiel ihm seine dortige Stellung nicht, und ging er deßhalb nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Mannheim, durch Goethe, denn er hatte kennen lernen, ermuntert und unterstützt, 1778 nach Rom, um sich als Maler auszubilden, für welche Kunst er früh schon An-

lagen gezeigt hatte. Doch wegen der überspannten Compositionen fanden seine Gemälde und Zeichnungen den Beifall nicht, den er gehofft, und er widmete sich daher vorzugsweise der Theorie der Kunst des Alterthums und den Forschungen über Rom, was ihn besonders befähigte, den Fremden als Führer zu dienen. Er starb in Rom 1825, nachdem man ihn 1781, während einer schweren Krankheit, beredet hatte, zur katholischen Kirche überzutreten.

Müller war Maler, Dichter und Kupferstecher und in allen drei Zweigen verhinderte ihn seine excentrische Natur, seine Talente zur Vollkommenheit auszubilden. Er schrieb lyrische Gedichte (Lieder, Hymnen, Dithyramben), Balladen, prosaische Idyllen und Dramen, unter denen sich die Idyllen vor allem auszeichnen, besonders „Die Schaaf-Schur", „Das Nußkernen", „Ulrich von Caßheim." Sie sind ganz im Gegensatze zu den von Geßner eingeführten, damals noch sehr beliebten süßlich sentimentalen ländlichen Gemälden, lebendige Schilderungen des wirklichen Landlebens, voller echt volksmäßigen, wenn auch zuweilen etwas derben Züge. Unter seinen Balladen, wie auch unter den lyrischen Dichtungen befinden sich einige recht gute, namentlich sind die Lieder, die seinen Idyllen einverleibt sind, äußerst gelungen.

Seine Dramen, die ihn vorzüglich als einen der Originalgenies charakterisiren, zeigen ganz das Gepräge dieser Schule, das Streben nach Natur, das Excentrische, Wilde und Rohe.

Es ist bezeichnend für die Originalgenies, daß sich mehrere Mitglieder derselben der Bearbeitung der Faustsage zuwandten, da dieser Stoff den nach Besserm Drängenden und Stürmenden am meisten zusagte. So nicht nur Goethe, der mit seinem Kunstwerke die Idee poetisch eigentlich zum Abschlusse brachte, so der folgende Klinger, so auch Müller. Sein Drama: „Faust", welches unvollendet geblieben, zeigt ganz die wüste Uebertriebenheit der Kraftgenies und ist, ungeachtet einiger gelungenen Züge, ein verfehltes Werk, da Faust darin nicht durch das Streben nach Höherm, sondern durch den Drang nach sinnlicher Freude und Genuß dem Teufel in die Hände getrieben wurde. Gelungener sind die Dramen: „Niobe" und „Golo und Genovefa", namentlich das Letztere, obgleich auch darin viel Willkührliches und Wildes hervortritt. Müller neigt mit diesen Dramen theilweise zu den Romantikern, mit denen er überhaupt mancherlei Aehnlichkeit verräth. Müllers Poesien wurden zuerst in einzelnen Zeitschriften zerstreut, auch im Göttinger Musenalmanach bekannt gemacht, und erschienen erst 1811 in drei Bänden gesammelt. Doch sollen mehrere seiner Dramen: „Rina" und „Kaiser Heinrich IV." verloren gegangen sein.

### Aus Müllers Idylle:

#### Die Schaaf-Schur.

Walter. — — — — Aber, Lotte, um tausig Gottes willen, Kind was fehlt dir nur? Geh, geh, sei kein Narr, sitz mir nicht so still da, bist doch gar nicht mehr wie sonst. Sei doch munter. Geh, tanz' doch, lach' doch ein Bischen, das steht jungen Mädchen gar wohl an. Haben Schaaf-

Schur heut' und du bist noch so still, weißt du's noch vor'm Jahr, wie wir Pfänderchens gespielt und Veitel und du zum Spaß zusammen ein Paar wurdet! He? Gelt, da ging's lustiger als heut'! Komm, wollen uns heut' auch lustig machen; sollst mir eins von unsern lieben alten Liedern vorsingen, die dich deine Großmutter noch gelehrt hat. Hörst du's?

Guntel. O geh doch, Vater! Immer alte Lieder! Weiß so hübsche neue, die will ich .....

Walter. Halt's Maul, mir über die alten Lieder zu raisonniren, oder ich schlag' dir eins hinter's Ohr! Was weißt du von alten Liedern! Gelt, das hat dir gewiß wieder dein Schulmeister in Kopf gesetzt; gelt?

Guntel. Oh!

Walter. Weiß immer so sauberes Zeug vorzubringen, der Narr (stemmt sich auf den Ellenbogen gegen sie). Apropo Guntel, hat er dir gestern nichts geklagt? Hab' ihn des Henkers wild gemacht. Saß da bei meinen Bienen im Garten; da bringt er mir, weiß der Kuckuck was für ein Buch, heißt Idyllen, Gedrucktes, so von Schäfern, schreit, lärmt und jubilirt und gaudirt sich wegen des Zeugs, so drinnen steht; liest mir dann auch hin und wieder Etliches vor, das ich nicht wohl verstund, und lobt so hoch und scharf, daß mir, mein' Seel', die Geduld ausging und ich ihm frei heraus gestand: Possen, Herr Gevatter, pur Possen. Da hättet ihr nur sehen sollen, wie so ärgerlich er den Kopf geschüttelt. Was? das Possen, das? Ei freilich, sagt ich, wo gibt's denn Schäfer wie diese? Was? das Schäfer, das sind mir curiose Leute, die, weiß der Henker, wie leben, fühlen nicht, wie wir andern Menschen, Hitze oder Kälte; hungern oder dursten nicht; leben nur von Rosenthau und Blumen und was des schönen Zeugs noch mehr ist, das sie bei jeder Gelegenheit einem so widerlich entgegen plaudern, daß es einem, mein' Seel', wider den Mann geht. Weiß auch, wie's in der Welt hergeht, denk' auch ein ehrlicher Kerl zu sein; geb' gerne, was noth thut, bin froh und freu' mich, was die Gelegenheit mit sich bringt; mag's vor Alters mit Schäfern freilich in diesem und jenem anders gehalten worden sein, aber 's muß doch allemal so herauskommen, daß einer sehen kann, daß alles natürlich ist. Aber sein Pack da ist nicht von Herzen lustig, nicht von Herzen traurig. Alles im Traum nur, schwätzen wie der Schulmeister von Großmuth und hundert Sachen, die einen Schäfersmann nichts angehen, und das, Herr, was uns alle Tag' vor Augen kommt und an's Herz geht, davon piepsen sie kein Wort. Sterben aus Großmuth und wollen vergnügt sein und dergleichen. Und das plaudern sie dir so frisch bei jeder Gelegenheit weg, daß einer gar wohl merken kann, daß es lauter Gespaß ist. Da wurd' dir nun das Männchen Fuchs Teufelswild, daß ich so schimpfirt und gelacht, daß er in vollem Zorn sein Buch zuschlug, zur Thür hinaus wischte und schwur, nimmer meine Schwelle zu betreten, und was er noch mehr aus Aerger und Galle ausspie, das ich alles vor Lachen nicht verstand, ha, ha, ha! Wird schon wiederkommen. Ist doch ein wunderlicher Has' der Schulmeister. Aber, ihr lieben Kinder, kann euch doch, meiner Treu', ohne singen nicht scheeren, fällt mir doch

immer ein, wie meine Voreltern geschoren. Da war eine Fröhlichkeit! Und was braucht man so weit zu gehen? Les' man nur in der Bibel nach, da ward's auch so gehalten mit Schäferfesten und Singen, wenn's Zeit Scheerens war und die Schäfer aller Orten zusammen kamen bei Laban und Jakob, wie man denn dieß alles ganz deutlich im ersten Buch Mo.... Ei sieh! Guten Tag, Herr Schulmeister und Schwager Schulz!

Friedrich Maximilian Klinger, geboren den 18. Februar 1752 in Frankfurt a. M., war der Sohn sehr armer Eltern und verlor zudem seinen Vater früh, so daß für seine geistige Ausbildung nur sehr wenig geschehen konnte. Durch Vermittelung eines Lehrers am Gymnasium, dem sein Aeußeres vielversprechend schien, wurde er in seinem elften Jahre unentgeldlich in's Gymnasium aufgenommen, und machte bald bei seinen bedeutenden Anlagen und großem Fleiße so rasche Fortschritte, daß er seine arme Mutter mit dem Gelde unterstützen konnte, was er sich durch Unterrichten jüngerer Knaben erwarb. Auch beschäftigte er sich da schon viel und gerne mit literarischen Studien und versuchte sich in eignen Poesien. Beides setzte er während seiner Studienjahre in Gießen, wo er von 1772 die Rechte studierte, fort. Bei einem Besuche, den er 1774 in der Heimath machte, lernte er seinen großen Landsmann Goethe kennen, — ihre zu verschiedenen Verhältnisse hatten eine frühere Bekanntschaft unmöglich gemacht, — den er 1775 auf seiner Schweizerreise begleitete. Da seine Bewerbung um eine Anstellung in seiner Vaterstadt ohne Erfolg blieb, ging er wieder nach Gießen, dann nach Weimar, wo er jedoch gleichfalls, trotz Goethes freundschaftlichen Bemühungen kein Amt erhielt, weßhalb er sich nach Leipzig wandte und dort Theaterdichter bei der Seiler'schen Gesellschaft wurde. Seine Neigung zum Militärstand veranlaßte ihn, beim Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges als Lieutenant in österreichische Dienste zu treten. Nach dem Frieden verabschiedet, lebte er theils auf Reisen, theils bei Goethe in Weimar und bei Schlosser in Emmendingen, ging 1780 mit Empfehlungen nach Rußland, wurde in Petersburg Lieutenant im Marinebataillon und zugleich Ordonnanzoffizier und Vorleser beim Großfürsten Paul, mit dem er eine vierzehnmonatliche Reise nach der Schweiz, Italien und Frankreich machte. Nach seiner Rückkehr nahm er an dem Zuge gegen Polen Theil, erhielt dann 1785 eine Anstellung beim Cadettencorps in Petersburg und avancirte bis zum Obersten. Im ersten Jahre der Regierung Pauls wurde er Generalmajor und 1799 Direktor des Cadettencorps. Unter Alexanders Regierung wurde er Curator der Universität Dorpat, Direktor des Pagencorps, des Fräuleinstifts und des St. Katharinenordenstifts, und 1811 Generallieutenant. Auch wurde er geadelt und erhielt die Rente eines Kronguts in Kurland. Nachdem er in der Schlacht bei Borodino seinen einzigen Sohn verloren hatte, worüber sich seine Frau blind weinte, legte er 1822 seine meisten Aemter nieder und starb in Petersburg den 25. Februar 1831.

Klinger war nicht nur, außer Goethe, der bedeutendste Dichter der Genieperiode, der, wie jener, die Uebertriebenheit und Falschheit ihrer poetischen

Grundsätze bald einsah, und in seinen spätern Werken andere Wege einschlug, sondern er war auch, nächst Goethe und Schlosser, der edelste Charakter unter ihnen, der sich im Leben, ebenso wie in der Poesie, bald von dem wilden Treiben seiner Genossen lossagte, worin er sich als junger Mann hervorgethan hatte, namentlich während seines Aufenthaltes in Weimar, wo er zerlumpt einherging und aller Sitte durch sein Betragen Hohn sprach. Seine erste schriftstellerische Thätigkeit entwickelte er in der dramatischen Poesie, und seine Dramen tragen daher noch alle zu sehr das Gepräge der Genieperiode an sich. Sie ergriffen, da er wirkliches Talent besaß, durch gewaltige, wiewohl ungezügelte Kraft, aber fesselten nicht auf die Dauer, und sind jetzt beinahe sämmtlich vergessen. Mit fast noch geringerm Erfolge versuchte er sich im Lustspiel. Seine Dramen sind: „Das leidende Weib“, „Otto“, „Der neue Orpheus“, „Die Zwillinge“ (womit er den von Schröder ausgesetzten Preis gegen Leisewitzens: „Julius von Tarent“ gewann), „Die neue Arria“, „Stilpo und seine Kinder“, „Sturm und Drang“, „Medea zu Korinth“, „Medea auf dem Kaukasus“, „Konradin“, „Der Günstling“, „Roderico“ und „Damokles“, die drei letzten sind schon bei weitem gemäßigter gehalten, wie die frühern. Seine Lustspiele sind: „Der Derwisch“, „Der Spieler“, „Der Schwur“ und „Die zwei Freundinnen.“

Als Klinger das Falsche der bis dahin befolgten poetischen Grundsätze einsah, veranstaltete er eine Sammlung seiner dramatischen Poesien, in deren Vorrede er ganz richtig dieses wilde Treiben als ein Suchen nach der, den Deutschen am meisten zusagenden dramatischen Form bezeichnete, und auch nur aus historischen Gründen, wie er weiter sagt, viele dieser wilden Stücke in die Sammlung aufgenommen habe, die er sonst wohl unterdrückt hätte. In einer spätern Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ließ er sie dennoch weg. Nachher wandte er sich ganz vom Drama ab und ausschließlich dem Roman zu, und zwar der Gattung des Romans, die man gewöhnlich unter dem Namen philosophische Romane versteht, da der Hauptzweck derselben ist, philosophische Ideen abzuhandeln, wozu der eigentliche Roman nur den Rahmen bildet. Auf den Namen wirklicher Kunstwerke müssen diese Romane von vornherein verzichten, weil die freie ästhetische Betrachtung durch die didaktische Absicht verhindert wird, doch haben solche Werke, wenn sie wirklich philosophischen Gehalt besitzen, für den denkenden Leser hohes Interesse, und können auch poetisch werthvoll sein, wenn die zu Grunde liegende Begebenheit glücklich mit der philosophischen Absicht verbunden erscheint, wie dies theilweise bei Klinger der Fall ist. Obgleich seine Romane aus der Zeit stammen, wo er die kraftgenialische Periode überwunden hatte, so zeigt sich doch auch in diesen die Vorliebe zur Darstellung des Gräßlichen und Grausenerregenden, wodurch oft der künstlerische Eindruck gestört wird. Die Sprache ist, wie in den Dramen, frisch und kräftig. Seine drei ersten Romane: „Orpheus, eine tragisch-komische Geschichte“, den er später unter dem Titel: „Bambinos, sentimentalisch-politische, komisch-tragische Geschichte“, umarbeitete, „Plimplamplasko der hohe Geist, heute Genie.“ Eine Handschrift aus den Zeiten

des Knipper Dollings und Dr. Martin Luthers, von einem Dilettanten der Wahrheit", und „Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Somoclara Geige oder des großen Königs Geschichte", sind sämmtlich gegen die Schwächen und Fehler der damaligen Zeit gerichtet. Der Erste gegen die herrschende sentimentale Schwärmerei, sowohl auf religiösem, wie andern Gebieten. Der Zweite gegen die Verschrobenheiten der Originalgenies, die er aus eigner Erfahrung genau kannte, und der Dritte gegen die Gebrechen der Könige und Fürsten.

Seine übrigen Romane, acht an der Zahl, und von einem neunten Bruchstücke, zu denen er, nach seiner eignen Angabe, den Plan für alle auf einmal entwarf, und zwar so, daß jeder derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzweck vereinigten, sollten das ganze moralische Dasein des Menschen umfassen, und alle wichtigen Seiten desselben berühren. Es sind dies:

1) „Geschichte vom goldenen Hahn, ein Beitrag zur Kirchenhistorie", später unter dem Titel umgearbeitet: „Sahir, Evas Erstgeborner im Paradiese. Ein Beitrag zur Geschichte der Kultur und Humanität", der hauptsächlich die Idee begründet, daß die Civilisation, worunter er das Losreißen von der Natur versteht, zum Verderben führe.

2) „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", der vorzugsweise gegen die Verderbniß der Sitten, namentlich der Höfe und der Priester gerichtet ist. Ueberhaupt aber erfüllt dieser Roman eigentlich allein schon Klingers Absicht, da er ein vollständiges Gemälde des gesammten Menschenlebens enthält.

3) „Geschichte Giofars des Barmaciden", ein politischer Roman, der die Gefahr einer willkührlichen Alleinherrschaft, selbst bei dem wohlwollendsten Herrscher, anschaulich zu machen sucht.

4) „Geschichte Raphaels de Aquillas", der die unmenschliche Härte der ausgearteten geistlichen Gewalt zum Gegenstand hat.

5) „Reisen vor der Sündfluth" ist, wie der Faust, ein anschauliches Gemälde des Menschenlebens, doch behandelt der Verfasser vorzugsweise sein Lieblingsthema darin, die Laster und Sünden der Höfe darzustellen und die nachtheiligen Folgen einer verkehrten Civilisation zu verspotten.

6) „Faust der Morgenländer", die Verherrlichung der Idee:

Was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth:

daß nämlich der Mensch mit reinem ungetrübtem Sinne eher das Richtige und Wahre treffe, als der mit noch so scharfem Verstande seine Handlungen nach den Umständen berechnet.

7) „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit", schildert den Kampf eines edlen Charakters mit dem Leben und

8) „Der Weltmann und der Dichter" stellt den Gegensatz zwischen der weltmännischen und poetischen Anschauung des Lebens dar, und sucht zu beweisen, wie wenig die letztere ausreiche.

Aus den Bruchstücken des neunten Romans: „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit", läßt sich kein rechter Schluß über Inhalt und Zweck desselben ziehen.

Außer den genannten Werken allen gab Klinger noch eine Schrift heraus: „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur", worin er sich theils in kurzen Aphorismen, theils in längern Aufsätzen über die mannichfaltigsten Verhältnisse des innern und äußern Lebens verbreitet.

## Aus Klingers Roman.

### Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Drittes Buch. Erstes Kapitel.

Der Teufel und Faust ritten unter Gesprächen an der Fulda hin, als sie nahe bei einem Dorfe unter einem Eichbaum ein Bauerweib mit ihren Kindern sitzen sahen, die leblose Bilder des Schmerzens und der stumpfen Verzweiflung zu sein schienen. Faust, den die Thränen eben so schnell wie Freuden herbeizogen, nahte sich hastig und fragte die Elenden um die Ursache ihrer Noth. Das Weib sah ihn lange starr an. Nur nach und nach thaute sein freundlicher Blick ihr Herz so weit auf, daß sie ihm unter Thränen und Schluchzen Folgendes mittheilen konnte:

„In der ganzen Welt ist Niemand unglücklicher, als ich und die armen Kinder. Mein Mann war dem Fürstbischof seit drei Jahren die Gebühren schuldig. Das erste Jahr konnte er sie wegen Mißwachs nicht bezahlen; das zweite fraßen die wilden Schweine des Bischofs die Saat auf, und das dritte ging seine Jagd über unsere Felder und verwüstete die Ernte. Da der Amtmann meinen Mann beständig mit Pfändung bedrohte, so wollte er heute ein gemästetes Kalb mit dem letzten Paar Ochsen nach Frankfurt führen, sie zu verkaufen, um die Gebühren zu bezahlen. Als er aus dem Hofe fuhr, kam der Haushofmeister des Bischofs und verlangte das Kalb auf die fürstliche Tafel. Mein Mann stellte ihm seine Noth vor, bat ihn, die Ungerechtigkeit zu bedenken, daß er das Kalb für Nichts hingeben sollte, da man es ihm in Frankfurt theuer bezahlen würde. Der Haushofmeister antwortete: Er wisse doch wohl, daß kein Bauer etwas über die Gränze führen dürfte, was ihm anstände. Der Amtmann kam mit den Schergen dazu; anstatt meinem Manne beizustehen, ließ er die Ochsen ausspannen; der Haushofmeister nahm darauf das Kalb, mich trieben die Schergen mit den Kindern von Haus und Hof und mein Mann schnitt sich in der Scheune aus Verzweiflung den Hals ab, während sie unser Hab und Gut wegführten. Da seht den Unglücklichen unter diesem Tuche! Wir sitzen hier, seinen Leichnam zu bewachen, damit ihn die wilden Thiere nicht fressen, denn der Pfarrer will ihn nicht begraben."

Sie riß das weiße Tuch von der Leiche weg und sank zu Boden. Faust fuhr bei dem schrecklichen Anblick zurück. Dicke Thränen drängten

sich aus seinen Augen; er rief: Menschheit! Menschheit! ist dies dein Loos? (Zum Himmel.) „Ließest du diesen Unglücklichen darum geboren werden, daß ihn ein Diener deiner Religion durch Verzweiflung zum Selbstmorde treibe?“ Er deckte den Unglücklichen zu, warf der Frau Gold hin und sagte: „Ich gehe zum Bischof, ich will ihm Eure unglückliche Geschichte erzählen, er muß Euren Mann begraben, Euch das Eurige zurückgeben und die Bösewichter bestrafen.“

Diese Geschichte machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß sie schon an dem bischöflichen Schlosse waren, bevor er seiner Empfindung Luft machen konnte. Man nahm sie sehr gut auf, und lud sie zur Tafel. Der Fürstbischof war ein Mann in seinen besten Jahren und so ungeheuer dick, daß das Fett seine Nerven, sein Herz und seine Seele ganz überzogen zu haben schien. Er fühlte nirgends als bei Tische, hatte nur Sinn auf der Zunge und kannte kein anderes Unglück, als wenn eine von ihm angeordnete Schüssel nicht gerieth. Seine Tafel war so gut besetzt, daß Faust, dem der Teufel durch dienstbare Geister einigemal hatte auftischen lassen, gestehen mußte, ein Bischof überträfe selbst diesen Tausendkünstler an feinem Geschmacke. Auf der Mitte des Tisches stand unter Anderm ein großer fetter Kalbskopf, ein Lieblingsgericht des Bischofs. Er, der mit Leib und Seele bei Tische war, hatte noch nicht gesprochen. Auf einmal erhob Faust seine Stimme.“

„Gnädiger Herr, nehmt mir nicht übel, wenn ich Euch die Eßlust verderben muß; aber es ist mir gar nicht möglich, diesen Kalbskopf da anzusehen, ohne Euch eine schreckliche Geschichte zu erzählen, die sich heute ganz nahe bei Eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von Eurer Gerechtigkeit und christlichen Milde, daß ihr den Beleidigten Genugthuung verschaffen und in Zukunft dafür sorgen werdet, daß Eure Angehörigen die Menschheit nicht mehr auf eine so unerhörte Art verletzen.“

Der Bischof sah verwundert auf, blickte Fausten an und leerte seinen Becher aus. Faust erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geschichte, keiner der Anwesenden schien darauf zu horchen; der Bischof aß fort.

Faust. „Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Bischofe, einem Hirten seiner Heerde, und sitze mit Lehrern und Predigern der Religion und christlichen Liebe zu Tische. Herr Bischof, seid Ihr es oder nicht?“

Der Bischof sah ihn verdrießlich an, ließ den Haushofmeister rufen und fragte: „He, was ist denn das mit dem Bauern da, der sich wie ein Narr den Hals abgeschnitten hat?“

Der Haushofmeister lächelte, erzählte die Geschichte wie Faust und setzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde Eurer Tafel und für die Frankfurter, denen er's verkaufen wollte, zu gut ist. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein schlechter Wirth war und seit drei Jahren seine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält sich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer soll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!“

Bischof. Du hast recht. — (Zu Faust.) Was wollt ihr nun? Ihr seht doch, daß er wohl gethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen, oder meint Ihr, die Frankfurter Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen und ich die magern?"

Faust wollte reden.

Bischof. Hört Ihr, eßt, trinkt und schweigt, Ihr seid der Erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn Euch Euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müßt' ich denken, Ihr stammt von Bettlern her, weil Ihr ihnen so laut das Wort redet. Wißt, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daß er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden, zu schweigen, wenn sie einem die Eßlust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortrefflicher Kalbskopf." —

Haushofmeister. „Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe."

Bischof. „So! so! gib ihn her und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunterschneiden — er wird auch dem Schreier dort schmecken." —

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas in's Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräßlich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof ließ das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht und die ganze Gesellschaft saß da in lebloser Lähmung des Schreckens.

Faust. „Herr Bischof und ihr geistlichen Herren laßt euch nun diesen da christliche Milde predigen."

Er brach mit dem Teufel auf.

Christian Dietrich Grabbe, geboren den 14. Dezember 1801 zu Detmold, wo sein Vater Zuchthaus- und Leihbankverwalter war. Durch eine für seinen leidenschaftlichen Charakter verkehrte und nachlässige Erziehung wurde schon früh der Keim gelegt zu den Fehlern, die ihn später körperlich und geistig zu Grunde richteten. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, wobei er Fleiß und Anlagen gezeigt hatte, ging er 1820 nach Leipzig, später nach Berlin, um die Rechte zu studieren. Doch schon hier begann er ein unregelmäßiges Leben, vernachlässigte seine Studien ganz und beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit Poesie, gab auch endlich das Studieren ganz auf, und ging nach Dresden, später nach Braunschweig, um Theaterdichter oder Schauspieler zu werden. Zu letzterem Berufe fehlte ihm jedoch jedes Talent und auch als Theaterdichter fand er keine Anstellung, da sein unliebenswürdiges, cynisches Wesen jeden von ihm abstieß, der sich ihm, angezogen durch seine Genialität, näherte. Er kehrte daher wieder in die Heimath zurück, begann von Neuem mit vollem Eifer die Rechtsstudien, bestand nach wenigen Monaten die vorgeschriebene Prüfung und wurde 1829 in Detmold als Regimentsauditeur angestellt. Da er auch zugleich als Advokat praktizirte, so schienen sich seine Verhältnisse glücklich zu gestalten, um so mehr, als er sich auch bald darauf glücklich ver-

heirathete, mit der Tochter seines frühern Gönners, des Archivraths Klostermeier. Doch bald begann er wieder sein leichtsinniges Leben, zerstörte sein häusliches Glück, vernachlässigte seine Dienstgeschäfte, was ihm manchen Verweis zuzog, und mußte schließlich seine Entlassung nehmen. Er ging nun, mit sich und der Welt zerfallen, da auch seine Bitte um Anstellung als Offizier abschlägig beschieden worden, auf Immermanns Einladung zu diesem nach Düsseldorf, doch versank er hier bald in ein wüstes Wirthshausleben, was seinen ohnehin geschwächten Körper vollends aufrieb, und flüchtete endlich, schon halb eine Leiche, nach seiner Vaterstadt, wo er in den Armen seiner mit ihm wieder versöhnten Gattin den 12. September 1836 starb.

Grabbe gehört durchaus nicht, wie weiter oben schon näher auseinandergesetzt wurde, weder der Zeit, noch den Umständen nach zu den eigentlichen Originalgenies; doch zeigt er, sowohl im Charakter, wie in der Poesie eine so große Aehnlichkeit mit den Ansichten dieser Gruppe, daß er am besten hier angereiht werden kann. Seine dramatischen Poesien sind reich an einzelnen genialen Zügen, originellen Gedanken, natürlichen und kräftigen Wendungen, trotzdem aber unkünstlerische und unwahre Kompositionen, die in ihrer Ungeheuerlichkeit nur mit den ähnlichen Erzeugnissen der Originalgenies verglichen werden können. In seinem neunzehnten Jahre verfaßte er schon das Drama: „Der Herzog von Gothland", worin er nach der Seite des Wilden, Häßlichen und Unwahren hin mehr ausschweifte, wie je ein Dichter. Seine „dramatischen Dichtungen", 2 Bände, enthalten sowohl dieses Drama, was ihn als Dichter am meisten charakterisirt, als auch die schwächliche Tragödie: „Nanette und Marie", ebenso das ironisch-humoristische Lustspiel: „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung", worin er den Ansichten der Romantiker huldigt, dann das unvollendete, doch großartig angelegte historische Trauerspiel: „Marcus und Sulla", das dramatische Gedicht: „Don Juan und Faust", kühn komponirt, aber ungenügend ausgeführt, die Hohenstaufentragödien: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI.", ferner die historischen Dramen: „Napoleon oder die hundert Tage", „Hannibal" und „die Hermannsschlacht", und endlich das dramatische, lustspielartig gefaßte Märchen: „Aschenbrödel."

## Zehnte Gruppe.

## Herders Nachfolger: Die Humoristen.

### Einleitung.

Es erscheint wohl nicht ganz überflüssig, vor der eingehenderen Besprechung dieser Gruppe die so oft ge- und mißbrauchten Worte „Humor" und „Humoristen" etwas näher zu erklären.

Humor heißt ursprünglich Flüssigkeit, und man bezeichnete zu Ende des 17. Jahrhunderts in England, wo das Wort zuerst aufkam, das Temperament, auch den Charakter eines Menschen damit, ausgehend von den damals

verbreiteten physiologischen Ansichten, welche die Haupteigenschaften des Menschen auf das Flüssige im Körper zurückführten; zugleich erhielt das Wort die Nebenbedeutung eines wunderlichen Charakters. Erst später, zu Ende des 18. Jahrhunderts, bezeichnete man mit diesem Worte Dasjenige, was man jetzt allgemein darunter versteht, nämlich die höchste Form des Komischen, aber des Komischen, dessen Vater der Schmerz ist, eine Mischung von Wehmuth und Muthwillen, von tiefem Gefühl und grillenhaften Einfällen, von Wahrheit und Einbildung, welche alle Dinge nur von dem besondern Standpunkt betrachtet, den man augenblicklich einnimmt. Der Humor ist die Lyrik in der Prosa, das heißt der Humorist drückt bei jeder Sache nur seine eignen Ansichten und Gefühle aus, unbekümmert um die Stimmungen und Ideen seiner Zuhörer, er springt von Einem auf's Andere, läßt sich von Nichts fesseln und aufhalten. Es ist daher diese Darstellungsweise, wo in den meisten Fällen die Theilnahme des Lesers getheilt ist, zwischen der Person des Verfassers und dem poetischen Erzeugnisse, wo nicht das Ganze als Kunstprodukt, sondern nur Einzelheiten fesseln, eine untergeordnete Form der Darstellung, da sie unfähig ist, etwas künstlerisch Vollendetes zu liefern. Doch haben trotzdem auch diese Werke ihre poetische Berechtigung und können in ihrer Art höhern oder geringern Kunstwerth besitzen. Vor Allem können sie aber durch schöne Einzelheiten, liebliche Bilder, zart-wehmüthige oder tief-schmerzliche Stellen so fesseln, daß man es gerne vergißt, wie dem Ganzen die poetische Einheit und künstlerische Vollendung fehlt. Auch werden sich stets viele Leser finden, namentlich unter Denjenigen, die selbst in ihren Ideen schwankend und ungewiß sind, denen dieses Räthselhafte, Unbestimmte, Wehmüthig-Lächelnde besonders zusagt, aber schlimm für Die, deren Lieblinge die Humoristen immer bleiben, sie werden niemals ihr träumerisches und unfertiges Wesen ablegen. Die Bedeutung sowohl, wie die Worte Humor und Humoristen, kamen zu Ende des 18. Jahrhunderts von England nach Deutschland herüber, besonders durch die humoristischen Romane von Sterne, Smollet, Swift, Fielding und Goldsmith, die durch zahlreiche Uebersetzungen dem größern Publikum zugänglich gemacht wurden, und ebenso, wie die Uebersetzungen der spanischen Romane dieser Gattung, des „Don Quixote“ von Cervantes, und des „Gil Blas“ von Santillana, viel zur allgemeinen Verbreitung der Humoristik beitrugen.

Hamann und Herder waren jedoch in Deutschland die eigentlichen Schöpfer der humoristischen Darstellung. Sie zuerst, Herder durchsichtiger, klarer und künstlerischer, Hamann verworrener und willkührlicher, zeigen in ihren Schriften die Eigenthümlichkeiten der Humoristen, und an sie schließt sich daher auch die lange Reihe derjenigen Schriftsteller an, die man gewöhnlich unter dem Namen der Humoristen begreift, die eben wegen ihrer ungleichen, springenden Darstellung auf die Entwickelung der deutschen Prosa nicht günstig einwirkten, und unter denen die hervorragendsten sind: Johann Karl August Musäus, Theodor Gottlieb von Hippel, Georg Christoph Lichtenberg, Johann Paul Friedrich Richter

(Jean Paul), Ernst Wagner und Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Die weniger bedeutenden, die meist zu der Klasse der gewöhnlichen Unterhaltungsschriftsteller herabsinken, daher nur einer kurzen Besprechung bedürfen, und diese nur aus dem Grunde, weil Manche unter ihnen ihrer Zeit viel Beifall fanden, sind: Johann Gottwerth Müller, Johann Karl Wezel, Johann Gottlieb Schummel, Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge, Levin Christian Sander, Ernst Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau und Johann Friedrich Jünger.

Außerdem machten sich bis in die neueste Zeit als Schriftsteller auf diesem Gebiete bekannt: Karl Heinrich Ritter von Lang, Gottlieb Saphir, Gustav Theodor Fechner und Bogumil Golz.

Doch können nur die beiden Ersten hier besprochen werden, da Fechner und Golz in eine spätere Periode gehören.

Johann Gottwerth Müller, geboren 1744, starb als Buchhändler und Privatgelehrer 1828 in Itzehoe, daher er auch oft Müller von Itzehoe genannt wird. Ohne hervorragendes Talent, aber mit Welt- und Menschenkenntniß, voll heiterer Laune und witziger Einfälle, schrieb er eine Menge Romane, nach der Engländer Smollet und Fielding Manier, die zu ihrer Zeit, namentlich „Siegfried von Lindenberg", „Geschichte des Herrn Thomas" und noch einige, großen Beifall fanden.

Johann Karl Wezel, geboren 1747 zu Sondershausen, starb daselbst 1819 in vollständiger Geisteszerrüttung, wohl veranlaßt durch die, wie er glaubte, zu geringe Anerkennung, die man ihm und seinen Werken zollte. Durch seinen ersten schriftstellerischen Versuch, den historischen Roman: „Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammelt", erregte er große Erwartungen, die durch seine spätern Werke, die Romane: „Peter Marks und die wilde Betty, zwei Ehestandsgeschichten", „Hermann und Ulrike", und „Kakerlak oder die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhundert", eine Sammlung von Lustspielen, und die komische Erzählung in Versen: „Prinz Edmund", nicht erfüllt wurden.

Johann Gottfried Schummel, geboren 1748 zu Seitendorf in Schlesien, starb 1813 in Leipzig. Er machte sich durch humoristische Romane, wie: „Empfindsame Reisen durch Deutschland", und „Spitzbart, eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert", die ihrer Zeit großen Beifall fanden und einzelne gelungene Züge enthalten, sowie auch durch didaktische Romane und als Statistiker bekannt.

Adolph Franz Ludwig Freiherr von Knigge, geboren 1753 zu Breddenbeck bei Hannover, führte ein sehr bewegtes Leben, setzte sich durch seine Theilnahme am Illuminatenorden, der, zur Bekämpfung der Jesuiten in Deutschland gestiftet, vom Kurfürsten von Bayern 1784 aufgehoben wurde vielen Verfolgungen aus und starb in Bremen 1790 als Oberhauptmann

Johann Friedrich Jünger, geboren 1759 in Leipzig, wurde 1789 Hoftheaterdichter in Wien, 1794 jedoch wieder entlassen, und lebte seitdem von dem spärlichen Ertrag seiner Schriften so still und zurückgezogen, daß er in tiefe, oft an stillen Wahnsinn grenzende Melancholie verfiel, dabei aber seine heitersten Dichtungen schrieb. Er starb in Wien 1797. Seine zahlreichen komischen Romane und Lustspiele fanden ihrer Zeit großen Beifall und zeichnen sich, ohne tiefern Gehalt oder echten Humor zu besitzen, durch leichte, gefällige Darstellung und einzelne gelungene komische Züge aus. Unter seinen Romanen wurden am beifälligsten aufgenommen: „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld", „Der kleine Cäsar", „Vetter Jakobs Launen", und „Fritz". Die Lustspiele: „Der doppelte Liebhaber" und „Offener Briefwechsel" gehören unter seine besten.

Karl Heinrich Ritter von Lang, geboren 1764 zu Balzheim in Schwaben, war Kreisdirektor in Ansbach und starb 1835 auf seinem Landgute bei Ansbach. Er machte sich als gründlicher und geistreicher Geschichtsforscher durch zahlreiche geschichtliche Werke in den weitesten Kreisen bekannt, verdient aber auch als humoristischer Schriftsteller ehrende Erwähnung wegen des Romans: „Merkwürdige Reise über Erlangen, Dresden, Kassel und Fulda nach Hamburg", der mit echtem Humor geschrieben und zugleich ein anschauliches Bild der Zeitverhältnisse gewährt.

Moritz Gottlieb Saphir, geboren 1794 in Pesth von jüdischen Eltern, lebte in Wien, Berlin und München als Schriftsteller und Herausgeber zahlreicher Zeitschriften, und erhielt, nachdem er 1831 in München zur evangelischen Kirche übergetreten, den Titel als Hoftheater-Intendanturrath. Er starb 1858 in Wien.

Saphir, der sich nach Jean Paul bildete, hatte nur ein sehr unbedeutendes poetisches Talent, und verdankte den Beifall, den seine humoristischen und satyrischen Schriften, meist Zeitschriften, wie: „Literatur und Humoralbriefe", „Humoristische Damenbibliothek", „Humoristische Abende" und viele andere, lange Zeit fanden, hauptsächlich seinen Wortspielen, worin er Meister war, und seinem scharfen, oft pikanten Witz, den er über Alles ausgoß, was sich ihm darbot, es mochte mit seiner Meinung übereinstimmen oder nicht, wodurch er bald allen sittlichen Halt verlor und zu einem gesinnungslosen, nur nach dem äußern Beifall der lachlustigen Menge strebenden Schriftsteller wurde. Es haben daher seine Werke gar keinen poetischen Werth und er würde hier nicht einmal erwähnt worden sein, wenn seine Schriften nicht so großen Anklang gefunden hätten und weit verbreitet gewesen wären. Außer den humoristischen Schriften verfaßte er lyrische Gedichte und Balladen.

Johann Karl August Musäus, geboren 1735 in Jena. Sein Vater war Landrichter daselbst, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eisenach versetzt. Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, kam zu einem Verwandten nach Allstädt, der ihn besonders liebgewonnen hatte, väterlich für ihn sorgte und ihn gut erzog. Wohlvorbereitet bezog der junge Musäus 1755 die Universität seiner Vaterstadt, um Theologie zu studieren.

Nach vollendeten Studien ging er als Magister zu seinen Eltern nach Eisenach, um dort oder in der Nähe Pfarrer zu werden, predigte auch einige Male mit vielem Beifall, doch widersetzten sich die Bauern einer nahen Dorfgemeinde seiner Einführung als Pfarrer, weil er einmal getanzt habe. Er verließ daher Eisenach und ging nach Weimar, wo er 1763 Pagenhofmeister und 1770 Professor am Gymnasium wurde. Er lebte nun dort, mit mancherlei literarischen Arbeiten beschäftigt, trotz seiner geringen Einkünfte glücklich und zufrieden im Schooße seiner zahlreichen Familie, geliebt von Allen, die ihn kannten, seiner Menschenfreundlichkeit und Güte, seines heitern, offenen Gemüthes wegen hochverehrt von seinen Schülern, denen er sich mit väterlicher Sorgfalt widmete, und starb daselbst den 28. Oktober 1787 an einem Herzpolypen. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfach-schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet.

Wie Musäus Charakter, so war auch sein poetisches Talent vorzugsweise liebenswürdig, nicht großartig oder weitumfassend. Mit gutmüthigem, aber treffendem Humor verspottet er in seinem ersten Roman: „Grandison II., oder Geschichte des Herrn von N. in Briefen entworfen", der schon 1760 bis 1762 erschien, die, damals durch Richardsons berühmten Roman: „Grandison", in Deutschland verbreitete, bis zur lächerlichsten Uebertreibung gesteigerte Schwärmerei und Empfindsamkeit. Später (1778 bis 1779) erschien eine Umarbeitung dieses Romans unter dem Titel: „Der deutsche Grandison, auch eine Familiengeschichte".

In eben der Art ist sein zweiter Roman: „Die Physiognogmischen Reisen", der 1778 bis 1779 erschien, und in welchem die Ideen Lavaters über die Bedeutung der menschlichen Gesichtsbildung, namentlich aber die geistlosen Nachbeter desselben mit Geschick, wenn auch zuweilen etwas breit, lächerlich gemacht werden. Doch so vielen Beifall diese beiden Werke zur Zeit auch fanden, sein schriftstellerischer Ruhm gründet sich eigentlich nur auf seine Sammlung: „Volksmärchen der Deutschen", die in fünf Theilen 1782 bis 1786 herauskamen, durch welche Sammlung sein Name auch spätern Geschlechtern bekannt bleiben wird, während die erstgenannten Schriften nur Erscheinungen waren, die mit der Zeit entstehen und verschwinden. Der einzige Fehler dieser Volksmärchen ist der, daß Musäus nicht treu den naiven kindlichen Ton der alten Märchen und Sagen beibehielt, sondern sich durch seine humoristische Auffassungsweise zu ironischen und satyrischen Anspielungen auf Zeitverhältnisse verleiten ließ, was allerdings den reinen Genuß zuweilen stört und wodurch die Märchen an ihrer sonstigen Vortrefflichkeit Vieles einbüßen und z. B. hinter Grimms Märchen weit zurückstehen. „Die fünf Legenden von Rübezahl" sind am freiesten von dieser fehlerhaften Beimischung und daher unstreitig die besten der Sammlung. Später (1787) begann Musäus eine neue Arbeit, eine Reihe kleiner Romane und Erzählungen unter dem Titel: „Straußfedern", von der jedoch nur der erste Band mit vier Erzählungen von ihm herrührt, der zweite und dritte ist von J. G. Müller, der vierte bis achte von L. Tieck herausgegeben worden. Sein letztes Werk:

„Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier“ (mit Kupfern), enthält theils in Versen, theils in Prosa Betrachtungen und Erzählungen über den Tod in seinen verschiedenen Erscheinungen.

Seine nachgelassenen Schriften, unter denen sich noch manche recht hübsche Erzählung befindet, gab sein Vetter A. F. von Kotzebue heraus.

### Aus Musäus Rübezahl-Legenden.

#### Dritte Legende.

So leicht es war, Rübezahls Freundschaft zu verscherzen, doch ebenso leicht war's auch, sie zu gewinnen. Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böser Nachbar sein Hab und Gut abgerechtet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, blieb ihm Nichts übrig, als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für sein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige gesunde Armee zu, aber sie waren nicht hinreichend sich und die Seinigen davon zu nähren. Es schnitt ihm durch's Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrieen, und er Nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu dem kummervollen Weibe, wär' uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten und, fern von dem streitsüchtigen Nachbar, ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseit des Gebirges, ich will hin, und ihnen unsere Noth klagen, vielleicht daß sich einer erbarmet und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte, mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann aber gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: Weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher sein wird, als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf steckt' er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Müd' und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangt' er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollt' ihn kennen, keiner wollt' ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt' er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: junges Blut, spar' dein Gut; der andere: Hoffahrt kommt vor dem Fall; der dritte: wie du's treibst, so geht's; der vierte: Jeder ist seines Glückes Schmied. So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er Nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.

schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm', folge mir, sprach er, und führt' ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal, zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit nebst seinem Begleiter mit Mühe durch's Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finstern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübezahl hat schon Manchen betrogen, dacht' er, wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritt hinabstürze; dabei hört' er ein fürchterliches Brausen, als eines Tagewassers, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, je mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Troste in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell und schwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf einem Pflaster derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldschatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin, und das Herz hüpft' ihm vor Freuden. Nimm, sprach der Geist, was du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist. Der Debitor bejahte das, und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zahlungsgeschäft gar nicht zu achten, drehete sich weg, und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so bündig, als ihm möglich war; der Gnome schloß solchen in einen eisernen Schatzkasten und sagte zum Valet: Zieh' hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Thal und diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahl'st du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so fordere ich es mit Ungestüm. Der ehrliche Veit versprach, auf den Tag gute Bezahlung zu leisten, versprach's mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht seine Seel' und Seligkeit, wie lose Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seel' und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen hätte. Freudig und gestärkt in allen Gliedern, schritt er nun seiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihm die abgezehrten Kinder erblickten, schrien sie ihm einmüthig entgegen: Brot, Vater! einen Bissen Brod! hast uns lange darben lasien. Das abgehärmte

Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchtete, nach der Denkungsart der Kleinmüthigen, das Schlimmste, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anstimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anschüren auf dem Herde; denn er trug Grütze und Hirse aus Reichenberg im Zwergsack, davon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel darin stand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. Deine Vettern, sprach er, sind gar rechtliche Leute, sie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich schimpflich vor der Thüre abgewiesen, sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. Wären wir, sagte sie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können. Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, zu der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie indessen nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde, und sprach zum Weibe: Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab? Sie sprach, welche? Jeder, sagte er, sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, weil's heiß sei; darum lass' uns nun die Hände rühren, und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst den Zinsen abzahlen können und aller Schuld quitt und ledig sein. Darauf kauft' er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler darunter wäre. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Seckel vermochte noch immer ein kleines Kapital zur Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem Alles, was er that, zu gutem Glücke gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte so viel erübriget, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte, und auf den bestimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen, und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er selbst holte seinen Gottestischrock herbei und rief zum Fenster hinaus: Hans, spann' an! Mann, was hast du vor? fragte die Frau, es ist heute weder Feiertag, noch ein Kirchweihfest, was macht dich so guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkest du uns hinzuführen? Er antwortete, ich will mit euch die reichen Vettern jenseit des Gebirges heimsuchen, und dem

Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten', und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstämmten, so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch, und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl in's Gedächtniß gepräget hatte; die alte, halb erstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern, und rief, so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist! Doch der Geist ließ sich weder hören, noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmuthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf den Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein; ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; schrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten; er ließ sich nicht wehren, und trieb's immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an, schrie bänglich, ach, der schwarze Mann! Getrost fragte Veit, wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht, und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin, und sah nichts; es war Täuschung, und ein leerer Schatten, kurz Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf, und führte es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Darum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner, weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so bracht' ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu ver-

dienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: zu Danke bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken, freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesammt freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehört, unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Aeltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten; und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht: so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft, und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte dieß Mal ganz herzhaft an, und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das alles weitläufiger erzählte, kehrte Tages darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann sein Leben lang.

Theodor Gottlieb Hippel, geboren den 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wurde von seinem Vater, einem originellen, aber gediegenen Mann, der daselbst Pastor war, erzogen und unterrichtet, daß er schon im fünfzehnten Jahre die Universität Königsberg beziehen konnte, um Theologie zu studieren. Neben der Theologie betrieb er eifrig alte Sprachen, Mathematik und Philosophie, letztere unter Kant, zu welchem er in ein näheres Verhältniß trat. Er wohnte in Königsberg in dem Hause eines Universitätsfreundes seines Vaters, einem sehr gewandten Juristen, und der fortgesetzte Umgang mit diesem flößte ihm eine besondere Neigung zu den juristischen Studien ein, so daß er sich von der Theologie ab und deu Rechten zuwandte. Bevor er seine juristischen Studien begann, machte er 1760 mit einem Freunde, dem russischen Lieutenant von Kayser, eine Reise nach Kronstadt und Petersburg. In ersterm Orte wohnten dessen Eltern, von denen Hippel auf's freundlichste aufgenommen wurde. Er lernte auch auf dieser Reise ein junges Mädchen kennen, ob die Schwester seines Freundes, oder eine andere, ist nicht genau zu bestimmen, die bald der Mittelpunkt aller seiner Wünsche wurde, und um derentwillen sein Entschluß, die Rechte zu studieren, sich mehr und mehr befestigte, da er als Jurist eher wie als Theo-

loge Aussicht zu einer höhern Stellung hatte, wodurch er hoffte, leichter in ihren Besitz gelangen zu können. Er wurde nach seiner Rückkehr, wegen seiner geringen Einkünfte, erst Hauslehrer in Königsberg bei einer angesehenen Familie und begann 1762 sein juristisches Studium mit dem größten Eifer, trotz der mannichfaltigsten Entbehrungen, mit denen er zu kämpfen hatte, machte 1765 ein glänzendes Examen und ließ sich als Advokat in Königsberg nieder. Als solcher zeichnete er sich durch seine außerordentliche Beredsamkeit so aus, daß er bald zum Staatsdienst berufen, zuerst Kriminalrichter, dann Stadtrath und Kriminaldirektor, 1780 Oberbürgermeister und Polizeidirektor in Königsberg wurde, und 1786 den Titel eines Geheimen Kriegsraths erhielt. Trotzdem er nun erreicht hatte, wonach er mit so großer Beharrlichkeit gestrebt und gewiß nicht vergeblich bei der Geliebten seiner Jugend angefragt hätte, doppelt, da er auch später den alten Adel seiner Familie erneuern ließ, so blieb er dennoch unverheirathet, ob aus Egoismus und Ehrgeiz wie einige seiner Beurtheiler sagen, um durch nichts in seinen hochfliegenden Plänen gehindert zu werden, ob, wie Andere behaupten, er aus Eifer für sein Studium und seine Stellung, Geliebte und Alles vergaß? Wer kann das bei einem so sonderbaren und verschlossenen Charakter behaupten? Im Jahre 1792 erhielt er den Auftrag, die Behörden in Danzig zu organisiren, was er mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, Energie und Thätigkeit ausführte, wobei er aber durch die zu große Anstrengung seine Gesundheit zerrüttete. Er kam krank und auf einem Auge blind nach Königsberg zurück und starb dort den 23. April 1796 an der Wassersucht.

Hippel war einer der seltsamsten Charaktere voll Sonderbarkeiten und innerer Widersprüche, die sich schon in seiner Jugend offenbarten und später immer mehr überhand nahmen. Mit ganz ungewöhnlichen Verstandeskräften und Schärfe des Geistes ausgestattet, so daß ihn Kant einen Plan- und Centralkopf zu nennen pflegte, voll Energie, Selbstbeherrschung und klarer Einsicht in alle Dinge, war er doch auf der andern Seite ein mystischer Schwärmer, voller phantastischen und unklaren Ideen.

Er war innig und unersättlich in der Freundschaft und doch versteckt und verschlossen seinen Freunden gegenüber; er verspottete den Adel und Adelstolz, gab sich aber die unendlichste Mühe denselben für sich zu erlangen; er war der größte Lobpreisener der Ehe und verheirathete sich nie; er umgab sich in seinem Hause mit lauter Emblemen des Todes und hatte doch eine fast kindische Todesfurcht; er war zugleich human und despotisch im höchsten Grade. Eben so originell, excentrisch und sonderbar wie sein Charakter, waren auch seine Schriften. Reich an gehaltvollen Ideen, witzigen Einfällen und poetischen Anschauungen, wirft er alles in buntem Gemisch durcheinander, ohne sich um seine Leser, um poetische Schönheit oder Einheit zu kümmern. Daher sind seine Schriften, als poetische Kunstwerke betrachtet, unbedeutend, aber wegen ihrer originellen, oft schönen und fesselnden Einzelheiten werth von jedem gelesen zu werden, der sich freilich von vornherein die sonderbarsten Sprünge gefallen lassen und es aufgeben muß, Alles daraus zu verstehen.

Es sind dies zunächst die beiden Werke: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A, B, C" und die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." Eine Darstellung vom Gange dieser Romane zu geben ist, wie aus obigen Bemerkungen hervorgeht, unmöglich, auch war es Hippel mehr darum zu thun, seinen religiösen und philosophischen Ideen Ausdruck zu geben, als einen wirklichen Roman zu schreiben. Die Grundlage des Erstern, der in jeder Beziehung den Vorzug verdient, bildet die eigene Lebensgeschichte des Verfassers, und er schildert darin sich, seine Eltern und viele Persönlichkeiten seiner Bekanntschaft; zugleich entwickelt er aber auch die mannichfaltigsten Ideen über Erziehung, Ehe, gesellschaftliches und bürgerliches Leben u. s. w. In dem zweiten Werke ist mehr der Spott herausgekehrt, und zwar, vor allem Spott über Adel und Ahnenstolz, über das Treiben der geheimen Gesellschaften und Orden, und dergleichen besondere Richtungen und Irrthümer seiner Zeit. Er ist noch viel zerrissener und willkührlicher gehalten wie der andere und ermüdet oft durch seine springende und unzusammenhängende Darstellung. Seine übrigen Werke, außer mehrern geistlichen Liedern, zwei und dreißig an der Zahl, die sich durch fromme Gläubigkeit auszeichnen; einigen Lustspielen: „Der Mann nach der Uhr", „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler", die steif und unbeholfen in der Form, aber reich an witzigen Einfällen sind und einer kleinen Schrift: „Handzeichnungen nach der Natur", die eine Reihe poetischer Betrachtungen über die Natur enthält, sind theils juristischen, theils philosophischen Inhalts und gehören daher nur wegen der gleichfalls humoristischen Darstellungsweise hierher. Es sind dies die Schriften: „Ueber die Ehe", „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", worin er einer größern Emancipation der Frauen, als sie seiner Zeit gebräuchlich war, das Wort redet, und „Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl", in der er freie und edle Gesinnungen über Staat und Staatsverfassung entwickelt. Seine Briefe an seinen Freund J. G. Scheffner geben ein anschauliches Bild Hippels, obgleich auch darin seine Verschlossenheit bemerkbar ist, die wohl am besten dadurch charakterisirt wird, daß seine vertrautesten Freunde ihn erst nach seinem Tode als Verfasser seiner Schriften kennen lernten, die er alle anonym hatte erscheinen lassen.

### Aus Hippels: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie."

Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bei aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anderm, als mit Weihrauch geräuchert; alles, was meine Mutter vornahm, ward besungen. Dieses ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Das Bewußtsein dieser Mitgabe der Natur war indessen nicht die Ursache ihres treufleißigen Gesangs. Meine Mutter wird die Ursache hievon gelegentlich selbst angeben. Sie fing, sobald ihr etwas zu Herzen ging, einen Vers eines geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust (um ihren Einhornschen Ausdruck nicht zu verfälschen) zu singen an, den alles, was zu ihrem Departement gehörte, mit anzustimmen

verbunden war. Sie sang mit Kind und Rind. Es war daher natürlich, daß jedes, so bei ihr in Diensten war, Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde. Vor diesem hatte meine Mutter, nach ihrer selbst eigenen Relation, die Gewohnheit gehabt, einen jeden herzlichen Vorfall mit einem ganzen Liede zu bezeichnen; mein Vater indessen, der anfänglich bemüht gewesen, diese Gewohnheit völlig abzuschaffen, hatte sie doch am Ende nachlassen müssen. Sie ward aber von ihm bis auf einen Vers eingeschränkt, den meine Mutter nicht um die Herzogthümer Curland und Semgallen gelassen hätte.

Ich hab' es oft erfahren, daß mein Vater zuweilen den zweiten Discant extemporirte und meiner Mutter zum Munde sang, so daß er mithin von seiner vorigen Meinung a posteriori abgegangen war. Meine Mutter rechnete ihm diese Bekehrung im Conto sehr hoch an, und je lauter er mitgesungen hatte, je mehr wurde ihm zu gut geschrieben. Sie wußte sogar den Zeitpunkt anzugeben, wenn mein Vater, der, wie die Folge zeigen wird, keine Anlage zum Geistlichen besaß, aufgehört hätte ein Liederstürmer zu sein, und diesen Zeitpunkt werden wir übermorgen (ich rechne nach mir und bitte meine Leser deßfalls um Verzeihung) erreichen. Meine Mutter wußte den Rückfall meines Vaters, den sie des zweiten Discantes unerachtet noch immer befürchtete, so sehr zu verhindern, daß sie seine Lieblingslieder den ihrigen vorzog, obgleich sie es auch mit ihren Lieblingen nicht verdarb, unter denen einige waren, bei denen mein Vater unmöglich den andern Discant singen konnte.

Das Lied: Ich bin ein Gast auf Erden, schien für meinen Vater gemacht zu sein, und fast ward kein Glas gebrochen, ohne daß meine Mutter nicht anstimmte:

Die Herberg' ist zu böse,
Der Trübsal ist zu viel;
Ach, komm' mein Gott und löse
Mein Herz, wenn dein Herz will;
Komm, mach' ein sel'ges Ende
Mit meiner Wanderschaft,
Und was mich kränkt, das wende
Durch deinen Arm und Kraft.

Ich wette, wenn meine Mutter mit diesem Liede meinen Vater gleich zu Anfang bestochen hätte, sie würde nicht auf einen Vers begrenzt worden sein. Kaum hatte einer der zwei Streiter über die Namen von Kurland, Lettland und Semgallen Abschied genommen, und gleich sang ihm meine Mutter nach:

Wo ich bisher gesessen,
Ist nicht mein rechtes Haus;
Wenn mein Ziel ausgemessen,
So tret' ich frei heraus.
Und was ich hier gebrauchet,
Das leg' ich alles ab;
Und wenn ich ausgehauchet,
So scharrt man mich in's Grab.

Gern, das weiß ich, hätte sie unter der Predigt: vom Vaterlande, wie an hohen Festen diesen Vers angestimmt, wenn sie geglaubt hätte, meinem Vater hiemit einen Liebesdienst zu erweisen. Seine Singzeit indessen war noch nicht gekommen, und außerdem hatte er den Grundsatz: die Andacht gehör' in's Kämmerlein. Der Gesang blieb also bloß unter den Hausgenossen.

Wer keine Einbildungskraft hat, sagte mein Vater, hat auch kein Gedächtniß. Ein großes Gedächtniß kann die Urtheilskraft schwächen, allein auch stärken. Wer sich durch hundert Meinungen, die er weiß, nicht stören läßt und noch eine für sich besitzt, hat viel Gedächtniß und viel Urtheilskraft. Die besten Köpfe klagen am meisten über Gedächtniß. Sie sehen ein, wie viel noch zurückbleibt, was sie nicht wissen, und wollen sich auf eine Art, die ihnen am wenigsten zu stehen kommt, bei Ehren erhalten. Ein Mann von starker Beurtheilungskraft macht sich nur Merkzeichen durch die Vernunft, die Imagination ist bei ihm bloß Köchin. Was sollte ihn also zurückhalten, ohne roth zu werden, über schwaches Gedächtniß zu klagen? Manche, um auch für tiefe Denker gehalten zu werden, machen es nach, obgleich die guten Leute weit eher über schlechten Verstand klagen könnten.

Zum recht guten Gedächtniß gehört, etwas in's Gedächtniß fassen, behalten und sich wieder erinnern. Steh' bei der Sache auf Ursach' und Wirkung, inoculire alles auf dein Lieblingsstudium, und es ist dir auch im spätesten Alter, als hättest du es vorm dreißigsten Jahre, bis zu welcher Zeit beim Menschen alles in der Blüthe steht, gelernt, witzige Leute haben schreckliche Gedächtnisse, überall finden sie eine Aehnlichkeit — weil diese aber oft zu schwach ist, oder weil sie mit einem Blick zehn Aehnlichkeiten finden, vergessen sie alles; das Bewußtsein fassen zu können, was man will, thut bei einem Genie oft größere Dinge, als wenn's schon gerüttelt, geschüttelt und überflüssiges Maß im Kopfe hätte. Ich habe noch keinen Dichter gekannt, der nicht schnell gefaßt hätte, was er gelesen. Beim mündlichen Vortrag gelingt's nicht allen. Prosa behalten sie leichter als Verse. Bei andern Leuten ist es umgekehrt. Man würde behaupten können, ein Original müsse wenig Gedächtniß haben, wenn es nicht Leute gäbe, die im Vergessen eben so stark als im Fassen sind. Fassen und Behalten wird im gemeinen Leben für eins genommen, allein ganz unrichtig. Ein jeder Originalkopf muß schnell fassen und schnell vergessen. Etwas bleibt zurück, und nur eben so viel, als nöthig ist, um nicht bloß Abschreiber (Copist) zu sein. Ein Großmaul hat ein behaltendes, ein Kopf ein fassendes Gedächtniß. Wer viel plaudert, kann auch viel behalten; ein guter Kopf kann nur viel erzählen, wenn er trunken oder verliebt ist; er darf sich indessen beides nur einbilden, zu sein. Wenn ein Poet nicht gut faßt, kommt's oft daher, weil er sehen und hören kann und zwar mit Augen und Ohren des Genies, und auch dieser Umstand trägt sein Theil bei, daß er so leicht vergißt. Er kann nichts lesen und hören, was er nicht sogleich mit dem Seinigen bereichert. Er verzinset oft einen Gedanken mit fünfzig Procent, oft mit mehr. Er weiß

beständig viel, nur nicht immer was andere wissen. Wer Jahreszahlen und Geschlechtsregister behalten kann, ist kein Dichter.

Lieber Vater, hier macht die liebe Mutter eine Ausnahme. Anlage zur Hauspoesie ist ihr nicht abzusprechen, und wer ihr ein gutes, massives Gedächtniß zugestehen wollte, dem vergäße sie diese Beschuldigung selbst im Himmel nicht, und wenn's auch nur bloß darum wäre, um ihr Gedächtniß zu beweisen. — Was sie behält, ist eisern. Meine Mutter wußte nicht nur alle mögliche Lieder aus- und inwendig, sondern besaß auch eine so genaue Lebensbeschreibung von vielen Liederdichtern, daß sie beinahe den Schöpfungstag von jeder Strophe wußte. Es war ihr von vielen Jahr und Tag bekannt, und was das allermeiste war, sie konnte sagen, was jede ihrer Herzensstrophen bei diesem oder jenem für eine Wunderkur gemacht hatte.

Georg Christoph Lichtenberg, geboren den 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt, wo sein Vater Prediger war, der später als Generalsuperintendent nach Darmstadt versetzt wurde. Er sowohl wie seine Frau erzogen ihre achtzehn Kinder, von denen Christoph der jüngste war, mit der größten Sorgfalt und der Vater unterrichtete die Söhne selbst in Mathematik und Physik, woran Christoph nebst der Astronomie am meisten Geschmack fand. Kurz bevor er mit den besten Kenntnissen ausgerüstet, die Universität beziehen sollte, zeigten sich bei ihm Spuren von Verwachsenheit, die Folgen der Unvorsichtigkeit seiner Wärterin, die ihn als Kind hatte fallen lassen. Dies blieb nicht ohne Einfluß auf seine geistige Entwickelung, denn da ihm der körperliche Fehler sein ganzes Leben hindurch empfindlich blieb, so zog er sich von Jugend an, in die Einsamkeit zurück, wo er sich gerne mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Im Jahre 1763 ging er nach Göttingen, um zunächst Theologie zu studieren, doch trieb ihn sein für alle Wissenschaften reger Sinn auch auf andere Gebiete des Wissens, so daß er Mathematik, Philosophie, Philologie, Geschichte und Astronomie mit großem Eifer, aber nicht systematisch betrieb. Nach vollendeten Studien 1770 erhielt er zu gleicher Zeit den Ruf als Professor der Mathematik nach Gießen und den Antrag als außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen zu bleiben, welch letztern er annahm, vorher aber eine Reise nach England antrat, um seine Kenntnisse zu erweitern. Er wurde dort in den höchsten Kreisen, selbst von der königlichen Familie mit Auszeichnung empfangen und es gefielen ihm Land und Volk so gut, daß er 1774 eine zweite Reise dahin unternahm, und dabei besonders das künstlerische und literarische Leben in's Auge faßte. Nach seiner Rückkehr von England 1775 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und in die Societät der Wissenschaften in Göttingen aufgenommen. Er verließ von da an Göttingen nicht mehr, sondern lebte einsam in seinem Hause, ausschließlich mit wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten beschäftigt. Unter andern übernahm er 1778 die Redaktion des Götting'schen Taschenkalenders und gab mit J. G. Forster, den er in England hatte kennen lernen, das „Götting'sche Magazin der Wissenschaften und Literatur" heraus. Diese einsiedlerische, immer sitzende Lebensweise wirkte sehr schädlich auf seine Ge-

sundheit, so daß er, schon lange von Kränklichkeit geplagt und Hypochondrie niedergedrückt, den 24. Februar 1799 starb.

Lichtenberg war als ein geborner Humorist der geeignetste Mann, den eigentlich humoristischen Roman, wie ihn die Engländer ausgebildet hatten, auch in Deutschland einzuführen, da er alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen in seinem Charakter vereinigte und tiefe Blicke in das Seelenleben der Menschen zu thun wußte. Allein seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner umfangreichern Arbeit ausdauern, so lange er sich auch mit dem Entwurf zu einem größern humoristisch-satyrischen Werke herumtrug, so daß wir meist nur Schriften geringen Umfangs von ihm besitzen, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen und erst nach seinem Tode von seinem Bruder Ludwig, unter dem Titel: „Vermischte Schriften", in neun Bänden 1800—1805 gesammelt, herausgegeben wurden, später 1844—1853 erschien von seinen Söhnen eine vollständigere Sammlung derselben in vierzehn Bänden.

Diese Sammlung enthält einige komische Erzählungen in Versen, wie: „Relation der schwimmenden Batterie bei Gibraltar", eine Anzahl sehr gelungener Epigramme; vor allem aber zahlreiche humoristische und satyrische Abhandlungen, Aufsätze, fliegende Blätter, Fragmente und Aphorismen, in denen er alle verkehrten Richtungen der Zeit oft scharf satyrisch, oft mild humoristisch verspottet. Die überspannten Kraftgenies im: „Parakleten oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind." Die Nachahmungssucht der Deutschen in dem Aufsatz: „Ueber den deutschen Roman." Die Unbestimmtheit und Verschwommenheit der Charaktere in den Werken der meisten deutschen Schriftsteller in dem: „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler." Lavaters Physiognomik in dem Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen", und so in andern Aufsätzen noch über manche ähnliche Thorheiten, die sich namentlich in der Poesie offenbarten, gegen die zur hohlen Wortklingelei ausgeartete Bardendichtung, gegen die überreizte Sentimentalität, sowohl in religiösen wie in poetischen Dingen, ebenso gegen Philadelphias prahlerische Taschenspielerkünste u. s. w. So gelungen und verbreitet aber auch alle diese kleinen Schriften waren, so vortreffliche Verstandes- und Geisteskräfte sie auch bekunden, und so vortheilhaft sie wirkten zur Beseitigung der Mängel, die er darin verspottete, den weitverbreitetsten und dauerndsten Ruhm erwarb er sich jedoch durch seine einzige größere Schrift: „Die Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche", ein in seiner Art unübertreffliches Werk, was durch Lebhaftigkeit der Darstellung und schlagenden Witz alles derartige übertrifft, was bis jetzt wenigstens in Deutschland existirt. Diese Erklärungen waren sein letztes Werk, und konnte er es, durch den Tod verhindert, nicht vollenden, aber auch so wird es seinen Namen unsterblich machen.

### Aus Lichtenbergs vermischten Bemerkungen (Aphorismen).

Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, ob es nicht schädlich ist, zu sehr an der Kinderzucht zu poliren. Wir kennen den Menschen noch nicht

genug, um dem Zufall, wenn ich so reden darf, diese Verrichtung ganz abzunehmen. Ich glaube, wenn unsern Pädagogen ihre Absicht gelingt, ich meine, wenn sie es dahin bringen können, daß sich die Kinder ganz unter ihrem Einfluß bilden, so werden wir keinen einzigen recht großen Mann mehr bekommen. Das Brauchbarste in unserm Leben hat uns gemeiniglich niemand gelehrt. Auf öffentlichen Schulen, wo viele Kinder nicht allein zusammen lernen, sondern auch Muthwillen treiben, werden freilich nicht so viele fromme Schlafmützen gezogen, mancher geht ganz verloren, den meisten aber sieht man ihre Ueberlegenheit an. Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abgedrückt.

Ein Roman zu schreiben ist deßwegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

Verminderung der Bedürfnisse sollte wohl das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen und wozu man sie zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher, ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staat nicht untergeht, wie sich Spanien ehedem rühmte, sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.

Das Traurigste, was die französische Revolution für uns bewirkt hat, ist unstreitig das, daß man jeden vernünftigen von Gott und Rechtswegen zu verlangenden Fortschritt als einen Keim von Empörung ansehen wird.

Es ist unmöglich die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart und dort ein Kopfzeug zu versengen, und verdrießliche Auslegung von Satyren muß man immer erwarten, so lange man die Gegenstände dazu nicht aus dem alten Testamente nimmt.

Wer weniger hat, als er begehrt, muß wissen, daß er mehr hat, als er werth ist.

Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gern für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

Es ist sonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebsten haben, gern im Diminutiv davon sprechen: „Da kann ich meine 600 Thälerchen dabei verdienen, ein hübsches Sümmchen!“ Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Thälerchen weg.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Wenn man die Natur als Lehrerin und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Kollegium, haben die Prinzipien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereien unserer Mitschüler, als auf den Vor-

trag unserer Lehrerin. Oder, wenn ja einer neben uns etwas nachschreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht undeutlich hörte und vermehren es mit unsern eignen orthographischen und Meinungsfehlern.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

Eine seltsamere Waare, als Bücher, gibt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; gebunden, recensirt und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

Bei einem Verbrechen ist das, was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was die Strafe verdient, sondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es sich gleichsam als mit Wurzeln in unser Leben hinein erstreckt, diejenige ist, die am meisten von unserm Willen abhing, und die wir am leichtesten nicht hätten thun können.

Johann Friedrich Richter, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Jean Paul, war den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Sein Vater war Lehrer an der dortigen Schule, erhielt 1765 eine Landpredigerstelle in Jodiz, einem Dorfe bei Hof an der Saale und 1776 kam er als erster Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale. In den beschränkten Verhältnissen des elterlichen Hauses und der ländlichen Umgebung erhielt der Charakter des phantasie- und gemüthvollen Knaben, der meist nur auf sich angewiesen war, schon früh die Eigenthümlichkeiten, die man später an ihm und seinen Schriften bemerkte. Zuerst mit seinen Geschwistern vom Vater unterrichtet, besuchte er von 1776 an die Schule in Schwarzenbach, kam 1779 nach Hof auf's Gymnasium und 1781 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Doch fesselte ihn dieses Studium nicht und sein poetischer Sinn zog ihn zu den schönen Wissenschaften, denen er sich mit Eifer widmete und namentlich die Schriften von Pope, Swift und Young, Hamann und Hippel unablässig las, da ihn diese, als am meisten mit seiner Natur übereinstimmend, besonders fesselten. Auch machte er sich damals, aus allen Büchern, die er las, Auszüge, die er bei seinen eignen Schriften später benutzte, und behielt diese Gewohnheit bis in sein Alter bei. Der Tod seines Vaters 1781, kurz nachdem er die Universität bezogen, der die Familie in Noth und Armuth brachte, störte alle Pläne Jean Pauls, die er für die Zukunft gefaßt. Da seine Hoffnung, sich durch Privatunterricht die nöthigen Geldmittel zur Fortsetzung seiner Studien zu verschaffen, fehlschlug, mußte er eine andere Erwerbsquelle suchen und dies brachte den dunkel in ihm liegenden Wunsch als Schriftsteller zu wirken, zur Reife. Im Jahre 1783 trat er mit seinem ersten Versuch hervor, dem satyrischen Roman: „Die grönländischen Prozesse", die sehr stark an Swift erinnern, denen er bald das ähnliche Buch: „Auswahl aus des Teufels

Papieren" folgen ließ. Durch die geringe Theilnahme, welche das erste Werk erregte, fand er für das Zweite keinen Verleger, er sah sich daher in der größten Bedrängniß 1785 genöthigt, Leipzig zu verlassen und war froh, eine kärgliche Hauslehrerstelle bei dem Vater eines seiner Freunde zu erhalten, wobei er aber seine schriftstellerische Thätigkeit im Stillen fortsetzte, sich von da an jedoch mehr dem humoristischen als satyrischen Roman widmete. Nachdem er 1789 seine Hauslehrerstelle aufgegeben, übernahm er 1790 auf den Wunsch mehrerer Familien in Schwarzenbach den Unterricht ihrer Kinder, die er zu einer Privatschule vereinigte. Seine neuen Schriften: „Die unsichtbare Loge", „Hesperus" und andere, für die er durch Vermittelung eines Freundes auch wieder einen Verleger gefunden, erhielten jetzt mehr Beifall, so daß seine drückende Lage sich aufzuhellen begann. Er gab daher 1794 seine Stellung in Schwarzenbach auf, zog zu seiner Mutter nach Hof, um sich ausschließlich mit Schriftstellerei zu beschäftigen, die ihm von da an auch reichliche Einnahme verschaffte. Nach dem Tode seiner Mutter 1797 ging er nach Leipzig, dann nach Weimar, wo er von Schiller und Goethe, kalt, von Herder und Wieland herzlich aufgenommen wurde. Unterdeß hatten ihm seine Schriften einen bedeutenden Namen erworben, namentlich fand er, wo er hinkam, unter der Jugend und dem weiblichen Geschlechte die schwärmerischsten Anhänger, aber auch von anderen Seiten wurden ihm Ehrenbezeugungen zu Theil; er erhielt vom Herzog von Hildburghausen 1799 den Titel als Legationsrath, und später, nachdem er sich 1801 in Berlin mit Karoline Maier, der Tochter des Obertribunalraths Maier verheirathet, und 1803 für immer seinen Aufenthalt in Baireuth genommen, von Fürst Primas von Dalberg einen Jahresgehalt von tausend Gulden, der ihm nach Auflösung des Rheinbundes, wiewohl erst nach langen Bemühungen, vom König von Bayern ferner bewilligt wurde. Er führte in Baireuth, im Schooße seiner Familie und immer schriftstellerisch thätig, ein äußerst glückliches und behagliches Leben und verließ nur selten die gewählte Heimath, um kleine Ausflüge nach Heidelberg, an den Rhein, nach München, Berlin und Dresden zu machen. Auch erhielt er von der Heidelberger Universität 1817 das Doktordiplom und wurde 1820 in die Münchener Akademie aufgenommen. Seit dem Tode seines einzigen Sohnes, der 1822 in Heidelberg gestorben war, kränkelte er und litt namentlich an den Augen, was Anfang 1825 gänzliches Erblinden zur Folge hatte. Ende des genannten Jahres nahmen seine Kräfte merklich ab und er starb den 14. November 1825 in Baireuth.

Jean Paul's Schriften und ganze schriftstellerische Natur war so reich und vielseitig, daß es schwer hält, ein Gesammturtheil über ihn zu fällen. Obgleich ihm, vor allem das Prädikat eines klassischen Schriftstellers abgesprochen werden muß, denn das Klassische besteht in der Harmonie des Inhalts mit der Form, und der eigenthümliche Reiz der Jean Paul'schen Dichtungen besteht gerade in der Dissonanz des Inhalts mit der Form, so waren viele seiner Schriften doch in ihrer Art durchaus gelungen, poetisch bedeutend und einflußreich. Er bildete sich nach den schon öfter genannten englischen

Humoristen, auch nach Hamann und Hippel, legte aber mehr wie alle diese ein ursprünglich deutsches Element in seine Schriften. Dies weiche, süße Schwärmen in ungewöhnlichen, und nur geträumten Idealen, diese deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, deutsche Treue, Liebe und Unschuld ist in dem Grade bei keinem andern Schriftsteller wie bei Jean Paul zu finden. Darin liegt auch der Grund, sowohl des sittlich=wohlthätigen Einflusses, den er auf seine Zeitgenossen übte, als auch des unermeßlichen Beifalls, den er bei allen denen fand und noch findet, die sich an Idealen und Gemüthsinnigkeit erfreuen können, sie mögen in noch so dunkler, unverständlicher und regelloser Form geboten werden. Darin liegt aber auch zugleich der Grund, warum er in ästhetischer Beziehung auf seine Leser ungünstig wirkte, da er durch seine formlosen, willkührlichen Darstellungen den Geschmack an künstlerischer Vollendung verdarb. Ohne Uebergänge springt er in seinen Schriften von einem Gegenstand und einer Stimmung zur andern, unbekümmert um schöne Form, künstlerische Einheit und Verständlichkeit des Ganzen. Wie ein Kind lacht und weint er in einem Athem, und wie ein Kind betrachtet und bespricht er alles, was ihm während des Schreibens einfällt, das Unbedeutende und Kleine eben so ausführlich wie das Wichtige und Große, ihm erscheint nichts unbedeutend, ihm ist alles gleich wichtig; und er kennt, wieder wie ein Kind, in seiner Redseligkeit keine Schranken, alles was er über einen Gegenstand weiß, muß er auf einmal sagen, er versteht es nicht, sich zu mäßigen, und dieser Mangel an Mäßigung verursacht denn auch in seinen Schriften die Anhäufung ungeheuerer Massen von Stoff, die zusammengetragen, aber nicht künstlerisch geordnet und bearbeitet sind. Handlung enthalten seine Romane gar nicht; der Hauptwerth derselben liegt im Gefühl und in der Gesinnung; fester, durchgeführter Charakterzeichnung entbehren sie ebenfalls; aber sie sind reich an so vielen schönen Einzelheiten, zart und tief empfunden, voll Witz und Humor; seine Personen zeigen so manche schöne Charakterzüge, daß man über diesen Einzelheiten vergißt, an das Ganze zu denken und nach dem Werthe desselben zu forschen und eben so über den glänzenden, geistvollen Stellen die übersieht, die räthselhaft und unverständlich sind.

Dies ist im Allgemeinen zusammengefaßt der Charakter aller seiner zahlreichen Schriften, die zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts einen so unglaublichen Beifall fanden, daß Jeder, der nicht für dieselben schwärmte, als ein Barbar angesehen wurde, und noch jetzt bei denjenigen einen ähnlichen Enthusiasmus hervorrufen, die in gleichen seligen Träumen, kleinlichen Spielen und großen Gedanken, wie Jean Paul selbst befangen sind.

Was seine einzelnen Schriften betrifft, so gehören sie alle, mit Ausnahme seiner ersten: „Die grönländischen Prozesse" und „Auswahl aus des Teufels Papieren", die satyrischen Inhalts sind, und mit Ausnahme der beiden wissenschaftlichen Werke: „Vorschule der Aesthetik" und „Levana, oder die Erziehungslehre" der Gattung der humoristischen Romane an.

Wegen der großen Menge seiner Werke, sie umfassen gesammelt 65 Bände, ist es sehr schwierig sie einzeln eingehend zu besprechen, auch ist es bei seiner

eigenthümlichen Darstellung unmöglich eine gedrängte Uebersicht der darin mitgetheilten Begebenheiten zu geben, da alle seine Werke beinahe alles enthalten. Es genüge daher die Bekanntmachung der Titel derselben, und die Namhaftmachung der hervorragendsten. 1) Die unsichtbare Loge; 2) Hesperus oder 45 Hundsposttage; 3) Leben des Quintus Fixlein; 4) Reise des Rektors Fälbel und seiner Primaner nach dem Fichtelgebirge; 5) Freudels Klagelibell über seinen verfluchten Dämon; 6) Leben des vergnügten Schulmeisterlein Wuz; 7) Blumen, Frucht und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokat Siebenkäs; 8) Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin; 9) Der Jubelsenior; 10) Das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele; 11) Palingenesien oder Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg; 12) Briefe und bevorstehender Lebenslauf (meist kleine Aufsätze); 13) Titan, nebst komischem Anhang; 14) Die Flegeljahre; 15) Kleine Schriften; 16) Friedenspredigt an Deutschland; 17) Dämmerungen für Deutschland; 18) Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz; 19) Doktor Katzenbergers Badereise; 20) Herbstblumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften; 21) Das Leben Fibels; 22) Der Komet oder Nikolaus Marggraf; 23) Kleine Bücherschau und 24) Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele.

So Gelungenes sich auch unter allen diesen Werken befindet, so haben bleibenden Werth doch nur: „Hesperus", „Leben des Quintus Fixlein", „Die Flegeljahre", „Titan" und „Doktor Katzenbergers Badereise". Seine „Vorschule der Aesthetik" enthält eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Poesie und Poeten, kann aber wegen ihrer humoristischen, springenden Darstellungsweise keinen Anspruch auf den Namen eines wissenschaftlichen Werkes machen; ebenso wenig die „Levana", die in ihren Rathschlägen viel bedenkliche, in ihren Beobachtungen der Jugendnatur viel tiefsinnige Bemerkungen enthält.

Jean Pauls Leben ist Gegenstand vielfältiger und sehr eingehender Besprechungen geworden, namentlich setzte sein Neffe R. O. Spazier die von Jean Paul begonnene Selbstbiographie: „Wahrheit aus meinem Leben", aus seinen Papieren, Briefen und mündlichen Ueberlieferungen fort, welches Werk ohne besondern Werth, doch eine tiefere Einsicht in sein Wesen bietet. Seine Briefe, in denen er dieselbe Manier und Stil wie in seinen Schriften bewahrt, erschienen in mehrern Sammlungen.

## Aus Jean Pauls Werken.

### Die Stadtsoldaten alter Zeit.

(Blumen, Frucht und Dornenstücke, 2. Capitel, 7.)

Eine Stadtmiliz, besonders die Kuhschnappelische, ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich stets den Rücken und was darunter ist, zukehrt; so wie auch eine gut geordnete Bibliothek nur Rücken zeigt. Hat der Feind Herz, so verehret der Heerbann wie der tapfere Sparter die Furcht, und wie Dichter und

Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müssen, den sie mitzutheilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegsknecht oder Friedensknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt; man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an und macht nahe vor seiner Nase feindliche Bewegungen; der Wachthabende schreiet auch, macht noch einige Lebensbewegungen mit dem Gewehr und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den Wachtrock um, den er jenen als Beute ausgezogen. Aber damit nicht Einer allein auf Kosten der Andern erschreckt werde, so wechseln sie mit den Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonet zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpunirt. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Thore gestellt, und so werden solche Harpunirer recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbeiging, gewünscht habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knittel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen wollte.

### Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz.

Ich schicke meiner Ferienreise einige Thatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht — d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Hamster gleichen will, der sich sogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünschte übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalses, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Fakta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Heldenarm, ohne ein Heldenauge? Jener wächst leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht so bald wie Gläser schärfer. Indeß aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger in's Auge (ja mehr in's Lächerliche), als die des Muthes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirm gehen sieht, dem komme ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarus'sche; ich trage auf einem langen Spazierstocke das wachstuchene Sturmdach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und vertheilt. Mit diesem Paradonner in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben.

Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem inneren Muthe oft außen dem Pöbel erscheint. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Miethpferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mir durchging und zwar leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an, ich that endlich auf dem Selbststreitroß Nothschuß nach Nothschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute! um Gotteswillen aufgehalten! mein Gaul geht durch!" Aber da die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: „Haltet doch auf, ihr Pinsel und Pensel! Seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?" Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges, schrittlings ausziehendes Pferd lächerlich vor — halb Wien bekam ich dadurch wie ein Bartsternschwanz hinter meinen Roßschweif und Zopf nach — Fürst Kaunitz, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen,) hielt an, um mir zu folgen. — Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treibeis auf dem Honigschimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchging. — Ein vieleckiger, rockschößiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stockwerken ab und kam mir stets mit satyrischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog. — Der Schlauchschleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Wassertonne über die Straßen fährt, und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt) fuhr den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischeren zu bedürfen. — Ich gerieth auf meinem höllischen, trojanischen Pferde (nur war ich selber das untergehende Troja, das ritt) nach Malzleinsdorf (einer Wiener Vorstadt), oder waren's für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gassen. — Endlich mußte ich Abends spät nach dem Retraiteschuß des Praters in letzteren zu meinem Abscheu und gegen alle Polizeigesetze auf dem gesetzlosen Honigschimmel noch herumreiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaul gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fing das Vieh — that die lustige Frage: warum ich nicht voltigirt hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht — und holte mich herab — und so kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

Ernst Wagner, geboren den 2. Februar 1769 zu Roßdorf in Sachsen-Meiningen. Er entwickelte bei dem ihm von seinem Vater selbst ertheilten Unterricht großen Fleiß und schöne Anlagen, so daß er rasche Fortschritte machte. Nachdem er von 1789 bis 1792 in Jena die Rechte studiert hatte, wurde er in seiner Heimath Gerichtsaktuar und zugleich Verwalter auf dem Rittergute des Herrn von Wechmar zu Roßdorf. Zuerst hauptsächlich um

sein geringes Einkommen zu verbessern, betrat er 1803 die Schriftstellerlaufbahn, der er sich später aus Passion beinahe ausschließlich widmete. Um diese Zeit lernte er Jean Paul bei dessen Verweilen in Meiningen kennen, der nicht allein auf sein Talent, sondern auch auf seine äußere Stellung sehr günstig einwirkte. Er empfahl Wagner nämlich dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, der ihn zum Kabinetssekretär ernannte. Als solcher lebte er in Meiningen mit seiner Familie in den angenehmsten Verhältnissen äußerst thätig als Schriftsteller bis zu seinem Tode den 12. Februar 1812.

Unverkennbar ist Jean Pauls Einfluß auf Wagners Schriften, der jedoch seine Eigenthümlichkeit keineswegs beeinträchtigte. Er übertrifft sogar jenen oft an künstlerischer Darstellung, wenn er ihm auch an Gedankenreichthum und Fülle der Ideen nachsteht. Voll Gemüth, Phantasie, feiner Welt- und Menschenkenntniß tritt nur zuweilen in seinen humoristischen Romanen die praktische und belehrende Tendenz störend hervor.

Sein erstes größeres Werk: „Wilibalds Ansichten des Lebens", ist am meisten bekannt und verbreitet, doch wird dasselbe von den Romanen: „Die reisenden Maler", „Reisen aus der Fremde in die Heimath", mit dem Anhang: „Historisches A. B. C. eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen", mit einer Vorrede von Jean Paul, an Bedeutsamkeit übertroffen. Weniger gelungen sind: „Wilibalds neue Ansichten des Lebens", „Ferdinand Miller" und „Isidore."

Ernst Theodor Amadeus, eigentlich Wilhelm Hoffmann, geboren den 24. Januar 1776 zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst die Rechte und zeigte sich als ein für Poesie, Musik und Zeichenkunst besonders begabter Mensch. Nach vollendeten Studien 1795 arbeitete er als Auskultator bei der Regierung in Königsberg, 1796 bei der Oberamtsregierung in Großglogau und kam 1798 als Referendar nach Berlin an's Kammergericht, von da wurde er 1800 als Assessor bei der Regierung in Posen angestellt, wo es ihm aber nicht gefiel und er dadurch veranlaßt, sich einem wilden, ausschweifenden Leben überließ. Durch seine Leidenschaft zum Karrikaturenzeichnen, wobei er Niemand verschonte, machte er sich unter seinen Vorgesetzten zahlreiche Feinde, durch deren Einfluß er 1802 gegen seinen Willen nach Plozk versetzt wurde. Da er sich unterdeß verheirathet hatte und ein solideres Leben begann, so fing man auch seine außerordentliche Geschäftsgewandtheit höher zu schätzen an und er kam 1803 als Regierungsrath nach Warschau, wo der Einmarsch der Franzosen 1806 seine Laufbahn endete. Vergeblich wandte er sich um eine andere Anstellung nach Berlin, und da er keine erhielt, war er froh, sein musikalisches Talent als Erwerbszweig benutzen zu können. Er folgte 1808 einer Einladung des Grafen von Soden nach Bamberg als Musikdirektor bei dem dort neu errichteten Theater. Als dieses aber bald wieder aufgehoben wurde, befand er sich in der größten Noth, lebte mit den Seinen kümmerlich von Musikunterricht und literarischen Arbeiten, und ging 1813 als Musikdirektor nach Dresden. Endlich im Jahr 1816 gelang es ihm, in Preußen wieder eine Anstellung zu er-

halten. Er wurde Kammergerichtsrath in Berlin, wo er im Kreise seiner Familie und zahlreicher Freunde mit einem bedeutenden Gehalte ein glückliches Leben hätte führen können, wenn es ihm nicht durch seine Kränklichkeit, die er sich in Folge seines unregelmäßigen Lebens zugezogen, verbittert worden wäre. Er starb in Berlin den 24. Juli 1822 an der Rückenmarkschwindsucht.

Hoffmann war ein durchaus origineller, mit den seltensten Talenten begabter Mensch, nicht nur ein ausgezeichneter Jurist, ein gründlicher Kenner der Poesie und Musik, sondern auch selbst als Schriftsteller und Musiker bedeutend. Er besaß einen scharfen Verstand, der an allen Erscheinungen bald die lächerliche Seite erkannte, war voll Humor und Ironie, zugleich aber auch voll phantastischer Anschauungen und excentrisch im Leben, wie in seinen Schriften, die viel Verwandtes mit den Jean Paul'schen zeigen, sowohl in den humoristischen Sprüngen als auch in den sentimentalen und enthusiastischen Ausbrüchen. Er übertraf jenen sogar an Erfindungsgabe, steht ihm aber an Fülle des Humors, an Mannichfaltigkeit der Anschauungen, und vor Allem an innerer Reinheit weit nach. Aber während Jean Paul bei dem Idyllischen stehen blieb, dem weichen Gefühl, der zarten und wehmüthigen Schwärmerei, mit humoristischen Einfällen untermischt, wandte sich Hoffmann später immer mehr und mehr dem Schauerlichen und Wilden zu, so daß er die eigentlich humoristische Sphäre verließ und mehr ins Gebiet der Romantik schweifte, deren Hauptelement das Gräßliche und Phantistisch-Ueberspannte war.

Seine Werke haben dadurch noch weniger wie die Jean Paul'schen künstlerischen Werth, obwohl manche Darstellungen, namentlich in den „Phantasiestücken", und den „Serapionsbrüdern", sehr gelungen sind und das höchste Interesse erregen. Auszeichnung verdienen auch eine Anzahl kleiner Novellen, die von dem spukhaften, phantastisch Verzerrten, woran die meisten seiner größern Romane leiden, sich frei erhalten haben. Vor Allem gehören dahin: „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", „Das Majorat", „Fräulein Scudery", und noch einige. Nachdem Hoffmann zuerst zu verschiedenen literarischen Blättern Aufsätze geliefert hatte, veranstaltete er, von seinen Freunden aufgefordert, eine Sammlung derselben unter dem Titel: „Phantasiestücke in Callots Manier", welche Jean Paul mit einem empfehlenden Vorworte begleitete. Diese Sammlung enthält meist Kunstnovellen, die von Kenntniß und Einsicht der Kunst zeugen. Der Sammlung folgte „Der Magnesiteur", „Die Elixire des Teufels", und „Die Nachtstücke", größere Romane, worin das schauerliche Element, was bei den ersten nur manchmal angedeutet war, vorherrschend ist. „Die Serapionsbrüder", die nach diesen erschienen, sind wieder eine Sammlung kleiner Novellen und Erzählungen, unter den sich die oben genannten Vortrefflichen befinden. Unter dem Namen „Serapionsbrüder" war eine Verbindung lange getrennter, wieder vereinigter Freunde verstanden, die sich zum Andenken an einen christlichen Märtyrer so genannt hatten.

Seine übrigen Romane, die er später noch herausgab: „Klein Zaches,

genannt Zinnober", „Prinzessin Brambilla, ein Capriccio, nach Jakob Callot", „Meister Floh, ein Märchen, in sieben Abenteuern zweier Freunde", „Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Makulaturblättern", „Der Doppelgänger", „Der Nußknacker", und einige kleinere Erzählungen, leiden meist in erhöhtem Grade an den genannten Fehlern.

Hoffmanns Freund, J. E. Hitzig, lieferte unter dem Titel: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß", ein ausführliches, doch nichts weniger als erfreuliches Bild desselben.

### Aus den Lebensansichten des Kater Murr von Hoffmann.

Es ist doch etwas schönes, herrliches, erhabenes um das Leben! — „O du süße Gewohnheit des Daseins!" ruft jener niederländische Held in der Tragödie aus. So auch ich, aber nicht wie der Held in dem schmerzlichen Augenblick, als er sich davon trennen soll — nein! — in dem Moment, da mich eben die volle Lust des Gedankens durchdringt, daß ich in jene süße Gewohnheit nun ganz und gar hineingekommen, und durchaus nicht Willens bin, jemals wieder hinauszukommen. — Ich meine nämlich die geistige Kraft, die unbekannte Macht, oder wie man sonst das über uns waltende Prinzip nennen mag, welches mir besagte Gewohnheit ohne meine Zustimmung gewissermaßen aufgedrungen hat, kann unmöglich schlechtere Gesinnungen haben, als der freundliche Mann, bei dem ich in Condition gegangen, und der mir das Gericht Fische, das er mir vorgesetzt, niemals vor der Nase wegzieht, wenn es mir eben recht wohl schmeckt.

O Natur, heilige, hehre Natur! wie durchströmt all' deine Wonne, all' dein Entzücken meine bewegte Brust, wie umweht mich dein geheimnißvoll säuselnder Athem! Die Nacht ist etwas frisch, und ich wollte — doch Jeder, der dies liest oder nicht liest, begreift nicht meine hohe Begeisterung, denn er kennt nicht den hohen Standpunkt, zu dem ich mich hinauf geschwungen! — hinauf geklettert wäre richtiger; aber kein Dichter spricht von seinen Füßen, hätte er auch deren viere, so wie ich, sondern nur von seinen Schwingen, sind sie ihm auch nicht angewachsen, sondern nur Vorrichtung eines geschickten Mechanikers. Ueber mir wölbt sich der weite Sternenhimmel, der Vollmond wirft seine funkelnden Strahlen herab, und im feurigen Silberglanz stehen Dächer und Thürme um mich her! Mehr und mehr verbraust das lärmende Gewühl unter mir in den Straßen, stiller und stiller wird die Nacht — die Wolken ziehen — eine einsame Taube flattert in bangen Liebesklagen girrend um den Kirchthurm, — Wie! — wenn die liebe Kleine sich mir nähern wollte? — Ich fühle wunderbar es sich in mir regen, ein gewisser schwärmerischer Appetit reißt mich hin mit unwiderstehlicher Gewalt! — O käme sie, die süße Huldin! an mein liebekrankes Herz wollte ich sie drücken, sie nimmer von mir lassen — ha, dort flattert sie hinein in den Taubenschlag, die Falsche, und läßt mich hoffnungslos sitzen auf dem Dache! —

Wie selten ist doch in dieser dürftigen, verstockten, liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen. —

Ist denn das auf zwei Füßen aufrecht einhergehen etwas so großes, daß das Geschlecht, welches sich Mensch nennt, sich die Herrschaft über uns alle, die wir mit sicherem Gleichgewicht auf Vieren daher wandeln, anmaßen darf? Aber ich weiß es, sie bilden sich was Großes ein auf Etwas, was in ihrem Kopfe sitzen soll und das sie die Vernunft nennen. Ich weiß mir keine rechte Vorstellung zu machen, was sie darunter verstehen, aber so viel ist gewiß, daß wenn, wie ich aus gewissen Reden meines Herrn und Gönners schließen darf, Vernunft nichts anders heißt, als die Fähigkeit, mit Bewußtsein zu handeln und keine dummen Streiche zu machen, ich mit keinem Menschen tausche. — Ich glaube überhaupt, daß man sich das Bewußtsein nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß selbst nicht wie. Wenigstens ist es mir so gegangen, und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Mensch auf Erden das Wie und Wo seiner Geburt aus eigener Erfahrung, sondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters sehr unsicher ist. Städte streiten sich um die Geburt eines berühmten Mannes und so wird es, da ich selbst nichts Entscheidendes darüber weiß, immerdar ungewiß bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden oder in dem Holzstall das Licht erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, sondern nur erblickt wurde von der theuern Mama. Denn wie es unserm Geschlechte eigen, waren meine Augen verschleiert. Ganz dunkel erinnere ich mich gewisser knurrender, prustender Töne, die um mich her erklangen, und die ich beinahe wider meinen Willen hervorbringe, wenn mich der Zorn überwältigt. Deutlicher und beinahe mit vollem Bewußtsein, finde ich mich in einem sehr engen Behältniß mit weichen Wänden eingeschlossen, kaum fähig, Athem zu schöpfen und in Noth und Angst ein klägliches Jammergeschrei erhebend. Ich fühlte, daß etwas in das Behältniß hinabgriff und mich sehr unsanft beim Leibe packte, und dieß gab mir Gelegenheit, die erste wunderbare Kraft, womit mich die Natur begabt, zu fühlen und zu üben. Aus meinen weichen, überpelzten Vorderpfoten schnellte ich spitze, gelenkige Krallen hervor, und grub sie ein in das Ding, das mich gepackt, und das, wie ich später gelernt, nichts anders sein konnte als eine menschliche Hand. Diese Hand zog mich aber heraus aus dem Behältniß, und warf mich hin, und gleich darauf fühlte ich zwei heftige Schläge auf den beiden Seiten des Gesichtes, über die jetzt ein, wie ich wohl sagen mag, stattlicher Bart herüberragt. Die Hand theilte mir, wie ich jetzt beurtheilen kann, von jenem Muskelspiel der Pfoten verletzt, ein paar Ohrfeigen zu, ich machte die erste Erfahrung von moralischer Ursache und Wirkung, und eben ein moralischer Instinkt trieb mich an, die Krallen wieder eben so schnell einzuziehen, als ich sie hervorgeschleudert. Später hat man dieses Einziehen der Krallen mit Recht als einen Akt der höchsten Bonhommie und Liebenswürdigkeit anerkannt und mit dem Namen „Sammetpfötchen" bezeichnet. — Wie gesagt, die Hand warf mich wieder zur Erde. Bald darauf erfaßte sie mich aber auf's neue beim Kopf und drückte

ihn nieder, so daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüssigkeit gerieth, die ich, selbst weiß ich nicht wie ich darauf verfiel, es mußte daher physischer Instinkt sein, aufzulecken begann, welches mir eine seltsame innere Behaglichkeit erregte. Es war, wie ich jetzt weiß, süße Milch, die ich genoß, mich hatte gehungert, und ich wurde satt, indem ich trank. So trat, nachdem die moralische begonnen, die physische Ausbildung ein. — Auf's neue, aber sanfter als vorher, faßten mich zwei Hände und legten mich auf ein warmes, weiches Lager. Immer besser und besser wurde mir zu Muthe, und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äußern, indem ich jene seltsamen, meinem Geschlecht allein eigenen Töne von mir gab, die die Menschen durch den nicht unebenen Ausdruck „spinnen" bezeichnen. So ging ich mit Riesenschritten vorwärts in die Bildung für die Welt. Welch ein Vorzug, welch ein köstliches Geschenk des Himmels, inneres physisches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Gebärde!

— Erst knurrte ich, dann kam mir jenes unnachahmliche Talent, den Schweif in den zierlichsten Kreisen zu schlingen, dann die wunderbare Gabe, durch das einzige Wörtlein „Miau" Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angst und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenschaften, in ihren mannichfaltigsten Abstufungen, auszudrücken. Was ist die Sprache der Menschen gegen dieses einfachste aller einfachen Mittel, sich verständlich zu machen! — Doch weiter in der denkwürdigen, lehrreichen Geschichte meiner ereignißreichen Jugend! —

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erschrak: Fort waren die Schleier von meinen Augen, ich sah! —

Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntscheckige Allerlei, das sich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hintereinander nießen, bald ging es indessen mit dem Sehen ganz vortrefflich, als habe ich es schon mehrere Zeit hintereinander getrieben.

O das Sehen! es ist eine wunderbare, herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es sehr schwer werden würde, überhaupt in der Welt zu bestehen! — Glücklich diejenigen Hochbegabten, denen es so leicht wird, als mir, sich das Sehen anzueignen.

## Goethe und Schiller mit ihren Anhängern.

Johann Wolfgang Goethe, geboren den 28. August 1749 in Frankfurt a. M., stammte aus einer angesehenen Frankfurter Patrizierfamilie und erhielt als der einzige Sohn seiner Eltern, mit seiner Schwester Cornelie, eine eigenthümliche, doch vortreffliche Erziehung. Sein Vater, welcher als Doktor der Rechte, mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes, in Frankfurt als Privatmann lebte, war ein vielseitig gebildeter, doch ernster und etwas pedantischer Mann. Seine Mutter, selbst noch sehr jung, eine heitere, kluge und liebevolle Frau, die bedeutenden Einfluß auf des außergewöhnlich begabten Knaben Entwickelung hatte. Goethe besuchte nie eine Schule, sondern wurde von seinem Vater selbst in allen Fächern unterrichtet, nur im Hebräischen

nahm man einen Lehrer zur Hülfe. Neben den ernsten Studien, wozu ihn sein Vater mit Strenge anhielt, beschäftigte er sich viel und gerne mit Musik, Zeichnen, Lesen, und theilweise mit Dichten, namentlich entwickelte sich früh eine große Liebe zum Theater in ihm, und er schrieb für sein Puppenspiel die meisten Stücke selbst, auch fing er mit seinen Spielgenossen an größere Stücke aufzuführen. Nachdem er in allen Wissenschaften gut vorbereitet war, bezog er schon 1765 die Universität Leipzig um dort, nach dem Wunsche seines Vaters, die Rechte zu studieren. Doch fand er an dem Studium wenig Geschmack, überhaupt sagte ihm das damalige, etwas steife und pedantische Wesen an der Leipziger Universität nicht zu, und auch Gellert und die übrigen dort weilenden Mitglieder der sächsischen Schule behagten ihm nicht mit ihren beschränkten, poetischen Ansichten. Er zog sich daher mehr in sich selbst zurück und folgte seinem Trieb zu poetischen Produktionen. In dieser Zeit entstanden eine Menge kleiner Gedichte und die beiden Lustspiele: „Die Laune des Verliebten", und „Die Mitschuldigen". Durch das unvorsichtige Einathmen schädlicher Dünste bei einer Probe sich im Kupferstechen zu versuchen, zog er sich eine schwere Krankheit zu, die ihn 1768 nöthigte nach Hause zurückzukehren, wo er sich allmählig erst wieder erholte. Während dieses krankhaften Zustandes, der seine natürliche Erregbarkeit noch gesteigert hatte, ließ er sich durch eine Freundin seiner Mutter, „Fräulein von Klettenberg", die er später durch die „Bekenntnisse einer schönen Seele" in „Wilhelm Meister", verherrlichte, in religiöse Mysterien einführen, an denen er damals großen Gefallen fand, auch machte er selbst alchymistische und kabbalistische Experimente. Von dergleichen Liebhabereien befreite ihn die Wiederkehr seiner Gesundheit, und er ging, nach dem Willen seines Vaters, 1770 nach Straßburg, um seine juristischen Studien fortzusetzen. Hier lernte er Herder kennen, der auf seine Entwickelung als Dichter von dem bedeutendsten und wohlthätigsten Einflusse wurde. Durch ihn erhielt er ganz andere und richtigere Ideen über Kunst und Poesie, als er bisher gehabt, und er entwarf auch hier gleich Pläne zu neuen Dichtungen, wie zu „Götz" und „Faust". Die übrigen Bekanntschaften, die er in Straßburg machte, blieben ebenfalls nicht ohne Einfluß auf ihn, es waren dies Jung-Stilling und die meisten Dichter der Sturm- und Drangperiode, die sich an ihn anschlossen und mit ihm ihre krafgenialischen Ideen bildeten. Auch eine jugendliche Liebe zu der Tochter eines, unweit Straßburg wohnenden Predigers: Friederike Brion, kam dazu, seine dichterische Begeisterung zu erhöhen. Doch hatte er indessen seine juristischen Studien nicht vernachlässigt und er kehrte 1771 als Doktor der Rechte in die Heimath zurück, wo er durch die, im nahen Darmstadt weilenden, bedeutenden Männer wie Merk, Schlosser, Klinger, Lavater und ebenfalls Herder in seinen dichterischen Bestrebungen sehr gefördert wurde, und sich auch an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" durch literarische Kritiken betheiligte. Im Jahr 1772 ging er nach Wetzlar, um beim Kammergericht zu prakticiren. Die bald bei ihm zur leidenschaftlichen Liebe ausartende Bekanntschaft von Charlotte Buff, der Braut des

hannöverischen Gesandtschafts-Sekretärs Kestner, die er dort machte, bewogen ihn, überzeugt, daß seine täglich wachsende Leidenschaft zu derselben, für ihr und sein Glück gefährlich werden könnte, Ende 1772 Wetzlar plötzlich zu verlassen, und nach einer Erholungsreise an den Rhein wieder nach Frankfurt zurückzukehren. Er vollendete dort in kurzer Zeit das Drama: „Götz von Berlichingen", welches er schon seit Jahr und Tag entworfen hatte, und schrieb, noch voll von seinen Wetzlarer Erlebnissen, den Roman: „Die Leiden des jungen Werther". Beide Werke erfüllten ganz Deutschland mit Theilnahme und Bewunderung für den Verfasser. Eine Menge kleiner Dichtungen, die er bald nachher erscheinen ließ: „Fastnachtsspiele", „Dramatisirte Satyren", „Lyrische Gedichte" u. s. w. vermehrten diesen Ruhm. Auch die jungen Weimar'schen Prinzen, die auf einer Reise nach Paris Frankfurt berührten, ließen sich ihn durch ihren Begleiter K. L. von Knebel vorstellen und fanden großen Gefallen an ihm, wie ebenfalls Goethe sehr von ihnen eingenommen war. Dieser erste Annäherungsschritt wurde für die Zukunft Goethes folgenreich. Nach einem Jahr (1775) gelangte der Erbprinz Karl August zur Regierung und lud Goethe wiederholt an seinen Hof ein, welcher Einladung er auch Ende des Jahres folgte, um, je nach der Lage der Dinge, länger oder kürzer dort zu verweilen. Doch der Herzog und er gefielen sich gegenseitig so wohl, daß ihre Vereinigung eine dauernde blieb. Nicht nur war Goethe der vertrauteste Freund und Genosse des Herzogs, auch an den Regierungsgeschäften nahm er den lebhaftesten Antheil, nachdem er von einer mit dem Herzog unternommenen Schweizerreise zurückgekehrt, 1779 zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Consilium ernannt worden. Neben seiner amtlichen Thätigkeit, die sich seit 1782 bedeutend vermehrte, da er unterdessen Kammerpräsident geworden, auch vom Kaiser den Adel erhalten hatte, setzte er seine dichterische Thätigkeit mit unermüdetem Eifer und stets zunehmender Theilnahme fort. Doch wünschte er sich eine Zeit lang zu sammeln, und allein der Kunst leben zu können, weßhalb er 1786 seinen lang gehegten Entschluß ausführte und eine längere Reise nach Italien unternahm, von der er 1788 im Frühjahr neu gestärkt und mit zahlreichen, sowohl fertigen als angefangenen Handschriften nach Weimar zurückkehrte, wo ihm der Herzog, auf seinen Wunsch, einen großen Theil der Geschäfte abnahm, und er sich überhaupt, verstimmt von den kleinlichen Verhältnissen in Deutschland, mehr und mehr von der Außenwelt abzog, um seine poetischen Pläne auszuführen. Im Jahr 1790 ging er noch einmal nach Italien, um da mit der Herzogin Amalia zusammenzutreffen, und 1792 begleitete er den Herzog auf dem Feldzug nach der Champagne. Doch alle die damaligen politischen Unruhen und Verwirrungen brachten ihm nur Verstimmung, weßhalb er in dieser Zeit seine Poesien, theils ganz liegen ließ, theils nur sehr Unbedeutendes hervorbrachte. Erst 1794, in welchem Jahre er mit Schiller, den er schon früher hatte kennen lernen, der ihm aber damals nicht gefiel, ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, wurde er wieder, wie er selbst bekennt, zum Dichter, welches zu sein, er so gut als aufgehört

hatte; und dieser Bekanntschaft verdankt die deutsche Nation eine zweite Blüthe des Goethe'schen Dichtergenius. Es entstanden zu der Zeit: „Hermann und Dorothea", die „Balladen", und manches Andere. Auch betheiligte er sich an den von Schiller herausgegebenen Zeitschriften: „Jenaer Literaturzeitung", und „Die Horen". Die berühmten Epigramme, die 1797 im „Musenalmanach" unter dem Titel: „Xenien", erschienen, gerichtet gegen die täglich sich mehrende Gemeinheit und Mittelmäßigkeit in der Literatur, in denen sie ein strenges, oft freilich allzustrenges Gericht über Personen und Werke ergehen ließen, rühren von beiden Dichtern gemeinschaftlich her. Nach Schillers Tode, 1805, verstummte eine Zeit lang wieder Goethes Muse, besonders als die politischen Unruhen 1806 hinzukamen. Ende des genannten Jahres vermählte er sich, nachdem alle frühern Bande aus dem einen oder andern Grunde wieder gelöst worden, mit Christiane Vulpius (der Schwester des bekannten Roman- und Schauspieldichters Vulpius), mit der er schon lange Zeit ein Verhältniß unterhalten, und sie auch bei sich im Hause wohnen hatte. Nach dem Frieden 1815 übernahm er noch einmal, auf den Wunsch des Herzogs, als Staatsminister die Leitung der Regierungsangelegenheiten, von denen er sich schon lange frei gemacht hatte, und behielt sie bis zum Tode des Herzogs 1828, dann legte er alle Staatsgeschäfte nieder, nur die Verwaltung der inländischen Anstalten für Kunst und Wissenschaften behielt er in Händen, und wendete sich von da an bis zu seinem Tode, immer noch rüstig und geistesfrisch, wieder ganz den poetischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen zu, namentlich der Naturwissenschaft. Nachdem sein Alter durch den Tod seiner Freunde, den Herzog, die Herzogin und mancher andern, besonders aber seiner Frau (1816) und seines einzigen Sohnes (1830) getrübt worden, starb er selbst in Weimar nach kurzer Krankheit den 22. März 1832. Er ruht in der Weimar'schen Fürstengruft, neben dem Herzog und Schiller.

Sowie wir in der Biographie Goethes kürzer sein konnten, als man seiner Bedeutsamkeit nach erwartete, da die zahlreichen Bücher, die über ihn geschrieben sind, beinahe Jedem den Gang seines Lebens, im Großen wie im Kleinen bekannt gemacht haben, so müssen wir vor Allem auch darauf verzichten, über ihn als Dichter im eigentlich historischen Sinne zu urtheilen, da wir dafür noch jetzt zu sehr in der Bewegung begriffen sind, die seine Werke hervorgebracht, und historisch nur alles das behandelt werden kann, was fertig und in sich abgeschlossen ist. Auch würde die Bedeutsamkeit Goethes nach allen Richtungen hin ausführlich zu schildern, die Grenzen einer allgemeinen Geschichte der Literatur überschreiten; dazu gehören besondere und umfangreiche Werke, wie wir sie ja auch schon in den Schriften von Schäfer (Goethes Leben, 1851, 2 Bände), von Viehoff (Goethes Leben, 1854, 4 Bände), von Lewes (the Life and Works of Goethe, 2 Bände, 1856, deutsch von Frese), von Goedeke, Abeke, Carus und Anderen besitzen, und zudem fühle ich persönlich meine Schwäche viel zu sehr, um mich an die eingehende Beurtheilung der mannichfaltigen Werke eines solchen Dichters zu wagen. Es kann also hier nur eine übersichtliche Schilderung seiner poetischen Thätigkeit

gegeben, es können nur Andeutungen gemacht werden über den weitumfassenden Einfluß Goethes auf die Mit- und Nachwelt, und über den Werth seiner einzelnen Werke kann ich nur, mich anlehnend an andere gründliche Kenner und Kritiker, dasjenige wiederholen, was diese vor mir gesagt haben, und was, meiner Meinung nach, am zutreffendsten ist. Auch über seinen Charakter und seine Persönlichkeit erscheinen alle Bemerkungen hier überflüssig, da sowohl seine Freunde wie Gegner für und wider denselben mit an Erbitterung grenzenden Eifer gestritten, und dadurch den Gang seines Lebens wie alle Falten seines Charakters dem Publikum genügend bekannt gemacht haben. Wozu diente es die Beschuldigungen, daß er kein Herz gehabt für das deutsche Volk, daß er ein kalter, egoistischer Hofmann, vor Allem aber kein Christ gewesen, oder daß sich in seinem Leben in sittlicher Beziehung viel Tadelnswürdiges fände, hier zu wiederholen oder zu widerlegen? Er war ein Mensch und hatte seine Fehler, wer wollte das läugnen? Aber daß er neben diesen Fehlern nicht unermeßliche Tugenden hatte, Tugenden, von denen seine Tadler vielleicht keine Ahnung besitzen, wer kann das bestreiten? Und wer in seinen Poesien nicht das Herz für sein Volk, nicht den begeisterten Dichter, nicht den Gott erkennenden und verehrenden Menschen findet, der sollte sie überhaupt ungelesen lassen, ihm fehlt das Verständniß.

So zahlreich die Menge der deutschen Dichter ist, so wenige sind darunter, wie wir im Verlauf der Literaturgeschichte zu beobachten Gelegenheit hatten, die den Namen eines Genies verdienen, aber Goethe war ein solches, er war Dichtergenie in jeder Beziehung und war es vor Allem durch seine Vielseitigkeit. Wo ist ein Dichter, nicht nur unter den Deutschen, sondern unter allen Nationen, der, wie Goethe, gleich groß in der Lyrik, im Drama, im Epos und in der Prosa ist, der antike, wie moderne Stoffe und Formen gleich geschickt zu behandeln verstände, der das Tragische, wie das Komische mit gleicher Genialität erfaßte?

Um eine möglichst klare Uebersicht über Goethes vielseitige, dichterische Thätigkeit zu gewinnen, erscheint es am geeignetsten, dieselbe nach den verschiedenen Gattungen der Poesie, die er bearbeitete, zu betrachten.

Wenn es überhaupt möglich ist, bei Goethe für einen Zweig derselben eine größere Begabung nachweisen zu können, als für andere, so steht er jedenfalls als Lyriker am höchsten. „Goethe, der Liederdichter, ist,“ sagt der geistreiche Bogumil Golz in seiner „Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius“, „Goethe, der Liederdichter, ist ein Halbgott. Goethe, der Dichter von Dramen und Romanen, ist, wenn man den ersten Theil des Faust ausnimmt, ein höchst talentvoller Mensch mit Schwächen und Literaturnarrheiten, wie andere Poeten auch.“ Wenn auch dies Urtheil im Einzelnen etwas parador klingt und nicht wörtlich angewandt werden kann, so ist es im Ganzen doch wohl begründet. Denn kein Dichter vor noch nach ihm hat ihn je erreicht an Mannichfaltigkeit der Form, wie des Inhalts, an Kunstvollendung, verbunden mit naiver, kindlicher und volksthümlicher Einfachheit, an Unmittelbarkeit und Tiefe des Gefühls, was besonders daraus entsprang,

daß er nur besang, was er selbst empfand, nicht wie so mancher andere Lyriker, gemachte und erkünstelte Gefühle, dabei besang er es aber, wie jeder natürliche Mensch im selben Falle die Sache wohl betrachten könnte, nicht, wie er persönlich in leidenschaftlicher Erregtheit sie augenblicklich betrachtete, daher auch die Frische und Unmittelbarkeit seiner Lyrik, daher das Ansprechende und Verständnißvolle, was sie für jede Menschenseele haben. Das Gesagte gilt von allen seinen lyrischen Gedichten, sowohl von den Liedern, heitern wie ernsten, als den Elegien, Oden, Hymnen, Dithyramben, Cantaten, Sonetten und Stanzen, sowohl von seinen Jugendversuchen, als denen aus seiner Blüthezeit, wie auch von den spätesten; soll ja ein Unterschied in denselben gemacht werden, so würden wir die Sammlung von Liedern, die unter dem Titel: „Westöstlicher Divan", 1819 erschien, als weniger gelungen bezeichnen, sie besitzen bei aller künstlerischen Vollendung und poetischen Auffassung den unvergänglichen Reiz seiner übrigen Lieder nicht, was wohl daher zu erklären ist, daß sie nicht, wie jene aus seinem Innersten hervorgewachsen sind, sondern er von außen, durch die Beschäftigung mit der orientalischen Poesie dazu angeregt wurde. Auch unter denjenigen Dichtungen, die unter dem Titel: „Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete", in seine gesammelten Werke aufgenommen sind, befindet sich, neben viel sehr Schönem, auch manches Unbedeutende, da er wohl zuweilen wider seinen Willen zum Dichten solcher Dinge genöthigt war. Um alles das Hochpoetische, Tiefe und Neue der Goethe'schen Lyrik zu bezeichnen, müßte man beinahe alle seine Lieder einzeln namhaft machen, da er sich in jedem derselben von einer andern, doch nicht minder schönen und ansprechenden Seite zeigt, doch würde das hier zu weit führen, und es genüge daher auf die Beispiele aufmerksam zu machen, unter denen sich von jeder Gattung die befinden, die von Kennern als die vorzüglichsten von allen lange schon sind bezeichnet worden.

Die didaktische Poesie, als die unterste Stufe, oder vielmehr als nicht mehr zur Poesie gehörend, bearbeitete Goethe gar nicht. Das eigentliche Lehrgedicht verwarf er, mit vollem Rechte, ganz; ebenso die lehrhafte Epistel, die früher so große Verbreitung gefunden. Er schrieb nur zwei Episteln, die vortrefflich sind und gegen den belehrenden Ton früherer derartiger Gedichte vortheilhaft abstechen. Nur Gnome, Sprüche, Sentenzen und Epigramme ließ er als die einzig zulässige Art der didaktischen Poesie gelten, und bearbeitete sie selbst in großer Anzahl, mit ungemeinem Talente, Scharfblick, Welt- und Menschenkenntniß. Unter den verschiedensten Titeln hat er die zahlreichen Sammlungen seiner Epigramme und Sprüche in seine Werke aufgenommen, und Alle enthalten, wenn sie auch neben seinen vielen und großen Meisterwerken verhältnißmäßig wenig in Betracht kommen, so viel des Ausgezeichneten, daß sie eines andern Dichters Ruhm zu begründen im Stande wären. „Die Epigramme aus Venedig" schildern mit treffenden Zügen das Leben, die Sitten, Gewohnheiten, Sprache und Kunst der dortigen Einwohner. „Die Weissagungen des Bakis", die ein Versuch sibyllinischer

Räthselsprüche sein sollten, enthalten unter diesem räthselhaften Gewande manche Sentenzen praktischer Lebensweisheit. Eben so die Sammlung, welche den Titel: „Die vier Jahreszeiten", führt, die zum Theil zu den „Xenien" gehören. Das Epigramm im Sinne der Alten behandelte er mit wahrer Virtuosität in dem Abschnitt: „Antiker Form sich nähernd." In den übrigen Sammlungen, wie „Epigrammatisch", „Sprüche in Reimen", „Zahme Xenien", und „Sprüche in Prosa", legte er meist seine reichen Beobachtungen nieder, über das geistige, bürgerliche, politische und literarische Leben.

Weniger umfassend wie in der Lyrik ist Goethes Bedeutung für die epische Poesie, da er nur einzelne Gattungen derselben (das idyllische Epos und die Ballade) diese aber mit unübertrefflicher Vollendung bearbeitete, während ihm für das eigentlich heroische Epos das tiefere Verständniß fehlte. Die einzelnen Fabeln (der Adler und die Taube), Erzählungen (Johanna Sebus), Parabeln (Zueignung, Nektartropfen), Legenden (Das Hufeisen), die er dichtete, können jede als Muster in ihrer Gattung gelten, namentlich gab er in der Legende den Ton der gemüthlichen Naivität, der treuherzigen Unbefangenheit an, der so sehr für dieselbe paßt, und der bei den alten Legendendichtern, wie z. B. bei Hans Sachs, so ansprechend wirkte. Noch entschiedener als bei der Legende tritt Goethes Einfluß in der Ballade hervor, die er, er mag nun fremde Stoffe entlehnen und bearbeiten, wie im „Veilchen", „Erlkönig", „Der Fischer", und Andern, oder eigene erfinden, wie „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber" u. s. w. mit einer unnachahmlichen Originalität, und in plastisch vollendeter Darstellung behandelte. Seine größern Epen: „Hermann und Dorothea", „Achilleïs" und „Reinecke Fuchs", sind, alle drei im Hexameter abgefaßt, wie an Inhalt auch an poetischem Werthe sehr verschieden. Während das idyllische Epos: „Hermann und Dorothea", zu dem er durch Voßens „Luise" angeregt wurde, nicht nur zu dem Besten gehört, was Goethe gedichtet hat, sondern zu dem Vorzüglichsten, was überhaupt im idyllischen Epos geleistet werden kann, ist der „Achilleïs" der eine Fortsetzung zu Homers „Ilias" sein und den Tod des Achilleïs darstellen sollte, jedoch nur Fragment geblieben ist, bei aller Kunst im Einzelnen, nur eine schwache Nachahmung des heroischen Epos im griechischen Sinne. Ebenso gewährt das Thierepos: „Reinecke Fuchs", den er dem niederdeutschen „Reinke Voß", nachbildete, durch die allzuhäufige Beimischung satyrischer Elemente kein ungestörtes Vergnügen an dem Kunstwerk selbst, wie es z. B. beim alten Thierepos der Fall ist. Es gehört zu Goethes spätern Arbeiten, stammt aus der Zeit seiner Verstimmung über die französische Revolution, und man sieht es dem Werk wohl an, daß er seiner Verstimmung nicht recht Herr werden konnte, während alle seine übrigen Werke die Zustände bei ihm als überwunden zeigen, die er darin behandelt.

Den Stoff zu „Hermann und Dorothea" entnahm er einer wahren Begebenheit, die sich 1731 zugetragen hatte, als die wegen der Religion vertriebenen Salzburger durch das Oettingische Gebiet kamen. Es besteht

aus neun Gesängen, von denen jeder den Namen einer Muse und eine dem Inhalt entsprechende Uebersicht führt, der in Kurzem folgender ist.

Im ersten Gesang sitzt der Wirth zum goldenen Löwen in einem Landstädtchen in der Rheingegend mit seiner Frau vor der Thüre seines Hauses, und sie sprechen von den Tagesangelegenheiten, namentlich über die Schaaren von Menschen, die aus den benachbarten Orten vor den Franzosen fliehen mußten, und denen die meisten Einwohner des Städtchens, darunter auch Hermann, des Wirthes Sohn, mit Kleidern, Lebensmitteln, und dergleichen zur Hülfe geeilt waren. Unterdeß kehren die Hülfebringenden zurück, und der Pfarrer und Apotheker gehen in des Wirthes Stube, um sich bei einem Glase Wein zu erquicken und den Hergang der Begebenheiten zu erzählen. Der Wirth spricht dabei die Hoffnung auf baldigen Frieden und den Wunsch aus, seinen Sohn verheirathet zu sehen.

Im zweiten Gesang kommt der Sohn zurück, und erzählt, wie er die mitgenommenen Gaben verwandt, die er alle einem Mädchen gegeben, das einen Wagen geleitet, auf welchem sich eine Wöchnerin mit ihrem Kinde befunden habe. Der Apotheker ergreift die Gelegenheit, das Glück des ehelosen Lebens zu preisen, namentlich in so bedrängten Zeiten, doch Hermann redet dagegen, ebenso der Wirth selbst und seine Frau, die erzählt, wie sie sich vor zwanzig Jahren auch in bedrängter Zeit verheirathet habe. Die Aeußerung des Sohnes über das Glück der Ehe erfreut den Vater und er räth ihm, die Tochter des reichen Nachbars zur Frau zu wählen. Doch Hermann erwiedert, daß er sie für herzlos halte, und erzählt zum Beweise dafür, wie sie ihn, wegen seiner Einfachheit, schon oft zum Besten gehabt. Der leicht erregbare Vater wird zornig und schilt den Sohn.

Im dritten Gesang entfernt sich dieser, dem fortgesetzten Schmähen des Vaters zu entgehen, doch die Mutter vertheidigt ihn und geht ihm nach, ihn wieder zu versöhnen. Die Männer reden noch Manches über zunehmende Theuerung und schlechte Zeiten.

Im vierten Gesang findet die Mutter Hermann auf seinem Lieblingsplatze unter einem Birnbaum in Gedanken versunken. Nach vieler Mühe gelingt es ihr, ihn zum Geständniß zu bringen, daß er entschlossen sei, nur jenes Mädchen zu heirathen, die er unter den Flüchtigen gesehen. Die Mutter verspricht ihm ihren Beistand und sie gehen zusammen zurück in's Haus.

Im fünften Gesang treten Mutter und Sohn wieder in die Stube, wo die Männer immer noch, im Gespräche vertieft, sitzen. Die Mutter theilt Hermanns Entschluß mit und erst, nachdem auch der Pfarrer zu dessen Gunsten gesprochen, gibt der Vater zögernd seine Einwilligung, daß Pfarrer und Apotheker sich nach dem Mädchen erkundigen sollen. Hermann fährt mit ihnen nach dem Dorfe, wo die Vertriebenen rasten.

Während im sechsten Gesang der Apotheker das Mädchen aufsucht, die ihm Hermann beschrieben hat, geht der Pfarrer zum Richter der Ausgewanderten, um sich zu erkundigen, und Hermann harrt auf der Straße, bis Beide zurückkehren. Der Richter erzählt dem Pfarrer von ihrem Unglück, und

namentlich von einer Jungfrau, die sich und Andere durch Muth und Geistesgegenwart von drohender Gefahr gerettet. Es ist Hermanns Erwählte, die der Apotheker unterdeß auch ausgekundschaftet hatte. Sie eilen zu Hermann zurück, und bereden ihn, dem schon wieder Zweifel das Herz bedrückten, selbst mit ihr zu sprechen. Pfarrer und Apotheker fahren nach Hause und Hermann eilt zu dem Mädchen.

Im siebenten Gesang erscheint Dorothea, um Wasser am Brunnen zu schöpfen, und Hermann fragt sie, ob sie mit ihm gehen wolle, seine Mutter brauche ein braves Mädchen in die Haushaltung. Dorothea willigt ein und eilt in das Dorf, um Abschied von ihren Begleitern zu nehmen.

Im achten Gesang gehen sie zusammen nach seiner Heimath und er schildert ihr der Eltern Gewohnheiten und Gemüthsart. Nach kurzer Rast auf Hermanns Lieblingsplatz steigen sie die Stufen des Weinbergs hinab, um in's Haus einzutreten, dabei vertritt sich Dorothea den Fuß und Hermann führt sie daher in's Haus.

Nachdem im neunten Gesang Hermann das Mädchen seinen Eltern vorgestellt, vertraut er dem Pfarrer, daß Dorothea als Magd in's Haus gekommen zu sein glaube, und bittet ihn, den Irrthum klug zu lösen. Unterdessen hatte sie aber der Vater schon als Braut des Sohnes begrüßt, was sie tief verletzte, da sie es für Spott hielt. Der Pfarrer benutzt die Gelegenheit, um das Herz des Mädchens zu prüfen, und, indem sie gesteht, daß Hermann ihre Neigung gewonnen, erklärt sie zugleich, daß sie sich für immer aus dem Hause entfernen müsse. Doch gelingt es dem Pfarrer und Hermann, das Mißverständniß aufzulösen, und das Ganze schließt, indem Dorothea von ihren früheren Schicksalen erzählt, in schönster Harmonie.

Goethes dramatische Poesien sind so mannichfaltig an Werth, als zahlreich die Stoffe und die Art und Weise sie zu behandeln ist. Seine ersten Dramen, das Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten", und das Lustspiel: „Die Mitschuldigen", sind noch ganz im Geist und in der Art der früheren Dramen der Zeit gehalten, nur zeichnen sie sich durch eine größere, innere Wahrheit vor den übrigen derartigen Arbeiten aus, da auch sie, wie Goethes Poesien alle, aus dem Leben und der Erfahrung hervorgegangen sind. Sie haben daher nur als Beitrag zur näheren Kenntniß von Goethes innerer Entwickelung besonderen Werth, den sie als poetische Erzeugnisse nicht besitzen. Erst mit dem, fünf Jahre später (1773) als diese beiden, erschienenen Schauspiel: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", zeigte sich Goethe als das, was er war, als einen der größten dramatischen Dichter aller Zeiten. Hervorgegangen aus den Ideen der Originalgenies, in denen Goethe damals befangen war, zeigte er sich aber ganz anders darin als die übrigen jener Kraftdichter. Beinahe unbewußt befolgte er die ewigen Gesetze der Kunst, die er zu verachten schien. Trotz mancher Mängel, die das Stück im Einzelnen noch an sich trägt, denen nachzuspüren und aufzudecken spätere Kritiker nicht versäumt haben, fand es einen so unermeßlichen Beifall, wie weder vor noch nachher jemals ein Drama, auch selbst Goethes spätere, nicht erhalten

haben. Diesen Beifall verdankt es, nächst der vortrefflichen Sprache, die noch nie so poetisch und zugleich volksmäßig und einfach erschienen war, vor allem dem nationalen Stoff, der mit wahrhaftem Nationalgefühl bearbeitet ist, der mit historischer Treue und poetischer Frische ohne Beigeschmack moderner Kulturverhältnisse die Gestalten und Bewegungen des 16. Jahrhunderts vor Augen führt. Aus der unbedeutenden, poetisch ganz werthlosen Selbstbiographie von „Götz von Berlichingen", den Goethe durch sein Schauspiel zu einer Art von allbekannten Volkshelden gemacht, entnahm er den Stoff, aber er hauchte den Gestalten Leben ein und hielt doch darin den lebendigen Geist des 16. Jahrhunderts fest, wie Vilmar so wahr als treffend bemerkt. Ein bühnengerechtes Drama im engern Sinne war der „Götz" nicht, und konnte auch nicht, ohne ihn vollständig neu zu gestalten, dazu gemacht werden, daher steht die Bearbeitung für die Bühne, die Goethe später unternahm, der ursprünglichen Gestalt an poetischem Werthe nach. Wenn auch vom Publikum bei weitem weniger enthusiastisch aufgenommen wie der „Götz", theils weil sie für den noch nicht genug gebildeten Geschmack desselben zu hoch standen, theils aber auch, weil er damit den nationalen Boden wieder verließ, überragen Goethes vier spätern, größern Dramen: „Iphigenie", „Egmont", „Tasso", und „Faust", den „Götz" bei weitem noch an Kunstvollendung.

Das Schauspiel: „Iphigenie auf Tauris", welches er früher in Prosa entwarf und erst während seiner italienischen Reise in fünffüßige Jamben umgoß, wodurch es sich schon gleich als höheres Kunstgebilde von dem prosaisch gebliebenen „Götz" unterscheidet, steht unter allen Goetheschen Dramen als Kunstgebilde am höchsten, da alle Einzelheiten an sich schön sind und zugleich in ihrer Verbindung das vollste Ebenmaß gewähren. Er verschmolz darin zur reinsten Harmonie den griechischen mit deutschem Geiste, und verstand das innere Leben in all' seiner Beweglichkeit, welches hauptsächlich darin dargestellt ist, zur Handlung zu erheben.

Das Trauerspiel: „Egmont", welches ein Jahr nach „Iphigenie" erschien, doch schon vor derselben begonnen war, und sich nicht, wie diese, aus der Prosa zur Poesie erhob, hat bei allen einzelnen Schönheiten, bei aller poetischen Wahrheit und Feinheit in der Charakterzeichnung, etwas Bruchstückartiges behalten, es leidet, nach Vilmar mehr, wie irgend ein anderes Drama Goethes, an einer gewissen Ungleichartigkeit und einem fühlbaren Mangel an Vollendung. Es ist weniger ein vollständiges Drama, als eine Reihe zusammenhängender Studien.

Das Schauspiel: „Torquato Tasso", ebenfalls in Prosa aufgesetzt und in Italien in Versen ausgearbeitet, hat mit der „Iphigenie" den Mangel an Handlung gemein und leidet noch mehr daran, wie jene, aber es entschädigt dafür hinlänglich durch die feine Charakterzeichnung, durch die klare und durchsichtige Form des Ganzen.

„Faust" endlich, eine der frühesten Conceptionen des Dichters, dessen ersten Theil er schon 1773 begann, 1790 als Fragment erscheinen ließ, und

1808 als Tragödie herausgab, der aber erst vollständig mit dem zweiten Theil 1831 erschien, ist jedenfalls der Idee nach das Großartigste und Ergreifendste, was Menschengeist geschaffen hat. Es scheidet sich nicht bloß der Anlage, sondern auch der Bearbeitung nach in zwei vollständig getrennte Theile, die man kaum einem und demselben Dichter zuschreiben würde. Denn während sich der erste, mit Ausnahme einiger, später eingeschobenen Scenen in der größten Klarheit und Anschaulichkeit bewegt, versenkt sich der zweite in das dunkele Reich der Allegorie und romantisch-mystischen Behandlung. Der erste ist, so wie er vor uns liegt, ein hohes Kunstwerk, der zweite eine Reihe mehr oder weniger schöner Dichtungen. Die hochpoetische Idee, die schon der alten Sage vom Doktor Faust zu Grunde liegt; der unersättliche Durst des Menschen nach Wissen und Erkenntniß, mit welcher Selbstständigkeit und poetischen Schöpfungskraft erscheint sie von Goethe aufgefaßt. Sein „Faust" ist nicht mehr die beschränkte Gestalt der Sage, er ist der Repräsentant des Menschen überhaupt, der in seinem ungezügelten Streben nach ihm versagter Erkenntniß und Genuß dem Untergange nahe ist, wenn ihn auch, wie schon der Prolog im Himmel andeutet, sein Streben nach Wahrheit nicht untergehen läßt. Eben nach diesem Prolog im Himmel war die Aufgabe des zweiten Theiles, Fausts Kampf mit dem bösen Prinzip und seinen endlichen Sieg darzustellen. Doch erscheint diese Aufgabe ganz und gar nicht erfüllt. „Es sollte", nach Vilmars treffendem Ausdruck, „wie der erste Theil ein allgemein menschliches Streben nach Wissen und Genuß bezeichnet, der zweite eine allgemein menschliche That enthalten, die That, welche aus allen vereinigten Kräften des Menschen hervorgeht, und ihn eben darum in seiner Einheit und Ganzheit darstellt, und enthält nur die That eines Individuums. Es sind zum großen Theil, fast möchte man sagen, höchst wunderlicher Weise literarische Thaten, wie z. B. die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit. Wenn darum schon jetzt manche Einzelheiten im zweiten Theil des „Faust" Räthsel sind, an deren vergeblicher Lösung man sich bis zum Mißmuth versucht, andere zwar sich zur Lösung und zum Begreifen herbeilassen, jedoch nicht, ohne die unmuthige Stimmung zu erregen, daß man hinter den großen aufgewandten Mitteln nur ein kleines, oft unbedeutendes und geringfügiges Resultat entdeckt, so wird nach fünfzig Jahren dieser ganze zweite Theil fast ohne Verständniß, mithin auch ohne Interesse sein, während der erste Theil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jahrhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird."

Goethes übrige, zahlreiche, dramatischen Werke, die alle von seinem Dichtergenius angehaucht, von seinem Geiste durchweht sind, stehen an poetischem Werthe und Kunstvollendung doch weit hinter den fünf genannten zurück, so daß Vilmar sie als Studien, Feiertagsarbeiten und Abfälle der andern bezeichnet. Wir verzichten daher darauf, sie einzeln zu besprechen, doppelt da es uns hier zu weit führen würde. Es sind dies, außer den unvollendet gebliebenen Entwürfen: „Mahomed", und „Der ewige Jude", die

Trauerspiele: „Clavigo", „Stella", „Die natürliche Tochter", „Künstlers Erdenwallen", „Künstlers Apotheose", „Die Geschwister", „Prometheus", und „Elpenor", letztere beiden Fragmente. Die Singspiele: „Claudine von Villa Bella", „Erwin und Elmira", „Jery und Bätely", „Lila", „Die Fischerin", „Scherz, List und Rache", „Die unglücklichen Hausgenossen", „Zauberflöte zweiter Theil", die meist, wie auch die Festspiele: „Pandora", „Des Epimenides Erwachen", und einige andere zu besonderen Gelegenheiten gedichtet wurden; ferner die Satyren: „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", „Das Neueste von Plundersweilern", „Pater Brey", „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Bahrdt", und „Götter, Helden und Wieland", und endlich die Lustspiele: „Triumph der Empfindsamkeit", „Die Vögel" (nach dem Aristophanes), „Der Groß-Cophta", „Der Bürgergeneral", und „Die Aufgeregten". Auch einige fremde Dramen bearbeitete Goethe für das Theater, wie „Mahomet", und „Tankred", von Voltaire, und „Romeo und Julie", von Shakspeare.

Es bleibt uns schließlich Goethe noch als Prosaiker zu betrachten übrig, als der er, wenn man Sprache und Darstellung nimmt, einzig und unerreicht dasteht, während der Kunstwerth mancher Werke, dem Inhalt nach, viel geringer ist, als man nach seinen umfassenden Talenten erwarten sollte, da er mit einigen, bestimmte Zwecke erreichen wollte, wodurch der Künstler in ihm häufig zurückgedrängt wurde; dagegen war er der Erste und bis jetzt auch der Einzige, der Lessings schöne Deutlichkeit und Klarheit mit volksthümlicher Beweglichkeit und Frische in seiner prosaischen Darstellung zu verbinden wußte, und um so viel volksthümlicher seine Sprache ist, um so viel übertrifft er diesen großen Sprachverbesserer an Wahrheit und Schönheit. Seine prosaischen Schriften bestehen aus Romanen, Novellen, Märchen, Reisebeschreibungen, biographischen Werken, ästhetischen Abhandlungen, Reden, Briefen, naturwissenschaftlichen Werken und Aphorismen.

Sein erster Roman: „Werthers Leiden", der kurz nach Veröffentlichung des „Götz" erschien, und, gleich diesem, einen wahren Beifallssturm erregte, auch ebenso für lange Zeiten hinaus einflußreich war, ist, was die Kunstvollendung betrifft, jedenfalls auch der gelungenste. Er verband darin mit schöpferischer Kraft selbst Erlebtes und Erfundenes zu einem harmonischen Ganzen. Die zumeist üble Wirkung, die das Werk, sowohl in sittlicher, wie literarischer Beziehung hervorgebracht hat, ändert nichts an seinem Kunstwerthe und lag überhaupt nicht an dem Werke selbst, sondern an der falschen Auffassung der Leser, die es für eine Vertheidigung der Sentimentalität und des Selbstmordes hielten, während es doch nur eine getreue Darstellung solcher krankhaften Zustände war.

An Kunstvollendung und poetischem Werthe steht der zweite Roman Goethes: „Wilhelm Meisters Lehrjahre", und „Wilhelm Meisters Wanderjahre", weit hinter dem „Werther" zurück, während er ihm, was den üblen Einfluß betrifft, gleich kommt. Abgesehen davon, daß es ein Tendenz-Roman ist, da Goethe darin zeigen wollte, wie der an sich tüchtige, aber charakter-

schwache Mensch durch die Kunst und die Welt, zur Selbstständigkeit erzogen werden könne, abgesehen davon, daß er ihn zur Niederlegung seiner Kunst und Weltbetrachtungen benutzt, wodurch die poetische Einheit schon gestört erscheint, leidet das Werk auch an sehr störenden Ungleichheiten, und der Schluß entspricht in keiner Beziehung dem Anfang, besonders, da die ursprüngliche Absicht gar nicht durchgeführt ist. Es bleibt stets ein Gefühl des Mißmuths beim Lesen dieses Buches zurück, ähnlich wie beim zweiten Theil des „Faust", da hier wie dort eine Menge Räthselhaftes und Geheimnißvolles vorkommt, was niemals aufgelöst wird.

An künstlerischer Vollendung wird „Wilhelm Meister" weit übertroffen von den „Wahlverwandtschaften", dem dritten Roman Goethes, der durch die sichere Charakterzeichnung, die genaue Durchführung der Verhältnisse und Gegensätze und die sinnigen Naturschilderungen zu einem wahren Kunstwerke gemacht wird, und namentlich in letzterer Beziehung an „Werther" erinnert. Doch die Wahl des Stoffes ist in jeder Beziehung verfehlt, da die Lösung bei Goethe unbefriedigend ist, und es überhaupt wohl für diesen Stoff keine befriedigende Lösung gibt.

Theilweise zu den biographischen Schriften, theilweise zum Roman, gehört Goethes klassische Lebensbeschreibung: „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung", welche dieselben Vorzüge, aber vollendeter und sichtbarer, zeigt wie die „Wahlverwandtschaften", da er nicht mit dem widerstrebenden Stoffe zu kämpfen hatte. In dem ganzen Werke ist nichts Gesuchtes, Gemachtes, auch nichts Erfundenes, und das Wort Dichtung bezieht sich nicht auf das, was der Verfasser Ersonnenes hinzugethan, sondern allein auf die künstlerische Bearbeitung des gegebenen Stoffes. Noch gewährt es nebenbei durch die zahlreichen Bemerkungen über die bedeutendsten Persönlichkeiten und Schriften jener Zeit ein besonderes Interesse.

Gelungen nach Inhalt wie Darstellung sind seine Novellen und Erzählungen, die meist in größere Werke eingeflochten sind. Die früheren bilden den wesentlichsten Theil des Buches: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", welche er zuerst 1795 in den „Horen" veröffentlichte. Es sollten, wie „Tausend und eine Nacht", eine Reihe von Erzählungen werden, von denen jede wieder eine andere hervorrief. Doch ist dieser Gedanke wieder später zurückgetreten, und es wurde nun eine Gesellschaft von der Revolution Vertriebener, welche die unglückliche Zeit mit heiteren und ernsten Gesprächen zu überwinden suchen.

Seine wenigen Märchen: „Der neue Paris", „Die neue Melusine", und „Das Märchen von der Schlange", sind unbedeutend, sie befinden sich ebenfalls in seinen größeren Werken zerstreut. Ersteres in „Dichtung und Wahrheit", das Zweite in den „Wanderjahren", und das Dritte in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter."

Seine Reisebeschreibungen: „Briefe aus der Schweiz", „Italienische Reise", „Römischer Karneval", „Reise am Rhein, Main und Neckar, in den Jahren 1814, 1815", „Campagne in Frankreich 1792", zeigen eben

so, wie seine biographischen Schriften: „Benvenuto Cellini", „Winkelmann und sein Jahrhundert", „Philipp Hackort", seine ästhetischen Abhandlungen: „Ueber Kunst und Alterthum", „Von deutscher Art und Kunst", „Ueber epische und dramatische Poesie", seine Reden, freundschaftlichen Briefe und Aphorismen, immer wieder und wieder Goethe den genialen Dichter, Goethe den schaffenden Künstler und den, bis in sein hohes Alter an Geist wie Körper frischen, kräftigen und gesunden Menschen.

Ueber seine naturwissenschaftlichen Schriften (Farbenlehre, Metamorphose der Pflanzen), mit welchen Studien er sein ganzes Leben hindurch beschäftigt blieb, ein Urtheil zu fällen, gehört nicht hierher.

## Aus Goethe's Werken:

### Lieder.

#### Heidenröslein.

Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah' zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

#### Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

### Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie,
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaff' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See,
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

### Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm' an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

### An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Mitternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

## Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen,
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre,
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen in= und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

## Offene Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut'
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen,
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie all',
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Junge Herrn berief ich auch,
Nicht im mind'sten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel;
Diese bat ich sonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Männer lud ich, mit Respekt,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unsre Lust zu mehren,
Die weit lieber fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Doch ich sehe Niemand gehn,
Sehe Niemand rennen.
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, sag', was meinst du wohl?
Es wird Niemand kommen.

Hänschen, lauf' und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf!
Sieh nur, wie sie kommen!

## Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

## Sonette.

### Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngste Tage zum vollen Jahre.

### Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben,
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen.

## Elegien.

### Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach! mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es scheint der Freund schon mir ein Gegner zu sein,
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.

Aber ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf;
Ras't nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenossen,
Dem du, als Knabe, so früh, manche Genüsse verdankt.
O, verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt, und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft's, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterwegs die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab,
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur,
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

## Epigramme und Sprüche.

### Aus: Antiker Form sich nähernd.

#### Anakreon's Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

**Ungleiche Heirath.**

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich:
Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

**Aus den Venetianischen Epigrammen.**

6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

**Aus den Weissagungen des Bakis.**

25.

Wie viel Aepfel verlangst du für diese Blüthen? — „Ein Tausend;
Denn der Blüthen sind wohl Zwanzig der Tausende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das find' ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst Einen von Tausend behältst.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Andern auf."

27.

Klingeln hör' ich! es sind die lustigen Schlittengeläute,
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst du? Mich däucht es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen dir leis' um die Ohren bewegt."

**Aus den vier Jahreszeiten.**

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

24.

Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf!

25.

Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die Beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so Vieles entstellt.

46.

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von Andern Gefundnes,
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

55.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

60.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

62.

Welchen Leser ich wünsche? den Unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

63.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

66.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

## Aus der Sammlung: Epigrammatisch.

### Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
„Man fragte: Wie seid ihr zufrieden gewesen?"
Wären's Bücher, sagt er, ich würd' sie nicht lesen."

### Den Originalen.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand."

### Demuth.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

### Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

### Frisches Ei, gutes Ei.

Enthusiasmus vergleich ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeist'rung ist keine Heringswaare,
Die man einpöckelt auf einige Jahre.

### Das Alter.

Das Alter ist ein höflicher Mann,
Einmal über's andre klopft er an,
Aber nun sagt Niemand: Herein!
Und vor der Thür will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

### Wie du mir, so ich dir.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gieb!

## Episches.

### Zueignung.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Wie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön,
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächs't in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte leicht in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt ich, er war hell und hehr.
Nur sah' ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

### Legende vom Hufeisen.

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er es gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt.
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen;
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wief' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit,
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

## Balladen.

### Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief?
Laßt nur herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O! dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trank euch danke.

## Der Fischer.

Das Wasser rausch't, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

## Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

## Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage,
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog' ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

## Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr! die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

## Aus Hermann und Dorothea.

### Achter Gesang.

**Melpomene. Hermann und Dorothea.**

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit gleichenden Blicken,
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte.
Und sie freuten sich beide des hohen wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen, von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt Jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es versetzte dagegen der gute verständige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderst dich nach dem Sinne der Eltern befragest,
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthschaft mich als wie der meinigen annahm;
Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, sie wußt' es zu schätzen;
Und so wirst du ihr auch das treffliche Mädchen erscheinen,
Wenn du das Haus besorgst, als wenn du das Deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so; denn dieser liebet den Schein auch,
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir sogleich, der Fremden, enthülle,
Ja, ich schwör' es, das erstemal ist's, daß frei mir ein solches

Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwatzen gewohnt ist;
Aber du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen,
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe, so wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein.

Freudig sagte sie darauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zusammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu stellen;
Denn der Mutter Sinn ist wie mein eignes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde,
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten,
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen,
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir dem einzigen Sohne und künftig meinem Gebieter?

Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten,
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertrieb'ne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tages gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht', ich zähle die Scheiben.

Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird, wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhen und des Mahles genießen,
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herging,
Aber sie, unkundig des Steigs, und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen,
Eilig streckte gewand der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens.
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch sie verhehlte den Schmerz, und sagte die scherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein besseres Zeichen gewünschet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirth du erscheinest.

Johann Christoph Friedrich Schiller, geboren den 10. November 1759 zu Marbach, einem kleinen Städtchen in Würtemberg. Er war der einzige Sohn von Johann Kaspar Schiller, damaligen Lieutenants in Würtembergischen Diensten, der später zum Hauptmann und Major befördert, zum Kommandanten des herzoglichen Lustschlosses Solitude und zum Inspektor der Baumschulen des Landes ernannt wurde. Seine Mutter Elisabeth Dorothea, geborne Kettweiß, hielt sich bei der Geburt des Sohnes bei ihren Eltern in Marbach auf, während der Vater im Dienste abwesend war. Durch das häufige Wechseln des Wohnortes der Eltern, da sie sich bald in Lorch, bald in Ludwigsburg befanden, konnte zuerst nur wenig für des jungen Schillers Erziehung geschehen, doch wirkte seine Mutter mit ihrem trefflichen Verstand, innigem Gefühl, tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit sehr günstig auf den feuerigen und gemüthreichen Knaben ein, während er stets eine gewisse Scheu vor seinem zwar tüchtigen, aber rauhen und heftigen Vater behielt. Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe von 1765—1768 in Lorch bei dem Pfarrer Moser und besuchte von 1768—1772 die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Die erste theatralische Aufführung, die er hier in seinem neunten Jahre sah, brachte eine so mächtige Wirkung auf ihn hervor, daß von da alle seine jugendlichen Spiele sich dieser neuen Welt zukehrten und er schon Pläne zu Trauerspielen entwarf.

Nach seiner Konfirmation sollte er, da er Theologie studieren wollte, in ein Seminar aufgenommen werden. Aber der Herzog wünschte, und sein Wunsch war hier Befehl, talentvolle Zöglinge für seine, auf dem Schlosse Solitude neu errichtete Lehr= und Erziehungsanstalt, Karlsschule genannt,

und der vierzehnjährige Schiller mußte der Theologie entsagen, da auf der Karlsschule diese nicht gelehrt wurde. Mit Widerwillen trat er daher 1773 in die Schule ein und wählte nothgedrungen, statt der Theologie die Rechtswissenschaft. Sein Widerwille steigerte sich bis zum Hasse, als er sich nun einer pedantischen militärischen Zucht unterwerfen mußte, und er faßte, schon bald nach seinem Eintritt, mit einigen andern Zöglingen, den Gedanken aus der Anstalt zu entfliehen. Doch blieb der Plan unausgeführt, und er versöhnte sich einigermaßen wieder mit den dortigen Verhältnissen, als er statt der Rechte, Medicin studieren durfte, die seit der Verlegung der Schule nach Stuttgart 1775 unter die Lehrgegenstände aufgenommen worden. Mit großem Fleiße wandte er sich diesem neuen Studium zu, und erwarb sich manchen Preis durch seine medicinischen Abhandlungen. Mit noch größerm Eifer ergab er sich jedoch dem Studium der Poesie, was er freilich nur heimlich betreiben konnte, da alle Poesien den Schülern der Karlsschule verboten waren. Er verschaffte sich insgeheim alle Werke derjenigen deutschen Dichter, von welchen die Nation seit den letzten Jahrzehnten bewegt worden, wie Klopstocks, Lessings, Gerstenbergs, Leisewitz's, Bürgers, Schubarts, Goethe's Schriften, Wielands Uebersetzung des Shakspeare und andere, und entwarf selbst Pläne zu einem religiösen Epos und zu mehrern Dramen: „Die Studenten von Nassau" und „Den Kosmus von Medici", deren Entwürfe er später vernichtete. Ein anderes Drama: „Der verlorne Sohn", oder wie es nachher hieß „Die Räuber" vollendete er noch auf der Karlsschule.

Im Jahre 1780 wurde er als Doktor der Medicin aus der Anstalt entlassen und als Regimentsarzt in Stuttgart mit 18 Gulden monatlichem Gehalte angestellt. Endlich dem pedantischen Zwange entronnen, wollte er nun auch sein Leben genießen, gerieth aber bei seinem geringen Gehalte bald in Schulden und entschloß sich daher sein fertiges Drama, da er keinen Verleger fand, auf eigne Kosten mit geborgtem Gelde drucken zu lassen. Einer der Ersten, welche es lasen, war der Intendant des Mannheimer Theaters „Freiherr von Dalberg", der den Verfasser aufforderte, demselben eine bühnenmäßigere Gestalt zu geben. Dies geschah und das Drama erschien 1782 neu gedruckt in Mannheim, wo Dalberg es aufführen ließ.

Schiller reiste heimlich, ohne Urlaub, zur Aufführung desselben nach Mannheim, und hatte die Freude den außerordentlichen Erfolg zu sehen. Auch auf andern Bühnen fand es großen Beifall, dagegen erregte es ihm in der Heimath viel Unannehmlichkeiten. Der Herzog verbot ihm alles Ernstes jede Beschäftigung mit der Poesie, und bestrafte seine zweite heimliche Reise nach Mannheim mit vierzehn Tagen Arrest. Schiller, dem dieser ewige Druck unausstehlich war, und der zudem durch das Schicksal des unglücklichen Schubart, der schon lange auf dem Hohenasberg schmachtete, gewarnt, für seine persönliche Freiheit fürchtete, beschloß aus Stuttgart zu entfliehen. In Begleitung eines treuen Freundes, des Musikers Streicher, verließ er im September 1782 Stuttgart und wandte sich nach Mannheim, in der Hoffnung, Dalberg werde sich auf sein unterdeß fertig gewordenes zweites Drama:

„Die Verschwörung des Fiesco" zu einem Vorschuß bewegen lassen. Als dieser das Gesuch abschlug, ging er nach Oggersheim bei Mainz, wo er kümmerlich von dem geringen Ertrag einer Sammlung seiner ersten lyrischen Gedichte, die unter dem Titel: „Anthologie für das Jahr 1782" erschienen war, sowie des verkauften „Fiesco" lebte, und arbeitete an einem dritten Drama: „Luise Millerin", später „Kabale und Liebe" betitelt. Im Dezember 1782 folgte er der Einladung von Frau von Wolzogen, der Mutter eines seiner Studiengenossen, die er in Stuttgart hatte kennen lernen, und verlebte auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen glückliche Tage, vollendete die „Luise Millerin" und entwarf den Plan zu „Don Carlos". Inzwischen hatte Dalberg seine Gesinnungen geändert und schrieb ihm, er sei geneigt, ihn als Theaterdichter anzustellen. Nur in der Hoffnung seine dramatischen Arbeiten vollenden zu können und aufführen zu sehen, nahm Schiller Dalbergs äußerst geringe Anerbietungen an, und gab, um sein spärliches, nur 500 Gulden betragendes Einkommen in Mannheim zu verbessern, dort 1784 eine Zeitschrift für Schauspiel und Theater heraus: „Rheinische Thalia" genannt, deren erstes Heft er dem Herzog von Weimar widmete, den er auf einer Reise nach Darmstadt kennen gelernt, und dessen Beifall er durch die Lektüre des ersten Aktes von „Don Carlos" erworben hatte, so daß ihm dieser den Titel eines Weimarischen Rathes ertheilte. Unterdessen wurden ihm seine Mannheimer Verhältnisse immer unangenehmer und drückender, und freudig folgte er daher 1785 einer Einladung des Oberappellationsraths Körner, ein Freund der Poesie, der sich durch Schillers Dichtungen für den Verfasser begeistert hatte, nach Leipzig, und verlebte dort, so wie in dem nahe gelegenen Dorfe Gohlis, und später, als Körner sich verheirathet hatte, in Dresden und Loschwitz mit Körner, dessen Verwandten und Freunden, zwei frohe Jahre, eifrig mit Plänen zu neuen poetischen Arbeiten, mehr aber noch mit geschichtlichen Studien beschäftigt. Eine leidenschaftliche Neigung zu einem, wie es scheint seiner unwürdigen Gegenstande, bewog seine Freunde auf seine Entfernung aus Dresden zu dringen und er reiste daher 1787 nach Weimar ab, wohin ihn Frau von Kalb, eine seiner Bekannten aus Mannheim, eingeladen hatte. Weimar bot ihm so viel Anziehendes und geistig Förderndes nicht, als er erwartete, und nur mit Wieland trat er in ein näheres Verhältniß, an dessen „Merkur" er sich betheiligte. Auf einer Reise, die er Ende des Jahres zu seinem Schwager Reinwald nach Meiningen unternahm, lernte er in Rudolstadt Frau von Lengefeld kennen, in deren, durch Geist und Bildung ausgezeichneten Familie er sich so glücklich fühlte, daß er im folgenden Jahre seinen Aufenthalt in einem Dorfe in der Nähe Rudolstadts nahm, um der Familie nahe zu sein. Er vollendete dort sein erstes geschichtliches Werk: „Den Abfall der vereinigten Niederlande von Spanien" und erhielt dadurch auf Goethe's Verwendung, den er in Rudolstadt hatte kennen lernen, zu dem es ihn damals aber nicht besonders hinzog, eine außerordentliche Professur der Geschichte in Jena. Ein Gehalt war mit dieser Stelle, welche Schiller 1789 antrat, noch nicht verbunden, doch entmuthigte ihn dies keineswegs.

Er setzte seine geschichtlichen und philosophischen Studien rüstig fort, und erwarb sich durch seine schriftstellerischen Arbeiten eine nicht unbedeutende Einnahme. Zudem fand er nach Eröffnung seiner Vorlesungen einen außerordentlichen Zudrang und der Herzog setzte ihm bald ein Jahresgehalt von 200 Thalern aus. Eine Kühnheit war es immer noch, doch nach gemüthlicher Häuslichkeit sich sehnend, wagte er es 1790 mit Charlotte, der zweiten Tochter von Frau von Lengefeld, sich zu vermählen. Das Glück, das ihm aus dieser Verbindung mit einer gleichgestimmten Seele erwuchs, blieb jedoch nicht lange ungetrübt. Allzu angestrengtes Arbeiten zog ihm 1791 eine heftige Brustkrankheit zu, von welcher er sich nur sehr langsam erholte, und er sah einer von Nahrungssorgen erfüllten Zeit entgegen, da er seine schriftstellerische Thätigkeit einstweilen ganz einstellen mußte, als ihm unerwartete Hülfe aus Dänemark kam. Der Herzog von Augustenburg und der Minister Graf von Schimmelmann hörten durch den Dichter Baggesen von Schillers bedrängter Lage, dessen Poesien beide mit Begeisterung erfüllten, und ließen ihm ein Gnadengehalt von tausend Thalern jährlich antragen, die freundliche Einladung hinzufügend, er möge sie durch seinen Besuch in Kopenhagen erfreuen. Schiller, dadurch vor Mangel geschützt, begann mit erneutem Eifer seine Studien, namentlich die philosophischen. Nach einem neunmonatlichen Aufenthalt in der Heimath bei seinen Eltern, begann er die Herausgabe der Zeitschrift: „Horen", welches die nächste Veranlassung zu seiner innigen Vereinigung mit Goethe wurde, die für beide von den wohlthätigsten Folgen war. Schiller, der durch seine Beschäftigung mit geschichtlichen und philosophischen Studien sich theilweise von der Poesie abgewandt hatte, begann mit neuem Eifer sie zu pflegen und seine vorzüglichsten dramatischen Werke Wallenstein, Maria Stuart, Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina) wie lyrischen Dichtungen (Ideal und das Leben, Macht des Gesanges, Würde der Frauen, Lied von der Glocke und die Balladen) stammen aus dieser Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe. Der Wunsch Goethe und andern Freunden näher zu sein, veranlaßte ihn 1799 seine Professur niederzulegen und nach Weimar zu ziehen, was durch des Herzogs Gewährung einer erhöhten Pension sehr erleichtert wurde. Auch wurde ihm, durch des Herzogs Verwendung, vom Kaiser der Adel verliehen. Im Frühling 1804 machte er eine Reise nach Berlin, um der Aufführung des „Wilhelm Tell" beizuwohnen. Man machte ihm dort die glänzendsten Anerbietungen, um ihn an Berlin zu fesseln, doch die Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Weimar bewogen ihn, sie auszuschlagen. Die Anstrengungen der Reise hatten seine Gesundheit erschüttert, er kehrte im Sommer 1804 sehr angegriffen nach Weimar zurück, und erlag am 9. Mai 1805 einem heftigen Anfall seiner Brustkrankheit, mitten in seiner geistesfrischen Thätigkeit. Bei seinem hundertjährigen Geburtstag am 10. November 1859 zeigte die Nation durch alle Schichten der Bevölkerung, daß sie Schillers Werth erkannt hat, daß es ihr erkorner Lieblingsdichter ist. Durch zahlreiche Schriften,

poetischen wie prosaischen, durch Denkmale und Stiftungen wurde sein Andenken geehrt.

Dieselben Gründe wie bei Goethe walten auch bei Schiller vor, daß seine Biographie weniger ausführlich zu sein brauchte, indem sein Charakter und Lebensgang jedem Deutschen, der nur irgend Anspruch auf Bildung macht, bekannt genug ist; ebenso daß eine historische Betrachtung für jetzt noch unmöglich, eine eingehende Besprechung aller seiner Werke für eine allgemeine Geschichte der Literatur zu umfangreich sein, und endlich auch, meine persönlichen Kräfte überschreiten würde. Wir werden also, wie bei Goethe, nur das Hauptsächlichste hervorheben, folgend den Ansichten der bedeutendsten Beurtheiler Schillers.

Man hat oft die sehr müssige Frage aufgeworfen, wer als Dichter höher stehe, Goethe oder Schiller, während man doch hätte bedenken sollen, daß jedem seine eigne Krone gebühre, und daß ein Vergleich dieser beiden, niemals zu einem Resultat führen könne, denn was der eine auf der einen Seite mehr hatte, mangelte ihm auf der andern und umgekehrt. Muß denn verglichen werden, so wäre die Vergleichung Goethe's mit Pallas Athene, die aus dem Haupte Jupiters fertig hervorging, und Schillers mit Herkules, der erst nach schweren Kämpfen unter die Götter aufgenommen wurde, noch am besten, da sich Goethe's Talent ruhig und harmonisch entwickelte, Schiller jedoch erst nach vielen innern wie äußern Kämpfen zur vollen Harmonie gelangte. Muß ja verglichen werden, so kann höchstens der Vergleich gelten, daß Goethe in der Lyrik, Schiller im Drama höher stehe, daß aber Beide, Dichter im vollsten Sinne des Wortes waren, Dichter, wie wenige Nationen sie aufweisen können, Dichter, wie sie nur selten erscheinen, und daß sie gerade zusammen in Deutschland wirkten, brachte unsere Poesie auf die höchste Höhe der Kunst. Daß sich trotzdem auch an ihren Werken noch einzelne Mängel befinden, wie viele Kritiker aufzuweisen bemüht waren, wird schon deshalb Niemand läugnen, weil ganz Vollkommenes die menschliche Natur nicht hervorzubringen vermag, und beide Dichter, wenn auch auf der höchsten Stufe der Menschheit stehend, doch immer Menschen blieben, daß diese Mängel die Vorzüge aber niemals verdunkeln können, ist eben so gewiß.

Man hat, weil Schiller erst nach und nach zur Klarheit und Harmonie durchdrang, drei Perioden seiner Poesie angenommen. Die erste, gleich der Sturm- und Drangperiode in der Literatur, wild stürmend und brausend, dahin gehören von dramatischen Werken „Die Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe"; von den lyrischen Poesien: „Die Phantasien an Laura", „Hektors Abschied", „Die Schlacht", „Die Kindesmörderin" und andere mehr. Die zweite Periode mehr ruhig und sanft, aber noch ringend mit den Regeln der Kunst und philosophischen Ansichten, dahin gehören aus der Lyrik: „An die Freude", „Die Götter Griechenlands", „Resignation" und andere; von dramatischen Arbeiten: „Don Carlos" und endlich die dritte Periode, frei und harmonisch aus dem Kampf hervortretend. Aus dieser Zeit stammen die schon erwähnten vortrefflichen Poesien, lyrischen, epischen wie dramatischen,

und seine herrlichen Prosawerke, Romane, geschichtliche und ästhetische Schriften.

Doch wollen wir Schillers Werke hier nicht nach diesen drei Perioden betrachten, sondern nach den verschiedenen Gattungen, die er bearbeitete, um von seiner Thätigkeit auf allen diesen Gebieten eine genauere Uebersicht zu erlangen.

Was zuerst seine Lyrik betrifft, so kann man von ihr nicht wie von der Goethe'schen sagen, daß alle seine Gedichte, die frühesten, wie die spätesten, die ernsten, wie die heitern von gleichem Werthe sind, im Gegentheil sie unterscheiden sich so merklich von einander, daß man den einen höhern poetischen Werth absprechen muß, während die andern die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichen. Zu diesen beinahe ganz werthlosen gehören fast alle lyrischen Poesien aus seiner ersten Periode, in der er nach seiner eignen Aussage nur ein Sklave Klopstocks war. Trotz ihrer und wahrscheinlich gerade wegen ihrer leidenschaftlichen Erregtheit ihrer Ueberfülle der Phantasie und des Gefühls fanden diese Gedichte zu ihrer Zeit und finden noch jetzt bei der Jugend zahlreiche Verehrer. Die aus der zweiten Periode stammenden, nur wenige an der Zahl, bilden zu diesen ersten durch ihre größere Klarheit und Anschaulichkeit schon einen erfreulichen Gegensatz, doch herrscht in ihnen noch zu sehr die philosophische Reflection vor; während die aus der dritten Periode, was Form, Inhalt und Behandlung betrifft, zu dem Unvergleichlichsten gehören, was die Poesie alter und neuer Zeit hervorgebracht hat, zu denen, nach Vilmar's treffendem Urtheile „nach Jahrhunderten, wenn eine andere Sprache wird gesprochen, und eine neue Harmonie noch nie gehörter Liedesklänge wird angestimmt werden, dankbare Nachkommen zurück wallfahrten, um sich daran zu erfreuen". Vorzüglich gilt dies von dem „Lied von der Glocke"; den Gedichten: „Sehnsucht", „Der Pilgrim", „Der Jüngling am Bache", „Der Alpenjäger", „Das Berglied", „Das Glück", „Der Genius", „Das Ideal und das Leben" und noch einigen. Ebenso, wenn möglich noch in erhöhtem Maße gilt das Gesagte von seinen Romanzen, wie „Der Taucher", „Die Bürgschaft", „Der Kampf mit dem Drachen" u. s. w., in denen Schiller, wie Goethe in der Ballade, unübertroffen ist.

Die Romanzen waren Schillers hauptsächlichste Produktionen in der epischen Poesie. Größere Epen verfaßte er keine, so oft und viel er sich auch mit dem Gedanken beschäftigte, namentlich wollte er, in seiner Jugend, ein religiöses Epos, dessen Held Moses, später ein nationales bearbeiten, dessen Held Friedrich der Große oder Gustav Adolph sein sollte. Doch führte er diesen Plan nicht aus. Nur zwei Bücher, das zweite und dritte aus Virgils Aeneide, übersetzte er aus dem Lateinischen, um sich, nach langer Unterbrechung, wieder mit der dichterischen Sprache vertraut zu machen. Die übrigen kleinen Formen der epischen Poesie (Fabel, Parabel, Legende, Erzählung u. s. w.) bearbeitete er nicht, mit Ausnahme einzelner Parabeln (die Theilung der Erde, das Mädchen aus der Fremde) und Räthsel.

Die eigentlich didaktische Poesie pflegte Schiller ebenfalls nur wenig,

wiewohl er seiner ganzen Richtung nach mehr ein didaktischer wie lyrischer Dichter war, da er stets zunächst von der Idee ausging und diese zum Bewußtsein zu bringen suchte. Doch durch ihre tiefpoetische Ausführung und entschieden lyrische Form, erheben sie sich fast alle über das Gebiet des Didaktischen zu dem der höhern Lyrik. Nur ein größeres Lehrgedicht besitzen wir von ihm: „Die Künstler“, was einst berühmter war, als es jetzt ist, und als es wegen seines unklaren Inhalts und seiner schwerfälligen Form verdient. Die Epistel bearbeitete er gleichfalls nur vorübergehend und zwar mit entschiedenem Glück meist als Satyre, z. B.: „Die berühmte Frau“, „Shakspeare's Schatten“ und andere. Außer den Epigrammen, welche er mit Goethe gemeinschaftlich als „Xenien“ herausgab, die sich theils in seinen Gedichten zerstreut, theils unter dem besondern Titel: „Votivtafeln“ befinden, schrieb er auch noch manche andere Epigramme, bei denen er in seltener Trefflichkeit Ideenreichthum mit Kürze, Klarheit, Anschaulichkeit und Formgewandtheit verband.

Als Dramatiker steht Schiller unläugbar am höchsten. Seine Dramen sind nicht nur seine vorzüglichsten Werke, sondern er übertrifft im Drama auch alle übrigen deutschen Dichter, Goethe nicht ausgenommen, den letztern namentlich in bühnengerechterer Form, da Goethe's beste Dramen sich immer mehr nur zum Lesen als zum Aufführen eignen. Schon das erste von Schillers hierhergehörenden Werken: „Die Räuber“ zeigt bei allen Mängeln in Stoff und Form, in Anlage und Ausführung, das entschiedene Talent Schillers für die dramatische Poesie. Den Sturm von Beifall, den es seiner Zeit fand, hat es nicht allein dem gewählten Stoffe: „Der Auflehnung gegen das Gesetzliche und Bestehende“, was damals alle Gemüther beherrschte, zu verdanken, sondern eben so sehr der lebhaften Handlung, der Fülle von wahrer Empfindung, die sich auch dann noch in dem Drama findet, wenn man das Wilde und Uebertriebene davon abrechnet.

Dieselben Ideen: Auflehnung gegen die bestehenden, meist innerlich verdorbenen Zustände repräsentiren auch Schillers beide folgenden Dramen, das politische Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ und das bürgerliche Trauerspiel: „Kabale und Liebe.“ Beide sind, obschon in manchen Theilen ein Fortschritt gegen die „Räuber“ bemerkbar, nicht nur Schillers schwächste Erzeugnisse, sondern eigentlich geradezu verfehlt zu nennen, wenn auch das Letztere, obgleich von beiden das am wenigsten gelungene, lange Jahre ein Lieblingsstück der deutschen Bühnen blieb. „Don Carlos, Infant von Spanien, ein dramatisches Gedicht“, mit dem Schiller die zweite Periode seiner dichterischen Thätigkeit begann, unterscheidet sich schon in der Form von den vorhergehenden, da es das Erste seiner Dramen in Versen war, während die andern in Prosa abgefaßt sind; darin aber steht es mit den frühern gleich, daß es, wie jene, Zeitideen behandelt und zwar Ideen über gesellschaftliche Ordnung und Verfassung, Denkfreiheit und Toleranz, welche die Welt damals bewegten. So groß die Fortschritte Schillers in Anschauung der Welt und des Lebens auch waren, die sich im Don Carlos

gegen die vorhergehenden Dramen offenbarten, und sich namentlich zeigten in der Fülle erhabener Ideen, sowie in dem Reichthum, Glanz und Wohllaut der Sprache, in dem Feuer jugendlicher Begeisterung, das nicht mehr, wie früher, in's Wilde und Stürmende fiel, so leidet das Drama in ästhetischer Beziehung doch noch an empfindlichen Mängeln, vor allem hervorgerufen durch die Umänderung des ursprünglichen Planes. Es sollte zuerst, nach Schillers Idee, ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause werden, und demzufolge ist Don Carlos in den drei ersten Akten die Hauptperson. Während aber Schiller daran schrieb, änderte er seinen ursprünglichen Plan und Posa trat in den Vordergrund mit seinen Ideen von Despotismus, der Völkerfreiheit gegenüber, der Monarchie, gegenüber der Republik, der Staatsweisheit und dem Weltbürgerthum. Durch diese Umänderung entstanden die Ungleichheiten des Stückes, die zum Theil schwankenden Charaktere, und die übereilte, nicht genug motivirte, daher oft unverständliche Handlung.

Nach dem „Don Carlos" wandte sich Schiller eine Zeit lang von der Poesie ab, und der Geschichtsforschung zu. Das nächste Drama „Wallenstein", mit dem er die Reihe seiner historischen Dramen eröffnete, erschien erst viele Jahre später und war aus den geschichtlichen Studien hervorgegangen. „Schon die Wahl des Stoffes", sagt Vilmar vom Wallenstein, „machte Schiller zu einem großen Dichter, käme auch nicht die lebensvolle, in den meisten Punkten künstlerisch vollendete Ausführung hinzu."

Durch die Masse des Stoffes sah sich Schiller genöthigt, aus einer Tragödie, wie er anfänglich beabsichtigt hatte, drei zusammenhängende Stücke zu machen, und das Gedicht zerfällt daher in „Wallensteins Lager" „Piccolomini" und „Wallensteins Tod." Unter diesen dreien nicht nur, sondern unter allen Dramen Schillers ist „Wallensteins Lager" das vorzüglichste. Es erscheint an Gehalt wie Form als ein vollkommenes Meisterwerk. Das vielbewegte Leben eines Kriegslagers ist auf's treueste wiedergegeben, die einzelnen Individualitäten und Charaktere sicher gezeichnet, der Geist der Zeit genau und wahr geschildert, und dem ganzen bunten Treiben Einheit und Zusammenhang mitgetheilt, durch den überall durchblickenden Geist des Feldherrn. Weniger gelungener ist „Piccolomini", dessen etwas verschwommene Gestalten, namentlich von Max und Thekla, sehr zu ihrem Nachtheil von den scharf und bestimmt gezeichneten Charakteren des ersten Theiles abstechen. Auch ist „Piccolomini" nicht wie „Wallensteins Lager" ein in sich abgeschlossenes, selbstständiges Stück, und wird erst durch „Wallensteins Tod" vervollständigt, der in Anlage und Ausführung vortrefflich ist und mit dem zweiten Theil versöhnt.

Ueber die nächsten drei historischen Dramen, die nach dem „Wallenstein" erschienen, das Trauerspiel „Maria Stuart", die romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" und das Schauspiel „Wilhelm Tell" haben die Kritiker vielfach gestritten, welche Mängel diesen Werken noch ankleben, und welches das vollendetste derselben sei, doch zu einem zweifellosen Resultate

ist man noch nicht gelangt, und man wird sie alle drei, nächst „Wallensteins Lager“, als die vorzüglichsten deutschen Dramen, die wir bis jetzt besitzen, gelten lassen müssen, trotz der einzelnen Fehler, die auch ihnen noch ankleben, und die, wie schon am Anfang dieser Schilderung angedeutet wurde, aus der Unvollkommenheit des menschlichen Geistes entspringt. Es sind dies Fehler, die bei jedem geringern Dichter wie Schiller gar nicht bemerkt, oder gar für Vorzüge gelten würden, und die bei weitem überwogen werden durch die mannichfaltigen Schönheiten, die treffliche Charakterzeichnung und psychologisch richtige Entwickelung der Charaktere, die ausgezeichnete, bei allem Feuer immer würdige und schöne Sprache, sowie die ganze kunstvolle Anlage der Stücke. Die meisten Kritiker haben sich dahin vereinigt, unter diesen dreien dem „Tell“ den Preis zuzuerkennen, der die genannten Vorzüge noch in erhöhtem Grade besitzt und an Interesse gewinnt durch die Wahrheit und Lebendigkeit, womit Land und Volk geschildert ist.

Zwischen die „Jungfrau von Orleans“ und „Tell“ fällt die Abfassung „Der Braut von Messina“ oder „Die feindlichen Brüder“, ein Trauerspiel mit Chören. Es war dies ein Versuch Schillers, die griechische Schicksalstragödie in griechischem Gewande auf die deutsche Bühne zu bringen. Doch sah er selbst, ungeachtet des ungewöhnlich starken Eindrucks, den die Vorstellung beim Publikum hervorgebracht hatte, daß dieses Unternehmen den Anforderungen des deutschen Volkes und des deutschen Theaters nicht entspräche, und ließ es bei dem einen Versuch bewenden. Abgesehen von den Mängeln in der Anlage, welche durch die gewählte Behandlung bedingt waren, übertrifft „die Braut von Messina“ an Glanz und Pracht der Sprache alle übrigen Dramen Schillers und gehört in dieser Beziehung zu den vollkommensten. Das Stück behandelt denselben Stoff wie Klingers „Zwillinge“ und Leisewitzens „Julius von Tarent.“

Außer diesen Dramen existiren von Schiller noch eine Menge Tragödien-Fragmente und Entwürfe. Letztere wurden erst in neuester Zeit 1867 von seiner Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm, herausgegeben. Die Fragmente sind: „Der Menschenfeind“, „Warbeck“, „Die Maltheser“, „Die Kinder des Hauses“ und „Demetrius.“ Nach Schillers Tode den „Demetrius“ zu vollenden, hatte Goethe die Absicht, woran er jedoch durch vielerlei Störungen verhindert wurde. F. von Maltitz führte diesen Plan nach dem hinterlassenen Fragmente aus. Die dramatischen Entwürfe sind: „Agrippina“, „Themistokles“, „Gräfin von Flandern“, „Die Herzogin von Celle“, „Rosamunde oder die Braut der Hölle“ und „Elfriede.“

Auch besitzen wir von Schiller ein Festspiel: „Die Huldigung der Künste“ zu Ehren der Erbprinzessin von Weimar, sowie mehrere Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Stücke, wie „Iphigenie in Aulis“ nach dem Euripides, „Scenen aus den Phönizerinnen“ des Euripides aus dem Griechischen, „Macbeth“ von Shakspeare aus dem Englischen, „Turandot“ von Gazzi aus dem Italienischen nach der deutschen Uebersetzung von F. A. Werthes. Aus dem Französischen Racines „Phädra“ und Picards Lust-

spiele „Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen" und „Der Neffe als Onkel."

Schillers prosaische Schriften gehören streng genommen nur zum kleinsten Theile hierher, man müßte denn die geschichtlichen Werke, wie „Den Abfall der Niederlande von Spanien" (2 Bände), „Den dreißigjährigen Krieg" (2 Bände) und die kleinern geschichtlichen Aufsätze „Ueber die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde", „Die Sendung Moses", „Die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon", „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" und andere hierher ziehen wollen wegen der poetischen Auffassung und der unvergleichlich schönen Sprache, die, wenn auch der Goethe'schen an Volksthümlichkeit nachstehend, doch ihr gleich, wenn nicht höher zu achten ist, an Glanz und Wohllaut, an Lebendigkeit und Wärme. Seine übrigen prosaischen Werke, durch dieselbe schöne Form ausgezeichnet, sind Fragmente eines Romans: „Der Geisterseher", einzelne kleine Erzählungen (der Verbrecher aus verlorner Ehre u. s. w.), ästhetische Aufsätze und Betrachtungen (Ueber tragische Kunst, über Anmuth und Würde), Kritiken anderer Poesien (Bürgers Gedichte, Matthisons Gedichte, Goethe's Egmont), einzelne Reden (was heißt und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte?) und Briefe (Briefwechsel mit Goethe, Körner u. s. w.).

Seine kleinen Erzählungen und das Fragment des „Geistersehers", was stückweise in der „Thalia" erschien, lassen es bedauern, daß er ihn nicht zu Ende geführt und nicht mehrere Romane geschrieben hat, denn Schiller wäre, vielleicht wie kein anderer, berufen gewesen, einen wirklichen deutschen Roman zu schaffen.

Die ästhetischen Aufsätze, Betrachtungen und Kritiken, die zuerst in der „allgemeinen Literaturzeitung" und andern Zeitschriften erschienen, zeugen eben so sehr von seiner eignen künstlerischen Ausbildung, als sie auf die spätere Entwickelung der Literatur einflußreich waren.

Seine Reden und Briefe sind Muster in ihrer Art und letztere von hohem literargeschichtlichen Interesse.

## Aus Schillers Werken.

### Lyrische Gedichte.

#### Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle, riefs, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend war's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Weg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

### Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn.

Fraget nicht, warum ich trau're
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.

Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

### Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter! laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespaltner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?"

## Das Lied von der Glocke.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben!
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt:
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich wiederklingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme falle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen,
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich los der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier

Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet die Pfosten ragender Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen.
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Licht's gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche

Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben:
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohl gelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt.
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,

Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie die Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

## Der Genius.

„Glaub' ich", sprichst du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht;
Muß ich dem Trieb mißtrau'n, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrückt,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mir's! Du bist in diese Tiefen gestiegen,
Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und, verborgen im Ei, reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht:
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß,
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entarteten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!

## Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz.
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger:

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.

Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht",
Und verläßt sie zur selben Stunde.

### Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehnte ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern',
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! so soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir,
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein,
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

## Epigramme.

### Zeus zu Herkules.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

### Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann', des Gesetzes Würdebehaupter;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.

Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

### Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend,
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

### Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

### Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

### Mittheilung.

Aus der schlechten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

### An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

### Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

### Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle:
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

### Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste
Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

## Prosa.

### Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsere Phantasie wird entzündet, unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, worin es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu

Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestümen ab. Wer weiß, ob nicht eben die gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergräbt. Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. — Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde, als alle Bände des Grandison' und der Pamela.

Zwei Brüder — Baron von Wrmb — hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückselige Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinahe so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht ausschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaftem Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsere Philosophen so allezeit fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin, — und thu' ein Gleiches."

Er verließ jählings Deutschland, und eilte nach Holland; aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien einführt, und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu

geben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel. — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenig Wochen stand er reisefertig da.

„Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du? — In Gottes Namen, so sei sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht? — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia.“ —

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Packet. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert. Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich hab' sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt, deine junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du bist. — Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird.“

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihres Busens Geheimniß; sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland auf's neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gediehe zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

## Elfte Gruppe.

## Goethe's und Schillers Anhänger.

### Einleitung.

Die Bedeutsamkeit und der Einfluß Goethe's und Schillers ist so eng mit einander verbunden, daß von dem bisherigen Verfahren jeden einzeln mit seinen Anhängern zu schildern hier abgesehen und erst beide Dichter besprochen werden mußten, ehe auf die folgenden übergegangen werden konnte. Ebenso sind die Grenzen zwischen den Anhängern des einen und des andern schwer zu bestimmen, weßhalb wir sie hier in einer Gruppe vereinigten und bei den einzelnen Dichtern ihre Richtung näher bezeichnen werden.

Die ganze folgende Poesie von Goethe's und Schillers Auftreten bis jetzt behielt den, von diesen beiden ihr aufgeprägten Charakter bei, die Abweichungen, Veränderungen und Verirrungen von der gegebenen Bahn mögen noch so groß sein, und diesen Charakter wird die deutsche Poesie behalten, bis zu dem Zeitpunkt, wo ein eben so großer oder noch größerer Dichter erscheint, der ihr ein anderes Gepräge verleiht und sie den Forderungen seiner Zeit anpaßt.

Doch haben die beiden, ungeachtet ihres großartigen Einflusses auf die Kunst, keine eigentlichen Schulen gegründet, da eine gewisse Einseitigkeit und scharf ausgeprägte Charaktereigenthümlichkeit dazu gehört, eine solche zu gründen, wie früher bei Opitz und Klopstock, später bei den Romantikern, bei Rückert, Uhland, Platen und Heine theilweise der Fall war, während um das ganze Wesen Goethe's oder Schillers zu erfassen, selbst wieder ähnliche Dichter hätten auftreten müssen. Daher erscheinen denn auch, obwohl bei manchen Dichtern der Einfluß Goethe's oder Schillers unverkennbar hervortritt, obwohl man die einzelnen, von ihnen angegebenen Töne fort und fort erklingen hört, verhältnißmäßig nur wenig eigentliche Nachfolger unserer beiden größten Dichter, und nur diejenigen ihrer Erzeugnisse riefen zahlreiche Nachahmungen hervor, in denen sie sich nicht in ihrer vollständigen Größe und Einheit zeigten, und auch in diesen begriffen ihre Nachfolger nicht den innern Genius, erfaßten nicht den Kern der Sache, sondern nur die Außenseite. Am klarsten zeigt sich dies an Goethe's „Götz", ein wahrhaft nationales ächtes Volksdrama, was bei seinen Nachfolgern nur eine unzählbare Menge geschmack- und poesieloser Ritterschauspiele und Ritterromane hervorrief, unter denen sich kaum, ebenso, wie unter den Räuberromanen, die sich an Schillers „Räuber" anschlossen, etwas Nennenswerthes befindet. Aehnlich erging es Goethe mit seinem „Werther", „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften", Schiller

mit seinem „Geisterseher" und „der Braut von Messina", von denen jedes eine wahrhafte Ueberschwemmung ähnlicher Erzeugnisse veranlaßte, in welchen nichts vom Geist und Sinn des Originals enthalten, sondern die Sache nur rein äußerlich aufgefaßt war.

Der chronologischen Ordnung folgend, erscheinen hier zuerst diejenigen Dichter, die nach Goethe's „Götz" Ritterschauspiele abfaßten, aus welchen später die historischen Schauspiele entstanden, wie aus den Ritterromanen, die darauf folgen, das Zwitterding des historischen Romans hervorging, welche bis jetzt noch immer den Büchermarkt überschwemmen, und den Geschmack der Leser, sowohl an der Geschichte, wie am Roman verderben. Nach dem Ritterromane folgen, weil eng mit ihm zusammenhängend, die Räuber-, Banditen-, Geisterromane und Spukgeschichten, an Schillers „Räuber" und den „Geisterseher" sich anlehnend, ferner die sentimentalen und Familienromane von Goethe's „Werther" hervorgerufen, die durch die „Wahlverwandtschaften" entzündeten frivolen und unsittlichen Romane, und endlich die von „Wilhelm Meister" ausgegangenen philosophischen, didaktischen und Kunstromane.

Während die von Schillers „Braut von Messina" hervorgerufenen Schicksalstragödien erst bei den Romantikern besprochen werden, da die Verfasser, sowohl ihrem Wesen nach, als auch äußerlich mit diesen zusammenhängen.

Die meisten Ritter- und Räuberschauspiele, die zuweilen vereinigt erschienen, sich zuweilen auch als historische Schauspiele breit machten, verdienen als poetische Erzeugnisse kaum Erwähnung, nur dürfen dieselben, trotz ihrer Mangelhaftigkeit, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden, weil es nicht nur Verirrungen einzelner Dichter vom Wege der ächten Poesie waren, sondern weil diese phantastischen Ungeheuer mit ihren grauenhaften Redensarten, gewaltsamen Entführungen, grausen Burgverließen und dergleichen, lange Zeit hindurch die Bühnen beherrschten, und daher, wenn auch von sehr schädlichem, doch aber von Einfluß auf den Gang der Literatur und auf die Bildung des Publikums waren, welches solche Stücke mit Entzücken hörte. Es genügt jedoch, die Namen derjenigen Dichter und ihrer hauptsächlichsten Werke, die zur Zeit den größten Beifall fanden, bekannt zu machen, und die zahlreiche Schaar der ganz unbedeutenden mit Stillschweigen zu übergehen. Es sind dies:

Jakob Maier aus Mannheim, geboren 1739, starb 1784. Von ihm: „Fust von Stromberg" und „Sturm von Boxberg."

Heinrich Ferdinand Möller aus Schlesien, geboren 1745, starb 1798. Von ihm: „Graf Waltron oder die Subordination."

Franz Regis Brauer aus Luzern, geboren 1739, starb 1806, schrieb „Berthold von Zähringen" und „Albrechts Tod."

Friedrich Wilhelm Basil von Ramdohr aus der Grafschaft Hoya, geboren 1752, starb 1822. Von ihm: „Otto III.", auch Erzählungen und ästhetische Schriften.

Joseph August Graf von Törring aus München, geboren 1754, starb 1826, verfaßte „Agnes Bernauerin" und „Kaspar der Thoringer."

Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden aus Ansbach, geboren 1754, starb 1831. Von ihm: „Franz von Sickingen", „Ernst, Graf von Gleichen" und noch mehrere Dramen, deren Stoffe er theilweise dem Alterthum, theilweise der neuern Geschichte entnahm, sowie Lustspiele und Erzählungen.

Franz Maria Joseph Babo aus Ehrenbreitstein, geboren 1756, starb 1822. Von ihm: „Otto von Wittelsbach", welches verhältnißmäßig das beste unter den genannten Stücken ist und sich theilweise noch bis jetzt auf der Bühne erhalten hat.

Wenn möglich poetisch noch werthloser als die Ritter- und Räuberschauspiele, jedenfalls aber vermöge ihrer größeren Menge und des noch zahlreichern Publikums, welches sie fanden, von verderblicherm Einflusse auf die Bildung des Geschmackes waren die Ritter-, Räuber- und Banditenromane, die sich an Goethe's und Schillers „Götz" und „Räubern" entzündeten, und mit denen sich auch bald die Geister- und Spukgeschichten durch den „Geisterseher" hervorgerufen, verbanden. Während einige Schriftsteller diese drei Stoffe vermischten, um dem verdorbenen Geschmacke des Publikums die Speise noch pikanter zu machen, behandelten andere den einen oder den andern derselben, aber alle sind Ausgeburten einer unnatürlichen und überreizten Phantasie. Später, als die Leser denn doch dieser gar zu gewürzhaften Kost überdrüssig geworden, schmeichelte man ihnen durch den Titel: Historische Romane, in denen sich Geschichtliches und Romanhaftes im bunten Gewirre untereinander befanden, und theilweise auch die Ritter und Räuber in neuem Gewande wieder erschienen. Bis in die neueste Zeit hinein lassen sich diese historischen Romane verfolgen, deren Werthlosigkeit mit ihrer Menge gleichen Schritt hält. Die neueste Zeit gehört jedoch nicht mehr in den Bereich unserer Besprechung, und wir werden daher auch hier nur die Namen der berühmtesten, oder besser, der berüchtigsten Schriftsteller dieser Gruppe aus der vorliegenden Periode mit ihren hauptsächlichsten Werken anführen, und die größere Menge solches Leihbibliotheken-Futters mit Stillschweigen übergehen. Den höchsten Beifall fanden zur Zeit:

Christian Heinrich Spieß aus Sachsen, geboren 1755, starb 1799. Er schrieb Ritter- und Geisterromane der schlimmsten Art, z. B. „Die Löwenritter", „Die zwölf schlafenden Jungfrauen", „Das Petermännchen", „Der alte Ueberall und Nirgends", auch einzelne Ritterschauspiele, die nichts besser sind, wie „Friedrich der letzte Graf von Toggenburg", und „Klara von Hoheneichen."

Karl Gottlieb Cramer aus Sachsen, geboren 1758, starb 1817, von ihm der Ritterroman: „Hasper a Schade" und eine Menge ähnlicher.

Ulrich Hegener aus der Schweiz, geboren 1759, starb 1840. Seine geschichtlichen Romane aus der Schweiz, wie: „Salys Revolutionstage", „Die Molkenkur", „Suschens Hochzeit" gehören zu den bessern derartigen Arbeiten.

Christian August Vulpius, Goethe's Schwager aus Weimar, geboren 1762, starb 1827. Seine Räuberromane „Rinaldo Rinaldini", „Lionardo Montebello oder der Carbonaribund" und zahllose andere waren das Entzücken des Publikums.

Karl Friedrich Bankowitz aus Lüneburg, geboren 1764, starb 1807. Seine Geister- und Gespenstergeschichten, deren er viele schrieb, wie „Zauberer Angelion", erwarben ihm mehr Beifall als seine kleinern Romane und Erzählungen, die weniger nach dem Geschmack des Publikums waren.

Heinrich Zschokke aus Magdeburg, geboren 1771, starb 1848, war nicht ohne gute Anlagen, doch kamen dieselben in seinen wenigsten Schriften zu Tage, weil er zu sehr dem Geschmack des Publikums fröhnte. So sind seine Ritter-, Räuber-, Geister- und historischen Romane, wie „Abällino, der große Bandit", „Die schwarzen Brüder", „Coronate oder der Seeräuberkönig", „Kuno von Kyburg nahm die Silberglocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichts", ebenso wie seine Ritter- und Räuberdramen (den Roman Abällino dramatisirte er später), werthlos wie die meisten derartigen Erzeugnisse, während seine didaktischen Romane „Alamondate", „Addrich im Moose", „Clementine" und seine „Volksschriften", „Goldmacherdorf", „Meister Jordan" sowohl in poetischer wie sittlicher Beziehung nicht ganz ohne Bedeutung und Einfluß waren. Seine geschichtlichen Werke, meist die Schweizergeschichte behandelnd, sind namentlich als historische Jugend- und Volksschriften von Werth. Am meisten Aufsehn erregte er jedoch durch seine „Stunden der Andacht" in 8 Bänden, ein Erbauungsbuch für Christen aller Confessionen, was 28 Auflagen erlebte, und als dessen Verfasser erst in den letzten Jahren Zschokke bekannt wurde. Außer den genannten Werken gab er heraus „Die Selbstschau", eine Art Selbstbiographie, lyrische Gedichte „Feldblumen", ohne dichterischen Schwung, und die Zeitschriften „Erheiterungen" von 1811—1827, „Die Schweizerboten" und „Miscellen für die neueste Weltkunde."

Johann Ignatz Weitzel aus Johannisberg, geboren 1771, starb 1837, ist weniger bekannt durch seinen historischen Roman „Lindau oder der unsichtbare Bund, eine Geschichte aus den Revolutionskriegen", als durch seine staatswissenschaftlichen und politischen Schriften, sowie durch seine gelungene Selbstbiographie: „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit."

Karl August Friedrich von Witzleben, nannte sich als Schriftsteller A. von Tromlitz nach seinem Geburtsorte Tromlitz bei Weimar, war 1773 geboren und starb 1829. Er war ein äußerst fruchtbarer Romanschreiber und fand mit seinen historischen Romanen „Die Pappenheimer", „Herzog von Friedland", „Franz von Sickingen", „Albrecht von Brandenburg" und andern viel Beifall.

Franz Karl van der Velde aus Breslau, geboren 1779, starb 1824, erwarb sich ebenfalls mit seinen historischen Romanen „Die Lichtensteiner", „Arwed Gyllenstierna", „Die Maltheser" und andern, sowie mit seinen dramatisirten Märchen großen Beifall.

Der als Reisebeschreiber und politischer Redner rühmlichst bekannte Philipp Joseph von Rehfues aus Tübingen, geboren 1779, starb 1834, schrieb die historischen Romane „Scipio Cicala", „Die Belagerung des Castells von Gozzo", „Die neue Medea."

Karl Ludwig Häberlin aus Erlangen, geboren 1784, starb 1858, schrieb unter dem Namen Häfely und H. E. R. Belani eine unglaubliche Menge historischer Romane, die sich leicht und fließend lesen lassen, aber alles tiefern Gehaltes entbehren, wie „Die Demagogen", „Die Heimathlosen", „Die Geächteten", „Die Overstolzen" u. s. w.

Karl Spindler aus Breslau, geboren 1795, starb 1855, war lange Zeit der Liebling der Romanleser mit seinen historischen Romanen „Der Jude", „Der Jesuit", „Der Invalide", doch mißbrauchte er sein Talent und die Gunst des Publikums durch allzugroße Produktivität: seine sämmtlichen Werke umfassen mehr als hundert Bände, so daß seine spätern Romane wie „Der Vogelhändler von Imst", „Der König von Zion" weniger Beifall fanden.

Wilhelm Hauff aus Stuttgart, geboren 1802, starb 1827, einer der talentvollsten Erzähler, eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit Märchen, die sich durch Phantasie und schöne Darstellung auszeichnen, denen folgten die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans", fragmentarische Darstellungen meist dem wirklichen Leben entnommen. Der nächste Roman: „Der Mann im Monde" war eine Persiflage der frivolen Romane des berüchtigten Heun (pseudonym Clauren) und wurde mit dem bald darauf erscheinenden Buche „Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde", die Veranlassung zu dem endlichen Sturz des bis dahin äußerst beliebten Schriftstellers. Hauffs historischer Roman „Lichtenstein" gehört zu den besten derartigen Erzeugnissen, ebenso seine Novellen „Die Bettlerin vom Pont des Arts", „Das Bild des Kaisers", besonders aber die Sammlung, die unter dem Titel: „Phantasien im bremer Rathskeller" bekannt sind. Auch seine lyrischen Gedichte, meist aus der Zeit der Freiheitskriege, sind nicht ganz werthlos.

Die Nachfolger Goethe's im sentimentalen Roman, durch „Werthers Leiden" hervorgerufen, denen sich die Familienromane anschließen, sind eben so zahlreich, und eben so werthlos wie die vorhergehenden. Außer den Schriftstellern auf diesem Gebiete, die wegen ihrer übrigen Dichtungen bei andern Gruppen erwähnt wurden, wie J. M. Miller (Siegwart, eine Klostergeschichte), verdienen nur Erwähnung:

August Heinrich Julius Lafontaine aus Braunschweig, geboren 1759, starb 1831 als der Hauptvertreter dieser Gattung sowohl, wie als der beliebteste und fruchtbarste derselben. Mit seinen empfindsamen Familiengemälden („Der Sonderling", „Die Gewalt der Liebe", „Die Familie von Halden"), die über 130 Bände füllen, war er lange Zeit der Liebling des Publikums.

Friedrich Teophilus Thilo aus Sachsen, geboren 1749, starb 1825. Von ihm der sentimentale Roman: „Familie Sommer, eine Geschichte in Briefen."

An die sentimentalen und Familienromane reihen sich am besten diejenigen an, die nach Goethe's „Wahlverwandschaften", ähnliche, nahe an's Unsittliche streifende Stoffe mit Vorliebe bearbeiteten, da auch sie gerne Familienscenen vorführen und rührende Elemente untermischen. Doch bewegen sich diese Romane meist in so niedrigen, um nicht zu sagen, gemeinen Kreisen, daß man eilt, davon wegzukommen, und daher nur die Namen der Tonangebenden unter ihnen bekannt zu machen braucht. Es sind dies:

August Friedrich Ernst Langbein aus Sachsen, geboren 1757, starb 1835, mit seinen Romanen: „Magisters Zimpels Brautfahrt", „Der Bräutigam ohne Braut", und anderen, in denen niedere Komik und derber Witz vorherrschend sind, ebenso wie in seinen übrigen Werken, lyrische Gedichte, Fabeln, Schwänke, Balladen, Erzählungen und Legenden. Nur einzelne seiner Erzählungen und Legenden, wie: „Das Hemd des Glücklichen", „Der Gastfreund", zeigen eine poetische Auffassung.

Friedrich Gustav Schilling aus Dresden, geboren 1766, starb 1839, fand mit seinen zahlreichen, über hundert Bände umfassenden, theils komischen, meist aber frivolen Romanen, seiner Zeit großen Beifall.

Julius von Voß aus Brandenburg, geboren 1768, starb 1832, war sowohl mit seinen historischen, wie frivolen Romanen als auch mit seinen Possen und Lustspielen ein zur Zeit sehr beliebter Schriftsteller.

Friedrich August Schulze aus Dresden, bekannt unter seinem Schriftstellernamen Friedrich Laun, geboren 1770, starb 1849. Mit seinen lyrisch-epischen Gedichten, Lustspielen, Romanen, Novellen und Erzählungen, war er einer der eifrigsten Versorger der verschiedenen Taschenbücher und Zeitschriften, wie er denn auch selbst die „Abendzeitung" von 1805 bis 1806 herausgab. Die leichte Unterhaltung seiner Leser war sein höchster Zweck.

Karl Gottlieb Samuel Heun aus Schlesien, unter dem Schriftstellernamen H. Clauren bekannt, geboren 1771, starb 1855. Unter allen den hierher gehörigen Schriftstellern war Clauren der schlimmste. In seinen Werken, die vierzig Bände umfassen, und Lustspiele („Das Vogelschießen", „Der Wollmarkt",) wie Romane („Mimili", „Die Kartoffeln in der Schale") enthalten, herrscht das sinnlich frivole Element vor. Auch gab er das Taschenbuch „Vergißmeinnicht", und eine Zeit lang die Preußische Staatszeitung heraus.

Johann Nepomuk Adolph von Schaden aus Obersdorf, geboren 1791, starb 1840, schrieb Possen und Romane, und endlich der als Historiker, Biograph und Uebersetzer bekannte

Karl Ludwig von Woltmann aus Oldenburg, geboren 1770, starb 1817, verfaßte Romane und Balladen.

Obgleich der Kunstroman und die mit ihm zusammenhängenden philosophischen und didaktischen Romane schon vor Goethe einzelne Bearbeiter ge-

funden hatten, wie der Erstere durch J. J. W. Heise („Ardinghello", „Hildegard",) der Zweite durch J. H. Jakobi („Woldemar", „Allwills Briefsammlung",) der pädagogische Roman durch Campe, Salzmann und andere, so wurde doch erst Goethe's Vorgang mit seinem „Wilhelm Meister" entscheidend für Einführung desselben, da man allen Spuren eines solchen Geistes getrost glaubte folgen zu können, und man folgte ihm um so lieber, als Jeder in dieser Gattung des Romans einen bequemen Ablagerungsplatz sah, seine Meinungen und Ansichten über Kirche, Staat, Ehe, Erziehung, kurz über Alles, was er dachte, darin niederzulegen. Ist es nun schon für ein bedeutendes Talent schwierig, beinahe unmöglich, wie wir an „Wilhelm Meister" sehen, ein Kunstgebilde aus so heterogenen Stoffen zu schaffen, wie übel muß es erst denen gelingen, die nur mit geringem Talente sich an diese Arbeit wagen. Wir haben also auch unter diesen Nachbildungen Goethe'scher Werke meist nur Unbedeutendes zu verzeichnen, aber wenigstens doch Erzeugnisse, die vom moralischen und sittlichen Standpunkt keinen Tadel verdienen, und in dieser Beziehung von wohlthätigem Einflusse waren, während die Romane der andern Gattung beinahe alle auch nach dieser Seite hin verderblich wirkten. Die hervorragendsten Verfasser philosophischer, didaktischer und Kunstromane, außer den dahin gehörenden Werken der Romantiker und noch einiger, die wegen ihrer übrigen Schriften anderen Gruppen angehören, sind:

Heinrich Gottfried von Bretschneider aus Gera, geboren 1739, starb 1810. Seine Romane: „Familiengeschichte des Junker Ferdinand von Thon", „Wallers Leben und Sitten", in denen er sich vorzüglich die Bekämpfung des Aberglaubens zur Aufgabe macht, sind künstlerisch, eben so wie seine Fabeln, Romanzen, Sinngedichte, und seine „Reise nach London und Paris", nicht bedeutend.

Christian Friedrich Sintenis aus Zerbst, geboren 1740, starb 1820. Sowohl in seinen didaktischen Romanen: „Veit Rosenstock", „Hallos glücklicher Abend", „Theodors glücklicher Morgen", und andere, als auch in seinen popularphilosophischen Schriften, z. B.: „Elpizon", suchte er über religiöse und sittliche Lebensverhältnisse Aufklärung zu verbreiten. In seinen Romanen ging sein besonderes Streben dahin, das Glück der häuslichen Zufriedenheit bei gläubigen und frommen Gemüthern darzustellen, und er fand durch den gemüthlichen Ton derselben, dem freilich eine gewisse Sentimentalität beigemischt war, zahlreiche Anhänger.

Gottlieb Jakob Plank aus Nürtingen, geboren 1751, starb 1833, berühmter Theologe. Von ihm der philosophisch-religiöse Roman: „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S."

Wilhelm Friedrich Meyern aus Ansbach, geboren 1762, starb 1829. Durch seinen geistvollen, aber in der Form etwas wunderlichen Roman: „Dya-na-Sora", in dem er seine politischen Ansichten niederlegte, erregte er seiner Zeit viel Aufsehen. Die von ihm hinterlassenen, kleinern

Schriften, voll Geist und Gedankenreichthum, wurden 1842 von E. von Feuchtersleben herausgegeben.

Christian Friedrich Wilhelm Jakobs aus Gotha, geboren 1764, starb 1847, ausgezeichnet als Alterthumskenner, Ueberſetzer und Humanist, war er auch als didaktischer Schriftsteller von großer Bedeutung, namentlich für die Jugend, und zeichnet sich noch besonders durch geschmackvolle Darstellung und edle Sprache aus. Seine vorzüglichsten hiehergehörigen Schriften sind: „Alwin und Theodora", „Rosaliens Nachlaß", „Aehrenlese aus dem Tagebuch des Pfarrers zu Mainau", „Feierabende in Mainau", „Erzählungen", und „Schule der Frauen."

Heinrich Hirzel aus Zürich, geboren 1766, starb 1833. Sein didaktischer Roman: „Eugeniens Briefe an ihre Mutter", gehört zu den besten derartigen Werken und zeichnet sich aus durch Tiefe des Gefühls und edle Gesinnung. Außer dem gab er heraus: „Ansichten aus Italien", und „Briefe Goethe's an Lavater aus den Jahren 1774 bis 1783."

Friedrich Rochlitz aus Leipzig, geboren 1769, starb 1842. Er war ein gründlicher Musikkenner und benutzte meist seine Romane, Erzählungen und Novellen zur Niederlegung seiner musikalischen Ansichten. In allen seinen Schriften, Romanen sowohl („Amaliens Freuden und Leiden", „Für Freunde der Tonkunst", „Für ruhige Stunden",) als Lustspielen („Er ist der Rechte nicht", „Die Neuvermählten",) zeigt er sich als gewandter Erzähler und vor allem als ein sittlich reiner, edler Geist.

Johann Arnold Kanne aus Detmold, geboren 1773, starb 1824. Die meisten seiner didaktischen Romane wie: „Sämundis Führungen", „Roman aus der Geschichte der freien Maurer", „Vier Nächte oder romantische Gemälde der Poesie", sind mystisch dunkel und pietistisch gefärbt.

Jakob Friedrich Fries aus Barby, geboren 1773, starb 1843. Außer in vielen philosophischen Werken, kleidete er seine philosophischen Ansichten auch in einzelne didaktische Romane: „Julius und Evagoras, oder die Schönheit der Seele", „Die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung", die große Berühmtheit erlangten.

Karl Gottlieb Bretschneider aus Gersdorf, geboren 1776, starb 1848. Seine philosophisch-religiösen Romane: „Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der römischen und evangelischen Kirche", „Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe", „Clementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage", zeugen von edeln Gesinnungen und freisinnigen Ansichten.

Wilhelm Martin Lebrecht de Wette aus Ulle bei Weimar, geboren 1780, starb 1849. Seine beiden religiösen Romane: „Theodor oder des Zweiflers Weihe", und „Heinrich Melchthal", gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete.

Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow aus Detmold, geboren 1793, starb 1834. Von seinen zahlreichen Schriften wurden

am bekanntesten: „Wilhelm Meisters Wanderjahre", und „Wilhelm Meisters Meisterjahre", in denen er nicht nur eine Fortsetzung des Goethe'schen Romans lieferte, sondern auch in manchen Theilen Goethe einer strengen Kritik unterwarf.

## Zwölfte Gruppe.

## Romantische Dichterschule.

### Einleitung.

Das Wort romantisch, was im gewöhnlichen Leben so mannichfach und oft so falsch gebraucht wird, bedeutete ursprünglich soviel wie romanisch, das heißt welsch, und bezeichnete die Sprache der europäischen Mischvölker, Italiener, Franzosen, Spanier, welche sich aus der lateinischen Volkssprache in der ersten Zeit des Mittelalters gebildet hatte. Ein Romant hieß daher bei den Franzosen der ältern Zeit jedes Gedicht, ohne Rücksicht auf den Stoff, in romanischer, gegenüber denjenigen in lateinischer Sprache. Erst im 16. Jahrhundert kam mit dem phantastischen Roman: „Amadis aus Gallien", der Name Roman nach Deutschland, und man bezeichnete von da an mit dem Ausdruck romantisch das Phantastische und Abenteuerliche des französischen Mittelalters, wie man dasselbe aus dem „Amadis" hatte kennen lernen, bald aber auch alles Phantastische und Abenteuerliche überhaupt, Prosaerzählungen voll wunderbarer Begebenheiten mit dem Namen Roman. Die Dichter, deren Besprechung uns hier vorliegt, hatten sich, unbefriedigt von der Gegenwart und den modernen Verhältnissen und angezogen durch die Größe und Tiefe der ältern romanischen Poesie, ganz in diese Zeiten versenkt, und nannten sich daher, da sie es sich zur vorzüglichsten Aufgabe gemacht, diese mittelalterliche Größe uns wieder zu vergegenwärtigen, mit Recht die romantische Schule, da sie aber zugleich auch auf die ältere deutsche Poesie, auf die Natur-, Ritter- und Minnepoesie, auf die christlich kirchlichen Elemente des Mittelalters zurückgingen, und da sie gleichfalls phantastische und abenteuerliche Züge und Gestalten zahlreich in ihre Poesien einmischten, so gebrauchte man bald das Wort romantisch seiner ursprünglichen Idee zuwider, theils für gleichbedeutend mit mittelalterlich, theils für phantastisch und extravagant, wie man in diesem Sinne, lächerlicher Weise, von romantischen Gegenden, romantischen Gesinnungen und dergleichen spricht, während das Wort doch nur, streng genommen, auf diejenigen Dichtungen angewendet werden kann, die nachweislich von den romanischen Völkern entlehnt sind.

Wie die romantische Schule selbst, theils Wielands, theils Herders, theils Goethe's Spuren folgte, so wenig sie auch z. B. Wieland anerkennen wollte, so gingen auch von ihr wieder die mannichfaltigsten Anregungen aus. Vor allen kann man die Dichter der sogenannten Schicksalstragödie, deren Vorgänger zwar eigentlich Schiller mit seiner „Braut von Messina" war,

als mit den Romantikern zusammenhängend betrachten, und zwar aus folgenden Gründen. Die Romantiker huldigten der Ansicht, daß geheimnißvolle Kräfte die Welt und das Leben der Menschen beherrschen. Diesem Grundsatze folgend, gebrauchten sie das Schicksal, wie in den Tragödien der alten Griechen als bewegende Kraft ihrer Dramen, deren Personen als willenlose Werkzeuge jener Macht erschienen. Aber während bei den Griechen das Schicksal am Ende nichts anderes war, als die leitende Hand der Vorsehung, die den Schuldigen, eben seiner Schuld wegen traf, war es bei den Romantikern eine, ganz von den Personen und deren Handlungen unabhängige, geheimnißvolle, schreckliche Macht, deren unerklärlicher Einwirkung der Mensch und sein Wille hingegeben war. So entstand die Schicksalstragödie, wie H. Kurz, Literaturgeschichte Band III. Seite 373 treffend sagt: „eine der häßlichsten Ausgeburten der Poesie, aber eine nothwendige Folge der romantischen Ansichten, die noch verderblicher auf das sittliche Gefühl wirkten als die Kotzebue'schen Stücke, da sie den freien Willen des Menschen verneinten und seine Thaten einem Einflusse zuschrieben, der ganz außer ihm lag, und dem er sich unter keiner Bedingung entziehen konnte."

Nächst dieser Gruppe von Dichtern müssen auch die Uebersetzer aus den neuern Sprachen, dem Spanischen und Italienischen, sowie diejenigen, die sich mit der orientalischen Literatur beschäftigten, als von den Romantikern ausgegangen betrachtet werden, da nächst Herder, die bedeutendsten Schritte zur Erforschung der genannten Sprachen von Romantikern veranlaßt waren, was zugleich die Einführung der verschiedensten neuen Formen in die deutsche Poesie zur Folge hatte. Ebenso wie die Romantiker, gleichfalls nächst Herder, die gründliche und genaue Erforschung der ältern deutschen Poesien, sowie deutscher Sagen, Märchen und Volkslieder anbahnten, welchen Zweigen sich nach ihnen die bedeutendsten Männer der neuern Literatur mit dem besten Erfolge widmeten. Auch ist der Zusammenhang der Romantiker mit den Freiheitssängern aus den Jahren 13, 14, 15 leicht nachweisbar; nicht nur, daß die meisten Freiheitssänger selbst aus der romantischen Schule hervorgingen, sondern sie, die sich aus der in jeder Beziehung drückenden und unangenehmen Gegenwart in die schönere Vergangenheit flüchteten, und vermöge ihrer Dichtungen aus dieser Zeit entnommen, die Begeisterung für die frühere, damals so tief gesunkene Herrlichkeit Deutschlands entflammten, weckten damit zugleich in den Herzen die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft und dadurch den Muth und die Opferfreudigkeit, die sich in den genannten Jahren bei allen Schichten der Bevölkerung zeigten, deren wahrster Ausdruck die feurigen Lieder der Freiheitssänger waren. Wir sehen also nach der Seite der Anregungen hin die Romantiker außerordentlich günstig wirkend, da sie, mit Ausnahme der Schicksalstragödie, der deutschen Poesie nur Gutes zuführten. Ebenso war ihr Einfluß von den wohlthätigsten Folgen den schlechten und frivolen Erzeugnissen auf dem Gebiete der Romanliteratur gegenüber, die sie mit allen Waffen der strengsten und schärfsten Ironie zu bekämpfen suchten.

Auf der anderen Seite hingegen führten aber ihre eigenen Grundsätze, die meist dunkel und verworren waren, zu sehr erheblichen Uebelständen, die in ihren äußersten Folgen leicht zur Vernichtung aller Poesie hätten führen können, weßhalb sich auch unter den Mitlebenden bald eine große Anzahl von Dichtern und Kritikern fand, die ihren Uebertreibungen entgegentraten. Für's erste verschmähten sie alles Klassische und verwarfen die griechische Poesie mit den daraus gefolgerten Gesetzen, die bis dahin als der höchste Kanon der Kunst gegolten hatte, gänzlich, als einzigen Leiter nur die Phantasie und Originalität annehmend, wodurch sie an die Ansichten der früheren Originalgenies streiften, sich aber von denen noch darin unterscheiden, daß sie auch nicht einmal, wie jene, die Natur als Führerin anerkannten. Sie verloren sich daher meist in's Gebiet des Phantastischen, Unklaren und Formlosen. Durch das Zurückgehen auf die mittelalterlichen Zustände in Religion, Politik und Poesie, die sie nicht einmal richtig auffaßten, schufen sie sich eine ideale Welt ohne jede reale Grundlage und entfernten sich von der wirklichen immer mehr, während doch die wahre Poesie das Leben mit dem Ideal zu versöhnen streben soll. Sie schwärmten in dunkeln, mystischen Begriffen umher, die sie nicht sich noch Andern, weder klar machen wollten, noch konnten. So waren ihre schwankenden, willkürlichen, poetischen Grundsätze eine Zusammenwürfelung der verschiedensten Elemente, daher denn auch die darauf gebauten Poesien meist als wunderbare, mystisch verschwommene, künstlerisch keineswegs genügende Produktionen erscheinen. Am auffälligsten zeigen sich diese Mängel in den dramatischen Poesien der Romantiker, die nach Inhalt, wie Form zu dem unnatürlichsten und verworrensten gehören, was sich nur irgend in dieser Beziehung hervorbringen läßt. Auch ihre prosaischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Erzählungen leiden an denselben Mängeln, doch tritt es an diesen so unangenehm nicht hervor, da bei der Prosa schon etwas Willkürliches erlaubt ist. Nur wirkten sie durch ihre, mit gesuchten Bildern überladene, wortreiche, oft unnatürliche Darstellung, die sie sich nach Herder gebildet, aber bei weitem verschlimmert hatten, ungünstig auf die weitere Entwickelung der Prosa.

In der Lyrik liegt für die Poesie die größte Bedeutsamkeit der Romantiker, da sie dieselbe am meisten und mit dem größten Glück bearbeiteten, während sie die didaktische Poesie, mit Ausnahme einzelner Epigramme gar nicht, und die epische Poesie nur vorübergehend bearbeiteten und zwar nur die kleineren Formen derselben, Romanze, Ballade und Legende. Einige der späteren Romantiker, wie Ernst Schulze und Immermann, wendeten sich dem größeren, meist romantischen Epos zu, und leisteten darin Bedeutendes.

Die Zahl der eigentlichen Romantiker, sowie derer, die sich ihnen auf die eine oder andere Weise anschlossen, ist so beträchtlich, daß wir von allen nur die einflußreichsten eingehender besprechen, die Anderen nur namentlich anführen, oder wenigstens nur mit den nothwendigsten Notizen begleitet bekannt machen können und zwar zuerst die eigentlichen Romantiker, deren hervorragendste Mitglieder sind:

August Wilhelm von Schlegel, Friedrich von Schlegel, Friedrich von Hardenberg, Ludwig Tieck, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Clemens Brentano, Ludwig Achim von Arnim, Karl Lappe und Joseph von Eichendorff.

Die minder bedeutenden Dichter der romantischen Schule sind:

Sophie Brentano, Dorothea Schlegel, Wilhelm Heinrich Wackenroder, Karl Bernhard von Trinius, Johann Anton von Hardenberg, Karl Gottlieb von Hardenberg, Bernhard Vermehren, Wilhelm von Schütz, Karoline von Fouqué, Sophie Knorring, Friedrich Krug von Nidda, Adam Heinrich Müller, Wilhelm Neumann, Karl Borromäus von Miltitz, Bettina von Arnim, Otto Heinrich Graf von Löben, Ernst von der Malsburg, Alexander von Blomberg, Friedrich August Bernhardi, Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Denen folgen diejenigen, die weniger als eigentliche Glieder und Jünger der Schule, mehr nur im Geiste derselben die Poesie pflegten. Die bedeutendsten, die eine eingehende Besprechung erfordern sind:

Johann Christian Friedrich Hölderlin, Heinrich von Kleist, Adalbert von Chamisso, Ernst Konrad Friedrich Schulze, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz und Karl Lebrecht Immermann.

Die für die Literaturgeschichte weniger bedeutenden dieser Dichter sind:

Karl August Varnhagen von Ense, Rahel von Ense, Johann Friedrich Kind, Heinrich Steffens, Samuel Christian Pape, Adam Oehlenschläger und Matthäus von Collin.

Diesen reihen sich dann am besten die Bearbeiter der Schicksalstragödien an, die, obgleich manche talentvolle Dichter sich darunter befanden, doch im Ganzen als eine vorübergehende Erscheinung in der Literatur nur kurzer Besprechung bedürfen. Es sind dies:

Zacharias Werner, Amadeus Gottfried Adolph Müllner, Franz Grillparzer, Christoph Ernst Freiherr von Houwald und Therese von Artner.

### a) Die hervorragendsten Dichter der romantischen Schule.

August Wilhelm Schlegel, der Sohn des Lyrikers Johann Adolph und Neffe des Dramatikers Johann Elias Schlegel, war den 8. September 1767 in Hannover geboren. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung im elterlichen Hause, bezog er 1786 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, vertauschte dieselbe jedoch mit der Philologie und den Alterthumswissenschaften, ging darauf nach Amsterdam als Hauslehrer bei dem Banquier Muilmanns, wo er drei Jahre blieb, und sich 1793 nach Jena wandte, damals als eine der kunstsinnigsten Städte Deutschlands berühmt. Er hatte sich schon seit dem Jahr 1787 dem Publikum durch Gedichte und Kritiken bekannt gemacht, und sein Talent brachte ihn daher bald in Jena mit den bedeutendsten

Männern in Verbindung. Er betheiligte sich durch kritische Beiträge, Gedichte und Uebersetzungen an Schillers „Horen", an den „Musenalmanachen", und der „Jenaer Literaturzeitung", hielt ästhetische Vorlesungen an der Universität Jena und wurde 1798 zum Professor daselbst ernannt. Nachdem er sich 1802, nach kurzer Ehe, von seiner Gattin, der Tochter des Professor Michaelis in Göttingen, mit der er sich 1799 verheirathet, wieder getrennt hatte, ging er nach Berlin und hielt Vorlesungen über Kunst und Literatur. Auch lernte er dort Frau von Staël kennen, an die er sich auf's innigste anschloß, und mit ihr von 1805 an abwechselnd in Italien, Frankreich, Wien und Stockholm, oder auf ihrem Landsitze Cappet am Genfersee, lebte. Dabei war er fortwährend schriftstellerisch äußerst thätig, und erwarb sich durch seine Schriften und Vorlesungen, die er besonders in Wien hielt, einen bedeutenden Ruf. Als im Jahr 1813 sich die Schweden bei dem allgemeinen Kampf gegen Napoleon betheiligten, und so nach Deutschland kamen, ernannte ihn der Kronprinz Bernadotte, nachheriger König von Schweden, der ihn schon 1809 in Schweden hatte kennen lernen, zu seinem Sekretär, mit dem Titel als Legationsrath, auch erneuerte er den alten Adel der Familie, den diese 1651 vom Kaiser Ferdinand III. erhalten, später jedoch wieder aufgegeben hatte. Als Sekretär begleitete Schlegel den Kronprinzen auf seinen Feldzügen und verfaßte die Proklamationen dieses Fürsten, sowie mancherlei politische Schriften in französischer und deutscher Sprache. Nach dem Kriege gesellte er sich wieder zu Frau von Staël, bei welcher er bis zu ihrem Tode 1817 blieb, abwechselnd in der Schweiz, Italien und Frankreich sich mit ihr aufhaltend. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück, und es wurde ihm 1818 eine ordentliche Professur in Berlin angetragen, doch zog er eine solche an der eben errichteten Universität Bonn vor, wo er seine Thätigkeit vorzüglich dem Studium der indischen Sprache und Literatur zuwandte, und mit Ausnahme einiger Reisen, namentlich 1827 nach Berlin, um Vorlesungen über die bildenden Künste zu halten, die übrige Zeit seines Lebens zubrachte. Eine zweite Ehe, die er 1819 schloß, war nicht glücklicher wie die erste, und wurde bald wieder getrennt. Er starb in Bonn den 12. Mai 1845.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, jüngerer Bruder des vorigen, geboren den 10. März 1772 in Hannover, sollte, da man ihn seiner geringen Fortschritte wegen, für wenig begabt hielt, Kaufmann werden, doch empfand er gegen diesen Stand einen heftigen Widerwillen, so daß sein Vater ihn wieder aus Leipzig, wo er als Lehrling in einem Geschäfte war, fortnahm, und ihm erlaubte zu studieren. Er begann seine Studien mit solchem Eifer, daß er schon 1790 die Universität beziehen konnte, obwohl er noch im sechszehnten Jahre Kaufmann gewesen. Er studierte zuerst in Göttingen, dann in Leipzig Philologie und Philosophie und erwarb sich dort die Würde eines Doktors der Philosophie. Auch hatte er sich seit 1793 durch eine Reihe größerer und kleinerer Schriften einen Namen als Schriftsteller erworben und gab seit 1798 die Zeitschrift: „Athenäum" heraus, wodurch er der eigentliche Begründer der romantischen Schule ward, da darin zuerst die

neuen Ideen niedergelegt und entwickelt wurden. Es betheiligten sich an dieser Zeitschrift sowohl sein Bruder als auch manche andere gleichgesinnte junge Männer. Im Jahr 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, ging dann 1802 für kurze Zeit nach Dresden und von da, mit seiner Gattin Dorothea, der Tochter des edlen Moses Mendelssohn, mit der er sich 1798 verheirathet hatte, nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Zeitschrift: „Europa“ herausgab, sich aber vorzüglich mit der Kunst, den südlichen Sprachen und mit der Sprache und Literatur des alten Indiens beschäftigte. Nachdem er 1804 Paris verlassen, verbrachte er mehrere Jahre meist auf Reisen und hielt sich in Frankreich, der Schweiz und am Rhein, namentlich in Köln längere Zeit auf, in welch letzterem Orte er 1805 mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übertrat, sich darauf nach Wien wandte, wo er durch Metternichs Einfluß, den er in Paris hatte kennen lernen, Hofsekretär bei der Staatskanzlei wurde, begleitete er als solcher 1809 den Erzherzog Karl in's Hauptquartier, schrieb Proklamationen, redigirte die „Armeezeitung“, und seit 1810 auch den „Oesterreichischen Beobachter“. Später kehrte er zu wissenschaftlichen Arbeiten zurück, hielt Vorlesungen über Geschichte und Literatur und gab von 1812 bis 1813 das „Deutsche Museum“ heraus. Nach Beendigung der Freiheitskriege wurde er 1815 zum Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage in Frankfurt a. M. ernannt, er kehrte jedoch 1818 nach Wien zurück, nachdem er mit seiner Gattin Rom besucht hatte, hielt dort, wie auch bei gelegentlichen Reisen nach Dresden, Vorlesungen über philosophische Gegenstände, und starb in Wien den 12. Januar 1829 plötzlich am Schlage.

Was von der ganzen romantischen Schule gilt, daß sie durch Anregungen, Forschungen und Kritiken größtentheils sehr günstig, durch ihre eigenen poetischen Ansichten jedoch meist verderblich auf die Entwickelung der Literatur wirkten, gilt im vollsten Umfange von den beiden Brüdern Schlegel, den Gründern und Häuptern der Romantiker. Beide waren mehr Kritiker als Dichter und würden mit ihren Anlagen, mit ihrer anregenden Thätigkeit und ihrer Empfänglichkeit für die Schönheiten fremder Poesien von dem wohlthätigsten Einflusse gewesen sein, wenn sie den von Goethe und Schiller angebahnten Weg verfolgt und erweitert hätten, statt in übertriebener Selbstüberschätzung und Verblendung, sich über diese erhebend, neue Kunst- und Geschmacksregeln aufstellen, und Gründer einer eigenen Schule werden zu wollen. Aus diesem Grunde haben auch manche ihrer kritischen Schriften den Werth nicht, den sie den Fähigkeiten der Verfasser nach haben könnten, und den die meisten derselben auch wirklich besitzen, nur diejenigen ausgenommen, in denen sie in ihren eigenen Ideen allzu befangen erscheinen.

August Wilhelm Schlegels Verdienste liegen beinahe ausschließlich in seinen kritischen und ästhetischen Schriften und in seinen Forschungen und Uebersetzungen aus andern Sprachen, während seine eigenen Poesien, lyrische Gedichte, Romanzen, Idyllen, Legenden, Epigramme und Dramen sich weniger durch bedeutenden Gehalt als durch reine überall vortreffliche Formen aus-

zeichnen. „Sie sind alle," um mit H. Kurz zu reden, „formell als vollendete Kunstwerke zu bewundern, alle sind reich an musikalischer Wirkung, alle von einer reizenden Pracht der Sprache und Versification, und einer überraschenden Korrektheit der Form, allein es fehlt auch allen wahrhaft poetisches Leben." Namentlich ist er außerordentlich reich an neuen, anderen Völkern nachgebildeten lyrischen Formen, und behandelt sie mit der größten Meisterschaft, so das Sonett, Stanze, Conzone, Sestine, Terzine, Triolett und Glosse, wodurch er viel zur Einführung derartiger Formen in die deutsche Poesie beitrug. Am aller unbedeutendsten erscheint er im Drama. Seine beiden dramatischen Versuche „Jon", ein antiker Stoff, und „Kotzebue's Rettung, oder der lügenhafte Verbannte", ein satyrisches Drama sind gänzlich werthlos. Unter Schlegels kritischen und ästhetischen Schriften verdient als das bedeutungsvollste und einflußreichste vor Allen hervorgehoben zu werden: „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", die er 1809 gesammelt herausgab. Es ist bei allen Mängeln, die namentlich aus den romantischen Theorien hervorgingen, ein höchst bedeutendes und lehrreiches Werk, mit Geschmack und Sachkenntniß abgefaßt, dabei in Form und Sprache durchaus gelungen. Auch seine übrigen derartigen Schriften blieben nicht ohne Einfluß, wie Kritiken über einzelne Werke anderer Dichter, „Ueber das Nibelungenlied", und andere Aufsätze über ältere deutsche Literatur, „Ueber Kunst und deren Geschichte", u. s. w. Nächst den „Vorlesungen" liegen seine vorzüglichsten Leistungen auf dem Felde der Uebersetzungskunst, da konnte er seine ungemeine Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen und nachzuempfinden, seine außerordentliche Gewandtheit in Behandlung aller Formen im glänzendsten Lichte zeigen, und hat namentlich durch die meisterhafte Uebersetzung des Shakspeare für seine Uebersetzungskunst ein vollgültiges Zeugniß abgelegt. Außerdem verdeutschte er mit derselben Meisterschaft einzelne Werke südeuropäischer Lyriker, wie: Calderons, Dantes, Petrarca's und anderer, die er unter dem Titel: „Spanisches Theater", und „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" herausgab. Durch seine Forschungen auf dem Gebiete der indischen Sprache und Literatur, die er in der Zeitschrift: „Indische Bibliothek", niederlegte, sowie durch die Reihe gelungener Uebersetzungen aus dem „Sanskrit" und anderer mehr, war er für die weiteren Bestrebungen auf diesen Gebieten von dem günstigsten Einfluß.

Friedrich Schlegels Verdienste liegen, nach Vilmars Urtheil, „mit Ausnahme einer, an äußerem Umfang nicht bedeutenden, an Ursprünglichkeit und frischer Kraft die seines Bruders übertreffenden Lyrik, fast ganz auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, in welcher er zuerst tiefere Ansichten und eine geistigere Auffassung geltend machte, ja die er erst eigentlich geschaffen hat. Sein frivoler Roman: „Lucinde", zu dessen Vertheidigung sich sogar Schleiermacher hergab, ist ein Werk, an welchem echte Poesie nur geringen Antheil hat. Der dramatische Versuch: „Alarcos" (ein griechischer Stoff), ist, wie die Dramen seines Bruders, werthlos." Auch er liebte in der Lyrik, wie sein Bruder, vorzüglich die südlichen Formen, und behandelte dieselben, wie

jener, meisterhaft. Ebenso theilte er seines Bruders Vorliebe für die asiatischen Literaturen und legte seine bedeutsamen Forschungen auf diesem Gebiete in dem Buche nieder: „Sprache und Weisheit der Indier.“ Seine wichtigsten literaturgeschichtlichen Werke, voll geistreicher Winke und Bemerkungen, doch nirgends erschöpfend und abschließend, und vor allem in einer meist gesuchten, mit Bildern überladenen Sprache abgefaßt, sind: „Geschichte der alten und neuen Literatur“, in welcher er der älteren deutschen Poesie besondere Aufmerksamkeit widmete. „Ueber nordische Dichtkunst“, „Von den Schulen der griechischen Poesie“, „Griechen und Römer“, „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer.“

Seine geschichtlichen und philosophischen Werke: „Philosophie der Geschichte“, „Vorlesungen über Philosophie“, „Philosophie des Lebens“, „Vorlesungen über die neuere Geschichte“, und einige kleinere, dahin gehörende Aufsätze sind von geringerer Bedeutsamkeit.

## Aus A. W. von Schlegels Poesien.

### In der Fremde. (Lied.)

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

### Die heilige Familie. (Sonett.)

Den Schöpfer, der die Erde neugestaltet,
Gebenedeite! hast du ihr gegeben.
Du darfst dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegenbreitet.

Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

**Arion.** (Romanze.)

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister
Und gern empfing ihn jedes Land,
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust:
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt! —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“

Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt mich zu retten kein Vertrag:
Daß ich nach Citherspieler-Sitte
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen,
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohle wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich.
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen!
Ihr Feindlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Euridicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück,
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh',
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet! —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier,
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz. —
Jetzt da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Corinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth.

## Aus Friedrich von Schlegels Poesien.

### Eintritt in die deutsche Schweiz.

Freier athmet schon die Brust,
Höher schlägt einsame Lust,
Friede ist es, was hier weht,
Sanft zu innerm Herzen geht,

Daß kein Schmerz da nimmer stürmt,
Wie sich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr schweift,

Hier auf stiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden malt,
Ernst zu uns hernieder strahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einsam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz sich selbst in sie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz gesenkt:

Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor
Alten Heldengeistes Spur!
Stiller Schönheit, Blumenflur,
Fern von jener wüsten Welt,
Die uns All' in Fesseln hält.
Möcht' ich einst so glücklich sein,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieser schönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederseh'n!

## Gesang der Ehre.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre,
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

Drum sei jener hochgepriesen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertrau't den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener so die Welt befreiten.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nie genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden.

## Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft

Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

## Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,

Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,

Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;

Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit, unser Stern.

Friedrich Georg von Hardenberg, bekannter unter dem, von einem Familiengute entlehnten Schriftstellernamen Novalis, wurde den 2. Mai 1772 auf dem Gute Wiederstadt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Als Kind schwächlich und kränklich, entwickelte er sich jedoch bald unter der liebevollen Pflege seiner sanften Mutter, die ihn und seine zehn Geschwister auf's sorgfältigste erzog, zu einem kräftigen und geistreichen Knaben. Er studierte von 1790 bis 1793 in Jena, Wittenberg und Leipzig die Rechte und ging dann nach Arnstadt, um bei dem Kreisamt das Geschäftsleben kennen zu lernen. Dort machte er die Bekanntschaft der erst dreizehnjährigen Sophie von Kühn', die ihn durch ihre seltenen geistigen Gaben und ihre Schönheit so entzückte, daß er sich dieselbe zur Lebensgefährtin auserkor; doch sie starb schon 1797, für Hardenberg ein unverschmerzlicher Verlust. Da er sich dem Bergbau widmen wollte, wurde er 1796 auf seinen Wunsch bei dem Salinedepartement in Weißenfels angestellt, und ging 1798 nach Freiberg, um die Bergwissenschaften zu studieren. In dieser Zeit lernte er bei gelegentlichen Besuchen in Jena die beiden Schlegel und Tieck kennen, mit denen er in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat, und die besonders von dem nachhaltigsten Einflusse auf seine poetische Ausbildung waren. In Freiberg verlobte er sich 1798 mit Julie von Charpentier, was, wie Tieck bemerkte, jedem Anderen, außer seinen vertrauten Freunden, sonderbar dünken möchte, doch blieb Sophie der Mittelpunkt seiner Gedanken. Er kehrte 1799 nach Hause zurück und wurde als Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises angestellt. Im August 1800 wollte er nach Freiberg zu seiner Hochzeit reisen, doch mußte er diese verschieben, da sich die ersten Spuren einer heftigen Brustkrankheit zeigten, der er am 25. März 1801 in Weißenfels erlag, nachdem er vergeblich bei vielen Aerzten Heilung gesucht.

Ein sicheres und festes Urtheil über Hardenbergs poetische Talente zu fällen ist nicht wohl möglich, da er in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft wurde, ehe er seine Anlagen hatte ausbilden, und sich frei machen können von den Ideen der Romantiker, in denen er sich theilweise befangen zeigte, am meisten befangen zeigte er sich in dem unvollendet gebliebenen Roman: „Heinrich von Ofterdingen“, und seinen übrigen prosaischen Schriften, die daher auch künstlerisch als mißlungen betrachtet werden müssen. Schon seine prosaische Darstellung erhält durch die kurzen Sätze und ungewöhnlichen Wendungen etwas Steifes und Unbeholfenes. Dabei ist das Werk weniger ein Roman, der es doch sein sollte, in welchem lebendige Charakterzeichnung und kunstvoll verknüpfte Handlungen Interesse erregen, als eine Reihe phantastischer, mystischer Gespräche und Räsonnements. Das Ganze hat etwas Traumartiges und Verschwommenes und die einzelnen, schönen Stellen sind wie Lichtblicke in einer vom undurchdringlichsten Nebel bedeckten Gegend. Seine

übrigen prosaischen Schriften sind nichts mehr als eine Sammlung abgerissener Sentenzen über Poesie, Philosophie und dergleichen, welche oft tief und scharf, mitunter jedoch auch paradox, unklar, mystisch und falsch sind. „Die Wirkung aber," sagt Vilmar (Literaturgeschichte, Seite 552), „welche gerade diese Sentenzen und Aphorismen hervorgebracht haben, ist von erheblichem Belange; besonders die Jugend hat, bis in unsere Tage hinein, aus ihnen eine tiefere und ernstere Lebensansicht und zwar weit unmittelbarer geschöpft, als aus den besten poetischen Werken unserer größten Geister, sie dienten gewissermaßen zur Einleitung und zum Commentar des Besseren und Besten in der Poesie und in der Literatur überhaupt, und werden diese Wirkung auch noch auf längere Zeit hinaus zu äußern im Stande sein." Muß man sich diesen unfertigen und fragmentarischen Werken Hardenbergs gegenüber eigentlich jedes bestimmten Urtheils enthalten, so gebührt ihm unzweifelhaft, auch schon nach dem, was wir von seinen Poesien besitzen, unter den Romantikern jedenfalls der erste Rang als Lyriker, denn sowohl seine geistlichen, wie die wenigen weltlichen Lieder, die sich in dem „Heinrich von Ofterdingen" zerstreut befinden, haben echten und dauernden poetischen Werth, und selbst der Anflug von Schwärmerei, der auch in ihnen unverkennbar ist, benimmt ihnen nichts daran, er erhöht im Gegentheil noch ihren Reiz.

Seine sämmtlichen Schriften wurden 1802 von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck in zwei Bänden herausgegeben, dem Tieck 1846 einen dritten Band, enthaltend sein Leben, seine Briefe, einzelne Gedichte, verstreute Blätter und Fragmente, folgen ließ.

## Lieder aus dem Heinrich von Ofterdingen von Novalis.

### Zueignung. (Sonett.)

Du hast in mir den edlen Trieb erregt,
Tief in's Gemüth der weiten Welt zu schauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das sicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahnungen hast du das Kind gepflegt,
Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen;
Hast, als das Urbild zartgesinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.

Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig dein?
Und schirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn;
Denn du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung sein.

### Weinlied.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen;
Der zarte Schooß quillt still empor.
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heiligen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von je her sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

## Geistliche Lieder.

### III.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint.
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wieder gibt.

### IV.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;

Eine, wo in tausend Schmerzen.
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe,
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Dir der Jungfrau Schleier hält,
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find ich nun in seinen Jüngern wieder.

Ludwig Tieck, geboren den 31. Mai 1773 in Berlin, der Sohn eines Seilers. Nachdem er das Gymnasium in Berlin durchgemacht hatte, besuchte er die Universitäten Halle, Göttingen und Erlangen, wo er sich besonders mit philosophischen, archäologischen, historischen und literarischen Studien beschäftigte. Nach seiner Rückkehr von der Universität schriftstellerte er eine Zeit lang in Berlin unter Nicolai's Protection, ging dann nach Hamburg, verheirathete sich dort 1798 mit der Tochter des Predigers Alberti, lebte von 1799 bis 1800 in Jena, im innigsten Verein mit den beiden Schlegel, Novalis, Brentano, Schelling und Fichte, war ein eifriger Mitarbeiter am „Athenäum", und verfolgte von da an unermüdlich die literarischen Zwecke der neuen poetischen Schule, deren Ansichten er zu den seinigen gemacht hatte. In den Jahren 1801 und 1802 hielt sich Tieck mit Friedrich Schlegel in Dresden auf, lebte darauf, mit poetischen Arbeiten beschäftigt, theils in Berlin, theils in Ziebingen, einem Gute eines seiner Freunde in der Nähe von Frankfurt a. O., unternahm 1805 eine Reise nach Italien,

hauptsächlich um die im Vatican aufbewahrten Handschriften älterer deutscher Dichtungen zu studieren. Nach seiner Rückkehr 1806 lebte er wieder in Ziebingen, in den folgenden Jahren abwechselnd in Wien, München und Prag, reiste 1817 nach Paris, um das französische Theater aus eigener Anschauung kennen zu lernen, 1818 nach London, um die englische Literatur, mit der er sich schon lange beschäftigt hatte, gründlich zu studieren, und nahm dann seinen Wohnsitz in Dresden, wo er Hofrath und Intendant des Hoftheaters wurde und den Mittelpunkt des literarischen Lebens und der geistreichen Unterhaltung bildete, namentlich als Vorleser dramatischer Werke, worin ihm Niemand gleich kam, in allen Zirkeln glänzte. Friedrich Wilhelm IV. berief ihn 1841 nach Berlin, wo er den 28. April 1853 starb.

Unter den Romantikern war Tieck, sowie der einflußreichste auch der reich begabteste, und würde gewiß seinen poetischen Anlagen nach, neben Goethe und Schiller als einer der größten Dichter Deutschlands glänzen, wenn er nicht in den irrigen Ideen der Romantiker befangen, diese in seinen Dichtungen hätte durchführen wollen. Dessen ungeachtet leistete er auch so noch in der lyrischen wie dramatischen Poesie, besonders aber in der Novelle Vortreffliches und das Höchste zu leisten, verhinderten ihn nur die romantischen Ansichten. Seine dichterische Thätigkeit unterscheidet sich sowohl nach den genannten drei Gattungen der Poesie, als auch nach drei verschiedenen Perioden in seiner inneren Entwickelung. Seine ersten Werke, Novellen und Dramen zeigen ihn noch schwankend in den Ansichten, theils der kraftgenialen, theils der sentimentalen, theils der aufklärenden Richtung zuneigend. Danach wandte er sich ganz den Romantikern zu, deren Häupter, die beiden Schlegel, er unterdessen kennen gelernt hatte. Aus dieser Zeit stammen zuerst seine trefflichen Uebersetzungen, aus dem Spanischen den „Don Quixote", aus dem Englischen einzelne Dramen Shakspeare's, womit er sich an der Schlegel'schen Shakspeareübersetzung betheiligte; aus dem Mittelhochdeutschen eine Sammlung Minnelieder und die Bearbeitung des „Frauendienstes", von Ulrich von Lichtenstein; dann seine kritischen Schriften, meist die dramatische Poesie betreffend, die nicht ohne günstigen Einfluß blieben: „Altenglisches Theater", „Shakspeare's Vorschule", „Briefe über Shakspeare", „Ueber Shakspeare's Sonette", „Deutsches Theater", und „Phantasien über die Kunst"; endlich seine lyrischen Dichtungen und die größte Anzahl seiner Dramen und Novellen.

Aus seiner dritten Periode, in der er sich mehr von den romantischen Ansichten entfernte, jedoch nicht ganz davon befreien konnte, stammen seine übrigen Novellen, bei denen er vorzugsweise Goethe's Vorbild folgte, die theilweise zu seinen besten poetischen Schöpfungen gehören.

Was zunächst seine lyrischen Poesien betrifft, so gewähren dieselben mit wenig Ausnahmen, trotz des unverkennbaren Talentes, trotz einzelner tiefpoetischer Stellen und der großen Formvollendung, keinen befriedigenden Eindruck, da die seltsame Auffassung der Natur und die beinahe in allen herrschende ungestillte Sehnsucht oft unverständlich bleibt, da sie nicht auf wahrer Grundlage beruht. Dies ahnungsvolle Sehnen ist überhaupt ein

charakteristisches Kennzeichen der romantischen Poesie, wodurch sie nicht selten an die früheren sentimentalen Dichter erinnert, und nicht wenig zur Entwickelung der späteren, sogenannten Weltschmerzpoesie beitrug. Wie alle Romantiker, wählte Tieck gleichfalls mit Vorliebe und Geschick südliche Formen: Sonett, Stanze und Glosse zu seinen lyrischen Poesien. Einzelne Romanzen und Legenden, die er bearbeitete, sind von geringer Bedeutung.

Seine ersten dramatischen Poesien, das Schauspiel: „Alla Modin", die Trauerspiele: „Der Abschied", und „Karl von Berneck", die Lustspiele: „Die Theegesellschaft", „Herr von Fuchs", „Epicoene oder das stille Frauenzimmer", die beiden letzten nach dem Englischen von Benn Johnson bewegen sich noch in dem alten Geleise und sind weder an sich bedeutend, noch von irgend einem Einfluß auf die Literatur. Mit dem „Ritter Blaubart", welches 1798 in Berlin erschien, begannen seine romantischen Dramen, die sich sowohl durch die Wahl der Stoffe, da die Romantiker mit Vorliebe alte Volksmärchen bearbeiteten, als auch durch die Behandlung als solche charakterisiren. Die vier ersten dieser romantischen Dramen: „Ritter Blaubart", „Der gestiefelte Kater", „Prinz Zerbino, oder die Reise nach dem guten Geschmack", und „Die verkehrte Welt", sind zunächst satyrische Dramen, da er darin die verkehrten Richtungen der damaligen Literatur, namentlich auf dem Gebiete des Dramas und Romans, verspottet, so die Ritter-, Räuber- und sentimentalen Familiendramen und Romane. Die folgenden: „Genofeva", „Kaiser Octavianus", und „Fortunat", die als die schönsten Blüthen der Romantik gelten und das romantische Drama in positiver Weise begründen, vor allem ein vollständiges und getreues Bild des Mittelalters liefern sollten, zeigen doch bei aller Beweglichkeit der Phantasie, bei allem Reichthum an poetischen Gedanken und aller Gewandtheit in Sprache und Vers die augenscheinliche Unfähigkeit der Romantiker, ein wirklich für die Bühne brauchbares Drama hervorzubringen, da sie sich von Regel und Gesetz nicht leiten lassen und nur im Willkürlichen und Abenteuerlichen bewegen wollten.

Wie beim Drama, so waren auch bei der Novelle Tiecks erste Versuche ohne besondere Bedeutung für die Literatur und von geringem Werthe. Es sind dies die Bearbeitung eines Räuberromans, die ihm von F. E. Rambach, einem der fruchtbarsten und unbedeutendsten dieser Schriftsteller, übertragen worden war, einige Originalerzählungen und Uebersetzungen, die er in Nicolai's Auftrag für die von Musäus begonnenen „Straußfedern" lieferte, die Romane: „Abdallah", „William Lovell", und „Peter Lebrecht". Mit diesem letzteren betrat er schon theilweise die romantische Richtung, die in „Peter Leberechts Volksmärchen", „Franz Sternbalds Wanderungen" und „Phantasus" ganz ausgebildet erscheint. „Die Volksmärchen" und „Der Phantasus", wohl von Tiecks Werken nach Inhalt wie Darstellung die vorzüglichsten, sind Sammlungen, in denen er in der lieblichsten und zartesten Einkleidung die trefflichen alten Volkssagen von der Magelone, dem getreuen Eckart, Rothkäppchen, Haymonskindern und andern, erzählt, und das Ganze durch eine Reihe von Gesprächen verbindet, in welchen meist die Kunstan-

sichten der romantischen Schule entwickelt wurden. „Franz Sternbalds Wanderungen“, ein Kunstroman nach Goethe's „Wilhelm Meister“, voll romantischer Phantastik, ist poetisch bei weitem werthloser. Aus den letzten zwanzig Jahren der dichterischen Thätigkeit Tiecks, in denen er sich mehr und mehr von den Romantikern ab-, dem Leben und der Gegenwart zuwandte, besitzen wir noch eine große Anzahl Novellen und Romane, von denen manche als Meisterwerke, andere dagegen als unbedeutende Produktionen zu betrachten sind. Die hervorragendsten derselben sind: „Das Zauberschloß“, „Das Dichterleben“, worin Shakspeare mit aller Poesie gefeiert wird, „Des Dichters Tod“ hat das Ende des Camoens zum Inhalte; der unvollendet gebliebene „Aufruhr in den Cevennen“, „Der Gelehrte“, „Die Gemälde“, „Musikalische Leiden und Freuden“, „Die Gesellschaft auf dem Lande“, und noch einige. Weniger werthvoll sind „Die Vogelscheuche“, „Die Verlobung“, „Die Wundersüchtigen“, „Die Mondsüchtigen“, „Eigensinn und Laune“, in denen er Gebrechen der Zeit lächerlich zu machen sucht, wie den Pietismus, die neuern Mystiker und dergleichen; ferner „Die Klausenburg“, „Pietro von Abano“, „Gespenster- und Zaubergeschichten“, „Der junge Tischlermeister“, eins seiner gesuchtesten Werke; die historische Novelle: „Der griechische Kaiser“, und sein letztes Werk, der Roman: „Vittoria Accorambona“, was, nach dem einstimmigen Urtheil der Kritik, die unbedeutendste unter allen seinen prosaischen Schriften ist.

## Aus Tiecks Poesien.

### Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes Welt!
Geht munter in das Land hinein,
Und wandert über Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehen,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehen?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Sehnst dich nicht nach der Fern'?
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

### Der Wanderer.

In Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und geht so sacht,
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit.

Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,

Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.

### Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon
Weit! weit!
Reis' ich noch heut'.

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: Die Liebe wintert nicht.
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein.

### Die Kunst des Sonetts.

Ein nett honett Sonett, so nett zu drechseln
Ist nicht so leicht, ihr Kinderchen, das wett' ich,
Ihr nennt's Sonett, doch klingt es nicht sonettig,
Statt Haber füttert ihr den Gaul mit Hexeln.

Dergleichen Dinge muß man nicht verwechseln;
Ein Unterschied ist zwischen einem Rettig,
Und ritt' ich, rutsch' ich, rumpl' ich oder rett' ich,
Auch Dichten, Dünnen, Singen, Krähen, Krächzeln.

Drum liegt im Hafen stille doch ein Weilchen
Und lasset hier das kranke Schiff ausbessern,
Es zeigt mehr Leck als Schiff in seiner Fläche;

Noch lecker wird es, ihr bezahlt die Zeche,
Doch dünkt uns lecker nicht ein einzig Zeilchen;
Nach lauem Wasser kann kein Mund je wässern.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué, geboren den 12. Februar 1777 zu Brandenburg an der Havel. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung im elterlichen Hause sollte er 1794 die Universität Halle beziehen, um die Rechte zu studieren, doch gab sein Vater seinem dringenden Wunsche, Soldat zu werden, nach, und ließ ihn als Cornet in ein Kuirassierregiment eintreten. Er wurde bei dem Feldzug von 1794, bei dem er sich mehrfach durch Tapferkeit ausgezeichnet, zum Lieutenant befördert und kam dann nach Aschersleben in Garnison, wo er sich verheirathete, bald aber wieder scheiden ließ, wie er selbst gestanden, einzig durch seine Schuld. Später kam sein Regiment nach Bückeburg und dort, wie auch vorher schon, war die Lieblingsbeschäftigung seiner Mußestunden, Poesie und

vaterländische Literatur, für die er von jeher Beruf und Neigung gefühlt und die noch durch seine Bekanntschaft mit Goethe und Schiller und durch die Anerkennung der Brüder Schlegel über seine, schon damals veröffentlichten Poesien, vermehrt wurde. Nachdem er sich um diese Zeit mit Karoline, geborne von Briest, geschiedene von Rochow, vermählt hatte, nahm er seinen Abschied, lebte meist auf dem Familiengute seiner Frau, Nennhausen, und widmete sich beinahe ausschließlich der Dichtkunst, in seinen Poesien sich immer mehr den Romantikern anschließend. Im Jahr 1813 trat er als Lieutenant unter die freiwilligen Jäger, mußte aber in Folge heftiger Krankheit bald wieder seine Entlassung nehmen. Seitdem lebte er bis zum Tode seiner Gattin 1831 wieder in Nennhausen, zog dann nach Halle, wo er Vorlesungen über die Geschichte der Poesie hielt, vermählte sich dort zum dritten Male, siedelte 1842 nach Berlin über, um auch da Vorlesungen zu halten, und starb daselbst den 23. Januar 1843.

Fouqué erscheint in allen seinen Poesien als ein begabter Dichter voll Phantasie und Innigkeit, der, wenn auch theilweise in den Ansichten der Romantiker befangen, — namentlich suchte er das Ritterwesen und den Minnedienst wieder zu beleben, — sich doch selten zu phantastischen Uebertreibungen verleiten ließ. Unter den zahlreichen und verschiedenen Beurtheilungen Fouqué's als Dichter ist sicherlich die von Vilmar die treffendste, die deßhalb hier folgt. „Den Geist des alten Ritterthums in edleren Gestalten als die ungeschickten Verfasser der früheren Ritterromane darzustellen, versuchte Friedrich Baron Fouqué, auf welchen zu schimpfen heut zu Tage Mode geworden ist. Ich kann in diesen Ton nicht nur nicht einstimmen, sondern muß im Widerspruch mit demselben behaupten, daß es außer Fouqué noch Niemand gelungen ist, eine, wenn auch hin und wieder allerdings phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im Ganzen doch vollkommen getreue, poetische Wiedergeburt der alten heiteren Ritter- und Sängerzeiten aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu bewerkstelligen. Allerdings sind bei weitem nicht alle seine Werke in dieser Beziehung von gleichem Werthe.

Das Gesagte gilt zunächst nur vom „Zauberring" und von „Thiodolfs des Isländer Fahrten", sowie von dem ausgezeichneten, alter Volkssage, wenigstens der allgemeinen Grundlage nach, angehörigen Märchen: „Undine". Seine Poesien enthalten viel in demselben Sinne Gelungenes, doch reichen sie sämmtlich an die eben genannten prosaischen Werke nicht hinan, zum Theil darum, weil er sich hiermit in Regionen wagte, welche für ihn zu hoch lagen, wie z. B. im „Siegfried dem Schlangentödter."

Zur Vervollständigung dieses Urtheils bleibt weiter nichts hinzuzufügen, als wenige Worte über die einzelnen Werke Fouqué's auf dem Gebiete der Lyrik, Epik, Dramatik und Prosa. Seine lyrischen Gedichte, in denen er außer den Kriegs- und Siegesliedern während der Freiheitskriege und außer den geistlichen Liedern, meist, wie in seinen größeren Poesien, die alte Ritter- und Minnezeit verherrlicht, und Gestalten aus jenen Zeiten vorführt,

sind, mit wenigen Ausnahmen, voll tiefer Empfindung und ausgezeichnet durch schöne Darstellung; nur seine größeren geistlichen Lieder bewegen sich im mystischen Dunkel der Romantik. Auch die Ballade und Idylle verstand er mit Geschick zu bearbeiten, zuweilen zwar stören darin die romantischen Anschauungen; wogegen seine umfangreicheren Epen: „Karls des Großen Geburt und Jugendjahre", in der Titurelstrophe abgefaßt, „Corona" und „Bertrand de Guesclin", unbedeutende Produktionen sind, da er darin meist nur das Aeußerliche des mittelalterlichen Lebens auffaßte, und vor Allem durch Anwendung altdeutscher Sprachformen zu wirken suchte. Ebenso haben seine Dramen, ungefähr vierundzwanzig an der Zahl, ganz nach den ästhetischen Grundsätzen der Romantiker abgefaßt, als Kunstwerke wenig Werth, obgleich sich manche schöne Einzelheiten darin befinden. Auch in ihnen sucht er meist das Mittelalter zu verherrlichen, die nordische Mythologie und die altdeutschen Sprachformen, wie die Alliteration wieder einzuführen, wie in dem „Held des Nordens", in drei Theilen, „Sigurd der Schlangentödter", „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", „Die Irmensäule", „Baldur", „Helgi" und anderen, oder die ältere deutsche Geschichte dramatisch zu behandeln, wie in „Hermann", „Alboin". Nächst den oben angeführten drei Werken, den Ritterromanen: „Der Zauberring", „Thiodolfs des Isländers Fahrten" und dem Märchen „Undine" schrieb Fouqué noch zahlreiche andere Romane und Märchen, die, wenn auch den genannten an Werth nachstehen, doch alle Anerkennung verdienen. Es sind dies die Ritterromane: „Sängerliebe", „Die wunderbaren Begebenheiten des Grafen Althes von Lindenstein", „Der Verfolgte", „Ritter Elidouc", „Wilde Liebe", eine Anzahl kleinerer Erzählungen und Novellen, unter dem Titel: „Kleine Romane und Novellen", die sich mehr in der Gegenwart bewegen, und die Märchen: „Die vierzehn glücklichen Tage", „Das Galgenmännlein", „Das Schauerfeld."

Wie er in „Undine" sein vorzüglichstes Werk geschaffen, so zeigt Fouqué überhaupt für Bearbeitung alter Sagen und Märchen das hervorragendste Talent, da er es, wie fast Keiner vor ihm, verstand, das Märchen in seiner natürlichen Einfachheit und kindlichen Naivität aufzufassen und wiederzugeben, ohne Beimischung moderner oder ironischer Elemente. Aus der Erzählung: „Ritter von Staufenberg und die Meerfei", die sich in dem Buche „Die sieben weisen Meister" befindet, entnahm Fouqué größtentheils den Stoff zu „Undine", wie aus den Zwergsagen von „König Laurin" und anderen die besten Motive für den „Zauberring". Außer diesen Werken und seinem ersten Roman: „Alwin, ein Roman von Pellegrin", gab er heraus: „Lebensbeschreibung des königlich preußischen Generals der Infanterie H. A. Baron de la Motte Fouqué", seines Großvaters, die Zeitschriften „Frauentaschenbuch" von 1815 bis 1831, mit Amalie von Helwig das „Taschenbuch der Sagen und Legenden" von 1812 bis 1817 und mit Apel, Graf von Löben und einigen Anderen „Die Erholungen", ein thüringisches Unterhaltungsblatt von 1812 bis 1819.

## Aus Fouqué's Schriften.

### Lied.

Singend zog auf seinem Rappen
Wohl ein Graf den Berg hinan;
Hinter ihm die muntern Knappen
Stimmten viele Lieder an.

Eins begannen sie zu singen
Von der Liebe süßem Schmerz:
Wie er wunderlich mag dringen
Durch den Panzer in das Herz;

Wie im wilden Schlachtgewimmel
Und auf rauher Pilgerfahrt
Der ersehnte Liebeshimmel
Schöner nur sich offenbart;

Wie allgegenwärtig schaltet
Liebchens süße Zaubermacht;
Wie sie Alles umgestaltet,
Ob sie trauert, ob sie lacht.

Und es spricht auf seinem Rappen
Still der Ritter vor sich hin:
„Wie Ihr's scherzend singt, Ihr Knappen,
Ach, ist ernstlich mir zu Sinn!“

### Lied.

Es flog ein munt'res Vögelein
Im Sonnenschein,
Und sang, daß Alles wiederhallt':
„Der Wald, der Wald,
Der ganze Wald ist mein!“

Da kam ein Vogelsteller fein
Und fing es ein,
Und trug es mit sich stumm und kalt
Fort aus dem Wald,
Als wär' es rechtlich sein.

Nahm eine Schöne, zart und rein,
Das Vögelein,
Und vor der lieblichen Gestalt
Vergaß es Wald
Und Luft und Sonnenschein.

Ein seid'ner Faden stark und fein,
Hielt ihm das Bein,
Und sucht' es Freiheit auch und Wald,
Der zög' es bald
Zum Fenster doch herein.

### Liebesproben.

Es war ein Edelknabe,
Der liebt' eine Jungfrau hold,
Und warb um süße Gabe
Und keuschen Minnesold.
Die Jungfrau war so stolz und rein,
Sie sprach: „Ich will mein eigen sein;
Ich bleibe bis zum Grabe
Wohl frank und frei allein.“

Als an der Felsenquelle
Sie froh sich einst ergeht,
Hat in die flücht'ge Welle
Der Wind ihr Tuch geweht.
Der Edelknecht, voll Liebesgluth,
Sprang freudig wagend in die Fluth,
Und bracht' es ihr zur Stelle
Zurück mit frohem Muth.

„Wie kannst du's redlich meinen?“
Sprach sie ihn zürnend an,
„Dies Wagstück hat den Deinen
Im Herzen weh gethan.
Wer nicht den Gram der Eltern ehrt,
Ist keiner deutschen Jungfrau werth.
Magst lachen oder weinen,
Mein' Huld bleibt dir verwehrt.“

Einst focht der Knappe eben
Mit seines Stammes Feind,
Und als auf Tod und Leben
Zu siegen er gemeint,
Da rief die Herzgeliebte ihn,
Gebot: das Schwert zurückzuzieh'n,
Und ihrem Wink ergeben,
Ließ er den Feind entflieh'n.

Ein Graf lag hart gefangen,
Den hieß sie ihn befrei'n,
Und eifersücht'ges Bangen
Nahm seinen Busen ein.
Doch sammelt' er der Freunde Schaar
Und stürmte kühn und offenbar,
Bis in den Thurm sie drangen,
Und frei der Grafe war.

Er zeigt mit dieser Kunde
Dem süßen Weibe sich,
Und hört aus ihrem Munde:
„Mein Freund, ich liebe dich.“

Da hob der herrliche Gewinn
Zu rasch empor ihm Brust und Sinn,
Und aus verborg'ner Wunde
Floß Blut und Leben hin.

### Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh'!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wack'res Werk zu thun,
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Herd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewährt.
O, Wonne, die zu schützen,
Die uns die Liebsten sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Muth gewinnt.

Die Mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger allzusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

### Der Todtenkopf.

Grabbewohner, Todverkünder,
Bleicher Lebensüberrest!
Zitternd schaut dich an der Sünder,
Dich der Fromme still und fest,

Weil ja jenem nur die Sonne,
Diesem ihr Erschaffer lacht;
Jener Nacht sich pflückt aus Wonne,
Dieser Wonne sich aus Nacht.

### Scherz und Thräne.

Liegt schuldlos dir ein Scherz im Wege,
O wende nicht den stolzen Tritt!
Nein, zu des wunden Herzens Pflege
Nimm kindlich ihn und dankend mit.

Du darfst ihn öffentlich genießen,
Vor aller Welt im Sonnenschein;
Doch wenn die Sehnsuchtsthränen fließen,
Dann, Freund, verschleuß dein Kämmerlein.

### Gottes Zucht.

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt, eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft!
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Clemens Brentano, geboren den 8. September 1778 zu Ehrenbreitstein, im Hause seiner Großmutter Sophie La Roche (Wielands Jugendfreundin), besuchte in Koblenz das Gymnasium, und sollte dann, nach dem Wunsche seines Vaters, in Frankfurt sich dem Handelsstande widmen, doch da sein Vater seine große Abneigung gegen diesen Stand erkannte, erlaubte er ihm zu studieren. Er besuchte die Universitäten Marburg, Leipzig, Halle, Jena und beschäftigte sich vorzüglich mit Literatur und Poesie, namentlich seit er in Jena die beiden Schlegel hatte kennen lernen, an die er sich auf's Innigste anschloß. Später setzte er seine Studien in Wien, Berlin und Heidelberg fort. In letzterer Stadt ließ er sich für längere Zeit nieder, verheirathete sich dort 1805 mit Sophie Mereau, geborene Schubart, und machte sich unter dem Namen „Maria" als Schriftsteller bekannt. Nachdem er 1806 seine Gattin verloren, lebte er abwechselnd in Frankfurt, Marburg, Koblenz, Berlin, Heidelberg, München, Wien und Prag, trat 1818 in Wien zur katholischen Kirche über, und zog sich in das Kloster Dülmen im Münsterischen zurück, ging 1822 nach Rom, von wo er nach einigen Jahren wieder nach Deutschland zurückkehrte, und sich dann in Koblenz, Regensburg, Münster, zuletzt in Aschaffenburg aufhielt, wo er den 28. Juni 1842 starb.

Bei aller poetischen Begabung brachte Brentano nur wenig Vollendetes hervor, theils weil er zu sehr in den romantischen Ansichten befangen war, theils weil es ihm an Ruhe und Stetigkeit zur Ausbildung seines Talentes fehlte. Seine poetischen Erzeugnisse, die meist zügellose Spiele der Phantasie, nebelhaft und verschwommen sind, haben nicht am wenigsten dazu beigetragen, die romantische Schule in Verruf zu bringen. Nur auf dem einen Gebiete, der Erforschung und Bekanntmachung alter Volkslieder, demjenigen Zweige, von dem überhaupt die schönsten Früchte der Romantiker ausgegangen sind, erwarb sich Brentano mit seinem Schwager Arnim durch Herausgabe des „Knaben Wunderhorn" außerordentliche Verdienste. Durch dieses Buch, was mit poetischem Sinn und tiefem Verständniß ausgewählt ist, und worin sich auch theilweise von ihnen umgebildete und nachgedichtete Lieder befinden, machten sie die Volkslyrik des 15. und 16. Jahrhunderts auch in weiteren Kreisen bekannt. „Es muß ihr Wunderhorn," sagt Vilmar in der Charakteristik beider Dichter, „als das bedeutendste ihrer Werke, aber auch als ein nicht allein überhaupt bedeutendes, sondern als eine der allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Poesie betrachtet werden. Ihre übrigen, ganz ihnen selbst zugehörenden, größtentheils prosaischen Werke leiden sämmtlich an einer gewissen Formlosigkeit, welche einen vollen und reinen Genuß nicht zuläßt; selten hat Arnim, noch seltener Brentano die angefangene Erzählung in dem Geiste fortgesetzt und vollendet, in welchem sie vielversprechend und oft die reizendsten Ansichten gewährend, beginnt. Das Beste, was Brentano außer seinen lyrischen Poesien, welche oft vortrefflich sind, geschrieben hat, ist sein letztes Werk: „Gockel, Hinkel und Gackeleia", welches, um nur eine Seite hervorzuheben, an zarter, seelenvoller Auffassung des Naturlebens zu dem Vorzüglichsten gehört, was unsere

Literatur besitzt. Unsere Zeit ist zu unruhig, als daß die tiefe Innigkeit und Einfalt dieses Märchens das rechte Verständniß bei den Mitlebenden hätte finden können.

Außer seinen lyrischen Gedichten (weltliche und geistliche Lieder, Canzonen und Vaterlandsgesänge aus den Befreiungskriegen), außer dem Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia", die im Obigen schon charakterisirt sind, besitzen wir von Brentano noch Balladen, unter denen sich einzelne recht gelungene, wie „Die Gottesmauer" befinden, dramatische Poesien, das Lustspiel „Ponce de Leon", die Singspiele „Die lustigen Musikanten", und „Victoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte, ein klingendes Spiel", welches den Sieg der Deutschen über Napoleon zu verherrlichen suchte, und die Tragödie „Die Gründung Prags", die, wie alle romantischen Dramen, als Kunstwerke verfehlt sind, den Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter", den er selbst einen verwilderten Roman nennt, und eine reiche Sammlung von Märchen, unter denen sich noch manche gelungene, wenn auch weniger vollendete, wie „Gockel, Hinkel und Gackeleia", befinden, z. B. „Märchen von Rhein und dem Müller Radlauf", „Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag". Weniger bedeutend ist die „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" und die Bearbeitung von Wickrams „Goldfaden."

## Aus Brentano's Poesien.

### Die Gottesmauer.

Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß' vor Schleswig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuester Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"

„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!"

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel! fest ist mein Vertrauen:
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen,
Was Er will, ist wohl bestellt!"
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber steh'! das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Läden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“

Auf nach Innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß'.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm',
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

## Ich wollt' ein Sträuslein binden.

Ich wollt' ein Sträuslein binden,
Da kam die dunkle Nacht,
Kein Blümlein war zu finden,
Sonst hätt' ich dir's gebracht.

Da flossen von den Wangen
Mir Thränen in den Klee,
Ein Blümlein aufgegangen,
Ich nun im Garten seh'.

Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunkeln Klee,
Doch fing es an zu sprechen:
Ach, thue mir nicht weh!

Sei freundlich in dem Herzen,
Betracht' dein eigen Leid,
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit.

Und hätt's nicht so gesprochen
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dir's gebrochen,
Nun aber darf's nicht sein.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein;
Im Lieben wohnt Betrüben
Und kann nicht anders sein.

## Abendlied im Freien.

Wie so leis' die Blätter wehn
In dem lieben stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldenes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia!

In der Quellen klarer Fluth
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entschlummert, über'm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen,
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia!

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um;
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
In den blauen zarten Zelten
Sich zur Nachtherberge melden,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.
Gute Nacht! Heiapopeia!

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz- und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über Alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia!

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Und so ziehn wir wohlgemuth
Aus des Feldes Einsamkeit
Nach der Heimath theuerm Gut!

Du wirst auf die Hütte schauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deiner Hut.
Gute Nacht! Heiapopeia!

**Valeria.**

Wenn die Sonne weggegangen,
Kommt die Dunkelheit heran,
Abendroth hat goldne Wangen,
Und die Nacht hat Trauer an.

Seit die Liebe weggegangen,
Bin ich nun ein Mohrenkind,
Und die rothen, frohen Wangen
Dunkel und verloren sind.

Dunkelheit muß tief verschweigen
Alles Wehe, alle Lust,
Aber Mond und Sterne zeigen,
Was ihr wohnet in der Brust.

Wenn die Lippen dir verschweigen
Meines Herzens stille Gluth,
Müssen Blick und Thränen zeigen
Wie die Liebe nimmer ruht.

Ludwig Achim von Arnim, geboren den 26. Januar 1781 in Berlin, stammte aus einem alten, angesehenen Adelsgeschlechte. Nachdem er in Göttingen Medicin und Naturwissenschaften studiert hatte, ging er nach Heidelberg, schloß dort innige Freundschaft mit Clemens Brentano, zu dem ihn gleiche Gesinnung hinzog, und wandte sich, von diesem angeregt, auch durch eigene Neigung und Talent dazu gedrängt, mehr von seinem Fachstudium ab und der Dichtkunst zu. Insbesondere hatte die Volkspoesie seine Aufmerksamkeit erregt, und er benutzte seine zahlreichen Wanderungen zur Sammlung von Volksliedern, die er später mit Brentano im „Knaben Wunderhorn" veröffentlichte. Er lebte mit diesem längere Zeit in Heidelberg, gab dort mit ihm zusammen 1806 die „Einsiedlerzeitung" heraus, eins der einflußreichsten Organe der Romantiker, ging dann mit ihm nach Frankfurt, wo er sich mit dessen Schwester Bettina vermählte, und lebte von 1808 an abwechselnd in Berlin und auf seinem in der Mittelmark gelegenen Gute Wiepersdorf, wo er den 31. Januar 1831 starb.

Von Natur poetisch noch begabter, wie sein Freund Brentano, findet das von jenem Gesagte auch im vollsten Umfange Anwendung auf Arnim, und wir brauchen der dort angeführten Charakteristik beider Dichter nur noch einige Worte über die einzelnen Werke Arnims hinzuzufügen.

Trotz seines unverkennbaren Talentes für das Lyrische hat er doch nur wenige, aber meist gelungene selbstständige Lieder gedichtet, der größte Theil ist dagegen seinen Romanen und Novellen einverleibt, die daher nur mit und in diesen verständlich werden, da sie aus den besonderen Verhältnissen, Stimmungen und Gefühlen jener Personen hervorgegangen sind. Ebenso ist es mit seinen Balladen, die sich größtentheils im romantischen Helldunkel bewegen. Noch auffallender tritt diese romantische Färbung in seinen Dramen zu Tage, die alle, sowohl die größeren Dramen: „Halle und Jerusalem", „Der Auerhahn", „Die Gleichen", als auch die kleineren Stücke, von ihm Puppen, Hanswurst und Pickelsheringsspiele genannt: „Der wunderthätige Stein", „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies" und andere, an den schon oft angeführten Mängeln der Romantiker in hohem Grade leiden.

Seine Romane und Novellen, die manches Gelungene enthalten, von denen jedoch keins im Ganzen befriedigt, sind: „Hollins Liebeleben“, „Ariels Offenbarungen“, „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“, und „Die Kronenwächter“. Letzterer sollte einen Romancyklus bilden, der die Ideen zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums zur Anschauung brächte. Doch ist nur der erste Theil desselben vollendet, auch unter dem Titel: „Bertholds erstes und zweites Leben“, bekannt.

Die Novellen erschienen in verschiedenen Sammlungen unter dem Titel: „Der Wintergarten, Novellen“, „Landhausleben, Erzählungen“, und „Sechs Erzählungen.“

## Aus Arnims Poesien.

### Freuden und Sorgen.

Seh' ich in trüber Nacht die Sterne zitternd hangen
Und ahne nicht, wer sie da droben hält,
Da schwindelt mir, — ich fühl' ein thöricht Bangen,
Daß einer mir auf's Haupt hernieder fällt;
Wenn sie dann fest in klarer Bläue prangen,
Und strahlen freudenhell auf meine Bahn,
Da ist mir Gottesliebe wieder aufgegangen,
Da fühl' ich, daß die Furcht ein leerer Wahn.
O Mensch, verschließ' dich nicht dem irdischen Vergnügen!
Die Freuden sind so wahr und nur die Sorgen lügen.

### Gebet.

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde thue kund;
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gib Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland;
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

### Kriegslied des Mais.

Wenn des Frühlings Wachen ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt,
Ach! dann möchte ich mitziehen,
Ach! da werd' ich bald verführt,
Handgeld, Druck und Kuß zu nehmen,
Und ich kann mich gar nicht schämen.

Wie die Waffen helle blinken,
Helle Knospen brechen auf,
Und die Federbüsche winken
Von Kastanien oben auf,
Blühen, duften, wehen, fallen
Und es muß so lockend schallen.

Wie gefährlich sind die Zeiten,
Wenn die Bäume schlagen aus!
Und ich warne euch bei Zeiten,
Wenn Salat auch schießet aus;
Kinder, ihr müßt ihn bestehen,
Die im Grünen sich ergehen.

Schwinge nur die bunten Fahnen,
Apfelblüth', in Morgenluft!
Ja, ich schwör' dir, und wir bahnen
Gleichen Weg in freier Brust:
Was im Frühling treu verbunden,
Wächst zusamm' für alle Stunden.

### Die Uhr der Liebe.

Wie die Stunden rennen
Mir an Liebchens Seit',
Auf der Zunge brennen
Lieb' und Heimlichkeit;
Soll ich ihr bekennen,
Was im Herzen brennt?
Und wie soll ich nennen,
Was sie noch nicht kennt?

Herz, sei doch zufrieden,
Sie still anzusehn,
Würden wir geschieden,
Müßtest du vergehn;
Schweige, noch hienieden
Ward es nicht so schön,
Daß in sel'gem Frieden,
Zweie sich ansehn.

Wie die Stunden schleichen,
Fern von ihm verbracht,
Gib ein einzig Zeichen,
Sternenhelle Nacht!
Gib ein einzig Zeichen,
Ob er wieder liebt,
Frühling will verstreichen
Und kein Zeichen gibt.

Und die Sterne lachen
Mich zum Hohne an,
Und der Mondennachen
Mir nicht helfen kann;
Ruhlos treibt der Nachen
Durch die Sterne hin,
Herz, auch du mußt wachen,
Schlafen wär' Gewinn.

Herz, du könntest träumen
Eine Fahrt so schön,
Sähst zu sel'gen Räumen
In der Nacht Getön;
Nachtigall auf Bäumen,
Dich versteh' ich nun:
Willst das Feld nicht räumen,
Kannst darin nicht ruhn.

**Karl Lappe**, geboren den 24. April 1774 zu Wusterhausen bei Wolgast, wo sein Vater Prediger war. Nach beendigten philologischen Studien wurde der junge Lappe Hauslehrer bei L. Th. Kosegarten in Wolgast, erhielt 1801 eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Stralsund, da er aber kränklich, besonders brustleidend war, mußte er 1817 seine Entlassung nehmen, wohnte von 1817 bis 1819 in Steinhagen, erwarb sich dann zu Pütte, unweit Stralsund, ein kleines ländliches Besitzthum, wo er in stiller Zurückgezogenheit mit wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten beschäftigt lebte und dort den 28. Oktober 1843 starb, nachdem er 1823 das Unglück gehabt, durch Brandstiftung sein Haus zu verlieren, was er jedoch später wieder aufbauen ließ.

Lappe, der erst in jüngster Zeit die verdiente Anerkennung gefunden, war ein Dichter voll Kraft und Innigkeit, der sich nicht von den Phantastereien der Romantiker beirren ließ, und nur darin mit ihnen Aehnlichkeit hatte, daß er, wie sie, gerne auf die ältere deutsche Poesie zurückging, damals gebräuchliche Versarten, wie die Alliteration, durch treffliche Nachbildung wieder einzuführen suchte und für das alte Volkslied besondere Vorliebe hegte. Aber während die meisten übrigen Romantiker trotz aller Mühe, die sie sich um Auffindung alter Volkslieder gaben, in ihren eigenen Dichtungen sich mehr und mehr von der schönen Einfachheit desselben entfernten, nahm Lappe es sich gerade in seinen eigenen Dichtungen zum Muster und hat auch

wirklich oft echte Volkslieder geschaffen, voll Empfindung, Herzlichkeit und Wärme des Gefühls, in einfach volksthümlicher, doch stets wohllautender Darstellung. Seine verschiedenen Sammlungen von Poesien: „Blätter", „Glaube, Hoffnung, Liebe", „Kampfgedichte", „Friedhofskränze" und „Blüthen des Alters", enthalten sowohl sehr gelungene lyrische Gedichte aller Art, als auch Erzählungen, Balladen, zu denen er vorzugsweise Stoffe aus der nordischen Sage wählte, und ein größeres Epos: „Miranda". Namentlich aber sind die „Friedhofskränze" eine Sammlung der vorzüglichsten und schönsten Poesien über Tod, Grab und Ewigkeit. Außerdem veröffentlichte er: „Klims und Gullivers wunderbare Reisen, in einem Auszug für Jung und Alt", „Die Insel Felsenburg, eine Robinsonade für die Jugend", Beides Erneuerungen älterer Romane, und bearbeitete den „Froschmäusler" von G. Rollenhagen.

## Aus Lappe's Poesien.

### So oder so!

Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden,
Nord oder Süd! wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land! Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten für den Sonnenbrand!
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land! Was draußen liegt, ist Tand!

Knecht oder Herr! Auch Könige sind Knechte,
Wir dienen gern der Wahrheit und dem Rechte,
Gib nur Befehl, Verständiger!
Doch soll kein Hochmuth unsern Dienst verhöhnen,
Nur Sklavensinn kann fremder Laune fröhnen,
Knecht oder Herr! doch keines Menschen Narr!

Arm oder reich! Sei's Pfirsich oder Pflaume!
Wir brechen ungleich von dem Lebensbaume,
Dir zollt der Ast, mir nur der Zweig!
Mein leichtes Mahl wiegt darum nicht geringe.
Lust am Genuß bestimmt den Werth der Dinge,
Arm oder reich! die Glücklichen sind gleich!

Blaß oder roth! Nur auf den bleichen Wangen
Zorn, Liebe, Sehnsucht, Hoffen und Erbangen,
Gefühl und Trost für fremde Noth!
Es strahlt der Geist nicht aus des Blutes Welle,
Ein anderer Spiegel brennt in Sonnenhelle,
Blaß oder roth! Nur nicht das Auge todt.

Jung oder alt! Was kümmern uns die Jahre,
Der Geist ist frisch, doch Schelme sind die Haare.
Auch mir ergraut das Haupt zu bald!
Doch eilt nur, Locken, glänzend euch zu färben,
Es ist nicht Schade, Silber zu erwerben,
Jung oder alt! Doch erst im Grabe kalt.

Schlaf oder Tod! Willkommen, Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.
Traum ist der Erde Glück und Noth!
Zu kurzer Tag, zu schnell verrauschtes Leben!
Warum so schön und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod! Hell strahlt das Morgenroth.

### Das Wort der Kraft.

Das Wort der Kraft geht nie verloren,
Ertönt durch Zeit und Folgezeit!
Es hat des Todes Macht beschworen,
Von jeder Lippe neu geboren,
Gewinnt es die Unendlichkeit.
Aus einer Dichterseele sprühend,
Geht eines Liedes Flamme auf,
Und lodert, Nerv und Mark durchglühend,
Unüberwindlich mit sich ziehend,
In Pracht zur Sonnenbahn hinauf.
Entzünd' es stolz in seinen Gluthen
Der Menschen wechselndes Geschlecht,
Im Strom der Jahre ungeschwächt,
Wenn sie versinken in die Fluthen!

Als einst des Chaos Dämmerungen,
Die wüst und leer die Welt umstarrt,
Das erstgeborne Licht entsprungen,
Hat eine Harfe angeklungen!
Gott sprach: es werde! und es ward!
So lange Licht und Sonne walten,
Wird diese Stimme nicht vergehn!
Und ob die Strahlenden veralten,
Doch wird aus unsrer Gräber Spalten
Das Wort des Sängers mit erstehn!
Und wenn aus neuen Finsternissen
Dereinst ein neues Licht erwacht,
Wird seines ersten Strahles Pracht
Dies hohe Wort der Kraft begrüßen.

Joseph Karl Benedict, Freiherr von Eichendorff, geboren den 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, besuchte das katholische Gymnasium in Breslau und studierte in Halle, später in Heidelberg die Rechte, wo er sich an Brentano und Arnim anschloß, deren Ansichten im Leben, wie in der Poesie er vollkommen theilte. Nach beendigten Studien unternahm er mehrere Reisen, hielt sich dabei längere Zeit in Paris und Wien auf, und trat beim Ausbruch des Krieges 1813 als Freiwilliger in das Lützowsche Chor, machte die Feldzüge von 1813 bis 1815 als Offizier mit und wurde 1816 als Referendar bei der Regierung in Breslau angestellt, 1821 zum Regierungsrath in Danzig, 1824 zum Regierungs- und Oberpräsidialrath in Königsberg befördert. Von 1830 bis 1845 war er in Berlin als Geheimer Regierungsrath bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten thätig, nahm dann 1845 seine Entlassung, aus Verstimmung über die Verwaltung der Staatsangelegenheiten, die ihm nicht zusagte, und lebte seitdem theils in seinem Geburtsorte Lubowitz, theils in Neisse ganz den Wissenschaften und der Poesie, womit er sich von Jugend auf vorzugsweise beschäftigt hatte. Er starb in Neisse den 26. November 1857.

Eichendorff, der Anfangs seine Poesien unter dem Namen „Florenz" herausgab, besaß zwar unter den Romantikern nicht das bedeutendste, aber

jedenfalls das lieblichste und ansprechendste lyrische Talent. Er wußte sich, gleich Lappe, von der Phantasterei und Zerfahrenheit der Romantiker fern zu halten, und obwohl die Stoffe seiner Poesien dieselben sind, obwohl er auch ihre Anschauungen theilt und von gleicher Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach dem Unendlichen und Unerforschlichen erfüllt ist, so zeigen seine Lieder doch mehr Wahrheit der Empfindung, da er die Bilder der Vergangenheit mit dem Leben und der Gegenwart zu versöhnen verstand und sie meist in einfacher, volksthümlicher, zum Herzen sprechender Weise vortrug. Der Kreis seiner poetischen Anschauungen ist zwar eng begrenzt, und es wiederholen sich oft in seinen Liedern dieselben Personen und Scenen, aber es wirkt dies nicht störend, da er sich in seiner beschränkten Sphäre beinahe bis zur Vollendung erhoben hat. Seine lyrischen Poesien theilte er in verschiedene Abschnitte ein, und es befindet sich sowohl unter den „Wander- und Reiseliedern", als auch im „Sängerleben", in „Frühling und Liebe", im „Todtenopfer", den „geistlichen Gedichten" und den „Zeitgedichten" nach jeder Art Vortreffliches. Den Ton der Freude, wie der Wehmuth, des kindlichen Gottvertrauens und der begeisterten Feiheitsliebe weiß er gleich gut zu treffen. Auch seine wenigen Balladen sind nicht ohne volksthümliche Anklänge. Ebenso sind seine Novellen, vor Allem „Aus dem Leben eines Taugenichts", voll seelenvoller Wahrheit, lieblicher Naturschilderungen, und von einem weichen Humor durchweht, der sehr ansprechend wirkt. Mehr als diese eine tragen die anderen: „Ahnung und Gegenwart", „Das Marmorbild", „Viel Lärmen um Nichts", „Dichter und ihre Gesellen" und „Das Schloß Durandi", das romantische Gepräge wie er sich auch in der dramatischen Poesie von den Gebrechen der Romantiker weniger frei zu halten wußte. Seine satyrischen Dramen: „Krieg den Philistern", „Meyerbeer's Glück und Ende", in denen er die literarischen Zustände seiner Zeit verspottet, wie die historischen Tragödien: „Ezzelin von Romano", „Der letzte Held von Marienburg" und das Lustspiel: „Die Freier", erheben sich nicht zur rein dramatischen Darstellung.

Außer als Dichter machte sich Eichendorff auch als Uebersetzer aus dem Spanischen durch die Verdeutschung von Calderons geistlichen Schauspielen und des spanischen Volksbuchs „Graf Lucanor", des „Don Juan Manuel", sowie als Aesthetiker bekannt durch die Werke: „Ueber die religiöse und ethische Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland", und „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum", in denen er die Ansichten der Romantiker vertrat.

## Aus Eichendorffs Poesien.

### Frühlingsfahrt.

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum ersten Mal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Sie strebten nach hohen Dingen
Sie wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen.
Und wem sie vorübergingen,
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend Syrenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig-klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in die Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir.

## Die Mühle im Thale.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Meine Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will:
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

## Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brod.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt.

## Alles steht in Gottes Hand.

Gestern stürmt's noch, und am Morgen
Blühet schon das ganze Land,
Will auch nicht für morgen sorgen,
Alles steht in Gottes Hand.

Putz' dich nur in Gold und Seiden:
In dem Felde über Nacht
Engel Gott's die Lilien kleiden
Schöner, als du's je gedacht.

Sonn' dich auf des Lebens Gipfeln:
Ueber deinem stolzen Haus
Singt der Vogel in den Wipfeln,
Schwingt sich über dich hinaus.

Vögel nicht, noch Blumen sorgen,
Hat doch jedes sein Gewand —
Wie so fröhlich rauscht der Morgen,
Alles steht in Gottes Hand.

## Nachklang.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,

Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht', da schimmert'
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine schimmert
Um mich ein fremdes Land,

Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

### Auf meines Kindes Tod.

Freuden wollt' ich dir bereiten,
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft,
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen,
'S war, als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt ihr nach.

### Der Isegrimm.

Aktenstöße Nachts verschlingen,
Schwatzen nach der Welt Gebrauch,
Und das große Tretrad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.

Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber Andre überwitzen,
Daß ich mit dem Federkiel
Könnt' den morschen Weltbau schützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Und so, weil ich in dem Drehen
Dasteh' oft wie ein Pasquill,
Läßt die Welt mich eben stehen —
Mag sie's halten, wie sie will.

### Wandernder Dichter.

Ich weiß nicht, was ich sagen will!
Kaum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubilirt durch's Blau vorauf.

Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwel'n und Perl'n im Haar,
Die schlanken Pappeln, Busch und Saat
Verneigen sich im größten Staat.

Als Bot' voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel theilt,
Die Au' verstohlen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

Ja, komm' ich müd' in's Nachtquartier,
Die Nachtigall noch vor der Thür
Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen bald
Illuminiren rings den Wald.

Umsonst! das ist nun einmal so,
Kein Dichter reist incognito,
Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König ist in seinem Reich.

### Der letzte Gruß.

Ich kam vom Wald hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder,
Wie sonst, zum Fenster heraus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär' wieder erst Krieg!

Am Wege da spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!"

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens, sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr!

### b) Die minder bedeutenden Dichter der romantischen Schule.

Sophie Brentano, geborene Schubert, früher verehelichte Mereau, unter welchem Namen sie den größten Theil ihrer Gedichte veröffentlichte, war 1768 in Altenburg geboren; früh mit dem Professor Mereau in Jena verheirathet, ließ sie sich 1804 von diesem scheiden, verheirathete sich 1805 mit Clemens Brentano und starb 1806 in Heidelberg. Sie machte sich als Liederdichterin und Romanschriftstellerin bekannt und verläugnet in beiden nicht den Einfluß der romantischen Schule. Ihre meisten Lieder leiden an einer fast krankhaften Sentimentalität und berühren daher trotz des unverkennbaren Talentes der Verfasserin nicht angenehm.

Dorothea Schlegel, geborene Mendelssohn, geschiedene Veit, war 1770 in Berlin geboren, ließ sich 1794 von ihrem ersten Gatten Veit scheiden, trat, um sich mit Friedrich Schlegel verheirathen zu können, 1798 zur protestantischen Kirche über und starb 1839 in Wien. Ihre Schriften, in denen die Ideen der Romantiker stark vertreten sind, gab ihr Gatte heraus. Es sind dies der Roman: „Florentin", die Bearbeitung des alten Volksromans „Lother und Maller", „Die romantischen Dichtungen des Mittelalters" und die Uebersetzung der „Corinna" von der Frau von Staël.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geboren 1772 in Berlin, starb daselbst 1798 als Kammergerichtsreferendar; der innigste Freund Tiecks, der auf diesen, mehr noch wie Tieck auf ihn, von dem bedeutendsten Einflusse war, zugleich einer der Mitbegründer der romantischen Schule und einer der eifrigsten Vertreter ihrer Ansichten. Außer einigen Aufsätzen über Musik und Malerei, die Tieck in seine „Phantasien über die Kunst" aufnahm, verfaßte Wackenroder nur ein prosaisches Werk: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Es sind dies eine Reihe von kleinen Schriften über Kunst, namentlich über Malerei und Musik, theils in Novellen, theils in Biographienform, die, wenn auch mitunter mystisch und phantastisch, doch sowohl nach Inhalt wie Darstellung gelungen sind.

Karl Bernhard von Trinius, geboren 1773 zu Eisleben, starb 1844 in Petersburg als Hofrath und Lehrer des Großfürsten Thronfolger. Von ihm eine Sammlung lyrischer Gedichte, die von Talent zeugen, doch herrscht das mystische Element zu sehr vor.

Georg Anton von Hardenberg, als Dichter Sylvester genannt, geboren 1773, starb 1825, und

Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg, mit dem Dichternamen Rostorf, geboren 1776, starb 1813, Brüder Friedrich von Hardenbergs, die auch in ihren lyrischen Dichtungen dieselbe Richtung, wie jener,

einschlugen. Sie gaben ihre Poesien unter dem Titel: „Rostorfs Dichtergarten", gesammelt heraus.

Bernhard Vermehren, geboren 1774 in Lübeck, starb 1803. Seine lyrischen Dichtungen: Lieder und Canzonen, sind formell gelungen, aber ohne höheren Werth. Außerdem ist er als Herausgeber des Jenaer „Musenalmanachs" von 1802 bis 1803 bekannt.

Wilhelm von Schütz, geboren 1776 in Berlin, starb 1847. Seine Dichtungen: lyrische, lyrisch-epische Poesien, Dramen und Märchen, zeugen von Talent, doch war er in den Ideen der Romantiker so befangen, daß dasselbe beinahe nie zur völligen Geltung kam. Namentlich verliert er sich in seinen Dramen „Lacrimas", „Niobe", „Der Graf und die Gräfin von Gleichen", „Karl der Kühne" und „Graf von Schwarzenberg", in's Abenteuerliche und Phantastische.

Karoline Baronin de la Motte Fouqué, geborene von Briest, geschiedene von Rochow, geboren 1773 in Nennhausen, verheirathete sich 1801 mit Friedrich Heinrich Fouqué und starb 1831 in Nennhausen. Sie gab die beifällig aufgenommenen Romane: „Die Frau des Falkenstein", „Die Herzogin von Montmorency" und andere heraus, in denen sie sich zuerst an die Romantiker, später mehr an Walter Scott anlehnte. Auch ihre kleinen Erzählungen und Romane, sowie die „Briefe über weibliche Bildung" sind nicht ohne Bedeutung.

Sophie Knorring, geborene Tieck, geschiedene Bernhardi, war 1775 in Berlin geboren, vermählte sich 1799 mit dem Freunde ihres Bruders Ludwig, dem Gymnasialdirektor Bernhardi in Berlin, ließ sich 1806 von diesem scheiden und vermählte sich 1810 zum zweiten Male mit Herrn von Knorring, lebte mit diesem bis 1819 in Lievland, hielt sich dann in Heidelberg auf, wo sie 1837 starb.

Sie besaß ein nicht unbedeutendes poetisches Talent und schloß sich in ihren Gedichten, Romanen, Novellen, Erzählungen und einzelnen Schauspielen ganz an die romantische Schule, namentlich an ihren Bruder Ludwig an. Außer ihren eigenen Poesien gab sie heraus eine Bearbeitung des alten Rittergedichts: „Flore und Blancheflore."

Friedrich Albert Franz Krug von Nidda, geboren 1776 auf dem Gute Gotterstädt bei Querfurt, starb 1843 als sächsischer Hauptmann. Seine Poesien: größere Epen, Romanzen, didaktische Gedichte und das historische Drama: „Heinrich der Finkler", sind ohne besonderen Werth.

Adam Heinrich Müller, geboren 1779 in Berlin, neigte schon früh zur mystischen Richtung der Romantik, die ihn vermochte, 1805 katholisch zu werden, worauf er sich nach Wien wandte und dort 1829 als Hofrath starb.

Nicht als Dichter, sondern als Kritiker und einer der thätigsten Verbreiter der romantischen Ansichten, verdient er hier Erwähnung. Ganz im Sinne der Romantiker sind seine „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur", die er in Berlin hielt und 1806 drucken ließ. Ebenso die

Zeitschrift: „Phöbus", die er mit H. von Kleist herausgab und die „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland."

Wilhelm Neumann, geboren 1781, starb 1835. Auch er ist, wie der Vorhergehende, hauptsächlich als Kritiker im Sinne der romantischen Schule zu erwähnen, dessen Recensionen in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Außerdem betheiligte er sich an der Abfassung eines unvollendet geblieben Romans: „Die Versuche und Hindernisse Karls", den Fouqué, Varnhagen von Ense, Bernhardi und er gemeinschaftlich schrieben.

Karl Borromäus von Miltitz, geboren 1781 in Dresden, starb 1845. Seine Erzählungen und Novellen unter dem Titel: „Orangeblüthen", und „Gesammelte Erzählungen", waren lange Zeit sehr beliebt, entbehren jedoch des bleibenden Werthes.

Bettina von Arnim, geborene Brentano, Gattin Achim von Arnims und Schwester Clemens Brentano's, geboren 1785 in Frankfurt a. M., verheirathete sich 1806 mit Achim von Arnim und starb 1859 in Berlin.

Sie war eine schwärmerische Natur, voll poetischer Sonderbarkeiten, die noch durch den Einfluß der Romantiker vermehrt, sich auch in ihren Werken abspiegeln. Am berühmtesten wurde sie durch das Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", von dem Vilmar sagt, daß es auf eine eigenthümliche und glückliche Weise die alte Lehre der romantischen Schule: die Einheit der Poesie mit dem Leben herzustellen, verwirkliche. „Das Ganze ist," nach seinem Ausspruch, „so innig durchhaucht von dem Geist heiterer, lebendiger Poesie, das geschilderte Leben ist so ganz ein poetisches Leben, daß man sich in die Zeiten der Minnesänger versetzt glaubt, in welchen das Leben Poesie und Poesie das Leben war. Daß man das Buch als Erzählung geschichtlicher Begebenheiten nahm, hat ihm, wie das wohl öfter geschehen ist, in der Meinung mancher Zeitgenossen unverdienten Abbruch gethan."

Weniger bedeutend sind ihre anderen Werke: „Die Günderode", „Dies Buch gehört dem Könige", „Ilius Pamphilius und die Ambrosia."

Otto Heinrich Graf von Löben, bekannt unter den Schriftstellernamen „Isidorus Orientalis", und „Kuckuck Waldbruder", geboren 1786 in Dresden, starb daselbst 1825, zur Zeit bei den Romantikern ein hochgefeierter Dichter, der die glänzenden poetischen Eigenschaften weitaus nicht besaß, die sie an ihm rühmten. Sowohl seine Poesien: geistliche Lieder, Sonette, Canzonen, Romanzen, Idyllen und das größere Epos: „Der Pilger und die Pfalzgräfin", als auch seine prosaischen Schriften: „Lottosblätterfragmente", namentlich aber die Romane: „Guido", „Ritterehre und Minnedienst", und „Die Irrsale Klotars und Sigismunde", sind zwar weich und innig, doch dunkel, mystisch, überschwenglich und formlos.

Ernst Friedrich Georg Otto Freiherr von der Malsburg, geboren 1786 zu Hanau, war kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, und starb 1824 auf seinem Schlosse Eschenburg bei Kassel. Er zeigte sich in seinen Gedichten: geistliche Lieder, Sonette, Canzonen, als ein eifriger Anhänger der Romantiker, für alles Schöne empfänglich, aber ohne schöpferischen

Geist. Seinen Ruf begründete er hauptsächlich durch die Uebersetzung der Schauspiele Calderons, und freie Bearbeitung dreier Dramen von Lope de Vega aus dem Spanischen.

Karl Johann Alexander Freiherr von Blomberg, geboren 1788, starb 1813. Seine poetischen Schriften, denen allzuviel romantische Elemente beigemischt sind, gab Fouqué 1820 heraus.

August Ferdinand Bernhardi, geboren 1769 in Berlin, starb daselbst 1820 als Direktor des Gymnasiums. Als Begründer einer philosophischen Grammatik durch die Werke, „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft", und „Sprachlehre", erwarb er sich einen bei weitem bedeutendern Ruf, wie als Dichter. Seine poetischen Werke: lyrische Gedichte, Dramen und Romane, sind von geringem Werthe. Die bedeutendsten derselben sind diejenigen, die er mit seinem Freund und Schwager Tieck unter dem Titel: „Bambociaden", herausgab, welche komische Erzählungen und dramatische Darstellungen voll Witz und leichter Ironie enthalten.

Der als Philosoph bekannte und berühmte Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, geboren 1775 zu Leonberg in Würtemberg, war Geheimrath und Präsident der Münchner Akademie der Wissenschaften und starb 1854 im Bade Ragaz in der Schweiz, gehört wegen seiner Poesien: lyrische Gedichte und poetische Erzählungen, gleichfalls hierher. Wie er in seinen philosophischen Schriften zu den Ansichten der Romantiker neigt, und von dem größten Einfluß auf diese Schule war, so zeigt er sich auch in seinen wenigen, aber gelungenen Gedichten als Anhänger derselben.

### c) Die bedeutendsten spätern Anhänger der Romantiker.

Johann Christian Friedrich Hölderlin, geboren den 29. März 1770 in Lauffen am Neckar, verlor schon früh seinen Vater, wurde aber nebst seinen drei Geschwistern von der Mutter auf's sorgfältigste erzogen. Nachdem er die lateinische Schule in Nürtlingen, wohin seine Mutter gezogen war, besucht und sich dort durch Fleiß und Anlagen ausgezeichnet hatte, — namentlich versuchte er sich damals schon in der Dichtkunst, — trat er 1784 in das Seminar zu Denkendorf ein, um, nach dem Wunsche seiner Mutter Theologie zu studieren, 1786 kam er in das Seminar nach Maulbronn und 1788 bezog er die Universität Tübingen und trat in das dortige theologische Seminar. Neben den theologischen Studien beschäftigte er sich hauptsächlich mit Philosophie, Poesie und Musik, und schloß sich auf's innigste an die dort ebenfalls studierenden Altersgenossen, den als Dichter bekannten Neuffer und den später berühmten Philosophen Hegel an. Auch manche andere hervorragende Persönlichkeiten, wie Matthisson und Schiller, lernte er daselbst kennen, was nicht ohne Einfluß auf seine poetische Entwickelung blieb. Nach beendigten Studien erhielt er durch Schillers Vermittelung 1793 eine Hauslehrerstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen, verließ aber 1795 diese Stellung wieder, trotz der angenehmen Verhältnisse, in denen er lebte,

weil durch Kränklichkeit der ihm anvertraute Knabe seinen Erwartungen nicht entsprach. Er wandte sich nach Jena, trat mit den dort weilenden bedeutenden Männern, wie mit Fichte, Schiller, Humboldt, in nähere Verbindung, mußte aber diese ihm liebgewordene Stadt, von der er so Großes für seine geistige Ausbildung gehofft hatte, 1796 wieder verlassen, da ihn seine drückenden Verhältnisse nöthigten, nochmals eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Er erhielt eine solche in einem angesehenen Hause in Frankfurt a. M., lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen und fühlte sich ganz glücklich. Aber bald ergriff ihn eine leidenschaftliche Liebe zu der Frau des Hauses (die er unter dem Namen „Diotima" in seinen Liedern feierte), der er trotz aller Anstrengung nicht Herr werden konnte. Er verließ daher 1798 in tiefster Schwermuth seine Stellung und Frankfurt plötzlich, ohne Abschied, und wandte sich zuerst nach Homburg zu einem seiner Freunde. Doch nichts, weder dessen Theilnahme, noch die Beschäftigung mit der Poesie, konnte seine Schwermuth mildern, die noch durch die Nothwendigkeit, für seine Subsistenzmittel sorgen zu müssen, vermehrt wurde. Er nahm daher 1800 eine Hofmeisterstelle in Constanz an, die er 1801 mit einer vortheilhafteren in Bordeaux vertauschte. Doch, nachdem er längere Zeit nichts mehr von sich hatte hören lassen, erschien er plötzlich 1802 bei den Seinigen im tiefsten Irrsinn, in welchem er durch ganz Frankreich, während der größten Hitze zu Fuß gewandert war. Wahrscheinlich hatte ihn die Nachricht von der gefährlichen Krankheit und dem bald darauf erfolgten Tode Diotima's in diesen Zustand versetzt. Die liebevolle Pflege im mütterlichen Hause besserte sein Leiden so weit, daß er sich zeitweise wieder mit seinem Lieblingsstudium, der Poesie, beschäftigen konnte, und bald Selbstständiges dichtete, bald aus dem Griechischen übersetzte. Die Seinigen gaben sich der Hoffnung hin, ihn wieder ganz hergestellt zu sehen, und der Landgraf von Homburg gedachte ihn dann als Bibliothekar anzustellen. Aber der Irrsinn kehrte zurück und nahm dergestalt überhand, daß man ihn von Homburg, wo er indessen hingegangen, wegbringen mußte. Nach einem mißlungenen Versuch, ihn in der Klinik in Tübingen zu heilen, übergab man ihn dort einem braven Tischlermeister Namens Zimmer, in dessen Hause er bei der verständigsten Pflege bis zu seinem Tode blieb, immer in lichten Augenblicken mit Dichten beschäftigt. Eine Menge Freunde besuchten ihn häufig während dieses traurigen Lebens, was erst den 7. Juni 1843 endigte.

Hölderlin, von der Natur reich begabt, gelangte nie zur vollständigen Entwickelung seines poetischen Talentes durch den Zwiespalt in seinem Innern, der von Jugend auf in ihm lag, vielleicht veranlaßt durch seinen zarten, reizbaren Organismus, der dem Druck der äußeren Verhältnisse nicht zu widerstehen vermochte, vermehrt durch seine unglückliche Liebe und endlich schon früh in unheilbaren Wahnsinn ausartend Man kann seine Poesien daher (diejenigen, die er während seiner Krankheit schrieb, kommen gar nicht in Betracht), wie die von Frühverstorbenen, weniger nach dem beurtheilen, was sie sind, als nach dem, was aus ihnen, bei vollkommener und gesunder Ent=

wickelung hätte werden können, und er würde dann gewiß Großes in der Poesie geleistet haben. So fehlt es seinen Werken allen, den lyrischen Gedichten sowohl, als dem Roman: „Hiperion", wie auch dem Fragment der Tragödie: „Empedokles", an künstlerischer Vollendung, da das Licht seines Geistes zu früh erlosch, bevor er sich die Meisterschaft in irgend einer Gattung aneignen konnte. Zuerst an Klopstock, dann an Schiller sich anschließend, und beide augenscheinlich in seinen früheren Poesien nachahmend, bekannte sich Hölderlin später, theoretisch wenigstens, im vollsten Umfange zu der Ansicht der Romantiker, „die Einheit der Poesie mit dem Leben herzustellen". Was er eigenthümliches, von den Romantikern abweichendes besitzt, ist, daß er nicht, wie sie auf das mittelalterliche deutsche Leben zurückging, sondern ausschließlich auf das alte Griechenthum und den hellenischen Geist, und dadurch diese Einheit zu bewirken suchte.

Das Hellenenthum und seine eigene unglückliche Liebe füllten sein ganzes Herz und daher erscheint beides in den meisten seiner Poesien vereinigt, nicht nur in den lyrischen Dichtungen: Lieder, Oden, Hymnen und Elegien, meist in antiken Versmaßen, die er mit großer Meisterschaft zu behandeln verstand, auch in dem in Briefform abgefaßten Roman: „Hyperion, oder der Eremit von Griechenland", den er schon 1794 bruchstückweise in Schillers „Thalia" veröffentlichte, später aber ganz umarbeitete, sind diese beiden Ideen der Angelpunkt, um den sich Alles dreht, und sie gewähren daher auch, trotz den erhabenen Gedanken, den lieblichen Schilderungen und der edlen Sprache, durch ihre krankhafte Wehmuth, die überreizte Stimmung und die überspannte Verehrung des Alterthums keinen reinen Genuß. Außer seinen eigenen Poesien gab er heraus die Uebersetzung der Trauerspiele des Sophokles.

## Aus Hölderlins Poesien.

### Diotima.

Leuchtest du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und sprossen mir
Des Gesanges Blumen wieder
Liebeathmend auf zu dir?
Wie so anders ist's geworden!
Manches, was ich traurig mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied,
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
Seit ich sie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Wie entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe lag;
Da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuselte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Todten stummes Reich:
Wünscht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden,
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden,
Schöner als ich ahnend sah,
Hoffend in den Feierstunden,
Holde Muse! bist du da;
Von den Himmlischen dort oben,
Wo hinauf die Freundschaft flieht,
Wo, des Alters überhoben,
Immer heit're Schöne blüht,
Scheinst du mir herabgestiegen,
Götterbotin! weiltest du
Nun im gütigen Genügen
Bei dem Sänger immer zu!

Sommergluth und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechselt hier
Vor dem stillen Götterbilde
Wunderbar im Busen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab ich oft beschämt, besiegt,
Sie zu fassen schon gerungen,
Die mein Kühnstes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne
Hab' ich stolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig sie erscheint.

Ach! an deine stille Schöne,
Heilig holdes Angesicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Ist gewöhnt das meine nicht;
Aber deine Melodieen
Heitern mählig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich selbst ein Andrer bin!
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich zu deiner hohen Ruh'?
So zu Licht und Lust geboren,
Göttlich Glückliche! wie du?

Wie dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majestät
Ueber seinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die kühle Tiefe blaut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und still hinunterschaut:
So will ich aus Götterhöhen,
Neu geweiht in schön'rem Glück,
Froh zu singen und zu sehen
Nun zu Sterblichen zurück.

### Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath.

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treugeblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

## Achill.

Herrlicher Göttersohn! da du die Geliebte verloren,
Gingst du an's Meergestad, weintest hinaus in die Fluth,
Weheklagend hinab verlangt in den heiligen Abgrund,
In die Stille dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm
Fern, tief unter den Wogen, in friedlicher Grotte die schöne
Thetis wohnt, die dich schützte, die Göttin des Meers.
Mutter war dem Jüngling sie, die mächtige Göttin,
Hatte den Knaben einst liebend am Felsengestad
Seiner Insel gesäugt, mit dem kräftigen Liede der Welle
Und im stärkenden Bad ihn zum Heroen gemacht
Und die Mutter vernahm die Wehklage des Jünglings,
Stieg vom Grunde der See trauernd wie Wölkchen herauf,
Stillte mit zärtlichem Umfangen die Schmerzen des Lieblings,
Und er hörte, wie sie schmeichelnd zu helfen versprach.
Göttersohn! o wär' ich wie du, so könnt' ich vertraulich
Einem der Himmlischen klagen mein heimliches Leid.
Sehen soll ich es nicht, soll tragen die Schmach, als gehört ich
Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen gedenkt;
Gute Götter! doch hört ich jegliches Flehen der Menschen,
Ach! und innig und fromm liebt' ich dich, heiliges Licht,
Seit ich lebe, Dich Erd' und deine Quellen und Wälder,
Vater, Aether und Dich; fühlte zu sehnend und rein
Dieses Herz — o sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einsamen auf.

## Menschenbeifall.

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

## Ehmals und jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

## An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch' und Sporn,
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung.

**Die Kürze.**

Warum bist du so kurz? Liebst du wie vormals denn
Nun nicht mehr den Gesang? Fand'st du als Jüngling doch
In den Tagen der Hoffnung,
Wenn du sangest, das Ende nie?"

Wie mein Glück ist mein Lied — Willst du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg ist's und die Erd' ist kalt,
Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

Heinrich von Kleist, geboren in Frankfurt an der Oder den 11. Oktober 1776, zeigte schon früh bedeutende Anlagen und Fassungskraft, zugleich einen unstäten, exaltirten Geist. Bis zu seinem eilften Jahre wurde er im elterlichen Hause von Hauslehrern unterrichtet, und kam dann, als die Eltern gestorben waren, nach Berlin in das Haus des Predigers Carl, trat 1795 als Junker in preußische Kriegsdienste, und wohnte dem Feldzug am Rhein bei, nahm 1798 seine Entlassung, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie und Sprachen, setzte 1800 diese Studien in Berlin fort, wo er sich zugleich auf ein Staatsamt vorbereitete und im Ministerium des Innern eine Anstellung erhielt. Doch seine innere Unruhe ließ ihn nicht lange dort ausharren, er nahm 1802 Urlaub, um auf Reisen zu gehen, verweilte längere Zeit in Paris, in der Schweiz und in Dresden, besuchte auch Jena und Weimar, trat überall mit den bedeutendsten Männern der Zeit, Wieland, Goethe, Schiller, Wielands Sohn, Zschokke und anderen in Verbindung, und wurde dadurch erst sich seines poetischen Talentes eigentlich bewußt. Vorher hatte er nur gelegentliche Versuche in der Poesie gemacht, jetzt fing er jedoch größere Werke zu schreiben an, wie die Dramen: „Die Familie Scharfenstein", und „Der zerbrochene Krug". Nachdem er 1804 von seinen mannichfachen Wanderungen zurückgekehrt, wieder eine Anstellung in Königsberg erhalten hatte, die er jedoch 1806 abermals aufgab, um nach Berlin zurückzukehren, wurde er bei seiner Ankunft in Berlin aus Mißverständniß von den Franzosen aufgegriffen, und beinahe ein Jahr lang in Frankreich gefangen gehalten. Nach seiner Freilassung 1807 wählte er Dresden zum Aufenthaltsorte, und beschäftigte sich dort ausschließlich mit poetischen Arbeiten, wodurch er sich zugleich, da sein Vermögen unterdeß völlig aufgezehrt war, seinen Lebensunterhalt erwerben mußte, auch gab er zu dem Zweck mit Adam Müller die Zeitschrift: „Phöbus", heraus. Der Ausbruch des französischen Krieges gegen Oesterreich riß ihn von diesem schriftstellerischen Wirken los, er eilte nach Prag, um der Sache des Vaterlandes zu dienen, aber die Kunde von dem schnell erfolgten Friedensschlusse vernichteten sowohl seine persönlichen Hoffnungen, wie die, zur Rettung des

Vaterlandes. Niedergedrückt und voll Lebensüberdruß kehrte er nach Berlin zurück, und gab sich dort den 21. November 1811 durch einen Pistolenschuß den Tod, nachdem er zuerst auf ihren Wunsch eine Freundin, die Gattin eines Berliner Kaufmanns, Henriette Vogel geborene Keller, erschossen, der er einst sein Wort gegeben, ihr einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern würde.

Ebenso wie bei Hölderlin, wenn auch aus ganz anderen Ursachen, kam Kleists poetisches Talent nicht zur vollen Entfaltung, theils hinderte ihn sein unstäter Charakter und seine innere Zerfahrenheit, theils aber auch die Ansichten der Romantiker, in deren Phantasterei er befangen war, an der vollen Ausbildung desselben. Doch kann man, trotz der bedeutenden Mängel, an denen aus diesen Gründen seine Werke leiden, ihn mit Recht als einen der hervorragendsten Dichter seit Schillers Tode bezeichnen, dessen Dramen ausgezeichnet sind durch Reichthum der Erfindung, Kraft der Charakteristik und ungemeinen Schwung der Phantasie. Von seinen dramatischen Werken werden immer noch das Ritterschauspiel: „Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe", das Drama: „Der Prinz von Homburg", und das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", mit größerem Beifall aufgeführt, als die meisten Stücke der späteren Theaterdichter. Weniger bedeutend, doch jedenfalls sein dramatisches Talent bekundend, sind die Trauerspiele: „Die Familie Scharfenstein", sein erster Versuch: „Phantesilea", in dem sich am meisten die Einwirkung der Romantiker zeigt, und „Die Hermannsschlacht", hervorgegangen aus dem patriotischen Unwillen über die Unterdrückung Deutschlands, ein Mahnruf an das Volks sich zu erheben, sowie das Lustspiel: „Amphitryon", eine Bearbeitung nach dem Französischen.

Außer im Drama ist Kleist auch in der Novelle eine bedeutende Erscheinung, trotzdem sich darin der Einfluß der Romantiker an bemerkbarsten macht, besonders durch die Vorliebe zum Düstern, Schauerlichen und Unheimlichen, sowie durch die willkürliche, theils inkorrekte, theils affektirte Darstellung, doch entschädigt meist die gute Wahl der Stoffe und die lebensvolle Charakteristik, namentlich in „Michael Kohlhas", im „Erdbeben von Chili", und in der „Verlobung auf St. Domingo", für die genannten Mängel. Seine wenigen lyrischen Gedichte: „Vaterländische Gesänge", in denen er seinem Unmuth über die Schmach des Vaterlandes Ausdruck gibt, sind poetisch von geringem Werthe.

## Aus Kleist's Erzählungen und Novellen.

### Das Bettelweib von Locarno.

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleid gebettet worden war. Der

Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstund und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Aechzen niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Geseufze und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen, und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah, und, nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber sammt einem treuen Bedienten,

den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch, und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie das Entsetzen, daß sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgiltige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da Beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein, dergestalt, daß Beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst, noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen eilf Uhr jeder auf sein Bett, und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Darauf in dem Augenblicke der Mitternacht läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; Jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor, man hört das Stroh, das unter ihm rauscht, und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, gerad als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer, und während der Marquis, der den Degen ergriffen: Wer da? ruft, und da Niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber da sie nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und das Zimmer, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten, er war bereits auf die elendiglichste Weise umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, gewöhnlich Adalbert von Chamisso genannt, war auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne den 27. Januar 1781 geboren. In Folge der Revolution mußten seine Eltern aus Frankreich flüchten, wandten sich zuerst nach den Niederlanden, dann nach Würzburg, Baireuth und endlich 1797 nach Berlin, wo der junge Chamisso unter die Pagen der Königin aufgenommen wurde und das französische Gymnasium besuchte, dann 1798 in preußische Kriegsdienste trat, sich in Berlin mit Fouqué, Varnhagen von Ense und anderen

bedeutenden Männern befreundete, durch die sein Interesse für Wissenschaft und Literatur geweckt und vermehrt wurde, was ihn veranlaßte, sich selbst in deutschen Poesien zu versuchen, mit Varnhagen von Ense einen Musenalmanach herauszugeben, und sich überhaupt diejenigen Kenntnisse anzueignen, an deren Erlernung er durch seine unruhige Jugend verhindert war. Nachdem er 1805 mit seinem Regiment in's Hannöverische, 1806 nach Hameln versetzt worden, nahm er seinen Abschied, um seine Heimath zu besuchen, kehrte 1812 wieder nach Berlin zurück, studierte daselbst Medizin und Naturwissenschaft und verweilte während der Freiheitskriege, da er weder gegen sein Geburtsland, noch gegen seine zweite Heimath kämpfen wollte, auf dem Gute eines Freundes, ausschließlich mit poetischen Arbeiten beschäftigt. Im Jahr 1815 betheiligte er sich als Naturforscher, an Bord des Rurik, an der großen Entdeckungsreise der Romanzowischen Expedition durch die Südsee und um die Welt, kehrte 1818, reich an Kenntnissen und Erfahrung, nach Berlin zurück, und erhielt eine Anstellung am botanischen Garten mit der Aufsicht über die königlichen Herbarien, auch wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, und starb in Berlin den 21. August 1838 nach längerer Kränklichkeit.

Vilmar bezeichnet Chamisso mit Recht als einen der bedeutendsten Dichter der Neuzeit, dessen Poesien zu den edelsten und duftendsten Blüthen der neueren Lyrik gehörten, doppelt erfreulich, daß er als geborener Franzose ein so vortrefflicher deutscher Dichter wurde. Seine ersten Poesien sind ganz im Geiste der Romantiker gehalten, deren damals größtentheils in Berlin versammeltem Kreise er angehörte; später sagte er sich von dieser Richtung los, die seinem klaren Sinne widerstrebte, und nur in der Gewandtheit bei Bearbeitung fremder Formen, in Aneignung des Fremden, dem er deutschen Geist einhauchte, vielleicht auch in der Vorliebe zum Düstern und Schrecklichen, ist der Einfluß der Romantiker auch in seinen späteren Poesien noch bemerkbar.

Als Lyriker zeichnet er sich aus durch Tiefe und Zartheit der Empfindung, edle Gesinnungen und stets schöne Form, doch steht er in Bearbeitung kleiner epischer Dichtungen, wie Parabel, Legende, Ballade und poetische Erzählungen, noch höher. Welchen Ton er darin auch anschlägt, der ernste, wie der heitere, der schreckliche, wie der liebliche, alle gelingen ihm, und man kann nicht nur die Erzählung: „Salas y Gomez", sondern die meisten seiner dahin gehörigen Gedichte als großartige und vortreffliche Muster der poetischen Erzählung anführen.

Sein prosaisches Märchen: „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte", welches im In- und Ausland den höchsten Beifall fand, fast in alle Sprachen Europa's übersetzt wurde, verdient, ungeachtet des einfachen Stoffes, den Namen eines klassischen Werkes, da er darin, Goethe's Beispiel folgend, den eigenen Schmerz poetisch gestaltete und poetisch versöhnte. Der Inhalt des Märchens, eigenthümlich und neu, ist: Peter Schlemihl, ein armer Jüngling, verkauft dem Bösen seinen Schatten für einen immer vollen Geldbeutel. Ob er gleich dadurch in den Besitz unerschöpflichen Reichthums gelangt, wird

er unglücklich, weil Niemand mit dem Schattenlosen umgehen will. Nach vielen Leiden, die ihn deßhalb betroffen, will ihm der Teufel gegen Verschreibung seiner Seele seinen Schatten wiedergeben. Doch Schlemihl widersteht dieser Versuchung, um die ewige Seligkeit nicht zu verlieren und will lieber zeitlich hier, wie ewig dort unglücklich sein. Er wirft sogar, um alle Verbindung mit Satan aufzuheben, den Geldbeutel weg, und ist, wie vorher, arm, aber zugleich auch schattenlos, zum Ersatz für den Beutel findet er Siebenmeilenstiefel, mit denen er die Welt durchwandert und dabei Ruhe und Zufriedenheit wieder findet.

Daß Chamisso in Peter Schlemihl sich selbst darstellen wollte, wurde bald Jedem klar, was aber unter dem Schatten zu verstehen sei, dessen Verlust ihn so unglücklich machte, darüber stellte man die verschiedensten Vermuthungen an, und H. Kurz hat wohl das Treffendste darüber ausgesprochen, der in seiner Literaturgeschichte, Band III, Seite 614 sagt: „Es ist begreiflich, daß man in Deutschland nachfrug und nachforschte, was wohl unter dem Schatten zu verstehen sei, dessen Verlust den guten Schlemihl so höchst unglücklich gemacht hatte. Und da brachte man denn heraus, daß Chamisso unter dem Schatten nichts anders habe bezeichnen wollen als das Vaterland; Heimath und Muttersprache, sagt man, hängen ja beide nach göttlicher Ordnung mit dem Menschen auf das Engste zusammen; wer das Vaterland aufgeben muß, wie Chamisso, muß sich durch diesen Verlust unglücklich fühlen, denn er ist in der Fremde wurzellos und verachtet. Es scheint uns diese Auslegung durchaus verfehlt: eben weil das Vaterland für den Menschen so bedeutsam ist, hat es Chamisso durch den Schatten, dieses nichtigste aller Dinge unmöglich bezeichnen wollen. Vielmehr hat er durch sein Märchen ganz einfach den allgemeinen Erfahrungssatz zur Anschauung gebracht, daß der Mensch in der gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, nichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen kann. Er muß sich in der Gesellschaft bewegen können, der Mode huldigen, einen Orden, einen Titel haben, sich in nichts von den anderen Menschenkindern unterscheiden, mit einem Worte, im hergebrachten Gleise leben. Daß Chamisso aber vorzüglich die deutschen Zustände im Auge hatte, scheint daraus hervorzugehen, daß selbst der Reichthum ihn vor Verachtung wegen des mangelnden Schattens nicht bewahren konnte; dies wäre für jedes andere Land unpassend gewesen, während in Deutschland, (wenigstens damals war es so) der reichste Handels- oder Fabrikherr vor dem Besternten oder Betitelten zurücktreten mußte. Was bleibt aber einem solchen Schattenlosen übrig, als sich von der sogenannten guten Gesellschaft zurückzuziehen, wie Peter Schlemihl, und in der Beschäftigung mit der Wissenschaft oder Aehnlichem dieselbe zu vergessen, wenn er nicht sein besseres Selbst verkaufen will, um zu einem Schatten zu gelangen?"

Nächst den lyrischen und epischen Poesien und dem Peter Schlemihl besitzen wir von Chamisso eine Beschreibung seiner Reise um die Welt und eine freie Bearbeitung der Lieder Berangers, die er zusammen mit Franz von Gaudy besorgte.

## Aus Chamisso's Werken.

### Lyrische Gedichte.

#### Laß reiten.

Es ritt ein Reiter die Straße hinaus,
Die Spur verwehte der Wind.
Ein Mädchen zerpflückt einen Rosenstrauß,
Und weint die Augen sich blind.

„Du warst mir so rosig und wohlgemuth,
Wie bist du geworden so bleich?
Was heimlich im Herzen dir wehe thut,
Mein Kind, vertraue mir gleich."

„Ich weine ja nicht um heimlichen Schmerz,
Weiß nicht, wie in Leiden ich steh'.
Es thut mir, o Mutter, nicht bloß das Herz,
Es thut mir gar manches noch weh."

„Herr Doktor, Herr Doktor, die Tochter ist krank,
O helft doch dem Kinde mein!"
Wohl mischte der Doktor 'nen bittern Trank,
Doch konnt's nicht geholfen mehr sein.

„'Nen bittern Trank, den hab' ich still
Getrunken; nun ist's vorbei!
Laß reiten, laß reiten, wer mag und will,
Man kommt doch dem Winde nicht bei."

#### Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duft'gem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem düsteren Muth,
Und habe wieder gesungen
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

#### Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schütt'le mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt ich den ersten Traum.

Ich tret in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

## Epische Gedichte.

### Salas y Gomez.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos.
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als nun die Klippe nah' vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen;
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt,
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen,
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh, — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,

Es will mich dünken, daß sie lang bestehen;
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast:
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast;
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen,
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte,
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Hauptbaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt gelehnet an des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh, die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen!
Und wie, entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf, und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorbnem Munde,
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift: mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten,
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,

Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

## Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr; —
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht; —
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen; —
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht;
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen. —
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken!
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle!
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß im tiefen Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dieß mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen,
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe, war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen,
Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr, als ich, geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

### Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande,
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimme, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor: —
„Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde.
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu,
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
Du öffnest mir das Grab und führst auf's Neu
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu."
Und oben von der Klippe höchstem Rücken

Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos:
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten
Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen;
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen! —
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut?
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern; — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja den Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff! —
Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung, —
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt gefühllos nichts von meiner Noth,
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen,
Da hab ich meinem Gott und mir geflucht,
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht,
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

### Die letzte Schiefertafel.

Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,

Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand:
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechselnd über dir: Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth;
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht,
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich sah dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grausen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her! ich bin was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib! ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor.
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit,
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit — —
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret! —
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen;
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen,
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen. —

Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bitt're nicht versüßt,
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen,
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

## Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesen-Fräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wenigen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut,
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus,"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei."

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

## Prosa.

### Aus „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte."

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr, hören Sie doch!" — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." — „Danke, Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter, buckliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihre Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren,

warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen, daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher, als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshaus hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bendel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin so bald ich konnte.

Was denkest Du, was ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streuete es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thüre nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da, an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring, ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder. Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättigt; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam mit sauerem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig

geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl, und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen, und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftigen Einrichtungen meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitet, und mir mein düsteres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur Etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden, es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indeß über meinen Zustand in ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, mein lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken, und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es nicht länger. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ernst Konrad Friedrich Schulze, geboren den 22. März 1789 in Celle, wo sein Vater Bürgermeister war. Er zeigte sich als Knabe, nach seiner eigenen Aeußerung in seinen Tagebüchern, gutmüthig, heiter, aber faul und unordentlich, so daß man keine großen Erwartungen von ihm hegte. Später holte er aber das Versäumte nach, und er konnte schon 1806 die Universität Göttingen beziehen. Zuerst studierte er dort Theologie, von der

er sich aber bald zum Studium der Sprachen und Literatur wandte, auch machte er selbst gelegentliche Versuche in der Poesie. Zugleich lernte er in Göttingen Cäcilie Tychsen kennen, die schöne und geistvolle Tochter des Professors Tychsen, zu der ihn die tiefste Liebe hinzog, die von nun an alle seine Gedanken ausfüllte. In der Hoffnung auf eine schöne und glückliche Zukunft setzte er seine Studien mit Eifer fort, erwarb sich die Würde eines Doktors der Philosophie, und habilitirte sich als Philologe an der Göttinger Universität. Da traf ihn der harte Schlag, die Geliebte durch den Tod zu verlieren, und mit ihr all' seine Hoffnungen, sein ganzes Glück. Er war wie umgewandelt, und auch seine Poesien, die vorher heiter wie sein Geist gewesen, trugen alle das Gepräge des Schmerzes und der Wehmuth. Nur noch einen Wunsch hatte er, die Geliebte in einem größeren Gedichte zu verherrlichen und dann zu sterben, und in diesem Sinne begann er das Epos: „Cäcilie". Als im Jahr 1813 ganz Deutschland sich gegen Frankreich erhob, trat auch er im Frühling 1814 unter die freiwilligen Jäger, um den Feldzug mit zu machen, trotz seiner eigenen schwankenden Gesundheit. Das angefangene Werk: „Cäcilie", begleitete ihn. Nach dem Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, körperlich wie geistig einigermaßen gestärkt, aber die Gesundheit und Heiterkeit verlor sich bald wieder. Er vollendete in stiller Wehmuth die „Cäcilie", ein anderes Epos: „Die bezauberte Rose", und mancherlei lyrische Poesien, unternahm 1816 zu seiner Erholung eine Fußreise an den Rhein, von der er jedoch noch schwächer zurückkam, so daß er krank und elend das elterliche Haus in Celle wieder betrat, wo er einer Brustkrankheit den 29. Juni 1817 erlag, nachdem er noch kurz vorher den, von dem Buchhändler Brockhaus ausgesetzten Preis für die gelungenste poetische Erzählung, durch seine „bezauberte Rose" erhalten hatte.

Aus den zahlreichen Poesien Schulzes, — seine gesammelten Werke umfassen mit der Biographie fünf Bände, — die sämmtlich vor dem neunundzwanzigsten Lebensjahre entstanden, spricht unverkennbar ein sehr bedeutendes lyrisches, wie episches Talent, was leider, wie so oft, vor seiner vollen Reife vom Tode geknickt wurde. Die deutsche Poesie hätte von diesem zarten, innigen, doch nie in Gefühlsspielerei ausartenden Dichter, bei längerem Leben, wohl noch herrliche Früchte zu erwarten gehabt; aber auch diejenigen, die wir von ihm besitzen, sind in vielen Beziehungen vortrefflich, wenn ihnen auch noch, größtentheils die Klassicität, der Stempel der Vollendung fehlt. Gebildet an den Mustern der Alten, zeigte er in Behandlung der Form eine bewunderungswürdige Gewandtheit und Klarheit, die noch durch das Studium der französischen Dichter und Wielands, den er sich besonders in dieser Beziehung zum Vorbild nahm, vermehrt wurde. Seine Vorliebe für die reiche Sagen- und Märchenwelt der altdeutschen Dichtung, die seiner lebendigen Phantasie willkommene Stoffe darbot, zog ihn später zu den Romantikern, deren Mysticismus und Phantasterei ihn bis dahin von ihnen abgestoßen hatte, in welche Fehler er selbst auch beinahe nie verfiel, und er ist daher als einer derjenigen der späteren Romantiker zu betrachten, welche nur die guten Seiten

derselben auffaßten: die Gewandtheit in Behandlung fremder Formen, und das liebevolle Eingehen auf die wahrhaft poetischen Seiten des deutschen Mittelalters.

Seine lyrischen Gedichte, die bei gleicher Vollendung in der Form, durch ihre größere Frische und Wahrheit den Vorzug verdienen, vor den berühmteren Epen: „Cäcilie“, und „Die bezauberte Rose“, und die in der Sammlung seiner Werke betitelt sind: „Poetisches Tagebuch“, „Reise durch das Weserthal“, „Elegien“, „Episteln“, und „Vermischte Gedichte“, enthalten: Lieder an die Geliebte, zart und tief empfunden, vaterländische Poesien, voll patriotischer Begeisterung, liebliche Naturschilderungen, meist in Sonettenform, Elegien, die durch Anmuth und kunstreiche Erfindung sich auszeichnen, und Episteln, meist voll schalkhaften Humors. Diesen selben Humor zeigt auch sein erster Versuch in der epischen Poesie: „Psyche, ein griechisches Märchen“, mit dem er sich noch ganz als Anhänger und Nachahmer Wielands zeigt. Erst mit den beiden anderen Epen: „Cäcilie“, und „Die bezauberte Rose“, die beide die Geliebte verherrlichen, wandte er sich den Ansichten der Romantiker zu.

Die „Cälilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen“, ist in der sogenannten Wieland'schen Stanze abgefaßt, und behandelt die Bekehrung des Nordens zum Christenthum. In der Person der „Cäcilie“ sollte die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, während der Dichter sich selbst, in demüthiger Entfernung, als die irdische Liebe zeichnete.

„Die bezauberte Rose, ein romantisches Gedicht in drei Gesängen“, in regelrechten Oktaven abgefaßt, welche Form beinahe noch nie mit solcher Meisterschaft behandelt erscheint, wie hier, hat zum Gegenstand ein von Schulze selbst erfundenes Märchen, die durch Gesang vollbrachte Erlösung einer Königstochter, welche in eine Rose verzaubert worden. Beide Gedichte leiden theilweise noch an einer stark lyrischen Färbung, an einer zu großen Weichheit und Schwärmerei, auch an Mangel an Handlung und dadurch hervorgerufener Eintönigkeit, doch gehören sie, dessen ungeachtet, unter den romantischen Epen der neueren Zeit zu den bedeutendsten, und zeichnen sich aus durch ungemeine Zartheit und Anmuth der Behandlung, durch meisterhafte Formvollendung und durch bewundernswerth glückliche Schilderungen, sowohl landschaftliche, wie kriegerische.

## Aus Schulze's poetischem Tagebuch.

### Lieder.

#### Am 15. November 1813.

Hätt' ich dich nie gesehen,
Dann könnt' ich rasch dahin
Durch's heit're Leben gehen
Mit jugendlichem Sinn.

Und klagen würd' ich nimmer:
O Lenz, wie ist so bald
Entfloh'n dein gold'ner Schimmer
Und dein Gesang verhallt!

Wo frische Rosen ständen,
Da fänd' ich Dach und Straus,
Und wenn die Rosen schwänden,
Verließ ich Schmuck und Haus.

Wohl wechseln Licht und Farben,
Doch bleibt das Leben dein,
Und wo die Blüthen starben,
Wird dich die Frucht erfreu'n.

Jetzt muß ich ewig weinen
Um einen welken Kranz;
Die Frucht wird nie erscheinen,
Und ewig starb sein Glanz.

Doch heg' ich wohl mit Freuden
Den Schmerz in stiller Brust;
Und hätt' ich mind're Leiden
So hätt' ich mind're Lust.

Wohl sinkt aus trüben Düften
Die Dämmrung öd' und grau;
Doch schwillt von süßern Düften
Die Blüth' im nächt'gen Thau.

Wohl kehrt das Vöglein nimmer,
Das einst sein Lied dir sang;
Doch hört dein Herz noch immer
Den wundersüßen Klang.

Wer Schönes je empfangen,
Dem bleibt es ewig nah;
Doch ewig muß verlangen,
Wer nie das Schöne sah.

Hätt' ich dich nie gesehen,
Dann müßte bald mein Herz
In Sehnsuchtsqual vergehen;
So lebt es durch den Schmerz.

## Am 16. November 1813.

Was sieh'st du mich so hold und mild
Mit hellen Blicken an,
Daß mir das Herz von Sehnsucht schwillt
Und nimmer rasten kann?

So zittert, wenn die Woge ruht,
Im Meer das Sternenlicht,
Und liebend wallt und steigt die Fluth,
Und doch erhascht sie's nicht.

O wend' ihn ab, den holden Stern,
Schon duld' ich ja genug!
Das schwache Herz betrügt sich gern,
Und bitter schmerzt der Trug.

Schwärmt nicht das Bienchen oft hinaus
Bei'm ersten Frühlingsblick?
Doch schnell verweht's im Sturmgebraus
Und kehret nie zurück.

Und wehe! doch ertrüg' ich's nicht,
Sollt' ich dich finster seh'n.
O lächle nur! wenn's Herz auch bricht,
Der Trug ist gar zu schön.

## Am 16. Januar 1814.

Jüngst berief ich meine Lieder
Und sie flatterten herbei,
Schwebten singend auf und nieder,
Spielten, flogen hin und wieder,
Wie der Bienenschwarm im Mai.
Und ich sagte: Fliegt und nistet,
Singt und tändelt, wo's euch lüstet,
Lieder geht, ich geb' euch frei!

Doch sie schienen still zu klagen,
Fühlten weder Lust noch Dank,
Und vor Wehmuth und vor Zagen
Konnte keins ein Wörtchen sagen,
Jedes seufzte leis und bang;
Und sie neigten ihr Gefieder,
Senkten still das Köpfchen nieder,
Ohne Sang und ohne Klang.

Lange hab' ich euch gehalten,
Meine Liebste zu erfreu'n;
Doch ihr werdet von der Kalten
Nimmermehr den Dank erhalten,
Nimmer frei und fröhlich sein,
Nun so flieht und flattert weiter:
Ewig hell und ewig heiter
Ist der duft'ge Musenhain.

Und nur eines spannte dreister
Bittend seine Flügel aus:
Laß doch, sang es, lieber Meister,
Nicht die armen kleinen Geister
Irren ohne Pfleg' und Haus!
Treib' uns doch von unsern Rosen
Nimmer in den blätterlosen,
In den wilden Hain hinaus!

Kannst du Schönes wohl uns zeigen
Was die Liebe nicht erzieht?
Ach, wo ihre Lüfte schweigen,
Fällt das Laub von allen Zweigen,
Und der Blumenkelch verblüht,
Traurig stehn die grünen Hallen,
Und es fliehn die Nachtigallen,
Wenn der frische Lenz entflieht.

Schwärmen auch in blüh'nden Hainen
Uns're Brüder groß und klein,
Schöner wird es uns erscheinen,
Bei der Holden, bei der Reinen,
Bei der Freundlichen zu sein.
Blickt die Lieb' auch streng und trübe,
Lieb' ist Leben, Leben Liebe,
Und der Freie wohnt allein.

Schwindet nicht der Morgenschimmer,
Schweigt das laue Säuseln nicht?
Ihre Augen leuchten immer,
Gluth und Milde scheiden nimmer
Aus dem keuschen Angesicht.
Mag sie nie den Dank uns geben;
Laß uns spielen, laß uns leben
In dem warmen Sonnenlicht!

Nun, so flattert hin und wieder
Um die schöne Zauberin!
Bald versengt ihr, arme Lieder,
Euch das luftige Gefieder,
Und verklungen sinkt ihr hin.
Süßen Tod sollt ihr erwerben,
Für der Liebsten Lust zu sterben,
Ist der freundlichste Gewinn.

### Am 17. Juli 1815.

Nimm mir Alles, falsches Glück,
Gieb' mir Täuschung, Freud' und Schmerzen,
Eines bleibt mir doch zurück:
Hohe Lieb' in treuem Herzen.
Deinem Zorn erbeb' ich nicht,
Klage nicht um Ruhm und Freude;
Muthig ist, wie Morgenlicht,
Lieb' im Leide.

Was sie schenkte, was sie nahm,
Alles ist mir lieb und theuer,
Und ihr tiefster längster Gram
Macht mich kühner nur und treuer.
Gern erduld' ich ihre Noth,
Lächle, wenn ich mich betrübe;
Freundlich ist, wie Abendroth,
Leid in Liebe.

### Jägerlied.

Moorburg, den 8. April 1814.

Was blitzt in den Büschen so hell, was schallt
In dem grünen Gehege so munter?
Was zieht hervor aus dem dunklen Wald
Und fern von den Bergen herunter?
Wir sind die Jäger, wir ziehn von Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus,
Zum Krieg,
Zum Sieg
Und zum Siegesschmaus.

Von dem lustigen Harzwald kommen wir her,
Wo nach Gold und nach Silber sie graben;
Uns frommet das Gold und das Silber nicht mehr,
Nur die Freiheit wollen wir haben.
D'rum ließen wir Andern den thörichten Wahn
Und haben mit Eisen uns angethan;
Nur das Schwert
Hat Werth
Auf der blutigen Bahn.

Schön ist's zu lieben, zu trinken schön
Schön ist's, zu schlummern im Grünen;
Doch fröhlicher ist's, in der Schacht zu stehn
Und sich Beut' und Kranz zu verdienen.

Hell lodert, wie Liebe, des Kampfes Gluth,
Und wo viele schlummern, da schläft sich's gut;
Und es trinkt,
Wer sinkt,
Sei's Wein, sei's Blut.

Oft haben wir wohl in der dunklen Nacht
Bei Stürmen und Regenschauern
Hoch auf dem Fels und in Schluchten gewacht,
Um das streifende Wild zu belauern.
Jetzt ziehen wir muthig im Sonnenlicht
Und sehen dem Feind in das Angesicht;
Sei's Jagd,
Sei's Schlacht,
Uns kümmert's nicht.

Mag fliehen der Feige durch Wald und Feld,
Wenn die stärkere Zahl ihn bestreitet;
Wo das Wild uns in Schaaren entgegenprellt,
Da wird was Rechtes erbeutet.
Und wenn auch unzählig der Feind uns droht,
Und blitzt aus den Händen der sichere Tod;
Ein Knall,
Ein Fall,
Das ist Jägergebot.

D'rum haltet zusammen, und stehet fest,
Der Eine den Andern zu decken;
Wenn nur vom Freunde der Freund nicht läßt,
Kann wenig der Feind uns erschrecken.
Doch steht dein Nam' auf dem tödtlichen Blei,
So fliegt dir auch nimmer die Kugel vorbei;
Vom Freund,
Vom Feind,
Es ist einerlei.

Denn der größte Jägersmann ist der Tod,
Der will an der Lust nur sich laben;
Wohl färbt er mit Blute die Haiden roth,
Doch die Beute läßt er den Raben.
Und er saust und braust mit Sturmes Gewalt
Hoch über die Berg' und über den Wald;
Und es bebt,
Was lebt,
Wenn sein Jagdhorn schallt.

Doch was frommt's vor dem nächtigen Jäger zu fliehn,
Der nimmer vorübergeschossen?
Viel rühmlicher ist es uns, mitzuziehn
Dem Starken, als starke Genossen,
Und wenn er auf uns den Bogen spannt,
Wer kühn ihm das Angesicht zugewandt,
Der fällt
Als Held
Von des Helden Hand.

## Sonette.

### Zwei Augenblicke. Am 1. Februar 1816.

1.

Ihr zarten Blümlein, Wiesenanemonen,
Die sich zum Strauß die Liebste band,
Als ich zuerst, und plötzlich einst empfand,
Sie werd' allein in meinem Herzen wohnen:

Mag Sturm und Frost stets eurer Wiege schonen,
Wo ihr entblüht am grünen Bergesrand,
Euch flechte stets beglückter Liebe Hand,
Noch eh' ihr welkt in ihre Siegeskronen!

Wie ihr euch hobt beim ersten Frühlingsstrahl,
So brach auch mir aus dunklen Wolken eben
Nach langer Nacht das Licht zum ersten mal.

Ihr habt das Haupt geneigt im jungen Leben
Und sterbend noch ihr kurze Lust gegeben,
Ich lebe mir, und, ach, auch ihr zur Qual.

2.

Du sel'ger Augenblick im dunklen Leben,
Als meinem Mund das kühne Wort entflog
Und sie das Haupt erröthend niederbog,
Tief athmend, stumm, verwirrt, mit leisem Beben.

Und während sie mit scheuem Widerstreben
Aus meiner Hand die ihre zaudernd zog,
Ich in dem Blick, der ungern mich betrog,
Die Antwort las, ach, die sie nicht gegeben!

Du gold'ner Pfeil, in Nektar eingetaucht,
Den, um das Herz zum Tode zu verwunden,
Die rasche Hand nur auszureißen braucht:

Jetzt schlägt es fort und kann doch nie gesunden;
Doch tauscht es nicht für alle früh're Stunden
Das süße Weh, das deine Gluth verhaucht.

## Elegien.

VII.

Hast du noch nimmer geliebt, so geh' und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.
Ach, sie hat mich geküßt! In rosenfarbenem Glanze,
Rasch von den Horen beschwingt, schwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leise vor Sehnsucht;
Weniges flehte der Mund, Vieles der schmachtende Blick;
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltsam
Gegen die Furcht, und es hob rasch sich die klopfende Brust.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte süße Gewährung:
Siehe das reizende Weib beugte sich schüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leise den kettenden Arm und mit Lächeln
Hob sie — wie folgt ich so gern — sanft an die Brust mich empor.

Nimm, du hast es verdient! so sprach sie mit süßem Gelispel,
Und ihr rosiger Mund nahte dem meinigen sich;
Glühend weht um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß sank
Langsam, gleich des Accords Schwinden, in's Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Lust und schauderte, wähnte zu sterben,
Und doch hatt' ich noch nie reiner und schöner gelebt.
Seliger Rausch! O möcht' ich doch einst so scheiden, in solchem
Taumel! Ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang' noch wünschte ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem sehnenden Geist;
Und dann sänk' ich dahin von deinen Armen umschlungen,
Und im glühenden Kuß schwebte die Seele dahin;
Kein Elysium fordert' ich dann, und bange vermied ich
Lethes dunkle Fluth, gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt ich mich hin, auf rosige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genossene Glück,
Fühlte den seligen Kuß noch Ewigkeiten und tauschte
Für des Olympiers Thron selbst die Erinnerung nicht.
Hast du noch nimmer geliebt, so geh' und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.

X.

Bringst du vielleicht, was jetzt du mir sangst in traulicher Stille,
Einst in die Hände des Volks, zu der Gebildeten Ohr,
O dann tilge den Namen hinweg der Geliebten und jedes
Deutende Wort, denn hart richtet der kalte Verstand!
Also sprachst du zu mir, und ich zürnt' und sagte: Du liebst mich.
Und doch scheust du den Spott, welcher nur Schuldige kränkt,
Gönnst die Freude mir nicht, der Grazie Dichter zu heißen,
Nicht das verstohlene Glück rings mich beneidet zu sehn?
Feindlich wandt' ich mich ab und schwieg. Du senktest das Köpfchen,
Doch bald hobst du den Blick schüchtern von neuem empor,
Regtest den rosigen Mund und wolltest reden, doch plötzlich
Floß dir ein höheres Roth über die Wange, du schwiegst.
Rasch nun ging ich hinweg und zürnen wollt' ich, doch immer
Traf mich der eig'ne Pfeil, immer nur zürnt' ich mir selbst.
Sieh, da erhellte den düstern Geist ein plötzlicher Lichtglanz,
Und ich erkannte des Worts süßen verborgenen Sinn.
Ha, du reizendes Weib, wie fühlst du den Zauber der Liebe
Und ihr inneres Glück tiefer und zarter als ich!
Nur in der Dämmerung weht der Viol erquickender Aushauch,
Und im dunkelsten Hain singet die Nachtigall nur;
So auch meidet die Liebe das Licht, im mondlichen Glanz nur
Und im Gesäusel des Hains blüht sie verstohlen empor.
Wohnt doch Idalia selbst in verschwiegenem Schatten, und deckt doch
Amor'n, wenn er entschlief, immer ein Rosengebüsch.
Nichtig erscheint mir ein Kuß und geschmacklos, wenn du im Kreise
Spähender Augen mir ihn gibst, im Getändel des Spiels;
Doch wenn ein heimlicher Druck ihn versüßt, wenn höher die Lippen
Eng an die meinen gepreßt, schwellen, dann bin ich ein Gott.
O verzeih mir den thörichten Wahn, o strafe mich! Schuldig
Steh' ich vor dir, doch sei streng und gelinde zugleich!

Banne mich fort aus deinem Gesicht, zwölf traurige Monden!
Groß zwar wäre der Schmerz, aber ich duldet ihn doch;
Nur laß deinen Namen mich nie — für solch ein Vergehen
Wäre die Strafe zu hart — nennen der spähenden Welt.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, geboren den 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannesberg in Oesterreich-Schlesien, besuchte die Schulen in Breslau, und trat dann, schon 1806, in österreichische Kriegsdienste, nahm an den Schlachten bei Regensburg, Aspern und Wagram Theil, sowie 1809 an dem Treffen bei Hausen, bei welcher Gelegenheit er sich durch persönliche Tapferkeit auszeichnete und zum Oberlieutenant befördert wurde. Nach dem Friedensschlusse sah er sich durch Familienrücksichten veranlaßt, aus dem Militärdienst auszuscheiden, verheirathete sich 1812 und lebte von da ab, theils in Wien, theils auf einem Gute in Ungarn, ganz den Wissenschaften und der Poesie. Nach dem Tode seiner Gattin, 1836, trat er nochmals in den Staatsdienst, und wurde im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Seit 1848, in welchem Jahre er den Staatsdienst wieder verließ, lebte er meist auf seiner Besitzung Außee in Steiermark und starb in Wien den 16. März 1862.

Zedlitz, der sich weniger als Lyriker, wie als Dramatiker und Epiker von romantischen Ansichten befangen zeigt, ist in seinen lyrischen Poesien und Balladen am bedeutendsten. Sie zeichnen sich aus durch Formvollendung und schöne Gedanken, und in vielen, wie in der allbekannten, weitverbreiteten Ballade: „Die nächtliche Heerschau", trifft er mit seltener Meisterschaft den echten Volkston.

Sein lyrisches Hauptwerk sind die in kunstvollen Canzonen abgefaßten „Todtenkränze", ein Cyklus zusammenhängender Gedichte, in denen er, zuweilen etwas breit, doch im Ganzen mit poetischer Fülle, große Todte, sowohl Helden, wie Wallenstein, Napoleon, als Dichter, wie Byron, Petrarca, Tasso, Shakspeare, Goethe, und endlich auch Menschenfreunde, wie Canning, Joseph II., verherrlicht. Man hat es ihm oft zum Vorwurf gemacht, daß er in jener Zeit einer der Ersten war, der seine Lieder für die Verherrlichung Napoleons erklingen ließ, doch vertheidigt er sich selbst darüber in einem Gedicht, mit den Worten:

In Waffen bin ich gegen ihn gestanden.
Drum mocht' ich ihn nicht schmäh'n als er in Banden.

In seinen epischen Gedichten, dem lieblichen Märchen: „Das Waldfräulein", den altnordischen Bildern: „Ingvelde Schönwang", „Svend Felding", folgt er, ebenso wie in seinen dramatischen Poesien, der romantischen Richtung; namentlich in dem Trauerspiel: „Turturell", mit dem er sich theilweise an die Dichter der Schicksalstragödie anschließt. In den späteren Dramen, den Trauerspielen: „Zwei Nächte zu Valladolid", „Der Königin Ehre", „Herr und Sklave", „Der Stern von Sevilla", „Kerker und Krone", in welchem er die letzten Lebenstage Tassos behandelt, das Lustspiel:

„Liebe findet ihre Wege", und noch einige, ist der romantische Einfluß weniger bemerkbar, manche darunter sind sogar recht gelungen und werden noch jetzt mit Beifall aufgeführt; nur stört am reinen Genuß das Fremdartige, welches allen anklebt, da er die fremden Stoffe, die er wählte, auch meist nach fremden Mustern, des Calderon und Lope de Vega bearbeitete, so daß sie eher den Eindruck von Uebersetzungen als selbstständigen Poesien machen.

Als Uebersetzer bewies Zedlitz eine außerordentliche Gewandtheit durch seine Verdeutschung von Byrons: „Ritter Harolds Pilgerfahrt."

### Aus den Todtenkränzen von Zedlitz.

#### Torquato Tasso.

Bei St. Onufrio, wo Citronendüfte
Süß aus dem stillen Klostergarten wehen,
Bei jener Kirche — Kirchlein nur zu nennen,
Wenn man St. Peters Riesendom gesehen,
Deß Haupt, emporgestrecket in die Lüfte,
Wie eine lichte Sonne scheint zu brennen
Und das Gewölk zu trennen! —
Verweilten wir und öffneten die Pforte!
Bald stand ich still vor einem Leichensteine;
„Hier ruhen Tasso's modernde Gebeine!"
Stand d'rein gegraben, statt all' and'rer Worte.
Da zuckt ein Weh durch mich! Es zu versüßen
Senkt ich meine Kniee, das werthe Grab zu küssen!

Unglücklich Herz, das keine Ruhe kennet!
Blick auf das Meer, es stillet sich sein Rasen;
Die Donner schweigen endlich in den Lüften,
Und die Orkane hören auf zu blasen!
Ja, der Vesuv, deß Eingeweide brennet,
Er, der die Erze schmilzt in seinen Grüften
Und aus den tiefen Klüften
Sie tobend auswirft, als ob aus dem Schlunde
Der Hölle alter Gluthpfuhl sich entlüde:
Er rastet! Die Vulkane werden müde,
Und, du o Herz allein, mit deiner Wunde,
Du willst nicht ruhn und findest nicht den Frieden,
Der selbst der See, dem Sturm, der Gluth beschieden.

Doch eh' sich deine Sonne niedersenket,
Flammt sie noch einmal auf in voller Schöne,
Daß dich das Ende mit dem ganzen Leben,
Dem marterreichen, scheidend noch versöhne! —
Wo sich der Schritt zu neuer Wand'rung lenket,
Trägt dich der Jubel; alle Arme streben,
Dich hoch empor zu heben,
Damit Italien froh des Anblicks werde!
Nach Rom hin ziehst du in Triumphesprangen;
Aldobrandini eilt, dich zu empfangen,
Und Clemens spricht, der Kirchenfürst der Erde:
„Wohl Andr' empfangen Ruhm vom Lorbeerkranze
Doch trägst du ihn, gewinnt er nur an Glanze."

Und hin zum Capitol will man dich führen,
Dort vor dem Volke soll der Zweig dich schmücken;
Die Glocken tönen, tausend Stimmen schallen
In alle Lüfte Jauchzen und Entzücken!
Balkon und Fenster, alle Wege zieren
Prachtvolle Decken, wo der Zug soll wallen;
Was herrlich ragt vor Allen
Im Weichbild Roms, zieht hin mit Klang und Spiele
Zu St. Onufrio's frommem Ordenshause,
Wo gastlich dir geöffnet eine Klause
Zu kurzer Rast, zum freundlichen Asyle!
Es naht der Zug, zur Feier dich zu rufen —
Da sieht man todt dich an der Pforte Stufen.

Zu and'rem Feste hatte dich indessen
Der abgerufen, der die Kränze spendet;
Der, wenn der Tag der Herrlichkeit erschienen,
Mit gold'ner Tuba seine Engel sendet!
Zum Capitol, nach Sonnen auszumessen,
Geleiten dich die Geister, die dort dienen
Am Throne von Rubinen! —
Dort wird ein Kranz die Stirne dir umgeben,
Von Lorbeer nicht, von abgewelktem, fahlen,
Ein lichter Sternenkranz mit tausend Strahlen
Soll dir, verklärend ob dem Haupte schweben;
Die Erdenlieder aber zu Accorden
Sind sie des ew'gen Lobgesanges worden.

Und Alle, die den Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja sie sind's, ich will's beschwören!
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören:
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend, mit den tiefen Todeswunden;
Die sich ein Herz verbunden, -
Die einen hohen himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens;
Die sich ein würdig Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden.

## Balladen.

### Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstaart in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen
Wo ihnen die Erde zu heiß; —

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand! —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor! —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hüttchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich", heißt die Parole,
Die Losung: „St. Helena!"

Das ist die große Parade
Im Elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

### Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände, um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle.

Und ein Sklave trägt vor ihm die Speise,
Und er schüttet, ungeschickter Weise,
Von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
Ward beflecket auf des Emirs Kleide.

Und der Sklave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Geberde:
„Herr! des Paradieses Freuden theilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen."

„Nun, ich zürne nicht!" antwortet heiter
Hassan, und der Sklav, versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
Dem Beleidiger läßt angedeihen!"

„Ich verzeihe!" So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht am selben Orte:"
Sprach der Sklav': „daß am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!"

„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
Und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
Mög' es nie gescheh'n, daß die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verletze!"

Karl Lebrecht Immermann, geboren den 24. April 1796 in Magdeburg, war, durch die strenge Erziehung seines Vaters, schon als Knabe ernst und verschlossen, aber fleißig und begabt, und verfaßte, noch nicht zwölf Jahre alt, lyrische Gedichte, später Romane und Dramen. Er studierte, nach dem Willen seines Vaters, seit 1818 in Halle die Rechte, doch betrachtete er die Poesie als Hauptaufgabe seines Lebens. Durch ein heftiges Nervenfieber verhindert, sich nach seinem Wunsche an den Freiheitskriegen zu betheiligen, trat er nach seiner Genesung, noch kurz vor dem Friedensschlusse, als Freiwilliger in's Heer ein, kehrte dann nach Halle zurück, seine juristischen Studien zu beendigen, und gerieth dort mit dem größten Theil der Studenten, mit deren Deutschthümelei er sich nicht befreunden konnte, in heftigen Zwiespalt, was ihm seine Universitätsjahre sehr verbitterte. Als er die akademische Laufbahn zurückgelegt, trat er in preußische Staatsdienste, kam zuerst 1823 als Divisionsauditeur nach Münster, wurde 1824 Regierungsrath in Magdeburg, und 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf. Als vorzugsweise dramatischer Dichter war er von dem Gedanken beseelt, den gesunkenen Zustand des deutschen Bühnenwesens zu heben, und übernahm deßhalb 1834 die Leitung des Düsseldorfer Theaters, was er zu einer Musteranstalt zu machen gedachte. Weder die gehoffte Unterstützung, noch Anerkennung vom Publikum ward ihm zu Theil und er trat nach einer zweijährigen Thätigkeit, bei der er, mit großer Aufopferung von Zeit und Geld, verhältnißmäßig Bedeutendes geleistet, von der Leitung des Theaters in seine amtliche Stellung zurück, nahm 1838 auch da seinen Abschied, um ganz der Poesie zu leben, und starb in Düsseldorf den 25. August 1840 plötzlich in seiner vollsten Thätigkeit.

Immermann gehört, nach dem einstimmigen Urtheil der Kritik, zu denjenigen Dichtern, die bei unverkennbar großem Talente, doch meist nur Mittelmäßiges leisteten, und zwar war er, theils in seinen Ansichten zu schwankend, theils verhinderte ihn auch seine Eitelkeit und Selbstüberschätzung, da er seine eigenen Werke alle für vortrefflich hielt, an der gehörigen Ausbildung seines Talentes. Diese Selbstüberschätzung veranlaßte ihn auch zu dem für ihn wenig ehrenvollen Angriff auf den Grafen Platen, den er gemeinschaftlich mit Heine unternahm, und der einen heftigen literarischen Streit zwischen den Dreien zur Folge hatte.

Immermanns Werke auf dem Gebiete der Lyrik, Epik, Dramatik und des Romans sind, mit Ausnahme des „Münchhausen", höchstens nur mittelgut.

Seine lyrischen Poesien: Lieder, Sonette und Elegien, die meist auf Nachahmung anderer Dichter beruhen, sind frostig und in der Form bei weitem nicht vollendet. Die „Xenien", welche Heine in seine „Reisebilder" aufnahm, und die größtentheils gegen Platen gerichtet waren, haben zwar die Schärfe und Bitterkeit der Goethe-Schiller'schen „Xenien", als deren Nachahmung sie betrachtet werden können, aber die persönliche Gereiztheit raubt ihnen den Kunstwerth. Auch seine Balladen, die im Ganzen gelungener als die lyrischen Dichtungen sind, beruhen auf Nachahmung und man erkennt, theils Goethe's, theils der Romantiker und anderer Dichter Einfluß darin.

Dasselbe gilt von dem Heldengedicht: „Tulifäntchen", welches nicht, wie man früher allgemein annahm, eine Satyre auf Platen sein sollte, sondern ein einfaches Märchen ohne satyrische Anspielungen. Ueber das Epos: „Tristan und Isolde", nach Gottfried von Straßburg, läßt sich, da es unvollendet geblieben, kein bestimmtes Urtheil fällen. Es enthält einzelne treffliche Stellen voll Phantasie, leidet aber auch an einer Menge romantischer Auswüchse; vor Allem wirkt das wechselnde Versmaß, was er nach Art der Romantiker anwandte, denen er sich überhaupt darin nur zu sehr anschmiegt, störend. Wie in „Tristan und Isolde", zeigt sich auch im Drama der Einfluß der Romantiker auf Immermann als ein ungünstiger, die meist nach Inhalt wie Form verworren und unklar sind. Sowohl die Lustspiele, wie: „Der Prinz von Syrakus", „Das Auge der Liebe", und andere, als auch die sagenhaften und geschichtlichen Trauerspiele, z. B.: „Das Thal von Ronceval", „König Periander und sein Haus", „Das Trauerspiel in Tyrol", was er später umarbeitete und „Andreas Hofer", betitelte, „Kaiser Friedrich II.", die Trilogie „Alexis" u. s. w. leiden an diesen Fehlern. Unter allen am wenigsten „Kaiser Friedrich II.", und das erste Stück der Triologie: „Die Bojaren".

In Immermanns beiden Romanen: „Den Epigonen, Familienmemoiren in drei Büchern", und dem „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken", macht sich ein bedeutender Fortschritt gegen seine übrigen Werke bemerkbar, namentlich ist der letztere eine Leistung, die, wie J. Minkwitz (deutscher Parnaß) sich ausdrückt, „seinen Dichterberuf, der bisher zweifelhaft scheinen mußte, außer allen Zweifel stellte"; nur noch einzelne kleine Mängel, wie die störenden, zuweilen auch nicht ganz verständlichen Anspielungen auf die literarischen Zustände jener Zeit verhindern, es zu einem vollendeten Meisterstück zu machen. Im „Münchhausen" wird die durch die moderne Bildung erzeugte Verdorbenheit und Heuchelei der höheren Stände, gegenüber dem kräftigen, noch am Alten hängenden Bauernstand dargestellt. Der Repräsentant der Ersteren ist Münchhausen, der verkommene Junker, der der Anderen der biedere, ehrliche, doch stolze und strenge westphälische Hofschulze.

„Die Epigonen", ein didaktischer Tendenzroman, an poetischem Werthe weit hinter dem „Münchhausen" zurückstehend, schildert die zerrissenen Zustände jener Zeit und ihre Verkehrtheiten.

Nächst den genannten Werken veröffentlichte Immermann noch mancherlei kleinere Schriften, wie: „Miscellen", „Reisejournal", und „Memorabilien", die mancherlei Interesse gewähren.

**Aus dem 4. Capitel des zweiten Buches von Immermanns Münchhausen.**

Als der junge Mann zur Thüre des Hofes eintrat, sah er in einem geräumigen hohen Flur, welcher den ganzen mittlern Theil des Hauses einnahm, den Hofschulzen mit Tochter, Knechten und Mägden bei dem Mittagessen sitzen. Er bot mit seiner sonoren, wohlklingenden Stimme freundlichen Gruß; der Hofschulze sah ihn achtsam, die Tochter verwundert an, was die Knechte und Mägde betrifft, so sahen ihn diese gar nicht an, sondern aßen, ohne seiner zu

achten, weiter. Der Jäger trat zu dem Hofwirth, und erkundigte sich nach der Entfernung der nächsten Stadt und dem Wege dahin. Anfangs verstand der Hofschulze diese ihm fremdklingende Sprache nicht, die Tochter aber, welche kein Auge von dem schönen Jäger verwandte, half ihm den Sinn entdecken und er gab hierauf richtigen Bescheid. Diesen verstand wieder der Jäger seinerseits erst nach dreimaligem Fragen, brachte aber endlich doch heraus, daß die Stadt auf dem schwer zu findenden Fußwege unter zwei starken Stunden nicht zu erreichen sei.

Die Mittagshitze, der Anblick des vor ihm stehenden reinlichen Mahls und sein eigner Hunger riefen dem Jäger die Frage auf: ob er nicht hier für Geld und gute Worte Essen und Trinken und bis zur Abendkühle Obdach erhalten könne?

Für Geld nicht, versetzte der Hofschulze, für ein gutes Wort aber Mittagsessen und Abendbrod dazu, und Rast, so lange es dem Herrn beliebt, ließ einen spiegelblanken zinnernen Teller, Messer, Gabel und Löffel, ebenso blank wie der Teller, aufsetzen, und nöthigte den Gast zum Sitzen. Dieser sprach dem kräftigen, gekochten Schinken, den großen Bohnen, Eiern und Würsten, woraus die Mahlzeit bestand, mit allem Appetit der Jugend zu, und fand, daß die weit und breit verschriene westphälische Landeskost gar so übel nicht sei.

Geredet wurde von den Wirthen wenig, denn der Bauer spricht während des Essens nicht gern, doch erfuhr der Jäger von dem Hofschulzen auf Befragen, daß hier herum kein Mensch, Namens Schrimbs oder Poppel, den er suche, bekannt geworden sei. Die Knechte und Mägde, welche gesondert von den Herrenplätzen am andern Ende der langen Tafel saßen, waren ganz stumm und blickten nur auf die Schüssel, aus welcher sie mit ihren Löffeln die Speise zum Munde führten. Nachdem sie aber abgegessen, und sich die Mäuler gewischt hatten, trat eins nach dem andern vor den Herrn und sagte: Bas*) meinen Spruch. Der Hofschulze theilte hierauf jedem eine sprichwörtliche Redensart oder eine Bibelstelle mit. So sagte er zum ersten Knecht, einem rothhaarigen Kerl: Jach sein zum Hader, zündet Feuer an, und jach sein zu zanken, vergießt Blut; zum zweiten, einem dicken, langsamen Menschen: Gehe hin zur Ameise du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne; zum dritten, einem kleinen, schwarzäugigen, verwegen blickenden Gesellen: Besser ein Sperling in der Hand, als ein Reiher auf dem Dache. — Die erste Magd empfing den Spruch: Hast du Vieh, so warte sein, und trägt dir's Nutzen, so behalt' es, und zur zweiten sagte er: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Nachdem jeder auf solche Weise bedacht worden war, gingen Alle zu ihren Arbeiten, der eine gleichgültig, der andere betroffen aussehend. Die zweite Magd war von ihrem Spruche blutroth geworden, der Jäger, welcher allgemach den ortüblichen

*) Ausdruck für Brodherr.

Dialekt verstehen lernte, hatte diesem Unterrichte mit Erstaunen zugehört, und fragte nach dessen Beendigung, was er bezwecke?

Daß sie darüber nachdenken, versetzte der Hofschulze. Wenn sie heute Abend hier wieder zusammen kommen, so sagen sie mir, was sie sich bei den Sprüchen gedacht haben. Die meiste Arbeit auf dem Lande ist derart, daß die Leute nebenbei noch allerhand Gedanken haben können, und da fallen ihnen denn die schlechten Sachen ein, die hernachmals in Liederlichkeit, Lug und Trug ausbrechen. Beim Pferdefüttern denken sie, wie sie Hafer auf die Seite bringen können, und wenn die Magd die Küh' melkt, so steht ihr immer der Liebste vor Augen. Kriegt aber der Mensch so einen Spruch auf zu rathen, so ruht er nicht eher, als bis er die Moral davon heraus hat, und derweile ist die Zeit vergangen, ohne daß ihm etwas Uebeles in den Sinn kam.

Ihr seid ja ein wahrer Weltweiser und Priester, rief der Jäger, dessen Verwunderung hier mit jedem Augenblick zunahm.

Es läßt sich viel mit dem Menschen ausrichten, wenn man ihm die Moral beibringt, sagte der Hofschulze bedächtig. Die Moral steckt aber in kurzen Sprüchen besser, als in langen Reden und Predigten. Meine Leute halten sich viel besser, seitdem ich auf die Moral verfallen bin. Freilich das ganze Jahr hindurch geht es mit den Sprüchen nicht; während der Bestellzeit und in der Ernte hört alles Nachdenken auf. Dann thut es aber auch nicht noth, denn sie haben zu Schlechtigkeiten keine Zeit.

Ihr macht also förmliche Abschnitte in eurem Unterricht? fragte der Jäger.

Bei Winterszeit gehen die Sprüche gemeiniglich nach dem Dreschen an und dauern bis zum Säen, versetzte der Hofschulze. Im Sommer aber werden sie von Walpurgis bis gegen die Hundstage zugetheilt. Das sind die Zeiten, wo es bei dem Bauer am wenigsten zu verrichten gibt.

Der Jäger erkundigte sich, was für eine Bewandtniß es mit dem Rothwerden des einen Mädchens gehabt habe, und erhielt darauf folgende Antwort: Die hat etwas auf dem Gewissen, und in solchen Fällen ist es meine Manier, einen Spruch anzubringen, woraus das räudige Schaf sieht, daß ich um den Fehler weiß. Wir wollen abwarten, ob er bis heute Abend gewirkt haben wird.

Er ließ den jungen Mann allein, und dieser sah sich in Haus, Hof, Baumgarten und Wiesen um. Mehrere Stunden brachte er in dieser Beschauung zu, da jedes Einzelne ihn anzog, die ländliche Stille, das Wiesengrün, die Wohlhabenheit, die aus dem ganzen Hof ihm entgegenstrotzte, machte den angenehmsten Eindruck auf ihn und regte in ihm den Wunsch an, lieber in so weiter Naturfreiheit, als in den engen Gassen einer kleinen Stadt die acht oder vierzehn Tage zuzubringen, welche bis zum Empfange der Nachrichten vom alten Jochem verstreichen konnten. Da er sein Herz auf der Zunge trug, so ging er auf der Stelle zu dem Hofschulzen, der im Eichenkamp ein paar Bäume zum Fällen anschlug, und sprach sein Begehr aus. Er erbot sich dagegen zu allem, worin er seinem Wirth nützlich werden könne.

Die Schönheit ist eine gar gute Mitgift. Sie ist ein Schlüssel, wie

jener kleine goldene, der sieben Schlösser, von denen keins dem andern ähnlich sah, zauberisch öffnet. Ein Paß ist sie, auf den der Träger frei durch alle Welt geht; in Romanen und Novellen spannt sich Schönheit über alle Klüfte und Abgründe der Unwahrscheinlichkeit hinweg, wie die siebenfarbige Brücke der Iris.

Wäre der Jäger nicht so schön gewesen, was für weitläufige Motive hätte ich ersinnen und erspinnen müssen, um den Hofschulzen zur Gewährung des Quartiers an ihn willig zu machen. So jedoch brauche ich nur zu sagen, daß der Alte die schlanke und doch kräftige Gestalt, das ehrliche und dabei vornehm prächtige Antlitz des Jünglings eine Zeit lang betrachtete, erst zwar nachhaltig den Kopf schüttelte, dann aber freundlich werbend nickte, und zuletzt ihm seine Bitte erfüllte. Er wies dem Jäger ein Eckstübchen im obern Stock des Hauses an, von wo man nach der einen Seite über den Eichenkamp nach den Hügeln und Bergen, nach der andern über weite Wiesenflächen und Kornfelder sah.

### d) Die minder bedeutenden spätern Anhänger der Romantiker.

Johann Friedrich Kind, geboren 1768 in Leipzig, starb 1843 in Dresden. Einer der fruchtbarsten Dichter, der sich beinahe in allen Gattungen der Poesie, und in manchen mit Glück versuchte. In seinen zahlreichen lyrischen Dichtungen erhebt er sich nicht über das Mittelmäßige, ebenso sind seine Balladen, Legenden und Idyllen von geringem Werthe. Am bedeutendsten ist er in seinen dramatischen Poesien: Künstlerdramen, („Van Dyks Landleben"), Lustspielen, Schäferspielen und Opern, von denen vor allen der Text zu Webers „Freischütz" hervorzuheben ist; sowie in seinen Romanen und Erzählungen: „Lenardos Schwärmereien", „Carlo", „Natalie", die Sammlungen: „Malven", „Tulpen", und „Sagen, Erzählungen und Novellen."

Karl August Varnhagen von Ense, geboren 1785 in Düsseldorf. In österreichischen und russischen Diensten nahm er Theil an den Feldzügen von 1813 bis 1814, und zwar als Adjutant des General Tettenborn, dessen Kriegszüge er auch beschrieben hat, vermählte sich 1814 mit seiner langjährigen Freundin Rahel Levi Markus, und trat als Diplomat in den preußischen Staatsdienst. Als solcher begleitete er den Staatskanzler von Hardenberg nach Wien zum Congreß und 1815 nach Paris. Von 1815 bis 1819 war er preußischer Ministerresident in Baden, und lebte seit 1819 ohne Anstellung mit dem Titel eines geheimen Legationsrathes bis zu seinem Tode 1858 in Berlin.

Varnhagen von Ense ist weniger als Dichter, wie als Geschichtschreiber, namentlich als Biograph geschichtlich berühmter Männer, und als Kritiker bekannt. Doch haben wir hier nur seine wenig umfangreichen poetischen Werke zu betrachten, denn seine zahlreichen übrigen Schriften, die Lebensbeschreibungen verschiedener preußischer Kriegshelden (Seidlitz, Keith, Schwerin, Winterfeld, Blücher und anderer). „Die Biographischen Denkmale", „Zur

Geschichtschreibung und Literatur", „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", gehören in's Gebiet der Geschichtsschreibung, nicht der Literatur.

Seine Kritiken erschienen meist in der Zeitschrift: „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Als Dichter und Novellist gehört er der romantischen Schule an und zeichnet sich vor den oft formlosen Romantikern nur durch einen so gegläteten Prosastil aus, daß wie G. Weber sagt: „Aller Charakter und alle Eigenthümlichkeit dadurch verwischt wird." Unter seinen „Vermischten Gedichten" befinden sich manche, die geistreiche Gedanken in schöner Form darstellen. Seine Novellen, die er unter dem Titel: „Deutsche Erzählungen", veröffentlichte, gehören zu den bedeutenderen Erscheinungen auf diesem Gebiete. Außerdem gab er heraus: „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius."

Rahel von Ense, geborene Levi Markus (später nannte sich die Familie Robert), war 1771 in Berlin von jüdischen Eltern geboren, trat später zur evangelischen Kirche über, verheirathete sich 1814 mit Varnhagen von Ense und starb 1833 in Berlin.

Ihr Gatte gab nach ihrem Tode aus ihrem reichen Nachlasse heraus: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", und „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang", die meist Briefe und Aphorismen über die verschiedensten Verhältnisse enthalten, von denen manche geistreich, tief durchdacht, manche aber auch parodox und verschroben sind.

Heinrich Steffens, geboren 1773 zu Stavangen in Norwegen, bildete sich auf deutschen Universitäten, namentlich in Jena, wo er mit den Philosophen Fichte und Schelling und den beiden Brüdern Schlegel in ein näheres Verhältniß trat. Er wurde 1804 Professor in Halle, betheiligte sich 1813 an den Feldzügen, ging dann als Professor nach Breslau und lebte als solcher von 1832 in Berlin bis zu seinem Tode 1845.

Steffen verdient als Ausländer, der in That und Schrift ein ächter Deutscher ward, besondere Anerkennung. Er ist als Philosoph, Naturforscher und Dichter gleich bedeutend und erfaßte alle Erscheinungen auf literarischem, kirchlichem und politischem Gebiete mit rastloser Thätigkeit. Unter den Romantikern gehört er zu den Wenigen, die durch Wort und Schrift nachhaltig bildend und anregend wirkten. Zwar fehlt seinen hierhergehörigen Werken: Romane, Novellen und die Selbstbiographie: „Was ich erlebte", und „Wie ich wieder Lutheraner wurde", die höhere Einheit einer vollendeten Kunstform, doch geben ihnen die volksthümliche und historische Auffassung, der tiefe und sichere Blick für alle Erscheinungen des Lebens und die großartige Schilderung des merkwürdigen Norwegens mit seinen seltenen Naturschönheiten, sowie der dortigen Sitten und Gebräuche einen besonderen Reiz, Unter seinen Romanen sind die berühmtesten: „Die Familie Walseth und Leith", „Die vier Norweger", und „Malkolm". Seine Selbstbiographie fesselt, trotz ihrer etwas zu großen Breite, durch mannichfaltige interessante Nachrichten.

Samuel Christian Pape, geboren 1774 in Lesum bei Bremen, starb 1817. Seine Poesien: lyrische Gedichte, Balladen, Romanzen und Idyllen, die nach seinem Tode von Fouqué gesammelt herausgegeben wurden,

sind meist frische und liebliche Gesänge, in denen er nur selten in den Erbfehler der Romantiker: Ueberschwänglichkeit und Phantasterei, verfiel.

Adam Oehlenschläger, geboren 1779 auf Frederiksborg bei Kopenhagen. Nach beendigten Studien bereiste er Italien und Deutschland, lernte dabei Fichte, Schleiermacher, Goethe, Tieck und manche andere bedeutende Männer kennen, kehrte 1810 in sein Vaterland zurück und wurde an der Kopenhagener Universität Professor der Aesthetik, später Etats- und Konferenzrath und starb daselbst 1810.

Wie Steffens nimmt auch Oehlenschläger als Ausländer eine nicht unbedeutende Stelle in der deutschen Literatur ein; doch schrieb er, verschieden von jenem, die meisten seiner Poesien in dänischer Sprache, und übersetzte sie später auf Goethe's Veranlassung in's Deutsche, wodurch sie schon weniger wie Steffens Poesien ein deutsches Gepräge erhielten.

Obwohl Anhänger der Romantiker, verfiel er doch nur selten und zwar in seinen frühesten Poesien in die Ueberschwänglichkeit und Formlosigkeit derselben, in den späteren erscheint er frei davon. Seine sämmtlichen deutschen Schriften umfassen 18 Bände und enthalten lyrische Gedichte, in denen er meist südliche Formen: Canzonen, Sonette und dergleichen gebrauchte, Romanzen, Legenden, Erzählungen, Märchen und dramatische Poesien aller Art: Trauerspiele, Lustspiele, Singspiele, dramatisirte Idyllen und dramatisirte Märchen. Die bedeutendsten unter diesen Poesien sind die Trauerspiele, Erzählungen und Märchen, während die übrigen wenig poetischen Werth besitzen. In den Erzählungen und Märchen behandelt er deutsche, nordische und orientalische Stoffe mit gleichem Glück. In den meisten seiner Trauerspiele, wie in „Hakon Jarl", „Palnatoke", „Axel und Walburg", „Torstenkiold" und andern mehr, schildert er die nordische Heldenzeit, deren Charakter er treu und wahr wiedergiebt. Am meisten Ruhm erwarb er sich jedoch durch das Trauerspiel: „Correggio", trotz mancher Mängel unter allen seinen Dramen das Gelungenste, durch welches er der Gründer des Künstlerdramas ward, d. h. solcher Schauspiele, in welchen interessante Begebenheiten aus dem Leben von Künstlern dramatisch dargestellt werden.

Außer seinen eigenen Werken und der interessanten Selbstbiographie: „Meine Lebenserinnerungen", gab er heraus: eine Uebersetzung von Holbergs Lustspielen und eine Bearbeitung des alten Romans: „Die Insel Felsenburg."

Matthäus von Collin, geboren 1779 in Wien, starb 1824. Seine meist vaterländischen Dramen: „Der Tod Friedrichs des Streitbaren", „Die feindlichen Söhne" und andere, in denen er sich als Anhänger der Romantiker zeigt, sowie seine nachgelassenen Gedichte verdienen vorzüglich wegen der edlen und tüchtigen Gesinnung hervorgehoben zu werden.

### e) Die Dichter der Schicksalstragödie als Anhänger der Romantiker.

Zacharias Werner, geboren 1768 zu Königsberg in Preußen. Nach vollendeten Studien wurde er Kriegs- und Domainensekretär in Petrikau, später in Warschau. Allenthalben führte er ein leichtsinniges wüstes

Leben, war dreimal verheirathet und dreimal geschieden, nahm 1807 seine Entlassung aus dem Staatsdienst und ging von Berlin, wo er zuletzt als geheimer Sekretär angestellt gewesen, und mit den bedeutendsten Männern der Zeit, wie Fichte, A. von Humboldt, A. W. v. Schlegel und anderen in Verbindung gestanden, auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Ende 1809 nach Rom, wo er 1811, zuerst heimlich, dann öffentlich zum Katholicismus übertrat, Theologie studierte, sich als Prediger in den verschiedensten Orten: in Frankfurt, Aschaffenburg, Wien, in Ungarn, der Steyermark und Venedig aufhielt, und in Wien 1823 starb.

Werner besaß unzweifelhaft ein großes poetisches Talent, und auch die bedeutendsten Dichter jener Zeit, unter andern Schiller, glaubten nach seinem ersten dramatischen Versuche: „Die Söhne des Thales", einen Dichtergenius begrüßen zu können voll Kraft und Tiefe. Aber bald zeigte es sich in seinen späteren Arbeiten, schon im zweiten Theile der „Söhne des Thales": „Den Kreuzesbrüdern", daß sein Talent nicht groß genug sei, die Hüllen des Mysticismus, des Phantastischen und Excentrischen, mit welchen Eigenschaften er den Romantikern verwandt erscheint, siegreich zu durchbrechen. Seine späteren Dramen: „Das Kreuz an der Ostsee", welches die Verbreitung des Christenthums in Preußen darstellt, „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft", „Attila, König der Hunnen", „Wanda, Königin der Sarmaten", sind, bei allen einzelnen poetischen und schönen Zügen, von einer so trüben Mystik angehaucht, sogar der kräftige Luther erscheint mehr als ein phantastisch-mystischer Schwärmer, wie als Reformatar, so daß die Stücke eher einen widrigen als poetischen Eindruck machen. Nachdem er katholisch geworden, schrieb er die Schauspiele: „Die heilige Kunigunde", und „Die Mutter der Makkabäer", die noch bei weitem weniger befriedigen wie die vorhergenannten.

Den größten Einfluß, wenn auch nicht den günstigsten, übte er jedoch durch das Trauerspiel: „Der vierundzwanzigste Februar", eine düstere, grausenhafte Tragödie, wodurch er die sogenannte Schicksalstragödie hervorrief, da er zuerst darin diese irrige Auffassung der antiken Schicksalsidee gebrauchte. Doch hat das Werner'sche Stück an sich noch eine Menge Vorzüge, die den späteren Schicksalstragödien fehlen.

Außer den Dramen gab Werner heraus: lyrische Gedichte und Predigten. Letztere müssen als wahre Kapuzinaden bezeichnet werden, da sie voll von unpassenden und trivialen Witzen sind. Seine lyrischen Dichtungen: geistliche und weltliche Lieder, Sonette, Canzonen sind, wie seine Dramen, in der Form gelungen, aber mystisch und unklar.

Amadeus Gottfried Adolph Müllner, Neffe des Dichters Bürger, geboren 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, studierte die Rechte und wurde 1798 Advokat in Weißenfels, gab aber 1816 die juristische Praxis ganz auf und beschäftigte sich ausschließlich mit der Poesie. Er starb 1829 in Weißenfels.

Mit bei weitem geringeren poetischen Anlagen wie Werner war Müllner der Erste, der dem Vorgang desselben in der Schicksalstragödie folgte, und er fand, da er den Geschmack des Publikums genau kannte und ihm zu schmeicheln wußte, dabei Sprache und Vers leicht zu behandeln verstand, mit seinen aller wahren Poesie widerstrebenden Dramen: „Der neunundzwanzigste Februar", eine Nachbildung des Werner'schen Stückes, und „Die Schuld", ungeheuren Beifall. Auch seine übrigen Dramen: zahlreiche Lustspiele, meist nach französischen Vorbildern, wie: „Die Vertrauten", „Die Onkelei", die Trauerspiele: „König Yngurd", worin er Shakspeare nachzuahmen suchte, und „Die Albaneserin", die ebenfalls nur auf theatralischen Effekt berechnet waren, wurden bewundert. Außer als dramatischer Dichter machte er sich bekannt als Verfasser des Romans: „Incest", der ungünstige Aufnahme fand, und als Herausgeber des Literaturblattes zum „Morgenblatt von 1820 bis 1825", der Zeitschrift: „Hekate", die bald wieder einging, und des „Mitternachtsblattes von 1826 bis 1829", was zuerst große Verbreitung fand, sich aber wegen der bitteren und parteischen Kritik nicht halten konnte und dem Herausgeber viel Unannehmlichkeiten zuzog.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald, geboren 1778 zu Straupitz in der Lausitz, starb 1845 zu Neuhaus bei Lübben als Landsyndikus der niederlausitzischen Landstände.

Seine Schicksalsdramen: „Das Bild", „Der Leuchtthurm", „Die Heimkehr", „Fluch und Segen", sowie seine übrigen Tragödien: „Die Feinde", „Die Räuber", sind nur Nachahmungen der Müllner'schen Stücke, doch mit weniger Bühnenkenntniß abgefaßt und vorherrschend sentimentalem Element. Auch seine historischen Novellen unter dem Titel: „Romantische Akkorde und Erzählungen", sind weinerlich und verschwommen, ebenso seine lyrischen Gedichte. Dagegen sind seine Jugendschriften: „Buch für Kinder gebildeter Stände", „Bilder für die Jugend", durchaus vortrefflich.

Franz Grillparzer, geboren 1790 in Wien, lebt daselbst als Archivdirektor. Nicht ohne schöne Anlagen, war nur die unglückliche Richtung, die er in der dramatischen Poesie einschlug, daran Schuld, daß er mit den übrigen Verfassern der Schicksalstragödie bald vergessen wurde.

Seine erste dramatische Arbeit: „Die Ahnfrau", zeigt nach Kurz „die Schicksalstragödie in ihrer widerlichsten Erscheinung, da ein Gespenst zum bewegenden Prinzip gemacht ist." In vielen seiner späteren Dramen, wie in „Sappho", „Dem goldenen Vließ", und „Des Lebens und der Liebe Wellen", wählte er Stoffe aus dem griechischen Alterthum, behandelte sie aber zu sehr im Sinne der Romantiker, so daß sie, trotz der gelungenen Einzelheiten und der kräftig schönen Sprache nicht gefallen können. Auch seine übrigen dramatischen Werke, das historische Trauerspiel: „König Ottokars Glück und Ende", das Tendenzstück: „Der treue Diener seines Herrn", und das dramatisirte Märchen: „Das Leben ein Traum", sind von geringer Bedeutung.

Marie Therese von Artner, geboren 1772 zu Schnittau, einem Dorfe in Ungarn, starb 1829 in Agram. Durch Müllners „Schuld" angeregt, verfaßte sie als Vorspiel zu demselben das Trauerspiel: „Die That", dem sie später noch andere ähnliche Stücke, wie: „Stille Grüße", folgen ließ. Außerdem gab sie unter dem Namen Theone lyrische Gedichte und „Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien" heraus.

## Dreizehnte Gruppe.

## Gegner der Romantiker.

### Einleitung.

Wie bei den Romantikern schon angedeutet, fand das Phantastische und Unklare ihrer Poesien zahlreiche Widersacher und Gegner. Namentlich erhoben die meisten bedeutenden Männer der Zeit laut ihre Stimmen gegen die Dramen derselben und die damit zusammenhängende Schicksalstragödie. Zwar gingen nicht alle Angriffe, denen sie ausgesetzt waren, aus reiner Liebe zur Poesie hervor, wie Voßens und Knebels Kritiken, deren klarem Verstande das Mystische und Dunkle durchaus nicht zusagte, und die beide die Ansichten der Romantiker als äußerst verderblich für die Poesien ansahen. Wie auch die einzelnen Bemerkungen Goethe's und Schillers, die das Aufblühen der Schule freudig begrüßt hatten, bald aber die Uebertriebenheiten derselben einsahen und sich mißbilligend von ihnen abwandten. Vor allem waren die meist pöbelhaften Angriffe Kotzebue's und des mit ihm in Verbindung stehenden berüchtigten Garlieb Merkel, die sie in der von ihnen redigirten Zeitschrift: „Der Freimüthige", gegen die Romantiker thaten, größtentheils persönlicher Natur und blieben daher auch ohne Wirkung. Außer den Genannten und noch manchen, die sich gelegentlich gegen die Romantiker aussprachen, gab es Mehrere, die sich die Bekämpfung der romantischen Schule und ihrer Ansichten besonders zur Aufgabe machten. Unter diesen sind die hervorragendsten:

Jens Baggesen und August Graf von Platen-Hallermünde, denen sich die minder einflußreichen anreihen:

Ludwig Robert, Ignatz Franz Castelli, Johann August Lewald und Johann Ludwig Casper.

Jens Baggesen, geboren den 15. Februar 1764 zu Korsör auf Seeland, erhielt auf den Schulen und Universitäten seines Vaterlandes eine gründliche, wissenschaftliche Bildung, und trat schon früh als dänischer Dichter mit einer Sammlung komischer Erzählungen vor das Publikum. Im Jahr 1789 kam er zum ersten Male nach Deutschland, auf einer Reise nach der Schweiz, die er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit mit einem Freunde unternommen. Er lernte im Berner Oberlande seine Frau Sophie Haller, eine Enkelin des Dichters, kennen und lieben, verheirathete sich im folgenden Jahre mit ihr und kehrte nach einem flüchtigen Besuch von Paris mit ihr durch Deutschland nach Dänemark zurück, lebte dort einige Zeit

glücklich in der neugegründeten Häuslichkeit nur der Poesie und den Wissenschaften, unternahm 1793 eine zweite Reise nach Deutschland und der Schweiz, auf Wunsch des Herzogs von Augustenburg, dem er seine dortigen Betrachtungen und Erlebnisse mittheilte, ließ seine Familie in der Schweiz und reiste allein von da nach Paris, Venedig, Mailand, München, Wien, machte sich überall mit den bedeutendsten Persönlichkeiten bekannt und kehrte 1796 mit seiner Familie nach Kopenhagen zurück, um sich für immer dort niederzulassen. Doch seine Gattin konnte das Klima nicht vertragen und die Aerzte riethen zur Wiederherstellung ihrer sehr geschwächten Gesundheit einen Aufenthalt in Italien an. Im Frühjahr 1797 wollte er mit ihr dorthin reisen, aber sie starb schon unterwegs in Kiel. Tief niedergebeugt brachte er seine beiden Knaben zu seiner Schwiegermutter nach der Schweiz, unternahm mit ihr und den Kindern 1798 eine Reise über Genf nach Paris, lernte dort seine zweite Gattin Fanny Reibatz kennen, mit der er sich Ende des genannten Jahres vermählte und nach Kopenhagen zurückkehrte, wo er Schulpräpositus und Theaterdirektor wurde. Auch seine zweite Gattin konnte das Klima nicht vertragen, weßhalb er 1800 Kopenhagen verließ, um sich mit seiner Familie bleibend in Paris niederzulassen. Bis 1808 blieb er in Paris, größtentheils mit Ausarbeitung und Herausgabe seiner bis dahin entworfenen und vollendeten deutschen Poesien beschäftigt. Von 1808 bis 1809 lebte er in Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und würde sich in Deutschland niedergelassen haben, wenn seine Frau nicht dagegen gewesen. Er ging daher 1811 nach Kiel, wo er eine Professur erhielt, 1812 wieder nach Kopenhagen, war dort hauptsächlich als dänischer Schriftsteller und Kritiker thätig, bis ihn 1820 die Gesundheit seiner Gattin abermals nöthigte, den Norden zu verlassen und sich nach Paris zu wenden. Der Tod derselben 1822 und des einzigen Sohnes aus dieser Ehe, sowie beschränkte äußere Verhältnisse beugten ihn tief darnieder und er ging zu seiner Erheiterung 1823 wieder nach der Schweiz, hielt sich wegen Kränklichkeit theils dort, theils in Dresden und den böhmischen Bädern auf und starb den 2. Oktober 1826 in Hamburg, auf der Rückreise nach Kopenhagen begriffen.

So groß auch Baggesens Liebe zur deutschen Sprache und Literatur war, und so weit auch die Meisterschaft ging, die er sich als deutscher Dichter erworben, so wurde er doch niemals ein durch und durch deutscher Dichter, wie z. B. Chamisso, und man lernt ihn als solchen nur unvollständig kennen und beurtheilen, während man, um ihn in seiner Gesammtheit auffassen zu können, ihn als dänischen und deutschen Dichter betrachten müßte, doch gehörte eine solche Beurtheilung nicht in die deutsche Literaturgeschichte, und wir haben es hier nur mit seinen deutschen Poesien zu thun. Dieselben bestehen in lyrischen Gedichten aller Art: ernsten wie heitern Liedern, Oden und Elegien, in Epigrammen, poetischen Erzählungen und Episteln, dem idyllischen Epos: „Parthenais oder die Alpenreise", in zwölf Gesängen, welches seine erste Gattin feierte; dem unvollendet gebliebenen Epos: „Oceania", welches nicht allein die Weltumsegelung und ihren Helden Cook verherrlichen, sondern

in einem großen Gemälde die ganze neuere Kultur, Länder- und Völkerkunde umfassen sollte. Es scheiterte an einer doppelten Schwierigkeit, da der Verfasser das Wunderbare für unentbehrlich, den epischen Hexameter für unerläßlich hielt, aber keine passende Mythologie für einen christlichen Helden und einen modernen Gegenstand finden konnte, und der Zwang des Versmaßes ihn an der Mannichfaltigkeit, die ein solches Gemälde verlangte, hinderte. Dem humoristischen Epos: „Adam und Eva", in zwölf Büchern, eine Beschreibung des Sündenfalls; dem satyrischen Drama: „Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer, ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen", eine gelungene Satyre gegen die Romantiker, worin er zugleich einzelne Seitenhiebe austheilt auf die politischen und philosophischen Angelegenheiten in Deutschland, und der Sonettensammlung: „Klingklingel-Almanach", ebenfalls gegen die Romantiker gerichtet, namentlich gegen ihre Uebertreibung in Bearbeitung des Sonetts und anderer südlichen Formen. Letztere ist nicht in die von seinen Söhnen veranstaltete Sammlung seiner deutschen Werke aufgenommen. Alle die genannten Poesien verrathen glänzenden Witz, scharfe Beobachtung, treffendes Urtheil, sichere Behandlung der Form, aber ein durch flüchtiges Ueberspringen, unstätes Hin- und Hereilen von einem Gegenstand zum andern, durch Eitelkeit und innere Reizbarkeit nicht genug ausgebildetes Talent. Am höchsten steht er im Liede, der Epistel, der humoristischen Erzählung und der Satyre, da er, namentlich in den beiden letzten Gattungen, seine hervorragendsten Eigenschaften, Humor und Witz, auf's glänzendste entfalten konnte. Aeußerst treffend und gelungen sind vor allen die beiden satyrischen Werke gegen die Romantiker.

## Aus „Baggesens deutschen Poesien."

### Lieder.

#### Meine Kindheit.

O! holde Zeit, als noch ich hieß der Kleine;
Als noch ich kaum war einer Ellen hoch!
Mein Herz gedenket deiner, und ich weine,
Und dennoch denk' ich deiner immer doch.

Liebkosend drückt ich meiner Mutter Wangen,
Und ritt entzückt auf meines Vaters Knie,
Und kannte Mühe, Sorg' und Grillenfangen
Nicht mehr als Griechisch und Philosophie.

Da schien mir uns're Welt von engern Grenzen,
Doch auch viel frömmer meinem holden Wahn.
Da sah ich Perlen an dem Himmel glänzen,
Und wünschte Taubenflügel, sie zu fah'n.

Da sah ich über'm Holm den Mond verschwinden
Und dachte: wär' ich drüben nur dabei!
Ich würde schon den Grund des Dinges finden,
Wovon, wie groß, wie rund, wie schön er sei.

Da sah ich staunend Gottes Sonne sinken
  Des Abends in die Fluth der weiten See,
Und hoch entzückt sie wieder freundlich blinken
  Den nächsten Morgen an der fernen Höh'.

Und dachte dann an Gott, des Vaters Güte,
  Der mich und diese schöne Sonne schuf,
Und Lerch' und Nachtigall, und Bäum' und Blüthe,
  Und Alles, was entwimmelt seinem Ruf.

Mit Kindesandacht betete mein Lallen
  (Mir gab es meine fromme Mutter ein):
O guter Gott! o laß vor dir mich wallen,
  Mich artig, fromm und dir gehorsam sein!

So fleht' ich dann für Vater, Mutter, Schwestern,
  Für unsern Nachbar und die ganze Stadt,
Und für den König und den Greis, der gestern
  Gebeugt am Stab um eine Gabe bat.

Sie schwanden hin, die unschuldsvollen Jahre,
  Und all' mein Glück und meine Ruh' entwich,
Nur die Erinn'rung blieb — o Gott! bewahre
  Mir dieſ' auf immer, immer, ewiglich!

### Dichterlied.

Der Dichter liebt den guten Wein,
  Und singt er wirklich gut,
So sagt die Reb' ihm niemals nein;
Gleich ist die beste Traube sein,
  Und opfert ihm ihr Blut.

Der Dichter liebt die Mägdelein;
  Und freit er nicht zum Scherz,
So willigt bald die Mutter ein;
Gleich ist das beste Mädchen sein
  Und opfert ihm ihr Herz.

Drum möcht' ich für mein Leben gern
  Ein guter Dichter sein;
Denn Gold und Rang und Band und Stern,
Und alles And're gäb' ich gern
  Für Mädchen und für Wein.

### Theelied.

  Andre Sänger preisen
  Längst in vielen Weisen
Wein und Punsch und auch Episkopal,
  Bier sogar und Mumme
  Wecket oft Gesumme
Selbst an unsrer Nutzenschaffer Mahl.

  Ja das liebe Wasser
  Hat nicht lauter Hasser
In der wackern Leyermänner Kreis.
  Aller Art Getränke
  Fanden volle Bänke,
Wo mit Klinklingkling erscholl ihr Preis.

  Klingt nur meinetwegen!
  Habe nichts dagegen!
Kling' ich selbst doch mit, so viel ich kann!
  Mir ist nicht verborgen,
  Daß zum Trutz der Sorgen
Nektar uns in jedem Tropfen rann.

  Aber, lieber Zecher
  Bei Pokal und Becher,
Auch die Tassen haben ihren Klang!
  Fröhlich trinken lassen
  Uns auch helle Tassen
Mit Gekling' im hellen Rundgesang!

  Drum weil andre Weisen
  Andern Nektar preisen
In so mancher andern Assemblee,
  Soll mein Lied vor allen
  Dir zum Ruhm erschallen,
Guter, annoch unbesungner Thee!

  Manche stille Tugend
  Hast du vor der Jugend,
Die im ältsten Weine tobt, voraus,
  Machst du nicht Poeten,
  Helden und Propheten;
Machst du Keinem auch den Kopf zu kraus.

Weiß in weißen Schalen,
Die von Blumen strahlen,
Prangest du, so unschuldvoll und schön,
Und in deinen Düften
Scheint von Edens Lüften
Uns ein Blüthenbalsam anzuwehn.
Zucker ward und Sahne
Dir im Porzellane
Zugesellt, du milder Nektarthau!
So der Lipp' entgegen,
Wie ein Maienregen,
Rieselst du, erquickend, süß und lau.

Fern gepflanzt in China,
Zog dich Euphrosina,
Edler Sproß, du würzereicher Thee;
Durch Kameel und Winde
Führt' Aglaja linde
Dein Gewächs uns über Land und See;
Und Thalia frischte
Deine Blüth', und mischte
Ihres Odems Wohlgeruch hinein;
Und der Charitinnen
Holde Priesterinnen
Weichten dich im schöngeformten Stein.

Wenn ich überlege,
Welche schöne Wege
Du zu deines Sängers Händen gehst;
Steht kein Purpurbecher
Vor dem Bischofzecher
Halb so reizend, wie vor mir du stehst.
Mädchenhände pflückten,
Mädchenfinger drückten
In den schönen Urnentopf dich ein,
Von des Tisches Ende
Reichen Mädchenhände
Mir dich hin — o! du bist mehr als Wein.

Immer will ich preisen,
Mit verschiednen Weisen,
In vertrauter kleiner Assemblee,
Wenn die Schalen blinken,
Und die Holden winken,
Dich und deine Grazien, o Thee!
Höre mich, o höre
Freundliche Cythere,
Wo du Myrten dir zur Laube wölbst!
Sieh! an diesem Mahle
Küss' ich nur die Schale;
Und ich küßte sie so gerne selbst!

## Erzählung.

### Der Feyenball.

Im Eiland der Briten, zu Arthur's Zeit,
Als jede Mondmitternacht wurde gefeyt,
Lebt' Edwin, genannt von der Auen,
Inwendig ein treues und ehrliches Blut,
Das Köpfchen voll Sinn und das Herzchen voll Muth,
Doch häßlich von außen zu schauen.

Ein spitziger Höcker erhub ihm den Zopf
Sechs Zoll in die Höh' an dem hinteren Kopf,
Und Einige sagten gar sieben;
Trotz allem indeß, was das Schicksal gethan,
Dem Armen zu sperren die minnige Bahn,
Erkühnt' er sich, zärtlich zu lieben.

Die schöne Mathilde berückt' ihm das Herz:
Er klagt' ihr umsonst seinen brennenden Schmerz;
Ihr Mitleid nur konnt' er gewinnen;
Deß freute sich baß ein gedrechselter Wicht,
Sir Tomling genannt, mit dem schönen Gesicht,
Sein Gegenbild außen und innen.

Der arme Verhöhnte, voll Jammer und Pein,
Lief aus in die Haide bei mondlichem Schein,
Stets weiter, und weiter, und weiter —
Da naht' er dem Erlenwald hinter dem Moor,
Wo Feyen und Elfen in lustigem Chor
Zur Mitternacht hausen so heiter.

Sein Herzchen war müde, sein Köpfchen verwirrt,
'S war spät, es war fern, und vom Wege verirrt,
Fleht' leis' er, daß Gott sich erbarme —
Da zeigt sich ihm plötzlich ein bergendes Dach,
Er schleppt sich hinein, und im öden Gemach
Sinkt bald er dem Schlaf in die Arme.

Doch kaum ruht er aus vom ermüdenden Lauf,
Gleich reißet ein Sturmwind die Thüren weit auf,
Und unter ihm dröhnt es im Grunde;
Und wie er die Augen eröffnet mit Grau'n,
Sind hundert Kronlichter oben zu schau'n,
Und hundert umher in der Runde.

Und lauter und lauter umschallen sein Ohr
Bald einzelne Töne, bald Stimmen im Chor,
Bald rauschende Schwingen im Fluge,
Es wandelt, es schreitet, es schwebet, es fliegt,
Und näher und näher dem Ort wo er liegt,
Kommt's tanzend im lustigen Zuge.

Traun! nimmer, ihr Schönen, war irgend ein Ball
So glänzend, so reich, und so bunt, wie der Schwall,
Den hier er mit Augen erspähte.
Die blumigen Felder verliehen ihm Duft,
Der Ocean Perlen, Gefieder die Luft,
Und seidene Stoffe die Städte.

Wie guckte Sir Edwin und staunte dem Spuk,
Als jetzo der Führer im fürstlichen Schmuck
Ihm rief mit bedrohendem Pochen:
„Wer unter den Menschen, beladen mit Qual,
Verpestet mit seufzendem Hauche den Saal,
Hier tief in der Ecke verkrochen?"

Der Jüngling, den Liebe gefangen nur hält,
Nicht achtend den übrigen Zauber der Welt,
Erwiedert ihm gleich ohne Grauen:
„Nicht Vorwitz, noch Frechheit, noch Missethat schwer
Hat mich aus dem Wege geführet hieher,
Der Mitternacht Tänze zu schauen."

„Verzweiflung und Reue, Verwirrung und Scham,
Verschmäheter Liebe verfolgender Gram,
Verirrt' auf der Haide mich Armen!"
— „Gut!" rief ihm der König, „wir Elfen sind nicht
Ungnädig dem Fremdling, der Wahrheit ausspricht;
Dein Schicksal erregt mein Erbarmen."

„Richt' auf hier dein niedergeschlagenes Herz!
Mir lasse getrost, dir zu lindern den Schmerz!
Nimm Theil an den Freuden der Feyen!
Weil meine Titania tanzet mit mir,
Nimm dort das Titynchen, und fröhlich mit ihr
Durchtanze die schimmernden Reihen!"

Er sprach's, und sogleich mit der Königin-Fey
Walzt jenem voran er, juchheisa! juchhei!
Wohl lustig im Strome der Töne;
Die Elfen und Elfinnen rauschen ihm nach,
Und wirbelnd mit Edwin durch's helle Gemach
Fliegt fröhlich Tityni, die Schöne.

Am Ende des Tanzes darbietet ein Mahl,
Bereitet im schimmernden tönenden Saal,
Was Gaumen und Herz nur begehret;
Die Tellerchen fliegen von Hand zu Hand,
Mit Klang wird gefüllet das Glas bis zum Rand,
Mit hellem Geklinge geleeret.

Und endlich fängt an zu dem festlichen Klang,
Elfkönig zur Ehre, der Lieder Gesang
Von Thaten vergangener Tage;
Zuletzt, zu erreichen das heimliche Ziel,
Beginnen die Puhr' und die Kobold' ihr Spiel,
Auf Oberon's Wink, um's Gelage.

Im bunten Gewimmel, im tollen Gemisch
Umhüpfen sie drollig gestaltet den Tisch
Mit tausend Grimassen und Possen:
Der grinzet als Affe, der meckert als Bock,
Der zupft an der Schürze, der prickelt am Rock
Den klatschenden Tafelgenossen.

Bis einer darunter, Knecht Ruppert genannt,
Als nächtlicher Kneiper der Mädchen bekannt,
Freund Edwin den Höcker umwindet,
Und zieht in die Höhe zum Balken in risch,
Hoch über den laut auflachenden Tisch,
Und droben den Zappelnden bindet.

„Ach!“ rief er betäubt von dem plötzlichen Flug,
„Ach! löset mich wieder, der Sprung sei genug;
Sonst schnüren entzwei mich die Seile!“
Doch Oberon lacht ihm mit freundlicher Huld:
„Geduld, lieber Edwin, ein wenig Geduld!
Das Alles geschieht dir zum Heile!“

Jetzt setzt die Dämm'rung dem Spuke das Ziel;
Es endigte plötzlich das gaukelnde Spiel,
Das baß der Versammlung behagte;
Der Wirbelwind, welcher hinein sie gebracht,
Schwang wieder hinaus sie mit stürmender Macht;
Es krähte der Hahn, und es tagte.

Und als sie von dannen geflüchtet der Strahl,
Erlöschten die Lichter gesammt in dem Saal;
Und endlich, wie Alles von hinnen,
Fiel Edwin vom Balken im Finstern herab,
Fest glaubend zu finden am Boden sein Grab,
Betäubt, und nicht völlig bei Sinnen.

Doch kaum ward es hell, so entsprang er dem Purz,
Und fühlte sich leichter sogar nach dem Sturz,
Und kühner als je noch zum Lieben;
Denn Dank seiner Treue, so bieder und baß,
Und daß er geduldig ertragen den Spaß —
Sein Höcker war oben geblieben.

Er tanzte zu Hause nun mehr als er ging,
Wo Jeder ihn grüßend mit Staunen empfing:
Bald lief die Geschichte wie Feuer.
Mathilde den Treuen kaum höckerlos sah,
So trat sie ihm näher, und kaum war er nah,
So ward ihr der Nahende theuer.

Als dieses voll Grimm Ritter Tomling gesehn,
Gedacht' er ein Aehnliches auch zu bestehn
Mit Elfen und Feyen im Spiele.
Bei fallendem Thau geht er Abends hinaus,
Geht weiter, und weiter, und findet das Haus,
Und schlüpfet hinein auf die Diele.

Und kaum ist er da, fängt es an wie zuvor,
Weit auf schlägt ein Wirbelwind wieder das Thor,
Es rauschen zur nämlichen Stunde
Die luftigen Schaaren im Tanze herein;
Den tönenden Saal hellt der Kronlichter Schein,
Und bebend erdröhnt es im Grunde.

Zu Stacheln sträubet dem Feigen das Haar
Der Anblick der schauerlich schwebenden Schaar;
Und Oberon naht sich im Grimme!
„Hier birgt sich ein Mensch mit verpestendem Hauch;
Knüpft an den Ring den vermessenen Gauch!"
So ruft seine drohende Stimme.

Der arme Sir Tomling versuchet durch Flehn
Der Strafe des knüpfenden Strangs zu entgehn,
Und jenen zum Mitleid zu rühren;
Und schluchzend betheu'rt er mit thränendem Schwur,
Er hab' in der Nacht sich verirrt auf die Spur
Zu diesen verborgenen Thüren.

„Ha, niedrige Memme!" ruft Oberon laut,
„Elfkönig dir tief in das Innerste schaut,
Und liest drin, warum du gekommen.
Die Absicht ertheilt uns zum Strafen schon Recht,
Dein Zittern und Lügen, erbärmlicher Knecht,
Hat uns auch das Mitleid benommen."

Er winkt, und der Wisch, der mit irrendem Licht
Verleitet den Wandrer, faßt schleunig den Wicht,
Und knüpft ihn zum Balken mit Strangen;
Da zappelt er über dem spottenden Tisch,
Gleich einem in Rauch aufgehangenen Fisch,
Wo Edwin vor ihm schon gehangen.

Und wieder beginnet das Fest wie zuvor;
Man walzet hinauf und hinab, und der Chor
Singt Lieder mit lautem Gelache;
Und während es dauert — es dauerte lang —
Hält fest meinen Ritter der knüpfende Strang
Am Balkenring unter dem Dache.

Am Ende kräht wieder der morgende Hahn;
Die Lichter erlöschen; es schwindet der Wahn;
Zur Nacht sind die Elfen nur munter.
Sie brausen im Wirbelwind wieder hinaus,
Und dunkel und leer ist das schaurige Haus;
Da purzelt Sir Tomling herunter.

Starr liegt er am Boden und harret bis Tag,
Enthebt sich dann endlich der schmerzlichen Lag',
Und sucht, was er wohl sich erpurzelt?
O weh! Was entdeckt er? — Den Höcker, den dort
Held Edwin gelassen, trägt keuchend er fort,
Ihm tief in den Rücken gewurzelt.

August Graf von Platen-Hallermünde, geboren den 26. Oktober 1796 in Ansbach, wohin sein Vater als Oberforstmeister versetzt worden war. Nach einer vortrefflichen Erziehung im elterlichen Hause kam er 1806 in die Kadettenschule zu München, da die Eltern bei ihrem geringen Einkommen es für das Geeignetste hielten, ihn dem Militärstande zu bestimmen, ungeachtet er nicht die geringste Neigung zu diesem Berufe fühlte. Bis 1810 blieb er in der Kadettenschule, kam dann in's königliche Pageninstitut und wurde 1814 Lieutenant in der Kavallerie, als welcher er 1815 den Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Nach geschlossenem Frieden in seine Garnison zurückgekehrt, behagte ihm das Soldatenleben immer weniger, und er suchte sich soviel wie möglich davon zu befreien, um Zeit und Muse für sprachliche, poetische und philosophische Studien zu finden, denen sich ganz widmen zu können seine größte Sehnsucht war, doch erlaubten ihm seine beschränkten Verhältnisse nicht, diesem Wunsche nachzugeben und den Abschied zu nehmen. Er suchte daher durch längeren Urlaub seine Reiselust und Studieneifer zu befriedigen, besuchte 1816 die Schweiz, durchreiste Bayern, studierte zu Würzburg und Erlangen Philosophie und im weitesten Umfange die alten und neueren Sprachen, auch war er selbst als Dichter eifrig thätig. Bis 1825 blieb er in Erlangen, unternahm im Herbst des genannten Jahres eine Reise nach Italien, von wo er in seine Garnison zurückkehrte, wegen überschrittenen Urlaub längere Zeit Arrest erhielt, und dann mit erneuertem Urlaub wieder nach Erlangen ging, mehrere seiner berühmtesten Werke, wie: „Die verhängnißvolle Gabel", abfaßte und eine zweite Reise nach Italien unternahm, in der Hoffnung, sich durch seine Poesien hinreichende Mittel verschaffen zu können, um seinen Abschied zu nehmen und für immer dort zu bleiben. Doch wurde diese Hoffnung nicht erfüllt, da seine Werke nicht sogleich den verdienten Beifall fanden, er auch sonst von keiner Seite Unterstützung erhielt,

und der Jahresgehalt, den er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften bezog, die ihn 1828 dazu erwählt hatte, ebenfalls keine ausreichende Hülfe gewährte. Der Tod seines Vaters rief ihn 1832 nach München zurück, doch blieb er nicht lange dort, sondern brachte den Sommer und Herbst 1833 in Venedig zu, besuchte noch einmal, im Winter des genannten Jahres die Heimath, wo er eine zweite Auflage seiner lyrischen Gedichte besorgte, und dann wieder nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zurückkehrte. Da in Neapel, wo er am liebsten verweilte, die Cholera herrschte, wandte er sich, nachdem er die Halbinsel durchreist hatte, nach Syrakus, wo er in dem Hause des Alterthumsforschers Baron Landolina, der ihn gastfreundlich aufgenommen, den 5. Dezember 1835 an einem in jenen Gegenden herrschenden Fieber starb und in dem Garten des Barons begraben liegt.

Daß Platen ein mit ungewöhnlichen und außerordentlichen poetischen Anlagen begabter Dichter war, hat wohl noch Niemand bezweifelt, außer vielleicht der Neid seiner Gegner, die er sich durch seine strenge und scharfe Kritik zugezogen, und die ihm namentlich vorwarfen, daß er über der kunstvollen Form und der Sprachgewandtheit, in welchen beiden Theilen er bis jetzt als unübertroffener Meister dasteht, oft den tieferen Gehalt vernachlässigt und zum Theil kühl und gedankenleer in seinen Dichtungen gewesen. Wenn auch bei einer solch bewunderungswürdigen Gewandtheit in Behandlung von Sprache und Vers sich leicht ein solcher Vorwurf aufdrängt, so ist es der doch nicht, den Platen verdient, da er es verstand, vollendete Form mit wahrhafter Poesie, ergreifenden und interessanten Scenen und Schilderungen, zarten, sinnigen, wie begeistert feurigen Ideen zu verbinden, sondern, wenn ihn überhaupt als Dichter ein Vorwurf trifft, so ist es derselbe, den man Goethe in seinen späteren Dichtungen mit Recht machen kann. Sie waren Beide mehr Welt-, wie eigentlich deutsche Dichter, Beide entfernten sich, je länger, je mehr, sowohl nach Form wie Inhalt vom nationalen Boden, wodurch sie für den größten Theil der Leser unverständlich, daher ohne Interesse und auf die weitere Ausbildung der deutschen Nationalliteratur ohne besondere Einwirkung blieben, wodurch namentlich auch Platens Poesien den Beifall nicht fanden, den sie ihrer anderen Vorzüge wegen verdienten.

In Platens dichterischer Entwickelung können deutlich zwei Perioden unterschieden werden. Die erste, in der er nicht ganz frei von romantischen Ansichten war, dahin gehören seine lyrischen Jugendwerke in deutscher, orientalischer und romantischer Form, und die Komödie: „Der gläserne Pantoffel". Die zweite, in der er sich von der einseitigen Richtung der Romantiker ganz lossagte, und als ihr entschiedenster Gegner, namentlich im Drama auftrat. Dahin gehören seine in antiker Form abgefaßten Dichtungen: Oden und Hymnen, dann die Balladen, Eklogen und Idyllen, die Lustspiele: „Die verhängnißvolle Gabel", „Der romantische Oedipus" (beide gegen die Romantiker, besonders gegen die Schicksalstragödien gerichtet), sowie seine übrigen dramatischen und epischen Werke. Den bedeutendsten Werth unter Platens Poesien haben, nächst den Dramen: „Der Schatz des Rhampsinit", „Die

verhängnißvolle Gabel", „Der romantische Oedipus", die mit einer bewunderungswürdigen Ueberlegenheit die poetischen Auswüchse der Zeitgenossen geißelten, seine Lieder, Balladen, Eklogen und Idyllen, während nach Vilmar die übrigen Dramen, wie: „Der gläserne Pantoffel", „Der Thurm von sieben Pforten", „Berengar", und „Treue um Treue", durch die Form wohl, aber nicht durch Stoff und Behandlung hervorragen. Das Drama: „Die Liga von Camprai", eine Skizze voll Reden ohne Handlung, und das liebliche und formgerechte Märchen: „Die Abbasiden", ein episches Gedicht in neun Gesängen, sind nichts weiter als ein angenehmes Spiel der Phantasie.

## Aus Platens Poesien.

### Lieder.

#### Der Fischerknabe.

Des Abendsterns ersehnter Schein
Beglänzt den Saum der Fluth,
Der Knabe zieht den Kahn herein,
Der still im Hafen ruht.

„Mein Tagewerk ist treu vollbracht,
Doch, liebe Seele, sprich,
O sprich, wie soll die lange Nacht
Vergehn mir ohne dich?

Am Ufer steht ein Weidenbaum,
Und dran gelehnt ein Stein,
Und drunter liegt im schmalen Raum
Ihr kaltes Todtenbein.

#### Schwermuth.

Ich schleich' umher
Betäubt und stumm.
Du fragst, o frage
Mich nicht, warum?
Das Herz erschüttert
So manche Pein,
Und könnt' ich je
Zu düster sein?

Der Baum verdorrt,
Der Duft vergeht,
Die Blätter liegen
So gelb im Beet,
Es stürmt ein Schauer
Mit Macht hier ein
Und könnt' ich je
Zu düster sein?

#### Ihre Stimme. (1819.)

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dieß mir nicht;
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht?

So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen
Ist alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Gluth:
Mein Herz und deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut.

#### Das Ziel.

Was ruhst du hier am Blüthensaum
Der sommerlichen Sprudelquelle,
Und siehst entstehn und siehst vergehn den Schaum?
So ruhn wir Menschen auf des Lebens Schwelle,
Und was wir hoffen, was wir suchen stets:
Ein leichter Hauch gebiert's, ein leichter Hauch verweht's.

Es übt sich mehr und mehr das Herz
Und fühlt sich, daß von Tag zu Tage
Mit größerm Muth es immer neuen Schmerz
Und immer neuen Kummer trage;
Erringen quält, Errung'nem droht Verlust,
Und ew'ge Sehnsucht hebt die bange Menschenbrust.

Drum preis' ich den, der nicht begehrt.
Was wäre hier im leichten Staube
Des Suchens oder Findens werth?
Nach höh'rem Ziel verweist der Glaube.
Hier ist es nicht, wo jedes Ding verletzt,
Jenseits des Lebens ward dein Ziel hinaus gesetzt.

## 1820.

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

## Gaselen.

### I.

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergibt dem ehrnen Loose, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts;
Dieß wissen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,

So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgeh'n, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab,
Denn Jeder sucht ein All zu sein, und Jeder ist im Grunde nichts.

II.

Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je gewann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen!
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen:
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen!
Doch nun fühl' ich, wie beflügelt, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen!
Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann ertragen;
Schließt den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd,
Schlimm're Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen.

## Oden.

### Der bessere Theil.

Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung.

Stets von heut' auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in fremden
Himmelsstrich; doch tauscht er indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus!

Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beschränkung:
Keine Kraft, selbst Tugend vermag der Zeit nicht
Immer zu trotzen.

Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
Kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buch des Weltalls:
Bist du je, Milchstraßen entlang, gewandelt
Nach dem Orion?

Nein — und deßhalb lehrte der Mann der Weisheit,
Den die Welt dankbar den Erlöser nannte,
Zuversicht auf höhern Waltens Allmacht,
Lehrte den Glauben.

Thätigkeit löst Räthsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den bessern
Theil, wie Maria.

### Der Vesuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wuth, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt, — des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

## Balladen.

### Der Pilger vor St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag?

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt,

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

### Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette.
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

## Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag.
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwiedert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Ludwig Robert, Bruder der Rahel von Ense, geboren 1778 in Berlin, starb 1832 in Baden-Baden. Seine zahlreichen Dramen und Erzählungen, die sich meist durch Kraft und Klarheit auszeichnen, erschienen in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern. Am bekanntesten wurde er durch seine Sammlung lyrischer Poesien aus den Zeiten der Freiheitskriege: „Kämpfe der Zeit" benannt, durch seine epigrammatisch-satyrischen Versuche und besonders durch die, gegen die Romantiker gerichteten Lustspiele: „Die

Verbildeten", und „Kassius und Phantasus, arg romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlung."

Ignatz Franz Castelli, geboren 1781 in Wien, wurde nach beendigten Studien in Wien Praktikant bei der landständischen Buchhandlung, erhielt 1811 die Stelle eines Hoftheaterdichters, trat 1841 als Landschaftssekretär in den Ruhestand und lebte von da als Privatmann in Wien.

Castelli war einer der fruchtbarsten neueren Dichter, der über hundert Theaterstücke schrieb und übersetzte, lyrische Gedichte, Fabeln, Epigramme, Balladen, Legenden, scherzhafte Erzählungen in niederösterreichischer Mundart und in hochdeutscher Sprache herausgab, und sich überhaupt als ein gewandter, im Fache des leichten Humors begabter Dichter bekannt machte. Höheren poetischen Werth besitzen dagegen seine Dichtungen nicht. Als witziger Gegner der Romantiker trat er mit den Komödien auf: „Der Schicksalsstrumpf, Tragödie in zwei Akten von den Brüdern Fatalis", und „Roderich und Kunigunde, oder der Eremit vom Berge Prazzo, oder die Windmühle auf der Westseite, oder die triumphirende Unschuld, ein dramatisches Gallimathias als Parodie alter Rettungskomödien."

Johann August Lewald, geboren 1793 in Königsberg, lebt seit 1850 in Baden-Baden als Privatmann, nachdem er in verschiedenen Städten ein sehr bewegtes Leben geführt hatte. Seine zahlreichen Schriften: Romane und Novellen, machten ihn in weiteren Kreisen bekannt. Als gewandter Gegner der romantischen Uebertreibungen trat er mit Glück in dem Lustspiel: „Der Großpapa", auf.

Johann Ludwig Caspar, geboren 1796 in Berlin, wo er gegenwärtig noch lebt. Sein romantisches Trauerspiel: „Die Karfunkelweihe", gehört zu den witzigsten und gelungensten Satyren gegen die Romantiker.

## Vierzehnte Gruppe.

## Die einflußreichsten und bedeutendsten Uebersetzer und Bearbeiter aus den neueren und orientalischen Sprachen.

### Einleitung.

Zunächst von Herder ausgegangen, blieb die Beschäftigung mit fremden Sprachen und Literaturen nicht ohne den nachhaltigsten Einfluß auf die weitere Entwickelung deutscher Sprache und Literatur.

Seit dem Auftreten der Romantiker, die sich die Erforschung der neueren Sprachen, sowie der mannichfaltigen und verborgenen literarischen Schätze des Orients zur besonderen Aufgabe gemacht hatten, nahmen diese Bestrebungen immer größere Dimensionen an, und können daher in einer Geschichte der Literatur unmöglich ganz mit Stillschweigen übergangen werden, wenn auch von übersichtlichen Resultaten noch nicht die Rede sein kann, da man noch lange jene Gebiete nicht alle erforscht hat und in neuester Zeit rüstig daran weiter arbeitet.

Außer den Romantikern, von denen sich die beiden Schlegel, Tieck und Ernst von der Malsburg als Uebersetzer berühmt gemacht haben, außer Herder und noch einigen, die schon bei anderen Gruppen erwähnt sind, verdienen als die vorzüglichsten Uebersetzer der vorliegenden Periode aus dem Englischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen genannt zu werden:

Johann Joachim Christoph Bode, Dietrich Wilhelm Soltau, Johann Dietrich Gries, Karl Streckfuß, Karl Friedrich Ludwig Kannegießer und Karl Adolph Friedrich Förster.

Als Erforscher des Orients:

Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, Jakob Joseph von Görres, Leopold Schefer und Friedrich Rückert.

Die beiden letzteren jedoch weniger als Uebersetzer wie als diejenigen, die den orientalischen Geist und die fremden Formen in die deutsche Poesie zu übertragen versuchten, mit welchen Bestrebungen sie in neuester Zeit zahlreiche Nachahmer fanden. Auch Goethe gehört mit seinem „Westöstlichen Divan", ebenso wie der Graf Platen mit seinen, dem orientalischen nachgebildeten Dichtungen hierher, doch sind beide schon an anderen Orten erwähnt.

Johann Joachim Christoph Bode, geboren 1730 in Braunschweig, starb 1793 nach einem sehr bewegten Leben in Weimar. Er machte sich durch gediegene Uebersetzungen, meist aus dem Englischen, verdient, wie: „Yoricks empfindsame Reise", und „Tristan Shandys Leben", von Sterne, „Der Dorfprediger von Wackefield", von Goldsmith und „Tom Jons", von Fielding, wodurch er nicht nur zur Kenntniß und Verbreitung dieser trefflichen Bücher in Deutschland vieles beitrug, sondern überhaupt den Geschmack für englische Poesie belebte. Auch einzelne dramatische Poesien aus dem Englischen, Spanischen und Italienischen übersetzte er.

Dietrich Wilhelm Soltau, geboren 1745, starb 1827, er übersetzte aus dem Englischen den Roman: „Hudibras", von Butler, gab die erste gediegene Uebersetzung des „Decamerone", von Boccaccio aus dem Italienischen, und übersetzte aus dem Spanischen den „Don Quixote" des Cervantes, sowie einige kleinere Erzählungen desselben Dichters.

Johann Dietrich Gries, geboren 1775 in Hamburg, starb daselbst 1842. Neben Schlegel und Tieck gebührt Gries als einem der vorzüglichsten Uebersetzer, der die Form wie den poetischen Geist des Originals mit Meisterschaft wiederzugeben verstand, die größte Anerkennung. Seine Uebersetzungen sind, aus dem Italienischen: Tasso's „Befreites Jerusalem", Ariost's „Rasender Roland", und „Der verliebte Roland" des Bojardo. Aus dem Spanischen: „Die Schauspiele des Calderon" und „Ricciardetto" von Fortiguera.

Auch als Dichter machte sich Gries bekannt durch lyrische Gedichte, Sonette und Balladen, in denen er meist mythologische Stoffe mit großer Formgewandtheit bearbeitete.

Karl Streckfuß, geboren 1779 in Gera, studierte die Rechte, wurde dann in Dresden Advokat, 1815 Regierungsrath in Merseburg, später in Berlin, wo er 1844 starb. Mit dem vorhergenannten Gries und dem folgenden Kannegießer gehört Streckfuß zu denjenigen, die durch geschmackvolle Uebersetzungen die italienische und spanische Literatur nach Deutschland verpflanzten. Seine Uebersetzungen sind aus dem Italienischen: Tasso's „Befreites Jerusalem", Ariost's „Rasender Roland", und Dante's „Göttliche Komödie". Auch bearbeitete er für die Bühne aus dem Italienischen Manzoni's Trauerspiel: „Adelgis", und „Märchen" nach Gozzi, und machte sich als lyrischer wie epischer Dichter und Prosaschriftsteller bekannt durch lyrische Poesien, namentlich Sonette und Canzonen, Balladen, biblische Idyllen und „Erzählungen."

Karl Friedrich Ludwig Kannegießer, geboren 1781 zu Wendemark in der Altmark, wurde nach vollendeten philologischen Studien 1807 Lehrer am Waisenhause zu Berlin, 1811 Rektor am Gymnasium zu Prenzlau, 1822 Rektor des Gymnasiums zu Breslau und Docent an der dortigen Universität.

Unter seinen zahlreichen Werken, eigenen wie Uebersetzungen, dichterischen wie prosaischen, sind seine Uebersetzungen, sowohl aus den alten, wie neueren Sprachen die vorzüglichsten. Zuerst übertrug er aus dem Englischen die Dramen von Beaumont und Fletcher, Chaucer's, Spencer's, Shakspeare's, Byron's und Scott's Werke, dann aus dem Italienischen: Dante's „Göttliche Komödie" mit einem reichen Commentar und Dante's lyrische Gedichte. Ferner aus dem Griechischen und Lateinischen die Oden des Horaz, Anakreon und der Sappho und den ersten Gesang der Odyssee, sowie mancherlei Schriften aus dem Schwedischen, Dänischen und Polnischen.

Unter seinen eigenen Werken sind zu erwähnen: „Gedichte", „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten", „Italienische Grammatik", „Schwanengesänge berühmter Dichter", „Frauenlob", „Der deutsche Redner, eine Mustersammlung", „Deutsches Deklamatorium", „Schauspiele für die Jugend" und „Schulschriften."

Karl Adolph Friedrich Förster, geboren 1784 in Naumburg, starb 1841 in Dresden als Professor an der Kadettenschule. Er übersetzte aus dem Italienischen in den Versmaßen des Originals: „Petrarca's sämmtliche lyrische Gedichte", und „Tasso's auserlesene lyrische Gedichte". Auch erschienen von ihm in verschiedenen Zeitschriften lyrische und lyrisch-epische Poesien.

Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, geboren 1774 zu Grätz in Steiermark, starb 1856 in Wien. Einer der gründlichsten Kenner und Forscher der morgenländischen Sprachen, der durch die Romantiker angeregt, seine schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich dem Orient zuwandte, und durch geschichtliche, wie literargeschichtliche Werke und Uebersetzungen über und aus den meisten morgenländischen Sprachen, einer der Hauptvermittler zwischen Morgen- und Abendland wurde, und die bis dahin wenig

bekannte ſchöne Literatur des Orients den Deutſchen zugänglich machte. Er überſetzte mehrere Werke perſiſcher, arabiſcher und türkiſcher Dichter vollſtändig und gab in dem Sammelwerk: „Fundgruben des Orients“ und in „Der Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens“, eine Blüthenleſe aus 700 perſiſchen Dichtern. Ferner verfaßte er: „Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt“, „Geſchichte der arabiſchen Literatur“, „Geſchichte des osmaniſchen Reiches“, und „Des osmaniſchen Reiches Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung“, die als ausgezeichnete Quellenwerke betrachtet werden müſſen, da ſie aus den nur Wenigen zugänglichen türkiſchen Urkunden geſchöpft ſind.

Auch machte er ſich ſelbſt als Dichter bekannt durch die hiſtoriſchen Schauſpiele: „Mohamed, oder die Eroberung von Mekka“, und „Dſchaffer oder der Sturz der Barmaciden.“

Johann Joſeph von Görres, geboren 1776 in Koblenz, ſtarb 1848 in Münſter als Profeſſor der Literatur. Durch die Ueberſetzung des „Schah Nameh“, des Firduſie aus dem Perſiſchen, war er wie der Vorhergenannte, von nicht geringem Einfluſſe auf die Erforſchung der orientaliſchen Literatur, wie auch ſeine „Aſiatiſche Mythengeſchichte“ manches Neue darbietet.

Nächſt ſeinen Verdienſten auf dem Gebiete der orientaliſchen Literatur machte er ſich auch als gelehrter Germaniſt bekannt. Er gab eine neue, mit einer Einleitung verſehene Ausgabe des „Lohengrin“ und „Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder“ heraus, und verbreitete durch die Schrift: „Die deutſchen Volksbücher“, neues Licht über dieſen Gegenſtand. Seine übrige, meiſt publiciſtiſche Thätigkeit, war jedoch nicht von günſtigem Einfluſſe. Er war nach Kurzens Urtheil (Literaturgeſchichte Band III. Seite 709) „einer der Hauptverbreiter der Myſtik, der aus dem feurigſten Schwärmer für die politiſche Freiheit zum feurigſten Schwärmer für politiſche und religiöſe Sklaverei wurde.“ Nachdem er als Jüngling in ſeiner Vaterſtadt als Redner im Jakobinerklub geglänzt und das „Rothe Blatt“ geſchrieben, nachdem er ſpäter durch den „Rheiniſchen Merkur“ von 1814 bis 1816 auf die politiſche Geſinnung mächtig eingewirkt und durch ſeine Schrift: „Deutſchland und die Revolution“, die deutſchen Fürſten mit Furcht erfüllt hatte, wurde er, ſeitdem er in München Profeſſor war, der gewaltigſte Vorkämpfer für die Anmaßungen katholiſcher Hierarchie und der erbittertſte Gegner des Proteſtantismus. Da er ſich die Anſichten der Romantiker über Poeſie und Religion angeeignet hatte, und wie ſie das Mittelalter für die höchſte Blüthe des deutſchen Lebens hielt, nach deſſen vollſtändiger Wiederherſtellung das Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet ſein müſſe, ſo kann ſein Benehmen kaum befremden, da er zudem nicht zu den klaren Denkern gehört und ſeine Schriften, ſelbſt ſeine früheren, ein romantiſches Halbdunkel charakteriſirt. Dagegen hat er die Sprache in ſeiner Gewalt wie Wenige und oft entwickelt er eine Kraft der Beredtſamkeit, die ihn neben die größten Redner ſtellen würde, wenn er ſich künſtleriſch zu mäßigen verſtanden.“

Leopold Schefer, geboren den 30. Juni 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wo sein Vater Arzt war. Nachdem er das Bautzner Gymnasium wegen des Todes seiner Eltern früher hatte verlassen müssen, ehe er alle Klassen durchgemacht, studierte er zu Hause mit großem Fleiße Mathematik, Philosophie und Literatur aller Zeiten und Völker, besonders aber zog ihn die griechische und orientalische Literatur an, auch beschäftigte er sich viel und gerne mit Musik und komponirte, nächst einer Sammlung seiner eigenen Lieder, auch Ouverturen und Symphonien. Indessen war er in ein näheres Verhältniß zu dem Fürsten Pückler Muskau getreten, mit dem er mehrere Reisen machte, und der ihn 1813 zu seinem Generalbevollmächtigten ernannte, als welcher er große Einsicht und Thätigkeit entwickelte. Da er bei dieser Gelegenheit auch die Bekanntschaft mancher Dichter, unter anderen Brentano's machte, wurde er durch sie zu neuen poetischen Arbeiten angeregt. Um sich in der Musik auszubilden, mehr noch, um die Welt zu sehen, unternahm er mit Unterstützung des Fürsten größere Reisen durch England, Deutschland, Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griechischen Inseln und Kleinasien, wobei er nur in Wien längere Zeit verweilte und dort Medizin und Musik studierte. Nach seiner Rückkehr 1820 ließ er sich bleibend in seiner Vaterstand nieder, wo er im glücklichen Familienkreise nur den Seinigen und der Kunst lebt.

Auf literarischem Gebiete machte sich Schefer als Lyriker, Didaktiker und Novellist rühmlichst bekannt, und zeigt sich in allen drei Richtungen als ein äußerst begabter Dichter, der seinen eigenen, wenn auch zuweilen etwas wunderlichen Weg in der Poesie einschlug. Von jeher von der orientalischen Poesie besonders angezogen, finden sich auch in den meisten seiner Dichtungen mancherlei Anklänge an diese, und namentlich sucht er den Geist derselben, den er aus eigener Anschauung und anhaltendem Studium genau kannte, getreu wieder zu geben. Als Lyriker ist er am wenigsten glücklich, da er für diese, zu sehr zur Reflexion neigt, doch sind dessen ungeachtet unter seinen verschiedenen Sammlungen lyrischer Gedichte, namentlich in den „Liedern für Liebende“ mit eigener Komposition, viele voll Empfindung und Melodie der Sprache. Als vorherrschend zur Reflexion neigend, war das didaktische Gedicht, dem er sich später größtentheils zuwandte, das seinen poetischen Anlagen am meisten entsprechende Gebiet. Auch konnte er darin am besten und ungesuchtesten seine dem Orient entlehnten Empfindungen und Anschauungen niederlegen. Es sind daher diese nicht nur die bedeutendsten und weitverbreitetsten seiner Poesien, sondern auch diejenigen, die ihn und seine poetische Thätigkeit am besten charakterisiren. Vor allem gilt dies von dem „Laienbrevier“, ein spruchartiges Gedicht moralischen und religiösen Inhalts, beruhend auf einem liebenden Hingeben an die Natur, den Glauben und die Würde der Menschheit, voll poetischer Schönheit, aber nicht immer mit der vollen Klarheit des Gedankens, spricht sich darin eine Weltanschauung aus, die den Verfasser als einen edlen Menschen und Dichter charakterisiren, der in jeder Beziehung von freien und aufgeklärten Ansichten sich leiten läßt.

Aehnlichen Inhalts, doch weniger anſprechend ſind: „Der Weltprieſter", „Die Vigilien" und „Die Hausreden". Mit dieſen Gedichten in der orientaliſchen Färbung zuſammenhängend ſind die beiden Sammlungen lyriſcher Poeſien, die er erſt neuerdings, 1853 bis 1854, herausgab: „Hafis in Hellas", und „Koran der Liebe, nebſt kleiner Sunna", Liebeslieder voll Gefühl und Leidenſchaft. Auch eine Anzahl Legenden, unter ſeine gelungenſten Poeſien gehörend, in dem gemüthlich naiven Ton abgefaßt, den Goethe angeſchlagen hatte, verdienen Erwähnung.

In ſeinen Novellen, die einzeln in verſchiedenen Zeitſchriften und erſt ſpäter geſammelt erſchienen unter dem Titel: „Novellen", 5 Bände, „Neue Novellen", 4 Bände, „Lavabecher", 2 Bände, „Kleine Romane", 5 Bände, denen noch mehrere größere Arbeiten folgten, wie: „Die göttliche Komödie in Rom", „Graf Bromnitz", „Genevion von Touloуſe", „Mohameds türkiſche Himmelsbriefe" und „Die Sybille von Mantua", ſchildert er meiſt das tiefere Seelenleben, namentlich weiblicher Naturen, doch wählte er mitunter gewagte und abenteuerliche Einkleidungen zu denſelben, und da er zugleich, an Jean Paul und die Humoriſten erinnernd, wie ſie, neben Innigkeit der Empfindung, ſich ohne Beſchränkung und Wahl, humoriſtiſchen Einfällen, äußeren Einflüſſen, ſonderbaren Ideen hingab, wodurch auch die Darſtellung ſpringend und ungleich wurde, ſo gewähren die meiſten dieſer Novellen den künſtleriſchen Genuß nicht, den man nach ſeinem bedeutenden erzählenden Talente erwarten konnte.

### Aus Schefers Laienbrevier.

Aufrichtiger! Dein Werth iſt unermeßlich
Für dich und Menſchen. Du haſt leichtes, ſich'res
Gefühl der Bruſt. Wer ſtets ſo ſpricht und lebt,
Wie er im Innern denkt, ſtimmt mit ſich ſelbſt,
Stimmt mit dem Gott, ſtimmt mit dem All' umher,
Froh mit dem Guten, gut ſelbſt mit dem Böſen.
Aufrichtiger! Dein Blick iſt frei! Dein Druck
Der Hand belebt! Wem du erſcheinſt, dem iſt
Ein wahrer Menſch, ein Götterbild erſchienen,
Der iſt nicht mehr allein. Dir ſchließen froh ſich
Die ſchönen Menſchenherzen auf. Du hebeſt
Mit deinem Wort die reichen Seelenſchätze.
Du kannſt vertrau'n! So glücklich biſt nur du!
Nie biſt du ſelbſt allein, denn in dir wohnen
Die guten Genien alle, Treu' und Liebe
Und Freud' und Hoffnung, und ſie wohnen ſicher!

Wenn du's ſo weit bringſt, daß du Feinde haſt,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut ſind.
Wenn du es auch verſchweigſt, doch ſchäme dich
Nicht, daß du Feinde haſt — wer Feinde nicht
Ertragen kann, iſt keines Freundes werth.
Dir müſſen Feind ſein, die die Knechtſchaft wollen!
Dir müſſen Feind ſein, die die Wahrheit fürchten!

Dir müſſen Feind ſein, die das Recht verdrehen!
Dir müſſen Feind ſein, die von Ehre weichen!
Dir müſſen Feind ſein, die nicht Freunde haben,
Nur Mitgenoſſen ihrer irren Frevel;
Dir müſſen Feind, die nicht Feinde haben,
Weil, — um für ſich Verzeihung zu gewinnen
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müſſen Feind ſein:
Für welche du nicht Freund biſt. Stark ertrage
Der Schlechten Feindſchaft! Sie iſt ſchwach und nichtig.
Und ſtehſt du da als reiner, warmer Strahl
Des Himmelsfeuers, dann erwärmeſt
Du die Guten und ſie ſchließen ſich an dich.
Du aber ſei der Feinde wahrſter Freund
Und laſſe nicht von ihnen ab, mit Worten
Und Blicken, Beiſpiel, ſelbſt mit langem Schweigen,
Zurückgezogenheit, dir ſchwerem Tadel!
Der Gute iſt des höchſten Lobes werth,
Der Thoren zu gewinnen weiß zum Guten.
Und ſieh — es bitten für die Unglückſeligen
Ihr Vater, ihre Mutter aus der Gruft!
Es bitten ihre Lieben, ihre Kinder!
Es bittet dich ihr eigner ſchwacher Blick!
Es bittet dich ein Gott in ihrer Bruſt!
Laß nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie
Und laß dich lieben, einzig ſchöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit
Sind ſie dein, nicht länger! Mit der Jugend ſchon
Durchſchleicht ſie Vieles bald, was du nicht biſt!
Und lockt ſie mancherlei, was du nicht haſt,
Erfahren ſie von einer alten Welt,
Die ihren Geiſt erfüllt; die Zukunft ſchwebt
Nur ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäſchchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du ſiehſt ihm weinend nach, bis er verſchwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n Eine,
Er lebt! Sie leben, Andere leben auf
Aus ihm. Du haſt nun einen Mann an ihm,
Haſt einen Menſchen — aber mehr kein Kind! —
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus.
Du haſt die Mutter — aber mehr kein Kind! —
Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie
Und laß dich lieben einzig ſchöne Jahre!

Stets mäßig! nur ein gleichgetrag'ner Strom
Von Himmelsglück ſoll durch den Buſen fließen.
Verdamme kein Gefühl; laß ihm den Lauf,

Beleg' es nicht mit Eis, sonst bringt es Eisgang.
Laß nie dich unterdrücken! Unterdrückung
Erst sammelt tausendfache Kraft, und sprengt
Dann maßlos ihre Freude in die Luft;
Das willst du nicht. Sei immer mild und freundlich,
Daß Liebe nicht Vorliebe werde, unbillig
Und ungerecht dann Andern, die dir früher
Lieb waren oder später lieb sein werden.
Geh' immer deinen Weg, der Sonne ähnlich,
Mit gleich viel Licht und Wärme; will die Erde,
Will nur ein Mensch sich Zeit lang fern und schief
Auf seiner Bahn verstellen gegen dich,
Bleib' dir nur treu, laß ihn an dir sich finden,
Stets hoffe gleich; hast du zu viel gezürnt,
Dann liebst du wiederum zu viel, zu schwach;
Hast du zu viel gesündigt, betest du
Zu viel. Erkenn' an ihrer Uebertreibung
Im Guten wie im Bösen doch die Welt,
Rastloser!

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden;
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei, wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei, wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben.

Friedrich Rückert, geboren den 16. Mai 1789 in Schweinfurt. In Jena studierte er die Rechte als Berufswissenschaft, beschäftigte sich aber, seiner Neigung folgend, mehr mit Philologie, Sprachen und Literatur. Seine glühende Vaterlandsliebe veranlaßte ihn 1809 die Universität zu verlassen, um in österreichische Kriegsdienste zu treten; schon war er bis Dresden gegangen, als er dort die Nachricht von dem Abschluß des Friedens erhielt. Er kehrte nach Jena zurück und wurde 1811 daselbst Privatdocent. Beim Ausbruch der Befreiungskriege mußte er, mit schwerem Herzen, zurückbleiben, da seine, durch anhaltendes Studieren, geschwächte Gesundheit ihm nicht erlaubte, die Feldzüge mitzumachen. Doch betheiligte er sich geistig daran durch seine kräftigen und gehaltvollen Lieder, die unter dem Titel: „Geharnischte Sonette", erschienen. Nach dem Friedensschlusse 1815, ließ sich Rückert in Stuttgart nieder und erhielt durch Vermittelung des Ministers von Wangenheim die Redaktion des Morgenblattes, trat dieselbe jedoch 1817 wieder ab, und unternahm, da ihm sein Aufenthalt in Stuttgart nicht zusagte, eine größere Reise nach Italien, wobei er sich in Rom und Aricia am

längsten aufhielt, und die italienische Dichtkunst, besonders die Volkspoesie zu seinem Hauptstudium machte. Körperlich frisch gestärkt, kehrte er in die Heimath zurück, wählte Koburg zu seinem Aufenthalte, und lebte dort zurückgezogen und still, glücklich im Besitz einer geliebten Gattin und ganz in seine Studien vertieft. Da er sich schon durch seine Kenntnisse in der arabischen und persischen Sprache bekannt gemacht hatte, wurde ihm die Professur der orientalischen Sprachen in Erlangen angetragen, die er 1826 annahm, und 1841 folgte er einem Rufe als Professor nach Berlin mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes. Doch mißfiel es ihm in Berlin, besonders als durch das ungewohnte Klima seine Gesundheit zu leiden anfing, er suchte vergeblich Erholung durch Sommerausflüge, nahm daher 1846 seine Entlassung, und zog sich auf sein Landgut Neuseß bei Koburg zurück, wo er in stiller Abgeschiedenheit nur den Wissenschaften und der Poesie lebte und den 30. Januar 1866 starb.

Rückert's beispiellose Fruchtbarkeit, und bis jetzt noch von keinem Dichter außer Platen, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit hat, erreichte Virtuosität in Handhabung der verschiedensten poetischen Formen, die ihn wohl manchmal zu unbedeutenden Spielereien verleitete, veranlaßte das Urtheil, was man meist über ihn hört, daß er ein Form- und Sprachkünstler, aber kein geborener Dichter sei, daß ihm Tiefe und Innigkeit des Gefühls abginge, daß er diese durch Reflexion zu ersetzen suche, und über den künstlichen Formen, des Inhalts wenig achte, aber man hat dabei übersehen seine Lebendigkeit und Gestaltenfülle, seine Zartheit und Innigkeit, die Tiefe und den Ernst, der sie zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neueren Zeit stempelt. Daß sich bei der Schnelligkeit, womit Rückert arbeitete und bei seiner großen Fruchtbarkeit, manches Unbedeutende und Mangelhafte unter seinen Poesien befindet, kann nicht fehlen. Aber bei einem Dichter, der so zahlreiche treffliche Poesien lieferte, ist keinerlei Gewicht zu legen auf die Mängel einzelner, an deren künstlerische Vollendung er nicht genug Zeit und Mühe wandte.

Das entschiedenste Talent besaß Rückert als Lyriker, obgleich man, wegen des durchaus philosophischen Grundzugs seiner Poesien, oft behauptet hat, es herrsche die Reflexion und der didaktische Ton in denselben vor, er gehe darauf aus zu belehren und ihm fehle daher die reine poetische Färbung. Diesen Vorwurf widerlegt Minkwitz äußerst treffend in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß", Seite 724, wo er sagt: „Rückert belebt seine Lieder durch den warmen Hauch echten Gefühls, die in ihnen dargelegte Weisheit bildet den Schwerpunkt ihres Gehalts, und entstammt einer dichterischen Weltauffassung, nicht einer alltägigen, welche Lehren für Lernende zusammenstellt, und durch die bloße Erkenntniß des Nützlichen vortheilhaft auf Verstand und Sittlichkeit einzuwirken beabsichtigt. Er rührt vielmehr zugleich und bewegt das Herz der Leser oder Hörer, damit sie die hohen Ideen, die er in seinen Liedern entfaltet, aufnehmen, und an ihnen, wie an einer kräftigen Speise sich erfreuen."

Rückert begann unter dem Namen Freimund Raimar seine poetische

Laufbahn mit der Sammlung: „Deutsche Gedichte“, welche enthält: 1) Die geharnischten Sonette, eine Reihe zu einem Sonettenkranz vereinigter Poesien über die Unterdrückung Deutschlands von den Franzosen, die endliche Erhebung und den Sieg der Deutschen, jedenfalls die poetisch bedeutendsten Erscheinungen aus den Zeiten der Freiheitskriege, die nach Inhalt wie Form als Kunstwerke zu betrachten sind; 2) Spott- und Ehrenlieder, gleichfalls gegen die Franzosen gerichtet, den Ersteren jedoch an Werth sehr nachstehend. Eine zweite Sammlung ähnlicher Gedichte: „Kranz der Zeit“, die er 1817 herausgab, und die sich den geharnischten Sonetten würdig anreihen, spricht hauptsächlich seine Entrüstung über die getäuschten Hoffnungen nach der Vertreibung der Franzosen aus. Später verließ Rückert diese vaterländische Poesie, und wandte sich hauptsächlich der orientalischen zu, wodurch er den Geist derselben in Deutschland einführte, nachdem Hammer-Purgstall das Studium des Morgenlandes zur wissenschaftlichen Bedeutung erhoben hatte. Zwar stammen aus seiner späteren Zeit noch zahlreiche Sammlungen von Poesien (lyrische und dramatische), die nicht direkt aus dem Studium des Orients hervorgegangen sind, doch ist ihre Anzahl gegen die orientalischen verhältnißmäßig gering, und erinnern auch sie theilweise durch ihre Färbung an den Orient. Es sind dies zuerst eine Reihe von Gedichten in italienischen Formen: Siciliane, Ritornelle, Terzine, Oktave, Sestine und Sonette, die Frucht seiner Beschäftigung mit der italienischen Literatur, in denen er meist die Liebe und die Schönheiten der Natur mit bewunderungswürdiger Gedankenfülle besingt. Dann die Sammlung, die unter dem Titel: „Liebesfrühling“, 1821 erschien, worin er in beinahe dreihundert Gedichten die innigste und zarteste Liebe nach allen ihren äußeren und inneren Verhältnissen verherrlicht. Ferner „Jugendlieder“, „Haus- und Jahreslieder“, und eine große Anzahl vermischter Gedichte, die er unter dem Titel: „Bausteine zu einem Pantheon“, und „Wanderungen“, in den gesammelten Gedichten bekannt gemacht hat, unter welchen sich zum großen Theil Vortreffliches befindet, und endlich Parabeln, Romanzen, Balladen und Märchen.

Seine dramatischen Poesien, die politische Komödie: „Napoleon“, aus den Zeiten der Freiheitskriege stammend; die biblischen Dramen: „Saul und David“, „Herodes der Große“, in zwei Theilen, und die geschichtlichen Dramen: „Kaiser Heinrich IV.“, in zwei Theilen, und „Christofero Columbo“, sind als dramatische Poesien verfehlt, da diese Gattung, wie es scheint, seiner Natur widerstrebte. Ebenso ist das „Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede“, als Kunstprodukt ziemlich werthlos.

Die Reihe seiner Hauptwirksamkeit, die dem Orient nachgebildeten Gedichte, eröffnete die Sammlung: „Oestliche Rosen“, deren Inhalt Wein und Liebe ist, und die sich durch Reichthum der Gedanken und Mannichfaltigkeit der Formen auszeichnen, namentlich behandelt er das Gasel mit großer Meisterschaft.

„Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken“, worin er in spruchartiger Form seine Gedanken und Meinungen über die mannich-

faltigsten Verhältnisse des Lebens ausspricht, ist, ungeachtet des Titels, Lehrgedicht und seines belehrenden Inhalts nur uneigentlich zur didaktischen Poesie zu rechnen, da es nicht mit kühlem Verstand, sondern mit Feuer und Empfindung abgefaßt ist und neben den tiefsinnigsten, philosophischen Gedanken in einfach knapper Form, auch manch duftende Blüthe des Gefühls, manche erhabene Bilder enthält.

Aehnlichen Inhalts ist die Sammlung: „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande", und „Die Persischen Vierzeilen", eine dem Gasel ähnliche Form, die Rückert meist zu epigrammatischen Gedichten benutzt.

Das epische Gedicht: „Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte in 12 Büchern", welches eine Episode aus dem Heldengedicht: „Schahnamah", des persischen Dichters „Firdusi" behandelt, macht bei allem Schönen und Trefflichen im Einzelnen, doch im Ganzen einen fremdartigen Eindruck.

Nächst diesen selbstständigen Poesien, dem Orientalischen nachgebildet, bearbeitete und übersetzte Rückert auch zahlreiche orientalische Dichtungen. Vor allem sind zu nennen: Die Makamen des Hariri, welche er unter dem Titel: „Verwandlungen des Abu Seid", herausgab, die nach Minkwitz Ausspruch „das kunstvollste und interessanteste Produkt, das Hauptwerk der Rückert'schen Muse sind. In dieser freien Uebersetzung ist die Kunst der deutschen Sprache auf den höchsten Gipfel getrieben; es kann nichts Kühneres in Reim sowohl als Rhythmen geben, als was Rückert hier nach arabischem Muster geliefert hat. Der Text der Makamen gaukelt an unserem Ohr in dem seltsamsten und zierlichsten, buntesten uud mannichfaltigsten Reimgeklingel, mit den überraschendsten Wortspielen aller Art, mit den gewähltesten Bildern und Gleichnissen vorüber, und trotzdem ist darin kein Hoffmannswaldauischer oder Lohensteinischer Schwulst anzutreffen, sondern die Kunst erscheint hier als Natur, der Künstler hat sich selten bis zum Gesuchten verirrt, und alles läuft so glatt ab, daß man geringe Härten des Ausdrucks und der Wortstellung gerne vergißt. Zugleich haben wir es nicht mit einem leeren Wortgeklingel zu thun, sondern es strömt in diesen labyrinthischen Redestücken eine Fülle von Sinn und Witz". Ferner gehört dahin die liebliche indische Erzählung: „Nal und Damahsanti", die Uebertragung des altchinesischen Liederbuchs: „Schi King", der ältesten arabischen Volkslieder: „Hamasa", „Amrilkais Lieder", „Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten", und „Brahmanische Erzählungen", die alle, gleich den Makamen, als Uebersetzungen meisterhaft sind.

## Aus Rückerts Poesien.

### Geharnischte Sonette.

I.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin im Siegesgusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn! Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
Daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße.

Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.
Wird er durch seines morschen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

II.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Maale,
Und spricht: es schwankt in dunkler Hand die Schale
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut' und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.
Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen.

III.

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten,
Auf einem Thron aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.
Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den sah er und hub an: Will Preußen fechten?

Der aber sprach mit Siegesglanz im Blicke:
Ich komme dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.
Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen."

## Aus dem Kranz der Zeit.

### Des Rheinstroms Gruß.

Als die deutschen Kriegesschaaren,
Siegreich im Vereine,
Von Paris zurückgefahren
Kamen nach dem Rheine,

Weckten ihn die hellen Töne
Seiner kriegerischen Söhne,
Und aus seinen Flüssen
Stieg er, sie zu grüßen.

Eine bergkrystall'ne Schale
Haltend in der Linken,
Angefüllt mit Fluthenstrahle,
Wie mit Silberblinken,
So in seinen Wassern stehend,
Freudig nach den Kriegern sehend,
Rief er den Genossen,
Die zur Seit' ihm flossen.

Saar und Mosel, meine Kinder
Von den linken Borden,
Knechte einst, und frei nicht minder
Jetzt, wie ich geworden!
Und ihr von der rechten Seite
Deutsche Ströme, mein Geleite,
Neckar, und vor allen
Main, mein Wohlgefallen!

Sehet euern Vater heute,
Wie der Stolz ihn schwellet,
Wonne ihm das stillerfreute
Vateraug' umhellet.
Heute steht vor mir erfüllet,
Was ein Traum mir jüngst enthüllet!
Meine Ströme, säumet,
Hört, was ich geträumet!

Mir das Haupt mit Trauernesseln
Kränzend, statt mit Schilfe,
Weil ich aus den Sclavenfesseln
Hoffte keine Hilfe,
Lag ich, eingewiegt vom Kummer
Auf des feuchten Bettes Schlummer,
Und von Wintereise
Stockten meine Gleise.

Da ward mir's, als ob geronnen
Plötzlich andre Wellen
Kämen, als aus euren Bronnen
Kommen, ihr Gesellen:
Alle Flüss' in deutschen Landen
Sah' ich, wie sie sich verbanden,
Sendend um die Wette
Fluthen meinem Bette.

Elbe, die hervor aus Böhmen
Sucht des Nordmeers Pfosten,
Donau, die mit ihren Strömen
Weit sich zieht nach Osten;
Und die andern Ströme alle,
Mit vermischtem Fluthenschwalle,
Flossen, groß und kleine,
Nieder nach dem Rheine.

In die starren Adern flößten
Sie mir neue Säfte.
Und des Eises Bande lösten
Sich durch ihre Kräfte.
Als ich sah nach ihren Fluthen
War es mir, als ob sie bluten,
Und ein Grausen machte,
Daß ich schnell erwachte.

Da sah' ich im alten Gleise
Zwar die Ströme fließen,
Aber völlig neuer Weise
Völker sich ergießen,
Welche meine Stammsverwandten
Mir anstatt der Fluthen sandten,
Daß sie zu mir kamen
In ganz Deutschlands Namen.

Die lebend'gen Fluthen gossen
Ueber mich sich rauschend;
Ansah ich die Bund'sgenossen,
Mich mit Stolz berauschend;
Kämpfen sah ich fern und nahe,
Furchtbar kämpfen, und ich sahe,
Daß von blut'gen Wogen
Nicht mein Traum gelogen.

Doch die Völkersündfluth schwemmte
Furchtbar hochgewaltsam,
Was sich ihr entgegenstemmte
Brechend unaufhaltsam,
Bis sich in freiwill'ger Hemmung
Endigt jetzt die Ueberschwemmung,
Und sie reich an Ehren
Heim in Friede kehren.

Siegerschaar! mit Stolze seh' ich
Dich an meinen Flüssen,
Und mit meiner Schale steh' ich
Hier dich zu begrüßen.
Wie du deinen Namen nennest,
Bund der Deutschen! eh' du trennest
Dich von diesem Orte,
Höre meine Worte:

Habt ihr in der Sünden Pfuhle,
Draus ihr jetzt zurücke
Kehret, habt ihr in der Schule
Des Verraths, der Tücke,
Euch verunreint? Keine Spuren
Tragt mit heim zu euern Fluren,
Hier in meine Schlünde
Werfet eure Sünde!

Wenn ihr selbst in euren Herzen
Habt nicht ganz vergessen,
Was, zum Weh euch, mir zum Schmerzen,
Euch getrennt vordessen,
Haß, der noch im Stillen grimmet,
Zwietracht, die noch heimlich glimmet:
Wascht in meinem Becken
Ab die letzten Flecken.

Dann ihr Alle, so gereinigt
Von dem fremden Gräuel,
Alle ihr, nun so geeinigt
Zu der Eintracht Knäuel,
Hier zu ew'gem Bundesmale
Reich' ich euch die volle Schale;
Trinkt aus ihrer Tiefe,
Daß vom Mund es triefe.

Was zusammen ward gelöthet
Von des Krieges Hammer,
Was zusammen wird genöthet
Unter Druck und Jammer:
Daß die Freiheit und der Friede
Stets es mehr zusammenschmiede
Darauf, deutsche Zecher,
Trinkt aus meinem Becher.

Wenn ihr denn als einzel'e Glieder
In die Heimath fahret,
Denket zu dem Rheine nieder,
Wo Ein Leib ihr waret!
Wenn ihr heim zu euren Flüssen
Kommt, sollt ihr von mir sie grüßen,
Gebt aus meinem Munde
Ihnen diese Kunde:

Deutsche Flüss', in der Gewässer
Noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser
Als die Wiesenbäche;
Aber wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In Ein Bett, in Eines,
Das ist groß, ich mein' es.

## Gasele.

### Die nackten Weisen.

Als Alexander zu den nackten Weisen
Gekommen war auf seinen Siegesreisen,
Den nackten Weisen, die nicht Sorge tragen,
Wie sie sich kleiden und wovon sie speisen;
Befragt' er sie um ihrer Weisheit willen,
Und diese Antwort ward ihm von den Greisen:
Wir tragen kein Gewand, weil nackt in's Leben
Der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen;
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
Nicht werth ist, roth zu färben drum das Eisen,
Die Erd' ist unser Bett, und unsre Decke
Der Himmel, dessen Lichtgesterne kreisen.
Und Alexander wollte, daß erbitten
Von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen.
So wolltest du uns bitten Tod und Alter,
Daß wir nicht sterben und auch nicht ergreisen!
Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften.
Sie sprachen: Hoher Herr, deß Macht zu preisen!
Was willst du denn uns andre Schätze bieten,
Die, wie du siehst, uns keinen Dienst erweisen.

## Octaven.

### I.

Ein Fisch, vom Angel einmal schon betrogen,
Er hütet sich am zweiten anzubeißen;
Die Taube, die dem Habicht erst entflogen,
Scheut jeden Schnabel, der sie kann zerreißen;

Ein Schäfchen, das der Hirt dem Wolf entzogen,
Mag gern im Stall zu bleiben sich befleißen:
Ein Herz, das doch Erfahrung sollte warnen,
Läßt stets von neuem sich die Lieb' umgarnen.

II.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu zürnen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben;
Und alles, das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben;
Wie sollt' ich nicht, zum Trotz den Splitterrichtern,
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

## Siciliane.

Wenn Rosen pflücken, geht die süße Rose,
Die meines Lebens Rosenkränze flicht,
Ruft jede Ros' am Strauche mit Gekose:
„Geh, süße Rose, mir vorüber nicht!
Warum entblättert soll ich ruh'n im Moose,
Statt auszublühn vor deinem Angesicht?
Am Strauche jede Rose welkt; die Rose
Verwelkt allein nicht, die dein Finger bricht."

## Liebesfrühling.

### Wann ich dich nicht zu küssen habe.

Wann ich dich nicht zu küssen habe,
Dann will ich singen von dem Kuß.
O wie ich diese Liedergabe
Dann segne, die mich trösten muß.

Entweder küssen oder dichten,
Am schönsten beides allzugleich.
Doch muß ich schon auf eins verzichten,
So macht mich auch das andre reich.

Nur wann er kommt, uns zu umringen,
Der ungelegne Menschenschwarm,
Daß ich nicht küssen darf noch singen,
Dann fühl' ich mich verwirrt und arm.

### In diesem Walde möcht' ich wohnen.

In diesem Walde möcht' ich wohnen,
Der freie Jäger möcht' ich sein,
Der in die dunklen Laubeskronen
Sich hat gepflanzt sein Haus hinein.

Der erste Strahl der Sonne schauet
Durch Tannengrün in's Schlafgemach,
Wo ihm der Schlaf im Aug' zerthauet,
In Liebchens Armen wird er wach.

Sogleich mit seinen treuen Hunden
Zieht er hinaus durch Wald und Flur,
Und hat im Morgenthau gefunden
Des Hirsches und des Rehes Spur.

Der Schütze jauchzt, die Hunde bellen,
Das scharfe Rohr gibt seinen Knall,
Und Jägerruf und Waldhorngellen
Erweckt im Forst den Widerhall.

Doch drinnen sitzt im Morgenhäubchen
Feinsliebchen, athmet Waldesduft,
Und horcht, wie Amsel, Fink u. Täubchen
Den Morgengruß in's Fenster ruft.

Sie hört im Forst die Zweige flistern,
Daß sie ein süßes Grausen spürt,
Und auf dem Herd die Flamme knistern,
Die sie mit duft'gem Kien geschürt.

Wie lange mag der Liebste säumen
Bei seiner lust'gen Jägerei?
Der stille Strom mit Silberschäumen
Fließt an des Gärtchens Zaun vorbei.

Sie schürzt sich auf als Fischermädchen
Und sitzt an Waldstroms grünem Rand;
Die Angel schwebt am leisen Fädchen,
Dann spielt der Fisch in ihrer Hand.

Und wann der Jäger kommt nach Hause
Und bringt das Wildbret für den Tisch,
Wird erst das Mahl zum leckern Schmause,
Den Jäger überrascht der Fisch.

Es haben sich die müden Rüden
Im hohen Gras zur Ruh' gelegt,
Weil auch, den Jägersmann, den müden,
Die Laub in kühlem Schatten hegt.

Er horcht, entschlummernd, auf das Gleiten
Des Strom's, der leis' hinunter zieht.
Die Liebste schmiegt sich ihm zur Seiten
Und wiegt ihn ein mit einem Lied.

„Ihr Hirsch, im grünen Wald, ihr Rehe,
Nun lagert euch an kühler Fluth
Und sorget nicht, daß euch geschehe
Ein Leid, denn euer Schütze ruht!

Da schau' mir, hohe Mittagssonne,
Nicht durch die laub'ge Nacht herein;
Und was du spähst von unsrer Wonne,
Das laß der Welt verschwiegen sein!

Ihr Stromeswellen, die ihr rauschet
Hinaus in's Land vom grünen Wald,
Sagt's Keinem, daß ihr habt belauschet
Hier unsrer Freuden Aufenthalt!"

## Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt;
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —

Ja, es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das Ganze grün,
Nur das Einzelne welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entzieh'n
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entflieh'n.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt.

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt:
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut,
Wie aus Duft und Glanz gemischt,
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch ich noch
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein,
Morgenduft, Heil deinem Weh'n,
Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n.

**Welt und ich.**

Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?

Wenn man erst die Welt gemacht
Ganz zum Paradiese,
Kommt's von selber übernacht
Auch an deine Wiese.

Doch es muß zum großen Hort
Bei das Kleinste tragen;
Hast du nicht ein gutes Wort
Etwa mitzusagen?

Auch das Wort ist eine That,
Wie sich mancher rühmet,
Und ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt beblümet. —

Blühe, was da blühen mag,
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

## Aus der Weisheit der Brahmanen.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als das er andre schnitte.

Bei einem Lehrer ist von Schülern eine Gilde,
Die unterweiset er in Gottesfurcht und Milde.

Er weist zu Gottesfurcht und Milde nur sie an:
Doch einer eilt voraus den Andern auf der Bahn.

Am allerjüngsten hat der Meister Wohlgefallen,
Weil er ihn sieht im Geist voran den andern wallen.

Die andern aber, die voran im Alter gehn,
Sie fragen sich, warum der Meister vorzieht den.

„Warum uns ältern ihn, den jüngsten, ziehst du vor?"
Er sprach: „Ich sag' es euch: doch thut mir dieß zuvor.

Von diesen Vögelein" — er nahm sie aus dem Neste —
„Nehmt jeder eins zur Hand, und geht damit auf's beste

Hinaus an einen Ort, da wo euch sieht kein Blick!
Erwürgt die Vögel dort, und bringt sie her zurück." —

Sie gehn und bringen dann die Todten ohne Beben
Als sollt', ein Wundermann, der Meister sie beleben.

Der Jüngste aber bringt sein Vögelein lebendig.
„Was würgtest du es nicht?“ Er sprach darauf verständig:

„Weil ich den Ort nicht fand, o Meister, welchen du
Mich suchen hießest, da kein Blick mir sähe zu.

Ein Blick sieht überall, er sieht aufs Leben nieder,
Wie meins, des Vögeleins. Drum bring' ich's lebend wieder.“

Der Meister sah' sich um: die Schüler waren stumm;
Den jüngsten zog er vor: nun wußten sie, warum.

Die todten Vögelein setzt er zurück in's Nest
Ums lebende herum und drückte sanft sie fest.

Vom Wunderhauch der Huld sind sie lebendig worden.
Beleben kann der Herr! doch soll der Mensch nicht morden.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimath nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten Nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimath deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.

Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.

Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.

Ich denke, daß auch dich zu Zeiten noch verwirret,
Was in der Jugend mich so mannigfach geirret;

Wenn den Aussprüchen in den Weisen aller Zeiten
Ging gläubig nach und mich von ihnen gern ließ leiten.

Da stellt' ich jeden mir als einen Leitstern vor,
Und jede Perle nahm ich freudig in mein Ohr.

Wenn meine Sprüche nun, die goldnen, ich verglich,
Mit Staunen nahm ich wahr: sie widersprachen sich.

Und weil ich konnte nun nicht alle mehr zusammen
Annehmen, hatt' ich Lust, sie alle zu verdammen.

Denn welchen hätt' ich Recht den Andern vorzuziehn,
Da mir an seinem Platz jeder der Rechte schien?

Bis mir die Einsicht kam, daß alle Weisheit bringt
Bedingte Wahrheit, nur nicht Wahrheit unbedingt;

Daß alles, was ist wahr in eigener Verbindung
Und wie hervor es ging aus eigener Empfindung,

Falsch wird, sobald man der Verbindung es entzieht,
Und mit veränderter Empfindung es besieht.

Seitdem ließ ich gestellt, und so magst du's auch lassen,
Jedes an seinem Ort, und sah ein jedes passen,

Dankbar den Weisen all' für ihre Weisheitsspendung,
Und vorbehaltend mir die eigne Nutzanwendung.

Ich räume gleiches Recht dir ein auf dieses Buch:
So widerspricht sich nicht der Sprüche Widerspruch.

Unglücklich ist nicht, wer der Erde Glück verlor,
Und Himmlisches dafür im Glauben sich erkor,

Unglücklich auch nicht, wer zufrieden sich behagt
An dieser Welt, und nicht nach einer andern fragt.

Unglücklich ist nur, wer die Lust sich sieht geraubt
Am Irdischen, und nicht an Ueberird'sches glaubt.

Ich lehre dich, mein Sohn: Nie übe das, was über
Das Maß ist. Ueberall vom Uebel ist das Ueber.

Ich überlief'r es dir, wie's mir ist übermacht:
Nicht gut ist Ueberfluß, nicht gut ist Uebermacht.

Denn hast du's überdacht, wie oft die Uebermacht
Und Ueberpracht der Welt vergangen über Nacht?

Und wie den Ueberfluß Uebergenuß verschlingt,
Und wie der Ueberdruß aus Ueberfluß entspringt?

Wie Drang zu Ueberdrang, Schwung wird zu Ueberschwang,
Und schnell zum Bösen ist des Besten Uebergang?

Leicht stumpf wird überfein, leicht thöricht überklug,
Weil stets ein Gegentheil in's andre überschlug.

Schön sei nicht überschön, und hold nicht überhold!
Denn Uebergoldung ist im Werth nicht über Gold.

Um wirklich gut zu sein, sei selbst nicht übergut,
Und wenn der Muth ist dein, werd' er nicht Uebermuth.

Denn jeder Trieb verdirbt, wann er wird übertrieben;
Auch überschätzen sollst du nichts, noch überlieben.

Bei Ueberlegung nur, darfst du was überlegen,
Denn Ueberlegenheit entspringt aus Ueberlegen.

Die Ueberlegung doch ist unnütz auch. Worüber?
Mein Söhnchen, über das, was einmal ist vorüber.

Von einem König wird erzählt, daß im Palast
Er hatte sich gehäuft die größte Bücherlast.
Und zog der König aus, so zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kameel mit Büchern nach beladen.
Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm sei

Beschwerlich auf dem Pfad die große Bücherei.
Und ließ zu bessrer Bequemlichkeit beim Reisen
Auszüge machen von hundert und einem Weisen.
Von diesen ward gemacht ein Auszug, den beim Zug
Des Königes gemach ein starkes Maulthier trug.
Doch noch bequemer wollt' er haben seine Sachen
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus des Maulthiers Bürde,
Das auf der Reise selbst der König trug mit Würde.
Doch immer noch zu sehr belästigte das ihn,
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal zieh'n,
Da zogen sie ihm aus dem ausgezog'nen Buch
Den Kern zusammen kurz in einem einz'gen Spruch,
Den faßt er in's Gemüth und konnt' ihn leicht behalten,
Um seines Heils danach um seines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht.
Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwußt
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

# Fünfzehnte Gruppe.

## Germanisten und Sprachforscher.

### Einleitung.

Germanisten ist ein, erst in neuerer Zeit gebräuchlich gewordener Name, mit dem man diejenigen Gelehrten bezeichnet, welche die deutsche Sprache und Alterthumswissenschaft zu ihrem Fachstudium machen. Ihren Hauptbestrebungen nach gehören die Germanisten nur indirekt in eine Geschichte der deutschen Literatur, da ihre Sprachforschungen selbst kein Gegenstand der Literatur sind, und es nur durch die Einwirkung werden, den dieselben auf die weitere Entwickelung der deutschen Sprache hatten. Diese Einwirkung war eine großartige, da erst durch jene Männer Ursprung, Ausbildung und Entwickelung unserer Sprache klar und gründlich dargelegt wurde. Nächst ihren Sprachforschungen und noch unmittelbarer in die Literatur eingreifend, wurden sie für dieselbe von außerordentlicher Bedeutung durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der älteren deutschen Poesie.

Wie wir im Verlauf der Literaturgeschichte sahen, hatten sich schon seit längerer Zeit manche bedeutende Männer, (Bodmer, Breitinger, Lessing, Eschenburg, Herder und andere) bemüht, durch Herausgabe und Bearbeitung einzelner Werke, die fast vergessene ältere deutsche Poesie wieder in's Gedächtniß der Mitlebenden zurückzurufen. Doch da diese Bemühungen nur vereinzelt waren, so hatten sie den gehofften Erfolg nicht, und sind nur als Vorarbeiten zu den späteren großartigen Forschungen von Wichtigkeit. Die Romantiker mit ihrer Sehnsucht nach dem Mittelalter und dessen Zuständen, regten zuerst diese Forschungen an und bald wandten sich die gelehrtesten

Männer der Zeit dem interessanten Studium mit rastlosem Eifer und hingebendster Liebe zu, und förderten aus diesen verborgenen und vergessenen Schachten die kostbarsten poetischen Schätze zu Tage. Noch lange ist jener Born nicht erschöpft, noch immer sind viele rüstige Kämpfer und Streiter damit beschäftigt (wir nennen nur F. Pfeiffer, Ettmüller, W. Wackernagel, A. Keller und K. Simrock), noch wird mancher herrliche Fund gethan werden, ob auch mitunter Unbedeutendes neben dem Werthvollen ausgegraben wird, doch können hier nur die hervorragendsten derjenigen unter ihnen Besprechung finden, die in die vorliegende Literaturperiode gehören.

Es sind dies: Georg Friedrich Benecke, Georg Philipp Ludwig Leonhart Wächter, Friedrich Gräter, Wilhelm von Humboldt, Johann Docen, Friedrich Heinrich von der Hagen, Johann Gustav Büsching, Jakob Ludwig Grimm, Wilhelm Karl Grimm, Karl Lachmann, Hans Ferdinand Maßmann und Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Einige der Genannten, wie Humboldt, die Brüder Grimm, Leonhart Wächter und Hoffmann, machten sich auch, theils als lyrische Dichter, theils als Prosaschriftsteller rühmlichst bekannt, doch wurden sie durch ihre Forschungen einflußreicher als durch ihre Poesien.

Georg Friedrich Benecke, geboren 1762 zu Mönchsrode im Fürstenthum Oettingen, wurde in Göttingen nach beendigten Studien Professor der Philosophie, und starb daselbst 1844.

Er war der Erste, der die altdeutsche Literatur zum Gegenstand akademischer Vorlesungen machte, und besorgte die kritischen Ausgaben von Boners: „Edelstein“, Wirnt von Gravenbergs: „Wigalois“, mit Lachmann Hartmanns: „Iwein“, und andere, wie er auch ein sehr reichhaltiges mittelhochdeutsches Wörterbuch abfaßte, was nach seinem Tode W. Müller herausgab.

Georg Philipp Ludwig Leonhart Wächter, als Schriftsteller Veit Weber genannt, geboren 1762 in Uelzen, wurde nach beendigten Studien, und nachdem er die Feldzüge von 1792 bis 1793 mitgemacht, Lehrer in Hamburg, später Vorsteher der Voigt'schen Erziehungsanstalt, als welcher er 1837 in Hamburg starb. Seine „Sagen der Vorzeit“, eine Sammlung altdeutscher Sagen, die er meist frei bearbeitete, gehören unter die bedeutenderen Erscheinungen auf diesem Gebiete, und sind zur Kenntniß des reichen deutschen Sagenschatzes ein werthvoller Beitrag. Seine eigenen Poesien: lyrische Gedichte, das Drama: „Wilhelm Tell“, und einzelne Erzählungen sind unbedeutend.

Friedrich Gräter, geboren 1768 in Schwäbisch-Hall, starb 1830. Er gründete die Zeitschrift: „Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“, die zumeist der Besprechung und Aufnahme älterer deutscher Poesien gewidmet war, und viel zur größeren Verbreitung derselben beitrug.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt, geboren den 22. Juni 1767 in Potsdam, erhielt mit seinem berühmten, zwei Jahre jüngeren Bruder Alexander eine vortreffliche Erziehung im elterlichen Hause, bezog mit ihm gemeinschaftlich die Universität Frankfurt a. O., später Göttingen, um die Rechte zu studieren, vermählte sich nach beendigten Studien, 1791 mit Karoline von Dacheröden, und lebte eine Zeit lang auf den Gütern seiner Gattin, ausschließlich mit sprachlichen Studien beschäftigt, zu denen er von Jugend auf eine außerordentliche Vorliebe hegte, ging dann nach Jena, um Schiller persönlich kennen zu lernen und ihm nahe zu sein, verweilte dort im Umgang mit diesem und anderen bedeutenderen Männern bis 1797, worauf er sich für einige Zeit nach Paris begab, 1799 eine Reise nach Spanien unternahm und nach seiner Zurückkunft 1801 in preußische Staatsdienste trat. Er wurde zuerst Ministerresident in Rom, 1808 als geheimer Staatsrath in's Ministerium des Innern nach Berlin berufen, ward dann Minister des Cultus, später außerordentlicher Gesandter an verschiedenen Höfen und Kongressen und 1819 Minister des Innern. Da ihm jedoch das politische System seiner Kollegen nicht zusagte, nahm er noch im selben Jahre seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Tegel bei Berlin zurück, um dort seine Studien fortzusetzen. Noch einmal 1830 ließ er sich bewegen an den Sitzungen des Staatsraths theilzunehmen, doch zog er sich bald wieder enttäuscht davon zurück und starb in Tegel den 8. April 1835.

Sowohl durch seine genialen allgemeinen Sprachforschungen als auch durch seine vortreffliche Uebersetzung des „Agamemnon", und der „Eumeniden" von Aeschylus aus dem Griechischen, und durch seine „Aesthetischen Untersuchungen", worin er mit Geschmack und Scharfsinn Goethe'sche und Schiller'sche Gedichte erläutert, wurde Humboldt von außerordentlicher Bedeutung für die Literatur, da namentlich die Sprachforschungen und Uebersetzungen für den Fortschritt deutscher Sprache und Poesie maßgebend wurden. Die wichtigste und bedeutendste seiner sprachwissenschaftlichen Schriften ist: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts", welches er dem großartigen Werke: „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java", als Einleitung voranschickte.

Seine eigenen Poesien, meist Sonette und einzelne Elegien sind von ungleich geringerer Wichtigkeit und verdienen mehr wegen der edlen Gesinnung als wegen ihres künstlerischen Werthes Beachtung. Der Briefwechsel zwischen Schiller und ihm und die Briefe an eine Freundin sind äußerst interessant, und ist namentlich der letztere, der mehrfach neu aufgelegt wurde, eine Fundgrube der herrlichsten und gediegensten Gedanken über Gott, Welt und Menschheit.

## Aus W. von Humboldts Sonettensammlung.

### Schlimme Zeit.

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es sei der Mensch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Das ohne Furcht und mit Geduld ich trage.

Was ist denn Unglück, daß so bang man zage?
Es wandeln gleichen Schritts des Jahres Horen.
Der Busen sei in Schmerz, in Lust verloren,
Und endlich kommt der Abend aller Tage.

In dieses Abends mildem Ahndungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den festen Muth der Brust gehoben,

Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden schlingen.

### Erfüllte Bestimmung.

Dem ziemt der Preis, daß wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erstrebet,
Als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
Und wer in ihren Blüthenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Brust erkunden.

Der lebt dann fort im menschlichen Gemüthe,
Wie jeden Lenz die Erde sich entwindet
Auf seinem Grabe neu verjüngte Blüthe;

So, wenn in Dunkel auch sein Name schwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
In später Zeit noch lichte Funken zündet.

Bernhard Johann Docen, geboren 1782 in Osnabrück, starb 1828. In seinen: „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur", machte er zahlreiche, beinahe vergessene Volkslieder bekannt, und besprach in kritischer und gelehrter Weise die Erscheinungen der älteren deutschen Poesie.

Friedrich Heinrich von der Hagen, geboren 1780 zu Schmiedeberg, wurde nach beendigten Studien 1811 in Breslau, 1821 in Berlin Professor der deutschen Sprache und Literatur, und starb als solcher in Berlin 1856.

Einer der verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiete der älteren deutschen Literatur, der durch Herausgabe zahlreicher Werke außerordentlich viel zur Verbreitung und Bekanntmachung derselben beitrug. Er besorgte kritische Ausgaben des „Nibelungenliedes", Der Minnesänger unter dem Titel: „Deutsche Liederdichter des 12., 13., 14. Jahrhunderts", in vier Bänden,

denen er als fünften Band den „Bildersaal altdeutscher Dichter“ hinzufügte, worin er Bilder, Wappen und Lebensverhältnisse der deutschen Dichter jener Zeit erklärt. Ferner der Werke Gottfrieds von Straßburg und mancher anderen. Mit Büschung: „Altdeutsche Lieder und Sagen.“

Sein „Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie“, und sein „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst“, sind fast unentbehrliche Quellenbücher für die Kenntniß der älteren Poesie. Auch zur Verbreitung der skandinavischen Literatur trug er nicht wenig bei durch Herausgabe der „Lieder der älteren Edda“, und „Der nordischen Heldenromane.“

Seine Uebersetzung der „Tausend und einen Nacht“, sowie seine eigenen Erzählungen und Märchen sind weniger bedeutend.

Johann Gustav Büsching, geboren 1783 in Berlin, starb 1829. Er war hauptsächlich mit von der Hagen zusammen auf dem Gebiete der Erforschung altdeutscher Literatur thätig und betheiligte sich sowohl an der Herausgabe: „Altdeutscher Lieder und Sagen“, als auch an der Abfassung des „Literarischen Grundrisses zur Geschichte der deutschen Poesie“. Allein gab er heraus: „Volkssagen, Märchen und Legenden“, in denen er mit historischer Treue und Genauigkeit die alten Sagen aufzeichnete.

Die Brüder Jakob Ludwig und Wilhelm Karl Grimm. Ersterer war den 4. Januar 1785 in Hanau geboren, studierte in Marburg die Rechte, ging 1805 mit seinem Lehrer Savigny nach Paris, wo er in der kaiserlichen Bibliothek hinreichend Gelegenheit fand, das Studium der Literatur des Mittelalters, zu dem er von jeher die größte Neigung gehabt, zu betreiben. Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt er 1806 eine Anstellung im Kriegskollegium, wurde 1808 Bibliothekar des Königs von Westphalen, und später, bei der Wiedereinsetzung des Kurfürsten, Sekretär des hessischen Gesandten in Paris, später in gleicher Eigenschaft in Wien. Von der preußischen Regierung wurde er 1815 nochmals nach Paris geschickt, um Handschriften zurückzufordern, die aus preußischen Bibliotheken dorthin gekommen, erhielt 1816 die Bibliothekarstelle in Kassel, nahm 1830 seinen Abschied und folgte einem Ruf nach Göttingen als Professor und Bibliothekar. Von dort wurde er 1837 mit noch sechs anderen Professoren, die mit ihm gegen die willkürliche Aufhebung der Verfassung protestirt hatten, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, lebte darauf einige Jahre in Kassel und wurde 1841 als Professor nach Berlin berufen, wo er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften den 20. September 1863 starb.

Wilhelm Karl Grimm, geboren den 24. Februar 1786 in Hanau, mit seinem Bruder Jakob erzogen und mit diesem in Marburg die Rechte studierend, wurde er 1814 Sekretär bei der Bibliothek in Kassel, begleitete 1830 seinen Bruder nach Göttingen, wo er die Unterbibliothekarstelle und 1835 eine außerordentliche Professur erhielt, 1837 mit diesem abgesetzt und verbannt wurde, und ihn nach Kassel, dann 1841 nach Berlin begleitete, wo er den 16. Dezember 1859 starb.

Wie im Leben die beiden Brüder in Anhänglichkeit fast unzertrennlich waren, so wandelten sie auch in der Wissenschaft dieselben Bahnen, und beinahe alle literaturgeschichtlichen wie sprachwissenschaftlichen Werke rühren von beiden zugleich her. Wer von ihnen der bedeutendere ist, kann daher kaum bestimmt werden, und ist auch im Ganzen von geringem Belange. Ihre gemeinschaftlichen Werke, sowohl auf dem Gebiete der Sprachforschung, wie zur Kenntniß der älteren deutschen Literatur, waren von so außerordentlicher Wichtigkeit und wirkten, namentlich die sprachwissenschaftlichen, so eingreifend, daß sie die Grundlage aller deutschen Sprachwissenschaft bilden. Ihr wichtigstes gemeinschaftliches Sprachwerk ist: „Das deutsche Wörterbuch", welches zu vollenden der Tod sie verhinderte, und was von R. Hildebrand und F. L. K. Weigand fortgesetzt wird. Außerdem gaben sie zusammen heraus: „Kinder- und Hausmärchen", zwei Theile, wozu später ein dritter literarischer hinzukam, „Deutsche Sagen", zwei Theile und „Irische Elfenmärchen", alle drei auch als poetische Kunstwerke, nach Inhalt wie Form von Bedeutung; ferner „Das Lied von Hildebrand und Hadubrand", und das „Wessobrunner Gebot", „Der arme Heinrich", von „Hartmann von der Aue", „Die Lieder der alten Edda", und „Altdeutsche Wälder", eine Zeitschrift für ältere Poesie.

Von Jakob Grimm allein sind die Werke: „Deutsche Grammatik", „Deutsche Rechtsalterthümer", „Deutsche Mythologie", „Geschichte der deutschen Sprache" und noch einige.

Von Wilhelm Grimm allein die Uebersetzung altdänischer Heldenlieder, Balladen und Märchen. Die Schrift über deutsche Runen, mit dem Nachtrag zur Literatur der Runen. Die Schriften über Freidank: „Altdeutsche Gespräche", „Ueber altdeutsche Fingernamen", „Thierfabeln bei den Meistersängern", und manche andere, wie auch eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Aufsätze in Zeitschriften, ferner die Herausgabe der „Deutschen Heldensage", „Des Grafen Rudolph", Bruchstücke eines, wie es scheint, nicht unbedeutenden epischen Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert, „Des großen Rosengartens", „Des Rolandslieds", „Der goldenen Schmiede", und des „Sylvester", von Konrad von Würzburg und noch einige.

## Aus „Grimms Märchen."

### Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser an's Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt, und du wirst eine Tochter zur Welt bringen." Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern

auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es Jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren, und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel, und als es ihn umdrehte, sprang die Thüre auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herum springt!“ sprach das Fräulein, und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und Alles, was lebendigen Athem hat, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß so umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen

schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen." Der Alte aber mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging, hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam in's Schloß, da lagen im Hofe die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dach saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter, und Alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unter dem Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten brutzelte fort, der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

### Die Wichtelmänner.

Ein Schuster war ohne sein Verschulden so arm geworden, daß ihm zuletzt nichts weiter übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er dieselben am Abende zu, um sie am anderen Morgen gleich in Arbeit nehmen zu können, und legte sich getrost zu Bette. Weil er ein gutes

Gewissen hatte, so befahl er sich dem lieben Gott und schlief bald ein. Als er aber in aller Frühe nach verrichtetem Gebete sich zur Arbeit niedersetzen wollte, standen die beiden Schuhe schon fertig auf dem Tische. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten; sie waren so sauber und so kunstmäßig gearbeitet, als wenn es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als wie gewöhnlich dafür. Der Schuster konnte von dem Geld Leder für zwei Paar Schuhe erhandeln. Er schnitt sie Abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Muthe an die Arbeit gehen. Aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig. Auch die Käufer blieben nicht aus, und sie gaben ihm so viel Geld, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand früh Morgens auch die vier Paar fertig. Und so ging es immer fort; was er Abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward.

Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, daß der Schuster, da er wieder viel Leder zugeschnitten hatte, vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär' es, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hülfreiche Hand leistet?" Die Frau war damit zufrieden und steckte ein Licht an, darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern die aufgehängt waren, und gaben Acht. Als es Mitternacht war, kamen zwei kleine nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so behende und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tisch stand; dann sprangen sie schnell fort.

Am anderen Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so nackt herum, haben gewiß keine Kleider und müssen frieren. Weißt du was? ich will Hemdlein, Rock, Wamms und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken, mache du jedem ein Paar Schühlein dazu!" Der Mann war das wohl zufrieden. Abends, wie sie Alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden.

Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen; als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leibe und sangen:

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein?"

Dann hüpften und tanzten sie, und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Thüre hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder. Dem Schuster aber ging es wohl, so lange er lebte, und es glückte ihm Alles, was er unternahm.

Karl Lachmann, geboren 1793 in Braunschweig, wurde nach beendigten Studien Oberlehrer am Gymnasium in Königsberg, später Professor daselbst und 1825 Professor in Berlin, wo er 1851 starb.

Lachmann machte sich sowohl als geschichtlicher Sprachforscher, wie als Herausgeber griechischer Werke, namentlich aber durch Herausgabe altdeutscher Sprachdenkmale verdient. Auf letzterem Gebiete wurde er besonders dadurch einflußreich, daß er durch seine gründlichen Forschungen über die Entstehung der alten berühmten Volksepen, z. B. des Nibelungenliedes, neue Ideen aufstellte. Er war derjenige, der zuerst die Ansicht aussprach, daß das Nibelungenlied aus zwanzig einzelnen Volksliedern bestehe, die später zu einem Ganzen vereinigt wurden, wodurch die Forschungen über dasselbe neuen Aufschwung erhielten.

Von klassischen Werken gab er heraus: Properz, Catull, Tibull, Lucrez und andere. Von altdeutschen Literaturwerken: Die kritische Ausgabe des Nibelungenliedes, mit Bezeichnung der zwanzig einzelnen Lieder, aus denen es nach seiner Meinung entstanden. Die Werke Walthers von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach, Ulrichs von Lichtenstein, dann „Gregor auf dem Steine", und „Iwein", von Hartmann von der Aue, letzteres mit Bemerkungen. Auch besorgte er eine kritische Ausgabe von Lessings sämmtlichen Werken, veröffentlichte die „Sagabibliothek des skandinavischen Alterthums", und übersetzte Shakspeare's Sonette und Macbeth.

Hans Ferdinand Maßmann, geboren 1797 in Berlin, war zuerst Turnlehrer, später Professor in München, wurde 1842 nach Berlin berufen, wo er als Professor der altdeutschen Sprache und Literatur noch wirkt.

Von seinen zahlreichen kritischen Ausgaben älterer deutschen Sprachdenkmale sind die hervorragendsten: „Die Kaiserchronik", und „Die gothische Auslegung des Evangeliums Johannes". Ferner veröffentlichte er: „Deutsche Geschichte des 12. Jahrhunderts", „Gothische Urkunden", „Literatur der Todtentänze", und „Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels". Seine eigenen lyrischen Gedichte, meist Turnerlieder, sind nicht bedeutend.

Heinrich August Hoffmann, gewöhnlich nach seinem Geburtsort Fallersleben im Hannöverischen Hoffmann von Fallersleben genannt, ist geboren den 2. April 1798, studierte, nachdem er das Gymnasium zu Helmstädt besucht, von 1817 bis 1819 in Göttingen, von 1819 bis 1821 in Bonn altdeutsche Philologie, bereiste nach beendigten Studien Deutschland, Holland und Belgien, um in den dortigen Bibliotheken seine Kenntnisse zu bereichern, und Forschungen nach den verborgenen Schätzen der älteren deutschen Literatur anzustellen. Er brachte von dieser Reise mancherlei Abschriften und Entwürfe in die Heimath zurück, lebte eine Zeit lang in Berlin mit dem Ordnen derselben beschäftigt, wurde 1823 Custos an der Universi-

tätsbibliothek in Breslau, 1835 daselbst ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur. In den Jahren 1834 bis 1839 bereiste er, wieder in literarischen Zwecken, Dänemark Norddeutschland, Belgien und Frankreich, wobei er das bis dahin verloren gewesene „Ludwigslied" wieder auffand, kehrte 1839 nach Breslau zurück und erhielt in Folge seiner freien politischen Aeußerungen, namentlich aber durch die Herausgabe seiner „unpolitischen Lieder", die dem bestehenden Regierungssysteme gefährlich schienen, 1843 seine Absetzung ohne Pension. Da ihm auch mehrere andere Städte und Staaten den Aufenthalt verweigerten, führte er von da an ein unstätes Wanderleben, sich theils in Mecklenburg, Hamburg, Hannover in verschiedenen Orten, theils am Rhein aufhaltend und meist von seinen literarischen Erwerbe lebend. Seit 1849 mit Ida zum Berge vermählt, mußte er, durch polizeiliche Verfolgungen genöthigt, sein Wanderleben noch fortsetzen, bis diese 1854 aufhörten, und er sich bleibend in Weimar niederließ, wo er literarisch beschäftigt noch lebt.

Hoffmanns Verdienste um die Literatur zerfallen in zwei, wesentlich von einander verschiedene Theile. Den ersten erwarb er sich als selbstständiger Dichter, durch seine zahlreichen Sammlungen lyrischer, meist vortrefflicher Poesien, den anderen als Kritiker, Forscher und Herausgeber auf dem Gebiete der älteren deutschen Literatur, für welche er von großer Wichtigkeit war und Außerordentliches leistete. Er gab heraus: „Bruchstücke von Otfried und andere deutsche Sprachdenkmale", „Das Ludwigslied", „Den Reinecke Vos" des Nikolaus Baumann mit einem Wörterbuche und noch einige, schrieb über diesen Gegenstand: „Fundgruben für Geschichte der deutschen Sprache und Literatur," „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeiten", und „Geschichte der lateinisch=deutschen Mischpoesie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart". In allen den genannten und noch einigen anderen dahingehörenden Werken entwickelt er große Belesenheit und erscheint überall als ein gründlicher und genauer Forscher.

Seine eigenen Poesien zerfallen wiederum in zwei gänzlich verschiedene Theile. Die einen sind gemüthsinnige, herzlich empfundene, harmlose, lyrische Töne eines liebevollen Dichtergemüths, die meist in der vortrefflichsten Weise in ihrer einfachen, sangbaren Form an das alte Volkslied erinnern. Dahin gehören die Sammlungen: „Lieder und Romanzen", „Liebeslieder", „Heimathsklänge", Kinderlieder", „Lieder deutscher Landsknechte". Dann die Dialektgedichte: „Allemannische Lieder" und zahlreiche andere, die mit wenig Ausnahmen nach Form wie Inhalt äußerst gelungen sind. Die andere Seite seiner dichterischen Thätigkeit, tendenziös=satyrisch, der Menge nach ebenfalls nicht unbedeutend, dem poetischen Gehalte nach jedoch von weit geringerem Werthe, sind Lieder politischen Inhalts, durch die er sich selbst so viele Verfolgungen zuzog und womit er den verderblichen Weg der politischen Poesie betrat, den in neuerer Zeit so viele Dichter, keineswegs zum Vortheil der wahren Poesie, einschlugen. Es sind dies: „Die unpolitischen Lieder", „Hoffmann'sche Tropfen", „Deutsche Lieder aus der Schweiz", und noch einige,

und man kann es nur mit Vilmar schmerzlich beklagen, daß Hoffmann seinem entschiedenen Berufe, dem Volksliede nicht treu geblieben ist, obwohl sich auch unter diesen Sammlungen ihrer Art nach, wenn man einmal zugegeben hat, daß das unruhige Parteitreiben der Politik ein Gegenstand der Poesie sein kann, manches Gelungene befindet. Mit diesen politischen Liedern steht Hoffmann eigentlich schon außer dem Bereiche der vorliegenden Literaturperiode, da er mit denselben bereits in die nächste hinüberreicht, und die Gruppe derjenigen Dichter eröffnet, deren Hauptfeld die politische Poesie ist.

## Aus Hoffmanns Poesien.

### Des Landsknechts Kirmeslied.

Jedem das Seine
Am besten gefällt!
Einem sein Mädel,
Dem Andern sein Geld.

Werbe der Teufel
Um Güter und Geld!
Ehrliche Herzen
Gehn grad' durch die Welt.

Wär' ich ein Bettler
Und wärst du gar reich,
Macht uns auf Erden
Die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden
Auch gleich wohl die Noth.
Auch an den Kaiser
Kommt endlich der Tod.

Warum so traurig?
Wie? hat's dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Kussel geschenkt?

Will's nicht behalten,
Es ist kein Gewinn;
Geb' es dir wieder,
Da! nimm es nur hin.

### Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

### Veilchen.

Veilchen, unter Gras versteckt
Wie mit Hoffnung zugedeckt,
Veilchen! freue dich mit mir!
Sonne kommt ja auch zu dir.

Sonne scheint mit Liebesschein
Tief dir in dein Herz hinein,
Trocknet deine Thränen dir
Veilchen, freue dich mit mir.

## Abschied.

Morgen müssen wir verreisen
Und es muß geschieden sein.
Traurig ziehn wir unsere Straße,
Lebewohl mein Schätzelein.

Lauter Augen, feucht von Thränen,
Lauter Herzen, voll von Gram,
Keiner kann es sich verhehlen,
Daß er schweren Abschied nahm.

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir zurück in's Thal.
Schau'n uns um nach allen Seiten,
Seh'n die Stadt zum letzten Mal.

Wenn der Winter ist vorüber,
Und der Frühling zieht in's Feld,
Will ich werden wie ein Vöglein.
Fliegen durch die ganze Welt.

Dahin fliegen will ich wieder,
Wo's mir lieb und heimisch war.
Schätzlein muß ich heut' auch wandern,
Kehr' ich heim doch übers Jahr.

Ueber's Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien dir an's Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.

## Er hat ein roth Gesicht.

Wo sind sie denn geblieben,
Die guten Gesellen mein?
Sie gingen bei dem Wirthe
Zum goldnen Landsknecht ein.

Da saßen sie und spielten
Bei einer Kanne Bier,
Ich geh' indeß zum Liebchen,
Klopf leis' an ihre Thür.

Herein! herein! wer ist da? —
Und gleich trat ich hinein.
Sie saß in ihrer Stube,
Und spann ganz mutterallein.

Da hab' ich sie geküsset
Auf ihren rothen Mund,
Wohl fünf, sechs, sieben Male
In einer Viertelstund'.

Und als ich zu meinen Gesellen
Im goldnen Landsknecht kam,
Da hatt' ich ein roth Gesichte,
Sie's alle Wunder nahm.

I nun, was nimmt's euch denn Wunder,
Ihr guten Gesellen mein?
Ihr spieltet im goldnen Landsknecht,
Und tranket Bier, statt Wein.

Ich war in der weißen Taube,
Da trank ich so rothen Wein,
Drum mag auch mein Gesichte
Wohl geben so rothen Schein.

## Auf der Wanderung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmer-
wald,
Da wachsen unsre Reben,
Grüß' mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Citronen,
Singe, sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin!
Nur in Deutschland
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne,
Grüß mir mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnet Freud' und Wonne.

## Sechszehnte Gruppe.

## Die Freiheitssänger aus den Jahren 1813, 1814 und 1815.

### Einleitung.

Die Unterdrückung Deutschlands durch die Franzosen, die schon seit dem Jahre 1806 gedauert hatte, erregte in den Herzen der Vaterlandsfreunde Zorn und Unwille und erweckte in allen deutschen Gauen zahlreiche Dichter, die Volk wie Fürsten mit begeisterten Worten zum Aufstand gegen die Unterdrücker aufriefen. Diese feurigen Vaterlandsgesänge konnten um so weniger ihre Wirkung verfehlen, als die meisten der Sänger beim Ausbruch des Krieges ihre Worte zur That machten und muthig in die Reihen der Streiter eintraten, und That und Wort wirkten bei diesen Sängern wechselweise anregend aufeinander. Durch die tiefste und wahrste Begeisterung waren die Lieder hervorgerufen und feuerten zur That an, durch den heldenmüthigen Kampf wurde die Begeisterung zu immer neuen Liedern wach erhalten. Es ist daher diese Gruppe von Dichtern, die, wie wir gesehen haben, ebenfalls von den Romantikern ausging, einer der kräftigsten und edelsten Zweige der Romantik, deren Bahn zwar kurz und schnell durchlaufen, aber wirkungsvoll und glänzend war. Diejenigen Dichter, die sich beinahe ausschließlich dieser vaterländischen Poesie zuwandten, sind:

Friedrich August von Stägemann, Ernst Moritz Arndt, Heinrich Joseph von Collin, Friedrich Max Schenk von Schenkendorf, Karl Theodor Körner, Ludwig Giesebrecht, Adolph Ludwig Follen und Karl Follen.

Nächst diesen und noch einigen, die mit ihren übrigen Poesien jedoch schon der neuern Zeit angehören, machten sich auch die bereits bei andern Gruppen erwähnten Dichter: Fouqué, Eichendorff, E. Schulze, Rückert, L. Robert als Vaterlandssänger bekannt, doch zählen sie ihrer Hauptthätigkeit nach nicht hierher.

Friedrich August Stägemann, geboren den 7. November 1763 zu Vierraden in der Uckermark, studierte in Halle die Rechte, wurde 1785 Auskultator in Königsberg, später Kriminalrath, Landschaftssyndikus, 1806 Geheimer Oberfinanzrath in Berlin und 1809 Staatsrath daselbst. Im Jahr 1815 begleitete er den Minister Hardenberg nach Paris, London und Wien zum Kongreß, wurde 1816 in den Adelsstand erhoben und starb in Berlin den 17. Dezember 1840.

Vilmar nennt Stägemann's Poesien eine direkte Fortpflanzung der Ramler'schen Dichtungen, da er seinen spezifisch preußischen Patriotismus, im Gegensatz zu dem allgemein deutschen der übrigen Freiheitssänger, meist nach Ramler's Vorgang in die antike Odenform kleidete, er also gleichsam von vornherein darauf verzichtete, vom Volk verstanden und richtig aufgefaßt zu werden. Alle seine Poesien, sowohl seine früheren Gedichte, als die „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 1813", wie die Reihe von Sonetten:

„Erinnerungen an Elisabeth", die seine Gattin verherrlichen, sind wenig bedeutend und enthalten mehr Wortgepränge als wahre Poesie.

Ernst Moritz Arndt, geboren den 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen. Als Bauernsohn wuchs er in fröhlicher Unabhängigkeit auf, studierte in Greifswald, später in Jena Theologie und Philosophie, kehrte nach vollendeten Studien nach Hause zurück, wo er seine jüngern Geschwister unterrichtete, auch wohl von Zeit zu Zeit predigte, doch sagte ihm die praktische Ausübung der Theologie nicht zu, und er unternahm, ehe er einen andern Beruf wählte, größere Reisen durch Schweden, Deutschland, Ungarn, die Schweiz, Italien und Frankreich, wurde nach seiner Rückkehr 1800 Privatdozent der Geschichte in Greifswald, 1806 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Doch schon zwei Jahre später, 1808, sah er sich genöthigt, nach Schweden zu flüchten, da er sich durch einige zu freisinnige Schriften, sowohl im Vaterlande, wie auch von französischer Seite Verfolgungen zugezogen hatte. Bis 1810 blieb er in Schweden, ging dann unter dem Namen Allmann nach Berlin und bald darauf wieder nach Greifswald zurück, wandte sich 1812 nach Breslau, um mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau in Verbindung zu treten und mit ihnen gemeinschaftlich zur Befreiung des Vaterlandes zu wirken, begleitete den Minister Stein, den er in Rußland, wohin er von Breslau gegangen war, kennen gelernt, nach Frankreich, kehrte 1813 nach Deutschland zurück und hielt sich größtentheils am Rhein, in Köln und Bonn auf, wo er durch zahlreiche Flugschriften, Kriegs- und Vaterlandslieder den Haß gegen die Franzosen und die Liebe zur Freiheit rege zu erhalten suchte. Nach dem Frieden ging er als Professor der Geschichte nach Bonn, wurde dort bald, da er seine Unzufriedenheit über die nunmehrige Wendung der Dinge nicht verbarg, wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung gezogen und, obwohl freigesprochen, doch seiner Professur entsetzt. Erst 1840 erhielt er wieder sein früheres Lehramt an der Universität Bonn, 1841 wurde er zum Rektor ernannt und starb als solcher in Bonn den 29. Januar 1860.

Nicht als Dichtergenius überhaupt, sondern nur als Vaterlandsdichter war Arndt hervorragend und von außerordentlicher Wirkung auf das Volk. Seine wenig zahlreichen übrigen Poesien: „Lyrische und lyrisch-epische Gedichte" sind, wenn auch nicht werthlos, doch höchstens nur mittelgut. Seine Vaterlandsgesänge dagegen, die von dem glühendsten und begeistertsten Patriotismus eingegeben waren, haben meist, nächst der erstaunlichen Wirkung, die sie in jener Zeit übten, auch wahrhaft poetischen Werth, der sie für spätere Zeiten noch wichtig machen wird, wenn der opferfreudige Patriotismus vielleicht längst vergessen ist. Mit ihrer Kraft und Wahrheit, mit ihren einfachen, schmucklosen, volksthümlichen Versen und Melodien werden diese Lieder als Vaterlandsgesänge immer in der deutschen Literatur einen ehrenden Platz verdienen.

Ebenso bedeutend wie als Dichter, wenn nicht noch bedeutender, war Arndt als Geschichtschreiber. Die historischen Werke sind vom selben Geist

des Patriotismus angeweht, wie seine Lieder, dabei in einer, wenn auch nicht künstlerisch gediegenen, aber natürlichen, frischen und kräftigen Sprache geschrieben, unpartheiisch und vorurtheilsfrei, so lange nicht vom „Erbfeinde“ des deutschen Volkes die Rede ist. Die hervorragendsten derselben sind, außer zahlreichen Flugschriften, wie der „Soldatenkatechismus“, „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ u. s. w. „Der Geist der Zeit“, „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“, „Einleitung zur historischen Charakterschilderung“, „Historisches Taschenbuch für 1813 bis 1814“; sowie seine Reisebeschreibungen: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von und zu Stein“, „Reisen durch Schweden“, „Reisen durch Schweden, Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich“ und andere.

Auch seine „Märchen und Jugenderinnerungen“, seine Selbstbiographie: „Erinnerungen aus dem äußern Leben“, seine „Abhandlung über das deutsche Kirchenlied“ und seine „Briefe an Freunde“ sind interessante und ansprechende Schriften.

## Aus Arndt's Dichtungen.

### Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter in's Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So ziehet der tapfere, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus;
Dann zogen sie lustig in's Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauern und Thürme tief.

O weh euch Franzosen, wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengest du nicht mit den Reitern in's Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund, da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt."

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik, ohne Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er zornig: „Herr Schill, Herr Schill!
Ich an den Franzosen euch rächen will."

## Deutsches Herz.

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts.
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein!
Lug und Trug sind dir zu fein!
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht!

Laß den Welschen Meuchelei!
Du sei redlich, fromm und frei.
Laß den Welschen Sklavenzier!
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten wacker aus
In Gefahr und Todesgraus.

Drum, o Herz, verzage nicht!
Thu' was dein Gewissen spricht,
Die allmächtige Natur
Hält dir ewig ihren Schwur!

## Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, er hielt solchen Strauß,
Daß viel tausend Welschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen zur Ostsee hinab,
Und nehmt, ohne Hosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen, wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie so sicher, nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blasen die Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen in Frankreich hinein!

**Des Deutschen Vaterland.**

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's wo der Sand der Dünen weht?
Ist's wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh' darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut,
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Heinrich Joseph Edler von Collin, geboren den 26. Dezember 1772 in Wien, bezog 1790 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren, und beschäftigte sich dabei eifrig mit dem Studium der alten und neuern Literatur, wurde, nachdem er die Universität verlassen, 1795 Praktikant bei der Hofkanzlei, 1809 Sekretair bei der Kreditshofkommission, bald darauf erhielt er in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich in dieser Stellung erworben, den Titel als Hofrath und den Leopoldsorden. Er starb in Wien den 28. Juli 1811 in Folge der zu großen geistigen Anstrengungen, die er sich sowohl in Ausübung seines Berufes, wie auch als Dichter auferlegt hatte.

Collin war ein begabter Dichter, der mit einer ausgezeichneten klassischen Bildung, im historischen Drama, auch als Lyriker und Romanzendichter manches Bedeutende leistete.

Seine Dramen („Regulus", „Coriolan", „Die Horatier und Curatier", „Polyxena" und andere), zu denen er meist Stoffe aus der römischen Ge-

schichte wählte, sind, wenn auch keine vollendeten Kunstwerke, doch gut angelegte und verständig durchgeführte dramatische Produktionen, voll begeisterter Vaterlandsliebe und in einer kräftigen und edlen Sprache abgefaßt.

Noch glühender und feuriger spricht sich diese vaterländische Begeisterung in seinen „Wehrmannsliedern" aus, eine der ersten Sammlungen vaterländischer Gesänge, gegen die Franzosen gerichtet. Gleichen Geist athmet das mit seinem Bruder Matthäus gedichtete Oratorium: „Die Befreiung Wiens".

Unter seinen Romanzen und poetischen Erzählungen, die er mit Glück zu behandeln verstand, erlangte mit Recht „Kaiser Max auf der Martinswand" durch ihre klangvolle Sprache und poetischen Gehalt die weiteste Verbreitung.

## Aus Collins Poesien.

### Kaiser Max auf der Martinswand.

„Hinauf! hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan! hinan!
Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
Nachsetzt der Jäger, und fliegt empor!"

„Gähnt auch die Kluft,
Schwarz wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung!
Klimm, Gemse, nur auf die Felsenwand!
In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand
Mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn.
Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
Jetzt ohne Rast
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest."

Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er stehn,
Und taumelt sich aus; da mußt' er nun sehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steileste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher.
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut;
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist bei Gott eine Menschengestalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß Jeder ihm staunend das Wunder zeih'!
„Gott sei mit ihm!"
Ist's eine Stimm':
„Der steht dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod."

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend, sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm'!"

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,

Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend'!"
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich war es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß, zerschmettert, das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser aufdringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauscht empor?"
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus, ohn' Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand
Der Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlt sich Max ganz matt und schwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Doch wünscht' er allein
Gewiß zu sein,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk, und wickelt' behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser, wie hart,
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein;
Doch immer wollt' es vergebens sein.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:

„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
So harr' ich nun sich'rer des Tods allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammt das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt.

Wegstößt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab,
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief,
So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
Die treu in jeder Noth mir blieb.
Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth;
Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
Will büßen die Schuld
Mit Muth und Geduld.
Mit Einem wohl könnt' ihr mein Herz erfreun,
Ich will euch den Dank im Tode noch weihn.

„Nach Zierlein eilt
Nun unverweilt
Ein Bot' um das heilige Sakrament,
Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
Und wenn der Priester steht am Fluß,
So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
So deut' es ein zweiter mir wieder an.
Sehr bitt' ich euch:
Fleht dann zugleich
Mit mir zum Helfer in aller Noth,
Daß er mich stärk' in dem Hungertod."

Der Bote fleucht;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schaut hinab, erblickt die Monstranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz,
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn,

Die Menschheit ringt
Und siegt und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und, o! wie fleht
Sein heiß Gebet!
„O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
Und du, hochheiliger Gottesgeist,
Der Beide vereint, das Heil uns weist;
O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O, tauchte sich schnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält!"

„Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr!
O, sieh' auf mich erbarmend her!
O, Christus Lieb' tritt bei mir ein!
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' so feurig beseelt,
Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segne Gott
In deiner Noth,
Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preis't."

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knieen harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch bleibt er knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht. — —
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt. —

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland;
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das „Heilig" singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch emporgehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund
Und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit;
Doch folgt mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich.""
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?"
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!""
Drauf es sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt
Der Kaiser sich drückt;
Sieh'! da hüpfet das Knäblein leuchtend voran
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;
Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstroms brausender Fall.
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht,
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen lange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,

Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft ermattet er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit, —
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glühn.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
—'s war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht! mich hat sein Engel zurückgebracht!"

Friedrich Ferdinand Gottfried Max Schenk von Schenkendorf, geboren den 11. Dezember 1784 in Tilsit, studierte in Königsberg Kameral- und Rechtswissenschaft, erlernte 1805 praktisch die Landwirthschaft und trat 1806 als Referendar in den Staatsdienst. Er lernte in Königsberg die bekannte Mystikerin Frau von Krüdener kennen und ging nebst seiner Braut 1812 mit ihr nach Karlsruhe, wo er durch sie die Bekanntschaft Jung-Stillings machte, zu dem ihn gleiche religiöse Ansichten besonders hinzogen. Nachdem er sich Ende 1812 verheirathet hatte, trat er beim Ausbruch der Befreiungskriege sogleich als Freiwilliger ein, und obschon er durch Lähmung eines Armes verhindert war, die Waffen zu tragen, nahm er doch beim Generalstab, wie im aktiven Dienst an den Feldzügen Theil. Nach dem Frieden 1815 wurde er zum Regierungsrath in Koblenz ernannt, doch konnte er nicht lange als solcher wirken, da er schon den 11. Dezember 1817 daselbst starb, in Folge eines alten Lungenübels.

Schenkendorf, der sanfte, doch innige Freiheitssänger, der im Gegensatz zu den andern vaterländischen Dichtern, wie Arndt, Körner, die Brüder Follen, die ihrem glühenden Hasse gegen die Unterdrücker, ihrer jubelnden Freude über die Erhebung und die Siege der Deutschen begeisterten und stürmischen Ausdruck liehen, mehr nur das Vertrauen auf Gott beim gerechten Kampfe besang, überhaupt nur die sanfteren Töne des Vaterlandsliedes anschlug. Schenkendorf war derjenige unter den Freiheitssängern, die das mystisch-romantische Element, wovon die meisten derselben ausgegangen waren, am reuesten bewahrte. Er wünschte, wie die Romantiker, die Zeit der alten Herrlichkeit, die Zeit der deutschen Kaiser wieder und in diesem Sinne sind

auch seine Schlacht- und Sieges-, seine Vaterlands- und Freiheitsgesänge gehalten.

Obgleich durch diese wenig zeitgemäße, an sich nicht ganz klare Idee manches seiner Gedichte etwas Mystisch-Verschwommenes und Dunkles haben, etwas, was deutlich zeigt, daß sich der Dichter selbst nicht klar bewußt war, was er wollte, wie z. B. das bekannte und vielgesungene Lied: „Freiheit, die ich meine", so halten sich doch die meisten derselben frei von diesem mystischen Elemente, und waren nicht allein von eben so großem Einflusse für die damalige Zeit, wie die Arndt'schen und Körner'schen Lieder, sondern auch als poetische Produktionen von Werth.

Noch höher, wie seine vaterländischen Gesänge, weil mehr seinem innersten, frommgläubigen, weichen Charakter entsprechend, stehen seine religiösen Lieder, die mit ihrem kindlichen Gottvertrauen, mit ihrer herzlichen Innigkeit oft an Novalis erinnern und nächst dessen geistlichen Liedern auch zu den besten derartigen Gedichten gehören. Seine wenigen lyrisch-epischen Gedichte: „Balladen und Romanzen" sind nicht bedeutend.

## Aus Schenkendorfs Poesien.

### An das Herz.

Laß legen sich die Ungeduld,
Sei stille, Herz, nur stille!
Dort oben waltet Vaters Huld,
Der neige sich dein Wille.

Was schauest du so viel herum
Und hast so viele Worte?
Bald wird doch alles still und stumm
An einer dunklen Pforte.

Wir werden alle stumm und still
In unsre Gräber ziehen,
Ob einer dort sich regen will
Vergebens ist sein Mühen.

Laß fahren, Herz, die Ungeduld,
Zur Ruhe mußt du kommen,
Und wirf dich in die Vaterhuld,
Das einzig bringt dir Frommen.

Und wenn wir dann so manches Jahr
Im stillen Grabe lagen,
Wird uns ein Morgen, hell und klar,
Am fernen Aufgang tagen.

Da stillt sich Durst und Ungeduld
In seinen rothen Gluthen,
Da will des ew'gen Vaters Huld
In Strömen niederfluthen.

Drum sei nur stille, Herz, fein still,
Bald legen sich die Wellen,
Der alles hat und geben will,
Wird deine Nacht erhellen.

### Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb' in meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin;
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar!
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht —
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

## Das Lied vom Rhein.

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König, hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen;
So oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon, wie Wein
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würde Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wieder kehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht?
Und mein gebrochnes deutsches Recht?"

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert."

„Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt."

„Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wenn er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wenn meine Schrecken dich umbrausen;
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungenhort
Ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern,
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

## Soldatenmorgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden
Schau' her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen
Dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll uns kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er, sonder Hülle,
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust,
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei;
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

## Frühlingsgruß an das Vaterland 1814.

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen,
Komm' ich von der Donau Quell',
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne, mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen
Du, mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß;
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht,
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht;
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann, nach langen, schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht;
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends, wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land;
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band;
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte, alt und neu:
„Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!“

Karl Theodor Körner, geboren den 23. September 1791 in Dresden, war der Sohn des bekannten edlen Freundes von Schiller. Als Kind war der junge Körner kränklich und seine schlummernden Talente und Anlagen kamen daher erst später zur Entwickelung. Nach einer vortrefflichen, Geist und Herz bildenden Erziehung im elterlichen Hause kam er 1808 auf die Bergakademie nach Freiberg, besuchte 1810 die Leipziger Universität, wo er sich hauptsächlich mit Philosophie und Geschichte beschäftigte; 1811 verließ er Leipzig und wandte sich nach Berlin, war aber genöthigt, auch diese Stadt krankheitshalber bald wieder zu verlassen, und ging nach wieder erhaltener Gesundheit nach Wien, wo er bei Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Schlegel, die beide seinem Vater befreundet waren, die liebevollste Aufnahme und Ermunterung seines poetischen Talentes fand. Schon lange hatte er sich mit Dichten beschäftigt, aber erst in Wien veröffentlichte er lyrische Gedichte und eine Reihe von Dramen, die solchen Beifall fanden, daß er 1812 zum kaiserlichen Theaterdichter dort ernannt wurde und in den unabhängigsten und glücklichsten Verhältnissen lebte, besonders als er auch bald ein edles Mädchen fand, die er liebte und sich mit ihr verlobte. Um so höher war es seiner Vaterlandsliebe anzurechnen, daß er sich aus diesen angenehmen Verhältnissen losriß und bei Ausbruch des Krieges sogleich in die Reihen der Kämpfer trat. Im März 1813 verließ er Wien, um in die Lützowische Freischaar einzutreten, machte als Adjutant des Major von Lützow dessen kühne Streifzüge mit, wurde bei einem derselben schwer verwundet und ging nach Leipzig, dann nach Karlsbad, um sich heilen zu lassen. Sobald er sich wieder kräftig fühlte, eilte er zu der Freischaar zurück, die am rechten Elbufer stand. Nachdem er am Morgen des 26. August sein letztes Gedicht, „das Schwertlied", einem seiner Kameraden vorgelesen, kam es in der Nähe von Gadebusch zu einem Gefecht, wobei der Feind zurückgeschlagen, Körner aber schwer verwundet wurde, und trotz aller ärztlichen Hülfe den folgenden Tag, den 27. August 1813, dieser Wunde erlag.

Körners Bild, als das eines begeisterten Sängers, muthigen Streiters und freudigen Märtyrers für die gerechte Sache des Vaterlandes, steht in aller Herzen mit der Glorie der Poesie umgeben, die eine noch so strenge Kritik seiner poetischen Werke niemals verlöschen wird. Doch verdient er auch, abgesehen von dieser Glorie, womit die dankbare Nachwelt ihn schmückt, abgesehen von der außerordentlichen Wirkung, die seine Lieder als Zeitgedichte hatten, eine nicht unbedeutende Stelle als Dichter. Er war jedenfalls unter den hier genannten Freiheitssängern der poetisch begabteste, der bei längerem Leben im Drama, im Liede, wie in der Ballade Vortreffliches geleistet hätte, und auch so schon in manchen Beziehungen bei seiner Jugend Erstaunliches leistete.

Seine lyrischen Gedichte, sowohl die vaterländischen Gesänge, die sein Vater unter dem Titel: „Leier und Schwert" herausgab, wie auch die übrigen: Sonette, heitere, ernste und religiöse Lieder, sind voll tiefer Empfindung, dichterischer Phantasie und Wahrheit des Gefühls; viele derselben von einer

bewunderungswürdigen Vollendung in Form und Ausdruck, wenn auch manchen andern die volle Reife noch fehlt.

Seine Balladen („Harras, der kühne Springer", „Der Kynast"), wie seine Dramen, Trauerspiele, Lustspiele, Singspiele und Possen, in denen er sich noch zu sehr an sein Vorbild, Schiller, anlehnt, verrathen ebenfalls Talent, wenn auch noch eine unsichere und unselbständige Hand. Die Trauerspiele: „Zriny", „Hedwig", „Rosamunde", die Lustspiele und Possen: „Der Nachtwächter", „Die Gouvernante", „Der Vetter aus Bremen", werden dessenungeachtet noch jetzt mit Beifall aufgeführt, und gefallen durch ihre gewandte Sprache und die letzteren namentlich durch ihre heitere Laune.

Seine wenigen prosaischen Erzählungen sind ziemlich unbedeutend.

## Aus Körners Poesien.

### Worte der Liebe.

Worte der Liebe, ihr flüstert so süß
Wie Zephyrswehen im Paradies,
Ihr klingt mir im Herzen nah und fern;
Worte der Liebe, ich trau' euch so gern.
Streng mag die Zeit, die feindliche, walten,
Darf ich an euch nur den Glauben behalten.

Wohl gibt es im Leben kein süßeres Glück,
Als der Liebe Geständniß in Liebchens Blick;
Wohl gibt es im Leben nicht höhere Lust,
Als Freuden der Liebe an liebender Brust.
Dem hat nie das Leben freundlich begegnet,
Den nicht die Weihe der Liebe gesegnet.

Doch der Liebe Glück, so himmlisch, so schön,
Kann nie ohne Glauben an Tugend bestehn,
Der Frauen Gemüth ist rein und zart,
Sie haben den Glauben auch rein bewahrt.
Drum traue der Liebe, sie wird nicht lügen,
Denn das Schöne muß immer, das Wahre muß siegen.

Und flieht auch der Frühling dem Leben vorbei,
So bewahrt den Glauben doch still und treu,
Er lebt, wenn hier Alles vergeht und zerfällt,
Wie ein Strahl des Lichts aus der bessern Welt;
Und tritt auch die Schöpfung aus ihren Schranken,
Der Glaube an Liebe soll nimmer wanken.

Drum flüstert ihr Worte der Liebe, so süß,
Wie Zephyrswehen im Paradies,
Drum klingt im Herzen noch nah und fern,
Drum, Worte der Liebe, drum trau' ich euch gern.
Und wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.

### Die drei Sterne.

Es blinken drei freundliche Sterne
  In's Dunkel des Lebens herein;
Die Sterne, die funkeln so traulich,
  Sie heißen: Lied, Liebe und Wein.
Es lebt in der Stimme des Liedes
  Ein treues, mitfühlendes Herz;
Im Liede verjüngt sich die Freude,
  Im Liede verweht sich der Schmerz.
Der Wein ist der Stimme des Liedes
  Zum freudigen Wunder gesellt
Und malt sich mit glühenden Strahlen
  Zum ewigen Frühling die Welt.

Doch schimmert mit freudigem Winken
  Der dritte Stern erst herein,
Dann klingt's in der Seele wie Lieder,
  Dann glüht es im Herzen wie Wein.
Drum blickt denn, ihr herzigen Sterne,
  In unsre Brust auch herein:
Es begleite durch Leben und Sterben
  Uns Lied und Liebe und Wein.
Und Wein und Lieder und Liebe,
  Sie schmücken die festliche Nacht;
Drum leb', wer das Küssen und Lieben
  Und Trinken und Singen erdacht.

## Aus Leier und Schwert.

### Abschied von Wien. (1813.)

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
  Begrüß' ich dich, und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Thräne regen;
  Was sträub' ich mich, die Thräne schmäht mich nicht.
Ach! wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
  Sei's, wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden deine theuren Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
  Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
  So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
  Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben,
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
  Errungen mit des Liedes heitrem Muth;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach den Rechten,
  Die ich gepflegt mit jugendlicher Gluth.
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
  Und gält's das eigne wärmste Blut. —
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es gibt ja keinen Tod für unsre Liebe.

### Letzter Trost beim Zurückzuge der vereinigten Heere über die Elbe.

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
  Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
  Wir wollen uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt:
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir rüstig zusammenstehn,
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüth'riche fassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zitt're, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn,
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

## Männer und Buben.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht:
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,

Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Wenn uns der Trompeten rauher Klang,
Wie Donner Gottes, zum Herzen drang:
Magst du im Theater die Nase wetzen,
Und dich an Triller und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Wenn die Gluth des Tags versengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt:
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied an's ferne Treuliebchen gedacht.
Magst du zu deinen Maitressen laufen,
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saus't,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraus't:
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken.
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an
Mann für Mann!
Wer den Flamberg schwingen kann.

## Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken,
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude d'ran.
Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Das freut' dem Schwerte sehr."
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben
Mein lichtes Eisenleben;
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh;
Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten!
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach, herrlich ist's im Freien!
Im rüst'gen Hochzeitsreihen.
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!"
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laß das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Ludwig Giesebrecht, geboren 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz, studierte in Berlin und Greifswald, betheiligte sich 1813 an den Freiheitskriegen, und lebt seit 1816 als Professor am Gymnasium in Stettin.

Seine ersten poetischen Erzeugnisse waren eine Anzahl recht gelungener Schlacht- und Vaterlandslieder. Doch entwickelte sich sein poetisches Talent erst später in reicherm Maße, und da auch erst zeigte sich, auf welchem Gebiete sein eigentlicher poetischer Beruf lag. Er ist, um Vilmar's Ausspruch anzuführen, „der Sänger der treuen und frommen, eben so ernsten und heiligen, wie innigen und wahrhaftigen Gesinnung des deutschen Hauslebens."

Adolph Ludwig Follen, geboren den 21. Januar 1794 in Gießen, studierte daselbst die Rechte, betheiligte sich an den Kämpfen der Befreiungskriege, übernahm nach dem Friedensschlusse die Redaktion der Elberfelder allgemeinen Zeitung, wurde 1819 wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung verwickelt und bis 1821 in Berlin in strenger Haft gehalten. Nach seiner Freilassung begab er sich nach der Schweiz, wo er Professor an der Kantonsschule zu Aarau wurde. Später lebte er als Privatmann meist in Zürich, oder in der Nähe auf dem Schlosse Attikom und starb dort 1855.

Follen war ein begabter Dichter, der es vor allem verstand, sowohl in seinen Liedern, wie in den Balladen und Romanzen volksthümlichen Ton und Weise wiederzugeben. Seine, mit seinem Bruder Karl gemeinschaftlich herausgegebene Sammlung lyrischer Gedichte: „Freie Stimmen frischer Jugend", meist vaterländische, mehr aber noch Turnerlieder enthaltend, sind die wenigst bedeutenden seiner Poesien, da sie kräftig und keck, aber übersprudelnd und als Kunstwerke zu wenig gemäßigt erscheinen. Seine Balladen dagegen, meist Sagen oder historische Begebenheiten der Schweiz behandelnd, sind nach Inhalt wie Form gelungen.

Außer als Dichter machte er sich auch als Uebersetzer und Forscher im Gebiete der ältern deutschen Literatur rühmlichst bekannt. Er übersetzte Tasso's: „befreites Jerusalem", gab heraus eine vortreffliche Bearbeitung „alter christlicher Lieder und Kirchengesänge"; „Bildersaal deutscher Dichtungen"; machte den Versuch, ältere Poesien im Tone des Volksliedes zu erneuern, wie die beiden Dichtungen beweisen: „Ein schön und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Siegenot", und „Das Nibelungenlied im Ton unserer Volkslieder, 1. Theil: Siegfried's Tod". Ferner schrieb er eine Fortsetzung von Schiller's „Geisterseher" und den Ritter- und Zauberroman: „Malagis und Vivian".

Sein Bruder Karl Follen, geboren in Gießen den 3. September 1795, hatte mit ihm gleiche Bestrebung und Neigung und ähnliches Schicksal.

Er studierte die Rechte in Gießen und ließ sich, nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht, 1818 als Privatdocent der Rechtswissenschaft dort nieder, ging aber bald nach Jena, da auch er in politische Untersuchung verwickelt wurde. Doch auch von dort vertrieben, wandte er sich zuerst nach Frankreich, dann nach der Schweiz, wurde Lehrer in Chur, später in Basel und wanderte 1829 nach Amerika aus, hielt in Newyork Vorträge über das römische Recht, erhielt 1831 die Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge im Staate Massachusetts und fand den 13. Januar 1841 bei einer Reise, auf dem in Brand gerathenen Dampfschiffe „Lexington" seinen Tod. Von gleicher Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllt, aber bei weitem weniger begabt wie sein Bruder, besitzen wir von Karl Follen nur diejenigen Schlacht-, Vaterlands- und Turnerlieder, die sich in der Sammlung: „Freie Stimmen frischer Lieder", befinden.

## Ballade von A. L. Follen.

### Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Horst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind,
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Rugguser, nie Schlachttrommete scholl,
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen, in Gott vor allen minnt.

Er schaut wohl durch die Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechterkunst.
Nun waren seine Blicke mit Düsterniß erfüllt,
Wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold, Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan, der laut geprief'ner Sagen,
Des Landes Angst und Plagen: den Lindwurm hat erschlagen;
Er that, was Keiner mochte, im echten Rittermuth,
Das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur,
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne klirrend in's Gefild,
Und über die Schulter wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen!
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder, will euch eine Gasse machen;“
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb' voll Todeslust!
Drückt all' die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Heide;
Doch wilder, bebt dir, Oestreich das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtdonner schwieg;
Dann schrein aus einem Munde die Schweizerhorste: „Sieg.“
Und ob den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!“

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt.
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Horst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge borst.

## Siebenzehnte Gruppe.

## Schwäbische Dichterschule.

### Einleitung.

Mit dem Namen schwäbische Schule bezeichnet man gewöhnlich eine Gruppe von Dichtern, meist aus Schwaben gebürtig, die, ohne einen geschlossenen Verein zu bilden, ohne nach bestimmt ausgesprochenen poetischen Grundsätzen bei ihren Dichtungen zu verfahren, doch im allgemeinen von ähnlichen Ansichten geleitet wurden.

Theilweise auf den Ideen der Romantiker fußend, oder doch wenigstens davon ausgegangen, — wie die meisten schwäbischen Dichter das Eindringen in die ältere deutsche Literatur, und die Vorliebe für die alten Märchen und Sagen, noch jetzt mit den Romantikern gemein haben, — wandten sie sich jedoch von den unklaren, mystischen Schwärmereien derselben ab, mehr der Gegenwart zu, so daß sie, ähnlich wie die Freiheitssänger, ihre Vaterlandsliebe in begeisterten patriotischen Liedern ausdrückten; doch auch von diesen unterschieden sie sich wieder dadurch, daß ihre Lieder mehr politischer wie vaterländischer Natur waren, und zwar erscheint dies hauptsächlich durch die Zeitverhältnisse erklärlich. Man wollte, nachdem der äußere Feind bezwungen, auch die schwer erkämpfte Freiheit genießen, sah sich aber von innen mehr bedrückt, wie vorher. Da erhoben denn die Dichter gegen die inneren Mißbräuche und Schäden, gegen die Verfolgung und Unterdrückung im Kleinen wie im Großen ihre Lieder, die noch immer bis in die neueste Zeit erschallen. Obgleich diese politischen Gedichte, wie wir bei Hoffmann von Fallersleben schon Gelegenheit nahmen zu bemerken, für die Poesie als verderblich angesehen werden müssen, sagt doch schon Goethe: „ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied", weil dadurch der Dichtkunst Elemente zugeführt werden, die gar nicht hinein gehören, so sind die politischen Lieder der schwäbischen Dichter, namentlich ihres Hauptes, Uhland, verhältnißmäßig noch die besten, doch liegt dessen und der ganzen schwäbischen Schule Hauptthätigkeit und Wirkung nicht auf diesem Gebiete, sondern auf dem der volksthümlichen Ballade, Romanze und Legende, des einfach sinnigen, fromm gläubigen, wie die Schönheiten der Natur lieblich verherrlichenden Liedes.

Die schwäbischen Dichter, die in den Bereich der vorliegenden Literaturperiode gehören, sind:

Johann Ludwig Uhland, Justinus Andreas Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer, Abraham Emanuel Fröhlich und Albert Knapp.

Unter den neueren Dichtern reihen sich noch eine nicht unbedeutende Anzahl der schwäbischen Schule an, wie G. Pfizer, K. Grüneisen, E. Mörike, B. Strauß, K. Spitta, die Brüder August und Adolph Stöber und Andere, deren Besprechung jedoch schon außerhalb unseres Kreises liegt.

Johann Ludwig Uhland, geboren den 26. April 1787 in Tübingen, studierte von 1805 an auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1810 daselbst Doktor der Rechte und ging, ehe er ein Amt antrat, nach Paris, hauptsächlich um die mittelalterlichen Handschriften der dortigen Bibliothek zu benutzen. In diese poetischen Schätze vertieft, entwarf er mancherlei Pläne zu späteren Dichtungen, die nur theilweise ausgeführt wurden. Nachdem er 1811 in die Heimath zurückgekehrt, wurde er Advokat in Tübingen, 1812 in Stuttgart, arbeitete auch eine Zeit lang im würtembergischen Justizministerium. Dabei war er eifrig als Dichter thätig, und seine Lieder, größtentheils politischen Inhalts, die zuerst in fliegenden Blättern erschienen, fanden allgemeinen Beifall.

Die erste Sammlung seiner Gedichte veranstaltete er 1815, die, zahlreich vermehrt, bis 1861, 40 Auflagen erlebte. Eben durch seine Lieder als eifriger Kämpfer für Volksfreiheit bekannt, wurde er 1816 als Vertreter Tübingens zum Mitglied der zweiten Ständekammer gewählt, als welcher er für die Rechte des Volkes stritt, sich dadurch bei der Regierung zahlreiche Feinde machte, die ihn durch Verweigerung des Urlaubs, da er unterdeß 1829 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen geworden, von dem Wiedereintritt in die Ständekammer abzuhalten hoffte. Doch legte er seine Professur nieder, um dadurch an dem persönlichen Erscheinen nicht gehindert zu sein, lehnte aber 1839 eine Wiederwahl in die Kammer ab und zog sich in's Privatleben zurück, um ungestört der Poesie, besonders aber literargeschichtlichen Forschungen sich widmen zu können. Nur noch einmal, 1848, trat er wieder in's politische Leben ein, vom Ministerium selbst als Vertrauensmann zur Nationalversammlung nach Frankfurt geschickt. Mißgestimmt durch den schlechten Erfolg des mit so großen Erwartungen begonnenen Unternehmens zog er sich 1849 wieder nach Tübingen in die Stille des Privatlebens zurück und starb dort den 13. November 1862.

Wie die ganze schwäbische Schule war vor allem Uhland ihr Haupt von den Ansichten der Romantiker ausgegangen. Doch erkannte sein klarer Sinn bald, daß die Dichtungen der Romantiker aus dem Nebelhaften und Verschwommenen nicht heraus kommen konnten, so lange sie das Mittelalter, dessen Anschauungen und Gefühlsweise sie nachhingen, nur so oberflächlich, fast nur vom Hörensagen kannten. Diese Erkenntniß führte Uhland zum Studium der Quellen und Denkmale, zuerst der altdeutschen, später der mit dieser in vielfachem Zusammenhang stehenden altfranzösischen Literatur, welchem Studium wir nicht nur seine schönsten Poesien: die, meist auf alten Sagen und Märchen beruhenden Romanzen und Balladen verdanken, sondern auch die für Kenntniß der älteren deutschen Literatur außerordentlich wichtigen, fast unentbehrlichen Schriften, womit er sich als einen der bedeutendsten Germanisten bekannt gemacht hat. Es sind dies: zuerst ein Aufsatz über ältere deutsche Literatur, welcher in der von Fouqué und Neumann herausgegebenen Zeitschrift: „Die Musen", 1812 erschien, dem bald darauf Proben aus dem Heldengedicht: „Viane", metrisch aus dem Altfranzösischen in's Deutsche übertragen, folgten. Später, 1822, erschien die Monographie: „Walter von der Vogelweide", wie Uhland es nannte, eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache, die er aber niemals vollendete. Ferner gab er heraus: „Sagenforschungen", von denen nur das erste Bändchen mit dem Mythus von Thor fertig wurde; eine „Sammlung alter, hoch- und niederdeutscher Volkslieder", 1 Band, dem ein zweiter Band folgen sollte, enthaltend die Gründe der Auswahl und Anordnung, an dessen Vollendung ihn der Tod verhinderte. Einzelne Abschnitte desselben erschienen in der von F. Pfeiffer herausgegebenen Zeitschrift: „Germania", in der auch die Aufsätze über „Die Pfalzgrafen von Tübingen", „Dietrich von Bern", „Siegemund und Siegfried", und andere veröffentlicht wurden.

Uhland als Dichter ist unter den Neueren einer der beliebtesten und gefeiertesten, da er wie wenig andere deutsch und volksthümlich war. Sein poetisches Talent wurde jedoch von seinen zahlreichen Verehrern, theils wegen dieser beiden hervorragenden Eigenschaften, theils seines vortrefflichen und liebenswürdigen Charakters wegen, überschätzt. Er war unzweifelhaft ein sehr begabter Dichter, aber er war keiner von denen, dessen Talente weit umfassend, großartig oder vielseitig genannt werden können. Deutsch und volksthümlich nach Inhalt wie Form waren, wie der Vorzug, so auch die Grenze seiner poetischen Wirksamkeit; und obwohl es für die Entwickelung der Literatur nicht günstig ist, wenn die Dichter den nationalen Boden gänzlich verlassen, wie wir bei Goethe und Platen sahen, so ist es doch eine zu enge Grenze, wenn sie sich, wie Uhland, nur allein darauf beschränken, da durch die Heranziehung fremder Elemente, sowohl fremder Formen wie Stoffe, der Poesie mehr Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit verliehen wird. Innerhalb aber dieser Grenzen war Uhland ein Dichter, der sowohl im Liede, namentlich aber in der Ballade und Romanze Bürger, Goethe und Schiller würdig zur Seite steht.

Seine beiden dramatischen Dichtungen dagegen, das Trauerspiel: „Ernst, Herzog von Schwaben", und das Schauspiel: „Ludwig der Bayer", sowie einige dramatische Fragmente, sind zwar voll schöner lyrischer Stellen, aber ohne dramatisches Leben. Ueber das gut angelegte, unvollendet gebliebene komische Epos: „Fortunat und seine Söhne", läßt sich, da es nicht fertig, nicht wohl ein Urtheil fällen.

## Aus Uhlands Poesien.

### Lieder.

#### Des Hirten Winterlied.

O Winter, schlimmer Winter!
Wie ist die Welt so klein!
Du drängst uns all' in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebsten Haus,
Kaum sieht sie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenster hinaus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände,
Und geh' hinauf in's Haus!
Sie sitzt zwischen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, schöner Sommer!
Wie wird die Welt so weit!
Je höher man steigt auf die Berge,
Je weiter sie sich verbreit't.

Und stehest du auf dem Felsen,
Traut Liebchen! ich rufe dir zu.
Die Halle sagen es weiter,
Doch Niemand hört es als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöh'n:
Wir seh'n in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

#### Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken!

Schließe fest den schwarzen Grund!
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebsten abverlange.

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen.

## Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal!
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

## Frühlingsfeier.

Süßer goldener Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest!
Laßt mich ruh'n und beten!

## Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt!
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n;
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

## Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum.
Mit Ungestüm und Thränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch zusammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menschliche begehrt,
Und doch mit allem Streben,
Kein Ziel erreichen kann!
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

## Balladen und Romanzen.

### Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal,
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da steh'n um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
Der Tell ist todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied:
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied.

„Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch schön ist nach dem Großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat ein Ohr erklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod.

## Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kommst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

„Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermessener Prahlerei:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtslaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in diesem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg' und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort da oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe,
Blieb mir Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt!"

## Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr'."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der Erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der Zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr'!
Ich hab' dich geliebt so manches Jahr."

Der Dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich!

„Dich liebt ich immer, dich lieb' ich noch heut',
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

**Romanze vom kleinen Däumling.**

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Allwärts ist dein Ruhm posaunet.
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man die Geschichte staunen.

Welches Auge muß nicht weinen,
Wenn du liefst durch Waldes Grausen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane sausten!

Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagst im Riesenhause
Und den Oger hörtest nahen,
Der nach deinem Fleisch geschnaubet!

Dich und deine sechs Gebrüder
Hast vom Tode du erkaufet,
Listiglich die sieben Kappen
Mit den sieben Kronen tauschend.

Als der Riese lag am Felsen
Schnarchend, daß die Wälder rauschten,
Hast du keck die Meilenstiefel
Von den Füßen ihm gemauset.

Einen vielbedrängten König
Bist als Bote du gelaufen;
Köstlich war dein Botenbrot;
Eine Braut vom Königshause.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Mächtig ist dein Ruhm erbrauset,
Mit den Siebenmeilenstiefeln
Schritt er schon durch manch Jahrtausend.

Justinus Andreas Chistian Kerner, geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg. Als Knabe schwach und kränklich, und dadurch nicht im Stande große Fortschritte beim Lernen zu machen, später durch das spärliche Einkommen seiner Mutter, da sein Vater, der Oberamtmann gewesen, unterdeß gestorben war, am Studieren verhindert, kam er in Ludwigsburg als Lehrling in eine Tuchfabrik. So wenig ihm dies Geschäft zusagte, und so gerne er sich mit Wissenschaft und Poesie beschäftigt hätte, blieb er dennoch dort, bis sich der als Dichter bekannte K. Ph. Conz, der in Ludwigsburg Diakon, später Professor in Tübingen war, seiner väterlich annahm und seine Mutter beredete, ihn studieren zu lassen, mit dem Versprechen, ihm mit Rath und That zur Seite zu stehen. Im Jahr 1804 bezog Kerner die Universität Tübingen, um Medicin zu studieren, schloß dort mit Uhland einen herzlichen Freundschaftsbund und trat auch selbst als Dichter auf. Nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung Hamburg, Berlin und Wien besucht hatte, ließ er sich in Wildbad als Arzt nieder, wurde 1819 Oberamtsarzt in Weinsberg, wo er zufrieden in seinem ärztlichen Berufe, mit Poesie und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, glücklich im Familienkreise und häufig von nahen und fernen Freunden besucht, lebte, 1851 sein Amt niederlegte, als seine Sehkraft abnahm, von König Ludwig von Bayern eine Pension erhielt und den 22. Februar 1862 starb.

Kerner ist nächst Uhland der Begründer der schwäbischen Schule und hat als Dichter viel Aehnlichkeit mit demselben, namentlich in dem glücklichen Treffen des Volkstons und in der beschaulichen Versenkung in die Stimmungen der Natur. Eben so und wohl noch mehr ist, wie bei jenem der Kreis seiner Anschauungen nur auf deutsche Verhältnisse beschränkt, wie er denn auch, während der politischen Unruhen seine Stimme in Liedern ertönen ließ; innerhalb aber dieser engen Grenzen bewegt auch er sich frei und sicher. Was Kerner Eigenthümliches besitzt, und mehr wie bei Uhland an den Boden erinnert, aus dem die schwäbische Schule entsprossen: an die Romantiker, ist sein Hang zum Düstern und Schauerlichen, sowie zur Schwermuth und Sentimentalität, wodurch beinahe alle seine Lieder etwas Trauriges und Wehmüthiges erhalten, und gleich den Liedern der Romantiker mit ihrer ungestillten Sehnsucht die Vorboten der späteren, sogenannten Weltschmerzpoesie wurden.

Seine poetischen Werke, enthaltend Lieder, Romanzen und Legenden, erschienen in verschiedenen Sammlungen, wie: „Poetischer Almanach für 1812" (gemeinschaftlich mit mehrern andern), „Deutscher Dichterwald", „Romantische Dichtungen", „Gedichte", „Dichtungen", und „Der letzte Blüthenstrauß". Als prosaischer Schriftsteller machte er sich bekannt, außer durch mehrere Werke auf ärztlichem und naturwissenschaftlichem Gebiete, worin er dem Magnetismus, Somnambulismus und überhaupt dem Hereinragen der Geisterwelt in die unserige das Wort redet, wodurch er sich mancherlei spöttischen Angriffen aussetzte, durch einen humoristischen Roman in Jean Pauls Manier: „Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux", ein originelles Buch voll echten Humors und ausgelassener Phantasie, mit eingeflochtenen Liedern untermischt.

## Aus Kerners Poesien.

### Lieder.

#### Die schwerste Pein.

Im Feuer zu verbrennen,
Ist eine schwere Pein,
Doch kann ich eine nennen,
Die schmerzlicher mag sein.

Die Pein ist's, das Verderben,
Das Loos, so Manchem fällt!
Langsam dahin zu sterben
Im Froste dieser Welt.

#### Wär' Alles nur ein Traum.

Wenn man so sitzt im trüben Muth
Und sich kann fassen kaum,
So denkt man oft: wie wär's so gut,
Wär' Alles nur ein Traum!
Ist denn kein Traum die bange Nacht
Das schwere Herz? Vielleicht
Ist's möglich, daß man doch erwacht
Und Alles, Alles weicht.

Blickt man zum Himmel, stehet der
Umwölkt auch, wie im Leid,
Weht doch ein Wind wohl bald daher,
Bringt ihm ein blaues Kleid.
Wind, wehst du weg des Himmels Nacht,
O weh' auch mir um's Haupt,
Daß es, von Sonnenschein umlacht,
Geträumt zu haben glaubt.

## Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! Geschieden muß sein,
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehn!
Es treibt sie durch Länder und Meere zu gehn;
Die Woge nicht haftet am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne manch heimathlich Lied.
So treibt es den Jüngling durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel, bekannt über'm Meer,
Sie zogen von Fluren der Heimath hierher;
Da duften die Blumen vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande die Lüfte dahin.

Die Vögel sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst wand er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.

## Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

So lang' du ohne Sorgen
Geschlummert schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
Oft mancher aus den Schmerz
Und Morgens dann man meinet
Stets fröhlich sei sein Herz.

## Dauer des Herzens.

Ein Saumthier träget still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will
Begehrend keine Rast.

Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch so schwer
Trägt seine Last sie leicht.

Doch all' die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und nicht bricht.

# Romanzen.

## Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla infavilla.

Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,!
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier!
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Und er sprach's und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nach der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr',
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' ist Gott und Teufel.

Einst als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus;
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!
Schreien sie aus Satans Munde.

Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

## Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht halb Leich' aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht
Als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummernd sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Gustav Schwab, geboren den 19. Juni 1792 in Stuttgart, studierte von 1809 bis 1814 in Tübingen zunächst Theologie, zugleich aber auch Philosophie und Philologie, schloß sich an seine beiden, dort weilenden Landsleute Uhland und Kerner aufs innigste an, durch die seine Neigung zur Poesie genährt und gefördert wurde, und schon bald machte er sich selbst als lyrischer Dichter bekannt. Nach vollendeten Studien unternahm er 1815 eine Reise in den Norden Deutschlands, lernte dabei manche Autoren von bedeutendem Rufe, wie Goethe, Chamisso und Fouqué, persönlich kennen, und erhielt 1817 eine Lehrerstelle am Gymnasium in Stuttgart. Als solcher blieb ihm hinlänglich Zeit zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten, und es erschienen von ihm verschiedene Sammlungen Lieder und Romanzen, zahlreiche Uebersetzungen und wissenschaftliche Werke; auch betheiligte er sich an der Herausgabe mehrerer Zeitschriften, wie „Des Morgenblatts", von 1827 bis 1837, und des „Deutschen Musenalmanachs" von 1833 bis 1838. Im Jahre 1837 erhielt er eine Pfarrstelle in Gomaringen, einem kleinen Orte in der Nähe Tübingens, wurde aber 1841 zu seiner großen Freude als Pfarrer und Dekan nach Stuttgart zurückversetzt, wo er später zum Oberstudien- und Oberconsistorialrath ernannt ward, und bis zu seinem Tode den 4. November 1850 glücklich im Kreise seiner Familie und nach wie vor mit poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, lebte, nur zuweilen durch größere oder kleinere Ausflüge zu seiner Erholung sich von dort entfernend.

Schwab, neben Uhland und Kerner das dritte Haupt der schwäbischen Schule, theilt mit beiden die vaterländische Gesinnung und die Vorliebe zu älteren deutschen Sagen und Märchen; doch steht er im Liede Uhland an Präcision des Ausdrucks und an Innigkeit des Gefühls nach, während er in der Ballade, Romanze und poetischen Erzählung ihn beinah erreicht, und nächst ihm der bedeutendste unter den neueren Dichtern ist. Außer als Dichter, Prosaiker und Uebersetzer machte er sich um die Literatur verdient als Biograph und

Herausgeber anderer Autoren. So schrieb er Schiller's Leben, gab heraus: „Flemmings erlesene Gedichte", „W. Hauffs" und „W. Müllers" Poesien, ferner „Mustersammlung deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit, 5 Bücher", „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage", „Buch der schönsten Gedichte und Sagen", „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums", „Deutsche Volksbücher."

Seine eigenen prosaischen Werke, nächst den Biographien meist Reisehandbücher, sind: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Schlössern", „Die Neckarseite der schwäbischen Alp", „Der Bodensee nebst dem Rheinthal", und „Wanderungen durch Schwaben". Aus dem Französischen übersetzte er: „Lamartine's poetische Gedanken", und „Napoleon in Aegypten", von Barthelemy und Mery.

## Balladen von Schwab.

### Das Eßlinger Mädchen.

Melac, der Franzen General,
Mit seinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal,
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg, da sitzt er schon,
Man hört ihn lachend sprechen,
Wie er die Stadt zum Trutz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerst auf den Wall,
Am Pulverdampf sich labend.
Der wolkig zieht, mit seinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein stehen,
Daraus ein schönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er ist in welscher Gluth entbrannt:
„Das Mägdlein will ich haben!
Es gibt in diesem Schwabenland
So viele schöne Gaben;
Mir will der Wein in diesem Thal
Schier wie der heim'sche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'schen Schäferstunden!"

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht:
Will sie nicht sein verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Sonst raucht die Stadt, sobald es tagt,
Von tausend Feuerbränden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt,
Wird solches nicht bedungen:
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel' verdorben,
Und sterben unsre Töchter all',
So sind sie keusch gestorben!"

Der andre Morgen dämmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als Eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt' des Volkes Drang
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt,
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?
Durch Freund' und Feinde frei sie geht,
Die Magd mit stillem Tritte,
Hinauf bis wo die Fahne weht
Von Melac's Lagerhütte.

Gesprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küsse Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft sich in die Waffen stolz:
Sie sollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will seine Brunst sich kühlen.

Wie er will schreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Die Jungfrau vor sich stehen;
Mit ihrem Häublein spielt das Licht
Als einem Heilgenscheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des Deutschen Sinnes Reine.

Nicht Angst, nicht andre Regung zückt
Durch ihre schlanken Glieder,
Die Brust, mit frischem Strauß geschmückt,
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet sind,
Schlicht sind die blonden Locken,
Sie schaut ihm, wie ein fragend Kind,
In's Antlitz unerschrocken.

So deutscher Schönheit klares Licht,
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf sein geblendet Angesicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt ist ihm das welsche Wort
Auf seiner schnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geschwungen.

Hinaus mit seiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesstrahl
Aus ihrem Augensterne. —
Die Glocken sind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgestalt
Siegreich und unverloren.

### Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken die Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht;
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

## Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang' vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und Wenige wissen's, wie die Sache bewandt.

Derselb' ein Doctor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in 'n Schrein, bestellt sein Haus,
Den Seckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doctor durch der polnischen Wälder Nacht;
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichts, so ritt er fort.
Auch merkt er nicht, wie das Thier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelag'rer Gruß;
Es stürmen auf den heil'gen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht; er steigt vom Roß
Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war;
Vom Halse löst er ab manch goldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger; und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg' und Niet;
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.

„Gabst du auch Alles?" brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst Nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doctor: „Nein!"
Und aber: „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorder'm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all' dem Gold er die Heimath wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun. —
Da stand er plötzlich still; denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht, leug nicht! du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt';
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückselige Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei,
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesem Worte riß er den Saum vom Kleid.
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil Keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verläugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf,
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare. Das heilige Gebot: „Du sollt,
Du sollt nicht stehlen!" Und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann, er hat's geküßt.

Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst,
So mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelme, ihr stahlet und ich log!"

Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd'!"
So betet der Kant und gibt die Sporen dem Pferd.

Karl Friedrich Hartmann Mayer, geboren den 22. März 1784 zu Neckar-Bischofsheim, studierte in Tübingen, wo er sich an die drei Häupter der schwäbischen Schule: Uhland, Kerner und Schwab aufs innigste anschloß, die Rechte, trat dann in den Staatsdienst, und wurde Oberjustizrath, später Oberamtsrichter in Waiblingen. Am Anfang der dreißiger Jahre war er mit Uhland, als Mitglied der zweiten Kammer, ein eifriger Verfechter der Volksfreiheit.

Mayers poetisches Talent erstreckte sich auf ein noch bei weitem enger begrenztes Feld der Poesie, wie das der bisher genannten schwäbischen Dichter. Nicht der Politik, nicht ältere Sagen und Märchen, nur ausschließlich der Betrachtung der Naturschönheiten war seine Lyrik zugewandt, und zwar ist er in diesen kleinen Naturbildern und Zeichnungen, wenn auch etwas eintönig, doch originell und anziehend durch Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung. Seine Poesien erschienen in zwei Sammlungen: „Lieder 1833", „Gedichte 1840."

## Aus Mayers Poesien.

### Im Morgenthau.

Jeder Halm hat doch sein Tröpflein
Vom gesammten Morgenthau,
Und ein jedes Blumenköpflein
Hebt sich frisch in Wald und Au.

Wär' auch nichts von Gott ersonnen,
Als dies stille Segensspiel,
Dankt ich froh dem Freudenbronnen,
Der so leis' zur Erde fiel.

### An die Luft.

Wie find' ich dich so hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuschütteln
Durch sanftes Laub und Aesterütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O rüttle, goldne Luft nicht nur
An diesen Thränen der Natur!

### An die Wolken.

O süße Wolkenbilderwelt,
Vom Licht geküßt, in Luft gesellt,
Ein Duftgebäu, wie Menschenglück!
Was läßt der Wind von dir zurück.

### Der Uebergang.

Steine sind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt
Prüfen meine Mienen.

So den Lebensübergang
Find' ich mir bereitet;
Doch der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

### An die Lerche.

O Lerche, könnt' ich mit dir dringen
In jenes lichte Blau,
So froh wie du, so innig singen
Zur blüthenvollen Au.

Vom Sänger wäre nichts zu schauen,
Man horchte seinem Lied,
Als ob's unsichtbar diesen Auen
Der Himmel selbst beschied.

So rein kann, ach! ein Lied nicht klingen,
Beschwert von Erdenschmerz,
Zur lichten Höhe sich nicht schwingen
Ein liebekrankes Herz.

### Waldfriede.

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh.

O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut's um Waldesfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

### Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Abraham Emanuel Fröhlich, geboren den 1. Februar 1796 zu Brugg im Kanton Aargau, studierte von 1811 auf der Züricher Akademie Theologie, und hörte daneben auch philosophische und philologische Kollegien, wurde 1817 zum Pfarrer ordinirt, in Brugg als Lehrer angestellt, wobei er zugleich die Filialpfarrei Mönchthal zu versehen hatte. Im Jahr 1827 erhielt er die Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Kantonsschule in Aarau, später wurde er daselbst zum Lehrer und Rektor an der Bezirksschule und zum Hülfsprediger ernannt, welche beiden Stellen er noch jetzt versieht.

Fröhlich, der in weiter keiner Beziehung zu den schwäbischen Dichtern steht, als daß er mit ihnen verwandt erscheint in der sinnigen und gemüthreichen Auffassung der Natur, machte sich als Epiker durch die beiden größeren epischen Gedichte: „Ulrich Zwingli, 21 Gesänge", und „Ulrich von Hutten,

17 Gesänge", und als Lyriker durch Lieder, Balladen, Elegien und Fabeln bekannt, doch leistete er nur in letzterer Beziehung Bedeutendes, aber da auch so Ausgezeichnetes, daß er alle Fabeldichter der letzten und vorletzten Periode übertrifft, und an poetischer Auffassung nur den Fabeldichtern älterer Zeit an die Seite gestellt werden kann. Für die deutsche Poesie hatte sein Vorgang zugleich den großen Vortheil, daß durch seine Fabeln, voll Wahrheit und lebendiger Darstellung, die, statt auf didaktischem Elemente auf durchaus poetischem und sinnigem Eingehn in die Naturschönheiten beruhten, diese, in letzter Zeit beinahe ganz vergessene Gattung wieder neu belebt und erweckt wurde.

## Aus Fröhlichs Fabeln.

### Kunst und Gunst.

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe:
Gedörn, so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht.
Du bist so groß und mächtig;
Ich mache dich noch prächtig:
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz."
Die Ulme war gewogen,
Hat sie empor gezogen,
Und prangt vor andern weit.
Darnach als Sturm und Zeit
Den Baum darnieder bogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab
Der lang noch Haltung gab.

### Zucht.

„Nicht laß ich mich zäumen,"
Schäumt wüthend das Pferd;
„Ich werde mich bäumen
Mich wälzen zur Erd';
Und wenn sie mich schlagen,
Zerreiß ich den Wagen
Und stürze feldein
Durch Kluft und Gestein;
Denn besser zu sterben
Als knechtisch verderben."

„Gern ließ ich mich zügeln;"
Entgegnet der Springer,
„Und Schläge und Stich
Verschoneten mich.
So ward ich ein Ringer
Und lernte beflügeln
Mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
Mir, Zucht zu erwerben,
Als zuchtlos verderben."

### Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht;
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.
Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgemein'
Der Fuchs dorthin geschickt.
Und in der Spur erblickt
Er seines Vetters Fuß,
Der ihm auch hehlen muß!
Drum mit gewandtem Schwanz
Verwedelt er sie ganz.

### Frömmler.

Irrwische hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Haide, und ohne ein Sündchen
Tanzten sie betend wohl auf und ab,
Priesen auch: daß in so finstern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad die Welt zu leiten.
Aber die Sterne sangen herab:
„Wer, verirrt in entdunkelten Thalen
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh',
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrischenden Morgen zu!
Aber in Nacht bleibt jeder versunken,
Welcher gefolgt, wo jene gewunken!"

**Weltordnung.**

„Schwing mich auf zu deiner Wonne!“
Ruft die Erde zu der Sonne,
„Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Küsten,
Fluren hier versengt zu Wüsten,
Fluthen dort erstarrt zu Thürmen;
Und du hörest rings ein Stöhnen
Meine Freuden übertönen!“

Und die Sonne mild entgegnet:
„Dennoch bist auch du gesegnet.
Großes hast du schon errungen,
Elemente, wild verschlungen,
Aus dem Chaos losgeschieden.
Wohl erkämpfst du dir noch Frieden,
Doch der Himmel bleibt hier oben;
Denn es müssen die danieden
Ewig sehnen sich nach oben!“

Albert Knapp, geboren den 25. Juli 1798 in Tübingen, wurde nach beendigten theologischen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er sich an die Häupter der schwäbischen Schule angeschlossen hatte, zuerst 1820 Vikar in Feuerbach, später Pfarrer in Holzhausen, dann Archidiakonus in Kirchheim und 1845 Stadtpfarrer an der Leonhardtskirche in Stuttgart, wo er 1864 starb.

Als geistlicher Liederdichter ist Knapp, wenn auch keine hervorragende, oder glänzende, doch immerhin eine würdige und edle Erscheinung, da sich seine geistlichen Lieder, die er in mehreren Sammlungen herausgab, durch schöne Form und edle Gesinnung auszeichnen. Seine übrigen Poesien: „Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten“, sind von geringem Werthe.

### Aus Knapps geistlichen Liedern.

**Um ein stilles Herz.**

Sohn des Vaters, Herr der Ehren,
Eines wollst du mir gewähren,
Eins, das mir vor allem fehlt:
Daß aus deiner Gnadenhülle
Milde Ruhe, sanfte Stille
In das laute Herz mir quille,
Das sich stets mit Eitelm quält.

Du ja trachtest aller Orten
Uns mit deinen Liebesworten
Ueberschwänglich zu erfreun!
Aber von dem lauten Toben
Das von unten sich erhoben,
Kann der milde Laut von oben
Nicht in unsre Herzen ein.

Wie Maria dir zu Füßen
Will ich sitzen und genießen
Was dein Mund von Liebe spricht.
Eitelkeit und Eigenwille,
Leib und Seele, schweiget stille;
Komm o Seelenfreund, erfülle
Mich mit deinem heil'gen Licht!

## Achtzehnte Gruppe.

## Die letzten Dichter dieser Periode, die keiner der genannten Richtungen angehörten.

### Wilhelm Müller, Heinrich Heine, Nikolaus Lenau, Elisabeth Kulmann und Ferdinand Raimund.

### Einleitung.

Noch eine kleine Anzahl von Dichtern auf den verschiedenen Gebieten der Poesie bleiben aus der vorliegenden Periode zur Besprechung übrig, die keiner der genannten Richtungen ganz angehörten, obwohl manche

derselben wie W. Müller und H. Heine, ebenso wie die Dichter der schwäbischen Schule von den Ansichten der Romantiker ausgingen, die sie später entweder verließen, oder nach ihrer besonderen Individualität eigenthümlich gestalteten. Theilweise waren diese Dichter aber auch die Vorboten und Verkündiger derjenigen Richtungen der Poesie, die erst die neueste Zeit ausgebildet hat, von denen wir schon mehrfach Anklänge in den verschiedenen Dichtergruppen fanden, nämlich der politischen und Weltschmerzpoesie. Dies sind wiederum Heine, dann Lenau. Nur zwei der Obengenannten: „Elisabeth Kulmann" und „Ferdinand Raimund" stehen als ganz von allen Dichtergruppen und Schulen unabhängige, doch bedeutende Gestalten, erstere in der lyrischen, der andere in der dramatischen Poesie, da.

Wilhelm Müller, geboren den 7. Oktober 1794 in Dessau, wo sein Vater Schuhmacher war. Als ein begabter und namentlich für Poesie begeisterter Knabe, erhielt er eine gute Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und studierte von 1812 an in Berlin Philologie und Geschichte, betheiligte sich als Freiwilliger an den Kämpfen der Freiheitskriege, setzte nach Wiederherstellung des Friedens 1815 seine Studien in Berlin fort, und trat 1816 mit einer Sammlung lyrischer Gedichte: „Bundesblüthen" betitelt, öffentlich als Dichter auf. Um die Welt zu sehen, nahm er 1817 eine Stelle als Reisebegleiter eines Grafen Sack nach Griechenland und dem Orient an, trennte sich in Rom jedoch von diesem, blieb den Winter über dort, unternahm dann verschiedene Streifzüge durch Italien und kehrte 1819 nach Berlin zurück, wurde noch im nämlichen Jahre zum Gymnasiallehrer und Bibliothekar in Dessau ernannt, vermählte sich 1821 mit Adelheid Basedow, der Enkelin des bekannten Pädagogen und starb in Dessau den 1. Oktober 1827 mitten in seiner vollsten dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit.

Müller war ein ausgezeichneter Lyriker, dessen, theils frische, heitere, volksthümliche Poesien, wie die „Gedichte eines Waldhornisten", „Die Postillons-", „Zech-" und „Müllerlieder", theils ernsten, von der tiefsten und wahrsten Begeisterung erfüllten Gedichte, wie die „Griechenlieder", zu den vortrefflichsten Erscheinungen der neueren Lyrik gehören, und einen erfreulichen Gegensatz bilden, sowohl gegen die oft schwärmerisch sentimentalen, oft kalten, aller wahren Begeisterung baaren Poesie der jetzigen Zeit. Er blieb mit diesem frischen, lebendigen Ton auch nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die weitere Entwickelung der deutschen Lyrik, die nach Form wie Inhalt, ihm manches Gute zu verdanken hat, und ihm gewiß noch mehr zu verdanken hätte, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen.

Außer als lyrischer Dichter machte er sich auch als Novellist, Kritiker, Uebersetzer und durch wissenschaftliche Schriften auf dem Gebiete der Philologie bekannt. Seine dahin gehörigen Werke, die theilweise in Zeitschriften zerstreut erschienen, und später erst von G. Schwab gesammelt worden sind: „Vermischte Schriften", 5 Bände, „Rom, Römer und Römerinnen", 2 Bände, „Askania, Zeitschrift für Literatur", „Die Homerische Vorschule",

„Doktor Faustus, Tragödie von Marlow aus dem Englischen übersetzt", „Neugriechische Volkslieder", übersetzt, 2 Bände und „Blumenlese aus den Minnesängern", 10 Bände, fortgesetzt von K. Förster.

## Aus Müllers Poesien.

### Meine Muse.

Meine Mus' ist gegangen
In des Schenken sein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden
Und will nicht heraus;
Will Kellnerin werden,
Will schenken den Wein.
Da steht sie am Thore
Und winkt mir herein.

Und über ihrem Haupte
Da spielet die Luft
Mit grünenden Zweigen
Und würzigem Duft.
Seht, wie sie sich drehet
So flink, so gewandt,
Die Kann' unter'm Arme
Das Glas in der Hand!

„Herein, lieber Zecher!
Ich schenke dir Wein,
Ich schenke dir Lieder
Noch obendrein.
Nur mußt du hübsch bleiben
Im Wirthshaus bei mir —
Ich geb' freie Zeche
Und freies Quartier."

„Drum locke mich nimmer
Hinaus in den Hain
Zu einsamen Klagen
Ob sehnlicher Pein.
Hier unter den Zweigen
Vor unserm Haus,
Da schlafen die Leiden
Gar lustig sich aus."

„Auf, laß uns nicht schweifen
Umher in der Welt,
Einen Helden zu suchen,
Der Allen gefällt.
Gar lang sind die Wege
Gar kurz ist die Zeit,
Und auf den Karpathen
Sind die Straßen verschneit."

So ließ sie sich hören.
Wer hielte da aus?
Flugs bin ich gesprungen
Ihr nach in das Haus.
Nun schenke mir Lieder
Und schenke mir Wein,
Und rufe mir frohe
Gesellen herein.

### Die schönsten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Ist keiner, der mir baß gefällt
Als voller Gläser Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegen bringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen springen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätschernd in die Flaschen ein,
Der Klang ist zum Betäuben.

Hoch springt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge schallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's also meint, der stoße an,
Und wer nicht mit mir singen kann,
Sein Glas, das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer sich ohne Schmerz betrübt,
Dem soll'n die Kauze singen!

## Müllerlieder.

### Das Wandern.

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder!

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn,
Und wollen gar noch schneller sein
Die Steine!

O Wandern, Wandern meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

**Wohin.**

Ich hör' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein!
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

**Ungeduld.**

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch' die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang,
Dann säng' er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es säuseln durch den regen Hain;
O leuchtet es aus jedem Blumenstern!
Trüg es der Duft zu ihr von nah und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich meint, es müßt' in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen sehn,
Zu lesen wär's auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und sie merkt nichts von all dem bangen Treiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

## Griechenlieder.

### Die Griechen an den österreichischen Beobachter.

Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor! empor! so heißt es, der Griechen Losungswort.
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!
Empor, empor, ihr Schläfer aus tiefer Todesnacht!
Der Auferstehungsmorgen ist rosenroth erwacht.
Du nanntest uns Empörer, so nenn' uns immerfort!
Empor, so heißt es ewig der Griechen Losungswort!
Dir aber töne nimmer in's Herz der hohe Klang,
Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Leben lang!

### Griechenlands Hoffnung.

Brüder, schaut nicht in die Ferne nach der Fremden Schutz hinaus,
Schaut, wenn ihr wollt sicher schauen, nur in euer Herz und Haus,
Findet ihr für eure Freiheit da nicht heilige Gewähr,
Nun und nimmer, Brüder, nimmer kommt sie euch von außen her.
Selber hast du aufgeladen dir der Knechtschaft schweres Joch,
Selber hast du es getragen und du trügst es heute noch,
Hättest du darauf gewartet, hochgelobtes Griechenland,
Daß es dir vom Nacken sollte heben eine fremde Hand.
Selber mußt du für dich kämpfen, wie du selber dich befreit,
Dein die Schuld und dein die Buße, dein die Palme nach dem Streit.
Viele werden dich beklagen, viele dir Gebete weihn,
Viele sich für dich verwenden, viele deine Rather sein —
Hoffst du mehr? Bau' auf die Hoffnung deiner Freiheit Veste nicht,
Daß der Grund, auf dem sie ruhet, nicht den Bau zu Trümmern bricht.
Deiner alten Freiheit Ehre ist der neuen Welt gerecht,
Denn der Freie schläft im Grabe so geduldig wie der Knecht.
Lege reuig deine Waffen nieder vor des Türken Thron,
Beuge friedlich deinen Nacken zu dem alten Sklavenfrohn:
Dann, dann magst du sicher bauen auf die Macht der Christenheit,
Dann, dann magst du sicher hoffen, daß der Türke dir verzeiht.
Ruh' und Friede will Europa — warum hast du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig dich bethört?
Hoff' auf keines Herren Hülfe, gegen eines Herren Frohn;
Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron.
Hellas, wohin schaut dein Auge? Sohn, ich schau' empor zu Gott —
Gott mein Trost in Schuld und Buße, Gott mein Hort in Kampf und Tod!

Heinrich Heine, geboren den 31. Dezember 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern, sollte sich in Hamburg bei einem Verwandten dem Kaufmannsstande widmen, doch gefiel ihm das Geschäftsleben nicht, und er studierte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1825 zur protestantischen Kirche über und erwarb sich den Grad eines Dokters der Rechte. Noch vor Abschluß seiner Studien erschien von ihm eine Sammlung lyrischer Gedichte, die von bedeutendem Talente zeigte und Beifall fand. Diese An-

erkennung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, brachte den Entschluß in ihm zur Reife, sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen, und er lebte als Schriftsteller abwechselnd in Hamburg, Berlin und München, unternahm mancherlei Reisen durch die Schweiz und Italien, und ließ sich 1830 bleibend in Paris nieder, da ihm die politischen Zustände in Deutschland nicht behagten. Dort lebte er theils von den Einnahmen seiner schriftstellerischen Arbeiten, mit denen er unausgesetzt beschäftigt war, theils von dem Jahrgehalt eines reichen Hamburger Verwandten und einer französischen Pension, die er von König Ludwig Philipp bezog. Nachdem er sich 1842 mit einer Pariserin: Henri Julia vermählt hatte, verfiel er 1847 in eine schmerzliche Krankheit, die ihn bis zu seinem Ende an Zimmer und Bett fesselte, die Heiterkeit und Frische seines Geistes jedoch nicht zerstören konnte. Er starb in Paris den 17. Februar 1856.

Wiederum bei Heine stehen wir, wie schon öfter vor einem Dichter, dessen herrliches Talent durch seine Eitelkeit, Maß- und Charakterlosigkeit zerrüttet wurde, und wie schmerzlich diese Wahrnehmung auch z. B. bei J. C. Günther und Bürger erschien, bei Heine ist sie noch viel betrübender, da seine Anlagen bedeutender, seine innere Zerrissenheit größer waren. Bei voller und richtiger Entfaltung seiner poetischen Gaben würde die deutsche Literatur in Heine wahrscheinlich ein schöpferisches Ingenium haben begrüßen können, welches von den wohlthätigsten und bedeutendsten Folgen für die Poesie gewesen wäre. So aber ist Heine, theilweise ein vortrefflicher Lyriker, dem größten Theil seiner Poesien nach jedoch ein frivoler, alles Edle und Heilige verspottender, nicht einmal bedeutender Dichter, der zwar von großem, aber meist ungünstigem Einflusse auf die weitere Entwickelung der Poesie war. Er brachte die Lüge und Phrasenhaftigkeit, das zersetzende und frivole Element hinein, wurde der Vorkämpfer und das Oberhaupt des jungen Deutschlands, die in Poesie wie Prosa nur Politik und immer wieder Politik schrieben, und zwar meist in verbissener Weise, und der eigentliche Begründer der Weltschmerzpoesie, welche beide Richtungen nicht günstig für die Entwickelung der Literatur waren. Nur in Beziehung auf die Form, aber auch da nur theilweise, war Heine von wohlthätigem Einflusse. Er selbst dichtete meist in einfach volksthümlichen Weisen, und, wenn er nicht absichtlich nachlässig, manierirt und unschön war, mit einer Lebendigkeit, Frische und Lieblichkeit, die jedes Ohr entzücken muß. Diesen Ton nachzuahmen wurde bei den folgenden Dichtern Mode, und obwohl die meisten derselben Heine in dieser Beziehung nicht erreichten, und oft nur das Fehlerhafte und Unschöne als genial nachgebildet wurde, so verlieh seine Art und Weise doch der deutschen Poesie neue Beweglichkeit und Leben. Nächst lyrischen Gedichten, Balladen und Romanzen, deren er mehrere Sammlungen veröffentlichte, wie: „Gedichte“, „Buch der Lieder“, „Neue Gedichte“, „Romanzero“, von denen das „Buch der Lieder“ die vortrefflichsten enthält, während die anderen, mit wenig Ausnahmen, voller unbedeutender und frivoler Dichtungen sind, gab er eine Menge prosaischer Werke heraus, die poetisch von keinem erheblichen Belange,

jetzt auch schon beinahe vergessen sind. Sie waren meist polemischer Natur, gegen die politischen und literarischen Zustände Deutschlands und gegen eine Menge bedeutender Persönlichkeiten gerichtet, wie gegen Schlegel, Tieck, Platen, Börne, die schwäbische Schule, gelegentlich auch gegen Goethe u. s. w., die er mit den unwürdigsten und hämischsten Waffen angriff. Es sind dies: „Die Reisebilder", „Französische Zustände", „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", „Der Salon", „Die romantische Schule", „Der Denunziant", „Shakspeare's Mädchen und Frauen", „Ueber Ludwig Börne", „Deutschland, ein Wintermärchen", „Politisches Glaubensbekenntniß oder Epistel an Deutschland, geschrieben in Paris im Oktober 1832". Ebenso tendenziös wie diese Schriften ist das allegorische Epos: „Atta Troll."

Außerdem gab er noch heraus: „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo", enthaltend die beiden Tragödien: „Almansor" und „Radcliff."

## Lieder von Heine.

### Die einsame Thräne.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte einsame Thräne
Zerfließe jetzunder auch.

### Liebesklage.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz,
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

### Der Verlassene.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf der Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb',
Mein liebes Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb',
Warum verließest du mich?

### Des Dichters Glück.

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

### Ein Fichtenbaum steht einsam.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

### Die Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

### Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab in's weit aufschauernde
Silbergraue Weltenmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber
Aus herbstlich dämmernden Wolken-
schleiern,
Ein traurig, todtblasses Antlitz
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen
Nebelweit schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten
Ehlich vereint
Luna, die Göttin, und Sol der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe leuchtende Eh'paar.

Jetzt am Tage in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna, weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend zitternd und bleich
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm,
Komm! die Kinder verlangen nach dir.“ —
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Göttin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Winterbett.

Böse zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter,
Und die armen Götter oben im Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben;
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedrig gepflanzte, der todtbeglückte,
Ich klage nicht länger.

## Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn den führet sie,
Sie singen Beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!“

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr da als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt.

„Du Hochgebenedei'te,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
„Gelobt seist du, Marie!“

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein,
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt,
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, bekannt unter dem Dichternamen Nikolaus Lenau, war den 15. August 1802 im ungarischen Dorfe Czatad, unweit Temesvar geboren, studierte, nachdem er in den deutschen und lateinischen Schulen in Ofen und Tokay seinen ersten Unterricht erhalten, von 1819 zuerst in Wien die Rechte, dann in Preßburg Landwirthschaft, später in Heidelberg Medicin. Doch die Unruhe seines Geistes ließ ihn, trotz dieser mannichfachen Studien, zu keiner festen Lebensstellung gelangen und trieb ihn, nachdem er die Universität verlassen, auf Reisen zu gehen. Er fand in Schwaben, wohin er sich zuerst wandte, namentlich bei den dortigen Dichtern, denen er durch Veröffentlichung einzelner lyrischer Poesien schon als Kunstgenosse bekannt war, eine sehr freundliche Aufnahme und lebte eine Zeit lang in Kerner's Hause. Im Herbst 1832 verließ er Schwaben und schiffte sich nach Nordamerika ein, in der Hoffnung, dort eine bleibende Heimath zu finden, doch kehrte er enttäuscht schon im Frühjahr 1833 mit mancherlei poetischen Entwürfen und fertigen Dichtungen wieder nach Wien zurück, fand, da unterdeß eine Sammlung seiner Gedichte erschienen war, die sehr gefallen hatte, überall die ehrenvollste Aufnahme, Beifall und Anerkennung, was aber alles, ebenso wenig wie seine angenehmen äußeren Verhältnisse, nicht im Stande war, seinen angeborenen Trübsinn zu verscheuchen oder aufzuheitern, der im Sommer des Jahres 1844 in unheilbaren Wahnsinn ausartete. Er wurde zuerst nach der Heilanstalt Winnenthal im Würtembergischen gebracht, und man gab sich, da er einzelne lichte Augenblicke hatte, der Hoffnung hin, ihn geheilt zu sehen, doch diese Hoffnung schwand mehr und mehr, 1847 holte ihn sein Schwager Schurz von Winnenthal ab und brachte ihn in die Heilanstalt Oberdöbeling bei Wien, wo er den 22. August 1850 starb.

Lenau war eine edle dichterische Natur, der jedoch mit zu großer Hast und Unruhe dem Guten und Schönen nachjagte, es daher nie erreichte, und nie zur inneren Harmonie gelangte. Dieses unruhige Streben, diese unbefriedigte Sehnsucht, dieses ewige Suchen und nicht Finden ist denn auch der Grundton aller seiner Poesien, die eben dadurch keinen harmonischen Genuß gewähren. Die von Heine begründete Weltschmerzpoesie fand in Lenau ihren trübsten und melancholischsten Ausdruck, und da diese den Gemüthern in jener Zeit am meisten zusagte, so erhielten, wohl aus diesem Grunde, seine Dichtungen einen bei weitem größeren Beifall, als sie ihrem poetischen Werthe nach verdienen. Mit wenig Ausnahmen sind sie, sowohl nach Form, wie

Inhalt, weder vollkommen harmonisch, noch vollkommen durchgearbeitete Werke, denen zur Vollendung noch Manches fehlt, ungeachtet ihrer oft reichen und kühnen Bilder, ihrer tiefen und zarten Empfindungen. Als vorzugsweise lyrischer Dichter war es von Lenau eine verfehlte Idee, größere Epen gestalten zu wollen, und diese sind daher auch: „Faust", „Savonarola" und „Die Albigenser", nur in ihren lyrischen Partien als gelungen zu betrachten. Ebenso sind die aus seinem dichterischen Nachlasse von Anastasius Grün herausgegebenen dramatischen Gedichte: „Don Juan" und das Bruchstück „Helena", unbedeutend.

Trotz des großen Beifalls, den Lenau als Dichter fand, blieb er doch auf die weitere Entwickelung der Poesie ohne besonderen Einfluß, nur das weiche und sentimentale Element seiner Dichtungen wurde theilweise in dieselbe aufgenommen.

## Lieder von Lenau.

### Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blüthenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher
Etwas trauriger wohl auch!

Hinter deinen Blüthenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich mein' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich scheint die Sonne,
Weht der linde Maienwind,
Und das Blühen und die Wonne
Allzubald vergangen sind!"

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüthen zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre
Und mein Herz verlor die Ruh'.

### Einst und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr!"

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimath mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Fände sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
Wiederkehr in's traute Thal;
Doch es ist dem Heimgekehrten
Nicht zu Muth wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort!
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier:
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies?

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen,
Alles, wie ein Frühlingshauch!

### Zuflucht.

Thut man Kindern was zu Leide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All' ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Loos gelinder
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinter'm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

### Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wild're Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!"

„Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bitt'res Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder,
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbroch'ne Donner krachen.
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter,
Und die Männer kommen fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

## Winterbild.

Zu öd' und traurig selbst den Haidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend ziehn vorbei die Bäume
Am Schlitten trüb', wie schnellvergess'ne Träume,
Der Wald entflieht, wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert!
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod' im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wand'rer meide
Den Schlaf, hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen
So wird's vom Rosse dir vorangetragen,
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Elisabeth Kulmann, geboren den 5. Juli 1808 in Petersburg, war die Tochter eines russischen Offiziers von deutscher Abstammung. Trotz der drückenden Armuth, in die der Tod ihres Vaters die Familie versetzte, und die so groß war, daß sie sich die härtesten Entbehrungen auferlegen mußten, studierte Elisabeth von Jugend auf mit bewunderungswürdigem Fleiße Sprachen (deren sie in ihrem fünfzehnten Jahre eilf verstand), Mathematik und Naturwissenschaft, und schon in ihrem dreizehnten Jahre dichtete sie in russischer, italienischer und deutscher Sprache. Ihr schwacher Körper konnte jedoch die übermäßige Anstrengung und die harten Entbehrungen nicht ertragen und sie starb schon den 19. November 1825 an völliger Entkräftung.

Das einstimmige Urtheil aller derer, die ihre von ihrem Lehrer gesammelten und herausgegebenen Poesien („Sämmtliche Dichtungen") sahen, wie Goethe, Jean Paul und Voß, lautete dahin, daß in ihr eins der glänzendsten und reichsten lyrischen Talente verborgen läge, was schon damals manches Bedeutende hervorgebracht hatte, bei völliger Ausbildung aber jedenfalls ganz Außerordentliches geleistet haben würde.

Sie dichtete in drei Sprachen, doch in der deutschen mit besonderer Vorliebe, und bildete ihr Talent hauptsächlich an den klassischen Mustern der alten Griechen und Römer; ihre Gedichte erinnern daher mit ihren meist griechischen Formen, dem einfachen Ernst des Inhalts an das klassische Alterthum, wie ja auch Voß von denselben sagte, „man sei versucht, die Poesien für das Werk eines bis dahin unbekannten Dichters aus der glänzendsten Epoche der griechischen Literatur zu halten.

## Aus Elisabeth Kulmanns Gedichten.

### Vertrauen auf Gott.

Fürchten? Was soll ich fürchten?
Wall' ich des Tages nicht unter
Dem veilchenblauen Himmel,
Dem Auge meines Gottes,
Deß Strahlenblick — die Sonne,
Mich überall begleitet?
Ruh' ich die Nacht nicht unter
Dem dunkelblauen Himmel,
Dem immerwachen Auge
Deß, der mit sanftem Blicke —
Dem Monde, mich bewachet?
„Die Haare deines Hauptes
Hat er gezählt, und keines
Wird deinem Haupt entfallen,
Bevor er ihm zu fallen
Gewinkt", so sprach der Gottmensch.

Und fürchten sollt ich? Menschen?
Sie, die heut stolz einhergehn
Und morgen leichter Staub sind,
Den jeder Wind verwehet?

### Meine Schätze.

Wohl bist du eng und niedrig
Und feucht und kalt, o Hütte!
Und oft, oft herrschen Mangel
Und Noth in deinem Innern;
Doch nie wirst du mich gegen
Mein Schicksal murren hören.
Thät' ich's, mit Rechte würde
Man mich des Undanks zeihen.
Mir ward vom güt'gen Himmel
Beim Eintritt in das Leben
Zur Mitgift eine Gabe,
Die nie vielleicht besessen
Die mächtigste der Feen.
Ist mir die Welt um mich her
Zur Last, mit einem Schritte
Bin ich im Land der Wunder.
So schnell als im Gemüthe
Ein Wunsch dem andern folget,
Seh' ich sie flugs sich alle
In namenloser Schöne
Verwirklichen. Du, Hütte,
Wirst zum Palast mit hundert
Glanzvollen Prunkgemächern;
Wohin mein Blick sich wendet,
Strahlt Silber ihm entgegen
Und Gold und Edelsteine,
Und Tische von Porphyrn,
Und Urnen, deren Formen
Das Auge fesseln, Bilder
Von Stein und Farbe, wie sie
Noch nie der Kunst gelungen.
Mit edlen Herrn und Frauen
Sitz ich, erstaunt, zu Tische,
Geehrt wie ihres Gleichen
Und jedem Gast willkommen.
Nach aufgehobner Tafel
Reicht einer von den Gästen
Mir, bittend eine Laute,
Und voll Begeistrung sing' ich
Der lauschenden Umgebung
Von Heldenmuth und Hochsinn.
Der Held, gerührt vom Liede,
Bekennt, es seien Lieder
Unsterblicher als Thaten. —
Mir stehen alle Länder
Und Zeiten zu Gebote.

Schnell, wie in Träumen, wall' ich
Von einer hehren Scene,
Von einem hehren Zeitraum
Entzückensvoll zum andern
Und weid' an allen Wundern
Der Vorwelt und der Mitwelt,
An allem Edlen, Schönen
Noch Lust, mich zur Genüge!
Wie kleinlich scheint dann, Menschen,
Mir euer rastlos Streben
Nach Ehren, Schätzen, Freuden,
Die in dem Augenblicke,
Wo ihr sie nun erreichet,
Gleich nicht'gen Seifenblasen,
All' ihren Reiz verlieren.

### Das Mädchen und das Schicksal.

Das Mädchen.

Sag, weshalb ließest, Schicksal,
In armer, niedrer Hütte
Du mich geboren werden,
Und legtest in die Seele
Mir dennoch Drang nach Größe?

Das Schicksal.

So ordnete die Macht es,
Die Gegenwart und Zukunft
Mit einem Blick umfasset.
Hätt' ich des Reichthums Händen
Als Kind dich anvertrauet,
Was wär' aus dir geworden?
Sie hätten von der Wieg' an
Dir jeden Wunsch erfüllet
Und dich verwöhnt. Nicht ungleich
Dem Hänfling, der dem Neste
Von wildem Mohn und Veilchen
Schön überwölbt, entkriechet
An einer Quelle Rande
In üpp'ger Nahrung Schooße,
Und sorgenlos und mühlos
Erwächst und sich begnüget
Von einem niedern Strauche
Zum andern zu flattern,
Wär' Kindheit dir und Jugend
Und Alter und das Leben,
Gleich unbemerkt entflohen.
Soll aber dieses Streben
Nach Größe, das sich rastlos
In deinem Busen reget,
Sich einst, o Kind, entwickeln,
So müssen alle Wünsche

In deiner Seele schlummern,
Dein Aug' muß rastlos aufwärts
Zur Aetherhöhe blicken:
Denn nicht auf Erden wandelt
Das Große und Erhabene.
Der junge Aar, zur Größe
Von der Natur bestimmt,
Weiß nichts von weichem Moose
Und Flaum und Eiderdunen:
Nackt friert auf kalten Felsen,
Von Nebeldunst umschlossen,
Oft Tage lang er darbend;
Dagegen aber steiget,
Sobald die starken Schwingen
Den vollen Wuchs erreichet,
Er kühn empor zur Sonne.

Ferdinand Raimund, geboren den 1. Juni 1791 in Wien, kam nach dem Tode seines Vaters 1805 zu einem Konditor als Lehrling, aber voll Begeisterung und Liebe zur Schauspielkunst, entfernte er sich heimlich aus dem Hause seines Lehrherrn und ging, da seine Versuche, an einem Wiener Theater Anstellung zu finden, erfolglos blieben, nach Preßburg, wo er angenommen wurde, aber gänzlich mißfiel, weßhalb er sich, in den traurigsten Verhältnissen, nach Steinamanger wandte, und dort eine Anstellung für die untergeordneten Rollen fand. Nachdem sich die Truppe zerstreut hatte, ging er nach Oedenburg, und erst da entwickelte sich sein bedeutendes Schauspielertalent rasch und glänzend, so daß er 1813 am Theater in der Josephstadt in Wien, 1817 am Leopoldstädter Theater angestellt wurde, dessen Direktion er 1821 übernahm, und dasselbe durch seine Bemühungen zu einer Musterbühne erhob, sich selbst aber, durch seine strengen Forderungen an die Schauspieler, so viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er 1830 deßhalb die Direktion aufgab, und sich theils durch Gastrollen am Theater an der Wien, theils durch Kunstreisen ein ansehnliches Vermögen erwarb, von dem er sich 1834 ein schönes Landgut kaufte. Schon seit langer Zeit zur Hypochondrie geneigt, stieg diese auf den höchsten Grad, als er1836 von einem Hund gebissen wurde, den er für toll hielt. Er reiste sogleich nach Wien ab, um geschickte Aerzte zu Rath zu ziehen, doch überfiel ihn in Pottenstein, wo er übernachtete, eine so namenlose Angst, daß er sich durch einen Pistolenschuß zu tödten versuchte, sich auch tödtlich verwundete, doch erst nach acht Tagen, den 6. September 1836 starb.

Raimund besaß nicht nur ein äußerst bedeutendes dramatisches Talent, dessen geniale Lustspiele voll Witz, Humor und Gedankenschärfe, neue und eigenthümliche Schöpfungen waren, sondern der auch durch dieselben das Volksschauspiel, was vergessen oder zur trivialsten Posse herabgesunken war, wieder emporhob, oder vielmehr ein neues, treffliches Volksschauspiel schuf, was die poetische Anschauung, die jugendliche Frische und Wahrheit des Volks-

lebens auf's treffendste veranschaulichte. Besonders wußte er auf glückliche und naive Weise die Märchenwelt mit den modernen Zuständen in die innigste Verbindung zu bringen und den österreichischen Volkscharakter mit seinem lebensfrischen Humor, seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit und jugendlichen Heiterkeit treffend zu schildern. Unter seinen Lustspielen sind als die hervorragendsten zu bezeichnen: „Der Bauer als Millionär", „Der Alpenkönig oder der Menschenfeind", und „Der Verschwender", die in ihrer Art als klassische Stücke betrachtet werden müssen, sowohl sich auszeichnend durch schöne Form, wie durch Erfindung, Anlage und Charakterzeichnung. Weniger bedeutend sind die übrigen Lustspiele: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", „Der Diamant des Geisterkönigs", „Das Mädchen aus der Feenwelt", „Moisasurs Zauberfluch", „Die gefesselte Phantasie", und „Die Unheilbringende Krone."

---

## Schlußbemerkung.

Bevor ich von meinen Lesern scheide, muß ich diesem Buche noch einige Worte zur Rechtfertigung beifügen, warum ich keinerlei Erwähnung thue von den mannichfaltigen Blättern und Blüthen, die in neuerer und neuester Zeit der Baum der deutschen Poesie getrieben hat, und warum auch manche Dichter der letzten Periode gar nicht, oder nur kurz besprochen worden sind. Das zweite ist durch die große Anzahl von Dichtern des eben beendigten Zeitraums leicht erklärt, da, um das Buch nicht zu weit auszudehnen, nur diejenigen eingehender behandelt werden konnten, die von wirklichem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, oder selbst als Dichter besonders hervorragend waren.

Was den ersten Einwand betrifft, so erwiedere ich darauf: Es würde ein trauriges Geschäft sein und müßte jedes deutsche Herz mit der tiefsten Wehmuth erfüllen, wenn man eine Geschichte der deutschen Literatur fortführen könnte bis auf den heutigen Tag. Es hieße das zugleich konstatiren, daß die Geschichte unserer Nationalliteratur ein abgeschlossenes Gebiet, ein lebloser, erstarrter Körper sei, der nichts mehr hervorbringen könne. Doch das ist sie nicht, und wir dürfen mit Vilmar freudig ausrufen: „Noch grünet unser Wald."

Da er aber fort und fort grünet, und auf allen Gebieten der Poesie, wie Prosa neue Schossen treibt, man auch das Werdende und noch nicht Fertige, wohl beurtheilen und kritisiren, doch nicht geschichtlich darstellen kann, so be-

gnügte ich mich, diese Literaturgeschichte bis zum äußersten Punkte der historischen Darstellungsweise fortzuführen, und nahm keinen der noch lebenden in diesem Jahrhundert geborenen Dichter auf. Noch stehen die meisten dieser Dichter in ihrer vollsten Blüthe, noch ist ihre poetische Thätigkeit nicht zu Ende, noch ist ihr Einfluß auf die weitere Entwickelung der deutschen Literatur keineswegs festzustellen, und daher erschien dies der geeignetste Zeitpunkt, die geschichtliche Darstellung abzubrechen, so sehr es mir auch Freude gemacht hätte, meine Leser auf die mannichfachen Blüthen und Früchte des jungen Dichterwaldes aufmerksam machen zu können.

# Alphabetisches Namensverzeichniß.

## A.



## B.

## S.

## T.



## U.

## Y.



## Z.

# Druckfehlerverzeichniß des I. und II. Bandes.

---

## Band I.

Seite 9, Zeile 23 von unten (ge) fällt weg.
= 9, = 21 von unten statt grün: grin.
= 9, = 18 von unten statt Wicut: Wirnt.
= 141, = 16 von oben statt Nurenzunph: Rurenzunph.
= 201, = 4 von unten statt Thyne: Thym.
= 237, = 12 von unten statt prasaisch: prosaisch.

## Band II.

Seite 143, Zeile 10 von oben statt 1600: 1690.
= 156, = 12 von unten statt 1793: 1739.
= 294, = 6 von oben statt Rosenbank: Rasenbank.
= 302, = 15 von oben statt auf: aus.
= 307, = 4 von unten statt 1799: 1699.

---

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Horst, Klotilde von der

Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit mit Beispielen aus den besten Werken der Poesie und Prosa ; zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht
Bd.: 3

Detmold 1870